Deutsche Monatsschrift für Rußland.
Herausgegeben von Alexander Eggers.

Nr. 7. Reval, 1. (14.) Juli. 1913.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Dichter, Kritik und Publikum

von Dr. Valerian Tornius (Leipzig).

Drei Elemente sind für Drama und Bühne von ausschlaggebender Bedeutung, weil letztere in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis von ihnen stehen. Es sind diese: das schaffende — der dramatische Dichter, das bewertende — der Kritiker und das empfangende — das Publikum. Gerade in unserer Zeit haben diese drei Elemente eine besondere Wichtigkeit erlangt, da zwei unter ihnen eine Machtgröße gewonnen haben, wie sie ihnen früher nicht eigen gewesen ist. In älterer Zeit — ich nehme das ideale Zeitalter der Hellenen — war der Dichter Alleinherrscher, das Publikum war eine den Eindrücken willenlos sich hingebende Volksmasse. Eine Kritik gab es noch nicht. Jetzt lebt in dem Publikum ein bewußter Wille, der sich nicht ohne weiteres alles bieten läßt, was man ihm darreicht, der auch den Mut besitzt, abzulehnen, was ihm nicht gefällt. Und vor allem ist in der Kritik dem Drama und dem Theater eine mächtige Potenz erwachsen. Während früher Dichter und Theaterleiter allein die fördernden Faktoren der Entwicklung des Dramas waren, besitzt die Kritik heutzutage die Anmaßung, überall mit dreinreden zu wollen, um selbst die Richtlinien für die Entwicklung der dramatischen Kunst vorzuzeichnen. Und weil dieses eigenmächtige, durch nichts zu begründende Eingreifen oder vielmehr Überschreiten vorgeschriebener Befugnisse schädlich, oft

sogar vernichtend wirkt, sehen Dichter und Theaterleiter in ihr eine feindliche Macht, gegen die sie sich ernstlich wehren. Das Publikum nimmt in dieser Hinsicht eine ziemlich indifferente Stellung ein, d. h. bald neigt es auf die Seite der Kritik, bald stellt es sich auch in Gegensatz zu ihr. Eine Norm läßt sich nicht feststellen. Das Publikum urteilt je nach seiner guten oder schlechten Laune. Die Fälle, in denen das Publikum auf die Seite des von der Kritik Vernichteten tritt, sind ebenso zahlreich, wie diejenigen, bei denen das Publikum, unbekümmert um die gute Meinung der Kritik, gegen den Dichter protestiert. In diesem wechselseitigen Bekämpfen liegt das stärkste Charakteristikum für die Abhängigkeit des modernen Dichters von Kritik und Publikum, und darum sei diesen beiden Faktoren ein eigner Abschnitt zuerkannt.

Man braucht nicht die hyperbolische Auffassung Schillers von dem Dichter zu teilen, die in die Worte ausklingt: „Drum soll der Sänger mit dem König gehen, sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen", man braucht auch nicht Goethes Idealbild eines Dichters aus dem Vorspiel zum „Faust" heraufzubeschwören, wenn man den Beweis erbringen möchte, daß der Dichter eine Kulturmission erfüllt. Jeder, der ein empfängliches Gemüt und einen offenen Sinn für die Dichtung hat, wird dieses, ohne sich auf Argumente zu stützen, in seinem Innersten empfinden. Da muß es denn besonders verwunderlich scheinen, daß unsere Zeit, die für jede Art Kulturwerte so außerordentlich viel Verständnis besitzt, den Begriff „Dichter" keineswegs hoch einschätzt. Dichter! Das Wort hat heute fast einen ironischen Klang. Durch seinen allzu häufigen Gebrauch ist es entwertet worden. Jeder, der jetzt ein paar Verse produziert, wird mit Leichtigkeit in den Parnaß versetzt. Den Jetztlebenden fehlt jene heilige Scheu, die frühere Generationen vor der Bezeichnung „Dichter" hatten. Vergangene Zeiten haben auch mit dieser Ehrenbezeichnung sehr gekargt. Man denke nur an die Schwierigkeiten, an die vielen Wettkämpfe, welche die Rhapsoden auf den olympischen Spielen ausfechten mußten, bis ihnen der Ruhmeskranz zugeteilt wurde. Doch in diesem fahrenden Sängertum, das die Taten der Helden pries, das in dem Beruf „Dichter" völlig aufging und lebte, in diesem Sängertum, mag er als Rhapsoden oder, wie bei den Germanen, als Skalden oder wie im Mittelalter als Troubadours gekennzeichnet werden, waltete ein geweihter künstlerischer Ernst, und nicht umsonst feierte das Volk in den Verkündern die Offenbarung göttlicher Allmacht und Größe. Und dieses tritt überall dort zutage, wo das Dichten nicht als eine Nebenbeschäftigung getrieben wurde, sondern wo es aus einem tiefen Drange hervorwuchs.

Es wird immer wieder von Eltern gegenüber Kindern, bei denen sich eine starke dichterische Begabung zeigt, der Standpunkt verfochten: lernt erst etwas, damit ihr einen Beruf im Leben ausüben könnt, das Dichten könnt ihr dann als Nebenbeschäftigung nehmen. Selbst die größten unserer Genies haben sich dieser Maxime fügen müssen: wir brauchen nur an die Namen

Goethe, Schiller, Heine, Kleist, Ibsen u. a. zu denken. Wie schnell haben sie aber diese Berufsbürde abgeworfen und die Nebenbeschäftigung zu ihrem Gewerbe erhoben! Es ist nichts mehr verkehrt, als die Annahme, man könne die Kunst so nebenbei in Mußestunden betreiben, vielleicht nach dem Mittagsmahl oder nach dem Abendessen, etwa wie man bisweilen zur Erholung eine Partie Skat spielt. Dieses Vergnügen möge den Liebhabern der Künste oder eitlen Dilettanten überlassen bleiben. Der wahre Künstler wird einen Beruf im staatsbürgerlichen Sinne stets als eine Last betrachten, die ihn in seinen freien Bewegungen hemmt; er wird kein Mittel unversucht lassen, diese Bürde über kurz oder lang abzuschütteln. Und wenn es ihm nicht gelingen sollte, wird er daran zu Grunde gehen. Er wird lieber hungern und darben, als sich dem Joch einer aufgezwungenen Pflicht beugen. In unzähligen Dichterbiographien können wir diese Wahrheit bestätigt finden. Anders ist es auch gar nicht möglich. Denn kein Beruf, ob realer oder idealer Natur, fordert so viel Konzentration, soviel Treue gegen sich selbst, soviel Weihe im Leben, wie der Beruf des Dichters und Künstlers. Und vielleicht haben darum gerade Goethe und Wagner solche Höhepunkte künstlerischen Schaffens erreicht, weil sie fürstliche Gönner fanden, in ihnen die Möglichkeit einer freien Entfaltung und ungehemmter Kunsttätigkeit gaben.

Trotz dieses idealen Dichtertums, in dem die wahrhaft schöpfende und entwickelnde Kraft der Kunst sich auslöst, behauptet sich immer ein anderes Dichtertum noch, dem jener höhere Zug fehlt. Ich meine damit das äußerliche, materiell gesinnte, nach Scheinruhm oder Geld strebende Dichtertum, wie es im XVII. Jahrhundert an den Höfen unter den sogenannten Hofpoeten glänzend florierte und wie es heute auffallend stark in einer nach pekuniären Erfolgen habgierig greifenden Schriftstellergattung vorherrscht. Für diese hat der Begriff „Dichter" natürlich nur einen leeren Klang. Im Grunde genommen handelt es sich ja hier um ein mehr oder weniger gespreiztes aufdringliches Dillettantentum. Aber diese Sorte „Dichter" bildet ein so starkes Kontingent in der federgewandten Welt, daß der wahre Poet sich erst mühsam den Pfad durch diese tumultarische Masse bahnen muß, um zum Wort zu gelangen.

Was ich hier über das Dichtertum im allgemeinen gesagt habe, das gilt natürlich auch im speziellen für die dramatischen Dichter. Ja, es scheint fast, als ob die Gegensätze auf diesem Gebiete noch viel schärfer aufeinanderstoßen, denn anderswo. Und ich möchte sogar behaupten, daß der Kampf zwischen Dichter- und Scheindichtertum, wie er sich im modernen deutschen Drama abspielt, gerade vorbildlich für die übrigen literarischen Zweiggebiete geworden ist und dort einen ähnlichen Zustand heraufbeschworen hat. Man denke nur an die Flut der Zeitschriften- und Zeitungsromane, die in jedem Jahr auf den Markt hinausgeschleudert werden, von denen 90% nicht einen Deut literarischen Wert besitzen. Wohl gab es auch in vergangenen Epochen — um beim Drama zu bleiben — neben Werken starker dichterischer Qualitäten bedeutungs-

losen Schund, der sich der Gunst des großen Publikums erfreute. Selbst das Zeitalter Goethes liefert uns dafür reichliches Material. Wenn man das Repertoire der kunstverständigsten aller Bühnen, des Weimarer Hoftheaters, statistisch verfolgt, so stößt man auf lehrreiche Zahlen. Man findet z. B. daß Kotzebue im Jahre 1815 an 40 Abenden vertreten war, während Schiller nur 9, Goethe 8, Lessing 4 und Shakespeare einmal zu Worte gekommen sind, daß also durchaus nicht Schiller und Goethe, sondern Kotzebue der zugkräftigste „Poet" der damaligen Bühne war. Kotzebue, einer, dessen Namen heute fast nur der Literarhistoriker kennt.

Die Voraussetzungen für das Überwiegen dieser unkünstlerischen Dramenliteratur waren aber damals wesentlich andere als jetzt. Es gab nämlich nicht jene Tantiemenjagd, die so manchen Jüngling und Greis unserer Tage in die Arme Thaliens treibt. Freilich ganz ohne Entgelt fertigte man dichterische Arbeit damals auch nicht ab. Allerdings eine Million, wie Meyer-Förster sie für „Alt-Heidelberg" eingenommen hat, soviel gab es in jenen Jahren kaum in einem kleinen deutschen Staat — geschweige denn als Honorar für ein Drama. Und so hat sich Schiller, ob er wollte oder nicht, für seinen „Fiesko" mit lumpigen hundert Talern begnügen müssen, lehnte doch sogar der mächtige Dalberg, der dem damaligen bedeutendsten Theater, dem Mannheimer Hoftheater vorstand, Schillers Gesuch ab, ihm 8 Louisdor für die Umarbeit zu gewähren. Gerade „Alt-Heidelberg", Beyerleins „Zapfenstreich" sind für das moderne Drama, noch mehr aber für viele Glücksucher, die mit Dramenschreiben das große Los zu gewinnen hofften, von verderblichem Einfluß gewesen.

Man muß Einblick in einen dramatischen Verlag genommen haben, wenn man sich ein Bild von dieser tantiemensüchtigen Massenproduktion machen will. Uneingeweihte können sich kaum vorstellen, wie groß der nutzlose Verbrauch geistiger Kräfte auf diesem Gebiete ist. Da sind oft von 100 eingesandten Stücken 99 reif für den Papierkorb und nur eines weist soviel Begabung auf, daß der Versuch gewagt werden kann, es an irgendeiner Bühne einzureichen. Manches soziale Elend tritt dabei aus dem Dunkel der Verborgenheit, denn meist sind es arme Schlucker, die ihre ganze Hoffnung auf das Werk setzen. Bald ist es eine alte Lehrerin, welche die knappen Stunden, die ihr die Tagesarbeit übrig läßt, dazu verwendet, um ihre Erfahrungen mühsam zu einem dickbändigen Drama zusammenzuschweißen, das schließlich wie eine dialogisierte pädagogische Festrede anmutet; bald ist es ein armer schwindsüchtiger Student, der seinen Schlaf und seine Gesundheit opfert, um das große Liebesdrama zu schreiben, das die Welt erschüttern soll und das zuguterletzt sich als eine schlechte Kopie von „Romeo und Julia" erweist; bald ist es ein junger Kaufmann, der sich von seinem Chef gekränkt fühlt und seine Rache in einem sozialen Drama austobt, sich schon wie Hamlet auf den Augenblick freuend, wo der Verruchte sich selbst auf der Bühne erkennen und

in Gewissensangst zusammenbrechen wird. Kurzum, es sind alle Schichten der Bevölkerung unter den Dramendichtern anzutreffen, vom Arbeitsmann bis zur Hochfinanze und Aristokratie, und jeder von ihnen glaubt sich dazu berufen, ein unsterbliches Scherflein zu der Literatur beitragen zu müssen. Und alle leitet im Grunde genommen die Sucht nach Gewinn.

Wer trägt nun wohl Schuld an dieser minderwertigen Massenproduktion? Ich betone es: nicht allein jene Glücklichen, denen das Gold scheffelweise in den Schoß fiel, nein auch die Theater. Auf sie haben natürlich die großen Schlager ebenfalls einen starken Einfluß ausgeübt. Die Bühnen müssen aus Existenzfrage auf Kassenerfolg bedacht sein, darum ist es nicht verwunderlich, wenn sie sehnsüchtig nach „Schlagern" ausschauen und jedes Stück, das nur irgendwie einen großen Kassenerfolg verspricht, sei es durch sein interessantes Milieu, sei es durch die Aktualität seines Stoffes, schleunigst erwerben. Und so hat sich viel Dilettantenkunst im modernen Drama auf der Bühne breit gemacht und wertvolle Werke, die nicht mit sensationellem Anspruch auftraten, verdrängt. „Das Repertoire ist für die laufende Saison schon besetzt" heißt es dann zur Entschuldigung. Oder wenn dann durch Zufall oder mit Gewalt in Berlin irgendein Schlager großgezüchtet wird, der dann an 100 Abenden das Haus füllt, da bleibt natürlich für die wertvollen dramatischen Werke gar kein oder wenig Raum übrig.

Unter dieser Misere, auf kommende Zeiten vertröstet oder nur so nebenbei berücksichtigt zu werden, hat mancher hoffnungsvolle Dramatiker unserer Zeit zu leiden. Es gehört wahrhaftig nicht viel dramaturgische Kenntnis dazu, um die Bühnenwirksamkeit von Schönherrs „Glaube und Heimat" zu erkennen. Und doch haben viele Bühnenleiter lange mit der Erwerbung gezögert. Erst nachdem in Wien der Erfolg konstatiert worden war, nachdem die Presse allerorts sich dafür eingesetzt hatte, regte sich das Interesse der Direktoren auch anderweitig. Die Kritik mußte erst das Machtwort sprechen.

Damit sind wir bei dem zweiten Element angelangt, das auf dem Gebiet des modernen Dramas und Theaters eine erhebliche Rolle spielt. Eine Theaterkritik im idealsten Sinne des Wortes setzte erst mit Lessings „Hamburgischer Dramaturgie" ein. Sie scheint aber auch in diesem ersten gewaltigen Versuch ihren Aufstieg und zugleich ihre Höhe erreicht zu haben. Bei Lessing erfüllte die Theaterkritik eine ideelle Aufgabe: sie räumte mit dem Vorhandenen gründlich auf und ordnete es auf seinen Wert und Unwert hin. Hier offenbarte sich zugleich mit dem Abwägen literarischer Qualitäten ein produzierendes Moment, d. h. der Kritiker wies neue Wege und Ziele, was schließlich Erfordernis und Pflicht einer jeden Kritik sein müßte, denn sie soll ja in erster Linie Mängel konstatieren, ihre Ursachen erklären, das Neue hervorstreichen und dadurch indirekt die dichterische und bühnenkünstlerische Produktion befruchten. Eine ideale Kritik im Sinne Lessings haben nach ihm nur wenige geübt, und nur wenigen ist es gelungen, wahrhaft fördernd auf die drama-

tischen Dichter und die Bühne einzuwirken. Im großen und ganzen ist die Kritik heutzutage im Reporterwesen erstarrt und zwar immer mehr, je größer der Einfluß der Presse wurde.

Schon bei Heine und Börne macht sich eine besondere Art der Kritik geltend, die weniger wegen der künstlerischen Leistung, als um ihrer selbst willen geschrieben wurde. Dieser Standpunkt ist fast ausschlaggebend für die moderne Kritik geworden. Geistreiche Männer wie Heine und Börne haben durch ihren glänzenden Stil, durch die Schlagkraft ihrer Behauptungen eine Publizistik ins Leben gerufen, die eben ungeachtet des Stoffes, den sie behandelte, schon als solche allein eine literarische Wertung für sich in Anspruch nehmen kann. Wo es aber an diesem Geiste mangelt und wo an seine Stelle eine Manier tritt, die in möglichst unklarem Wort- und Satzspiel brillieren will, eine Kritik, wie sie heute von Alfred Kerr virtuos gehandhabt wird, da verliert die Kritik völlig ihre Bedeutung.

Der moderne Kritiker weiß immer sehr schön zu tadeln, aber warum er tadelt — diese Antwort bleibt er größtenteils schuldig. Die einleuchtende Schärfe, mit der Lessing jeden seiner Vorwürfe begründete, fehlt ihm. Darum hinterlassen die meisten Kritiken in uns ein unklares Bild und den Eindruck, als ranke sich um einen spärlichen Sinn furchtbar viel Geschwätz herum. Am schlimmsten ist das natürlich in der Provinz. Hier werden die Kritiken von solchen Leuten geschrieben, die über die Anfänge einer gymnasialen Schulbildung kaum hinausgekommen sind. Schon Heinrich Laube klagte zu seiner Zeit darüber, daß die Theaterkritik ein „vogelfreies Gewerbe" sei. „Wer noch gar nichts kann oder überhaupt nichts weiter kann", sagt er, „schreibt Theaterrezensionen. Ob dies mehr dem Publikum schade, welches diese Kunst so sehr der unreifen Willkür preisgegeben, und sich selbst hier auch zur Willkür aufgemuntert sieht, oder ob dies mehr den Schauspielern schade, welche verwirrt und zur leichten Einmischung verlockt werden, das bleibe dahingestellt. Dem Theater im ganzen schadet es gewiß unberechenbar." Es ist aber noch viel schlimmer in unseren Tagen geworden. Man braucht nicht nur die führenden Organe der Provinzstädte zur Hand zu nehmen, um auf Schritt und Tritt die lächerlichsten Mißgriffe zu konstatieren, vor allem das Fehlen der notwendigsten ästhetischen und dramaturgischen Begriffe, oder die Meinung anderer namhafter Kritiker abgeschrieben zu finden.

Es war darum sehr berechtigt von Hermann Sudermann, als er sich 1902 in seiner Schrift „Verrohung in der Theaterkritik" gegen alle diese Mißstände wandte. Leider tat er es in einer Weise, die wohl Staub aufwirbelte und ihm Feinde schuf, welche noch heute diesen Schritt ihm nachtragen, die aber nicht genügend tief alle Schäden aufdeckte. Sudermann begnügte sich damit, eine Blumenlese anrüchiger Kritiken zusammenzustellen und persönlich diesen oder jenen zu treffen. Wäre er vom Wesen der Kritik ausgegangen und hätte er gezeigt, wie wenig die meisten Tagesreferenten vom

Kunstwerk selbst verstehen, und hätte er schließlich an Beispielen ausgeführt, wie es sich bei der Mehrzahl immer nur um ein Wiederkäuen ästhetischer Schlagwörter ohne Sinn und Verstand handele, so würde er nicht bloß einen Sturm heraufbeschworen haben, der an dem Widerstand der Presse schnell zerbrach, sondern er hätte auch viele Freunde gefunden, die sich gewiß gern ihm angeschlossen hätten, um eine Reform unserer heutigen Theaterkritik herbeizuführen, um vor allen Dingen — mit Oskar Wilde gesprochen — die Kritiker zu lehren, daß das Kritisieren einer viel größeren Kultur bedürfe als das dichterische Schaffen, denn es ist gewissermaßen ein Schaffen aus Geschaffenem. Manche einsichtsvolle Männer, denen das Gedeihen der Kunst am Herzen lag, haben wohl auch ernstlich die Frage erwogen, wie den jeweiligen Mißständen der Kritik am besten abzuhelfen sei; man hat sogar eine Zeitschrift begründet, die sich zum Zweck setzte, Kritik an der Kritik zu üben, aber das gewünschte Resultat blieb aus.

Der Kardinalfehler, der unserer Theaterkritik anhaftet, ist vor allem, wie gesagt, der, daß zum größten Teil unfähige Leute sie in Händen haben, Leute die, ganz abgesehen von einer mangelhaften Schulbildung — sie können ja auf autodidaktischem Wege das Versäumte einholen — Leute, die einfach keinen künstlerischen Blick haben, d. h. die künstlerischen Grundwahrheiten nicht zu erkennen vermögen. Und schließlich ist ja auch vielseitiges Wissen mit ein Hauptbedürfnis für einen Kritiker, denn sonst wird er, wenn er nicht gerade von der Wiege an ein scharfes Gefühl für Wert und Unwert der Dinge im Leben mitgenommen hat, stets unsicher und befangen in seinem Urteil sein. Der andere Mangel liegt in der sogenannten Nachtkritik. Da informiert sich der Kritiker kurz vor der Theatervorstellung noch schnell im Konversationslexikon oder im Kürschner, wer denn eigentlich der betreffende Dichter ist, dessen Première er heute besprechen soll, und unterwegs, während er ins Theater geht, hat er sich schon ein Bild, zum Teil sogar die Kritik zurecht gemacht. Dehnt sich das Stück bis nach 10 Uhr aus, so wartet er nicht einmal den Schluß der Vorstellung ab, sondern eilt in die Redaktion — denn die Druckerei wartet nicht und eventuell lockt auch noch irgendein gesellschaftliches Vergnügen, das man nicht versäumen will. Unter diesem Wirrwarr von Eindrücken, die ja unmöglich in so kurzer Zeit geklärt, geschweige denn tiefer gedeutet werden können, schreibt besagter Kritikus nun sein Referat, meist natürlich in etwas tadelndem, nörgelndem, mit dem Lobe entschieden kargendem Tone, da beim Tadeln viel weniger ein Lapsus durchschlüpfen kann als beim Lobe; ja, er hat sogar beim Tadeln viel eher Aussicht, originell zu erscheinen. Und früh morgens steht nun die Kritik im Blatte. Mancher Zuschauer, der vielleicht am Abend zuvor andächtig im Theater gesessen hat und ergriffen und erschüttert heimgekehrt ist, mancher Zuschauer, der Nachtstunden opferte, um aus dem Chaos der auf ihn eingestürmten Gedanken und Gefühle Klarheit zu gewinnen, greift nun begierig morgens zur Zeitung, um sich zu überzeugen,

ob er den rechten Weg gefunden hat, denn er vertraut dem Kritiker blindlings wie einem Heerführer; und siehe da — wie ein kalter Guß kommt's über ihn, er findet nichts von alledem, was er in schwerem Gedankenkampfe sich errungen hat, und er schlägt sich verwundert an die Stirn und fragt: bin ich denn wirklich so dumm, daß ich mit meinen Gedanken so vorbeigeschossen habe? — Und er zweifelt fortan an seinem Urteilsvermögen oder, wenn er selbstbewußt ist, liest er nie wieder eine Kritik. Aber nur wenige erheben sich zu diesem Standpunkt; die meisten stumpfen in ihrem Urteil ab und schweigen dann gewöhnlich so lange über das Stück, bis sie die Kritik in der Zeitung gelesen haben, die sie dann wörtlich für sich in Anspruch nehmen. So entsteht die große urteilslose Masse, die heutzutage im Parkett und den Rängen sitzt, kalt dazu lächelt, wenn vom Paradies oder aus dem Parterre der Begeisterungssturm heranbraust, reserviert klatscht, wenn der Vorhang sich hebt oder wenn irgendjemand — ein Literat von Ruf — seinen Beifall kundgibt. Das sind die Wirkungen der Nachtkritik.

Das Publikum — und damit kommen wir zum dritten mächtigen Faktor, der in unserem modernen Theaterleben mitzureden hat — läßt sich im Grunde genommen schwer definieren. Der scharf blickende E. T. A. Hoffmann nannte es einmal ein „tausendköpfiges, bizarres, chamäleontisches Ungeheuer". Und nicht mit Unrecht, denn nirgends ist die Abhängigkeit von Laune, Parteigeist, Liebhaberei und anderen bösen Mächten so groß wie bei den Theaterbesuchern. Ja, es ist ein Ungeheuer mit einer Seele, die sanft sein kann, wie eine Taube, dann blutgierig wie ein Tiger, launisch wie ein Despot, aber auch gerecht wie der König Salomo, verzückt wie nur irgend ein jugendlicher Liebhaber, kalt wie ein Eisblock, beschränkt wie Serenissimus und doch wiederum häufig so klug urteilend, wie nur irgendein weiser Griechenlands — kurzum ein Etwas, das sich unter keinen rechten Begriff bringen läßt. Herbert Eulenberg, der den Groll des Publikums so oft an sich hat erfahren müssen, brachte sehr bezeichnend in einem Vorspiel zu seinem „Münchhausen" diese wetterwendische Stimmung des Publikums zum Ausdruck:

„Heut will's Gemetzel, Schlachten auf der Bühne,
Und morgen schon nur Schicksal, Schuld und Sühne
Und solchen ernsten Hokuspokus mehr.
Stets von Extremen hetzt es hin und her:
Heut' will es Nüchternheit und nacktes Leben,
Der ist kein Held, der nicht dem Trunk ergeben,
Und morgen schon muß selbst der dümmste Knecht
In Jamben sprechen, sonst ist's ihm nicht recht.
Noch gestern braucht ich Wolken für die Geister,
Heut' sind die Helden lauter Metzgermeister.
So geht es hin und her von Tag zu Tage,
Die Kunst ist schön, doch kostet sie viel Plage."

Es scheint die Frage nahe zu liegen, ob bei einer solchen Unbeständigkeit des Geschmacks eine Erziehung des Publikums für die Kunst überhaupt mög-

lich ist. Die Griechen haben es ja wohl vermocht ein solches Idealpublikum heranzubilden, das, ob es hoch oder niedrig war, mit gleichem Ehrfurchtsgefühl und gleichem heiligen Schauer dem Kunstgenuß sich hingab. Und die Germanen? Namentlich die Deutschen? — Auch hier. Goethe hat zum Beispiel als Theaterleiter in Weimar — freilich mit viel Mühe — ein solches kunstsinniges Publikum herangebildet. Bei dieser Erziehung legte er ein ganz besonderes Gewicht auf die „Vielseitigkeit". Der Zuschauer sollte einsehen lernen, daß nicht jedes Stück wie ein Rock anzusehen sei, der ihm „völlig nach seinen gegenwärtigen Bedürfnissen auf den Leib gepaßt werden müsse. Man sollte nicht gerade immer sich und sein nächstes Geistes-, Herzens- und Sinnesbedürfnis auf dem Theater zu befriedigen gedenken, man könnte sich vielmehr öfters wie einen Reisenden betrachten, der in fremden Orten und Gegenden, die er zu seiner Belehrung und Ergötzung besucht, nicht alle Bequemlichkeit findet, die er zu Hause seiner Individualität anzupassen Gelegenheit hätte".

Und sollte das, was hier einem Einzelnen, allerdings einer genialen Persönlichkeit gelang, nicht auch heute möglich sein? Sollte ein Publikum, das am liebsten in die Operette oder in den Schwank geht, bei Ibsen jedoch sich furchtbar langweilt, nicht für ein reifes Kunstverständnis herangebildet werden können? — Man rede mir nicht von der Bildungsunfähigkeit der Masse; die Masse, die für das Theater in Betracht kommt, läßt sich schon auf einen gewissen Akkord stimmen, der, ob er schon aus verschiedenen Tonelementen besteht, immerhin ein klangvolles Ganzes bietet, eine einheitliche Stimmung gibt. Und ich muß hier wieder Worte des großen Weimaraners zitieren, der wie kein anderer mit wunderbar scharfem Blick die Schwächen des Publikums durchschaute und erkannte. Er sagt: „Das Publikum will ein für allemal determiniert sein und findet sich bei aller lebhaften Opposition doch zuletzt in die Sachen."

Hier ist es Pflicht der Kritik, die Führung und Erziehung des Publikums zu übernehmen. So lange diese jedoch an den eben bemerkten Schäden krankt, so lange ist an eine ersprießliche Wirkung nicht zu denken, so lange wird das Publikum mit Vorliebe sich in Opposition zu der Kritik setzen und gerade das, was diese verurteilt, mit Erfolg krönen. Daraus erklärt es sich, daß gerade diejenigen Stücke, die am schlimmsten von der Kritik zugerichtet werden, Stücke wie Alt-Heidelberg, Zapfenstreich, Sherlock-Holmes, den stärksten Massenerfolg zu verzeichnen hatten.

Niemals hat sich der Deutsche jener idealen Auffassung der Griechen genähert, das Theater als Heiligtum, als ein universales Bildungsinstitut anzusehen. Es ist nicht der heilige Ernst der Kunst, der die meisten in das Theater lockt, sondern lediglich die Schaulust und das Vergnügen. Diesen Zweck kann die Bühne aber doch in Hinblick auf Operetten und Schwänke erfüllen. Die dramatische Kunst fordert bitteren Ernst und will ebenso ernst wie die Religion behandelt sein. In früheren Zeiten, wo das religiöse Denken

des Menschen Tun und Treiben bestimmte, als die Seele sich in allen Fragen des Lebens mit frommem Glauben an die Gottheit wandte, da war das Bedürfnis nach einer Kunst nicht so notwendig. Heute jedoch, wo die Religion uns nicht mehr den nötigen Anhalt bietet, da brauchen wir die Kunst mehr denn zuvor. Schließlich muß der Mensch ja etwas haben, was über sein materielles Dasein hinausweist, was als Offenbarung einer höheren Welt die in uns lebt und webt, empfunden werden kann, was unser Dasein verschönert und was uns jene sittliche Läuterung gewährt, die der naive Mensch im Gotteswort sucht. Und auch in keinem Zeitalter ist der Drang so mächtig gewesen, in der Kunst einen Ersatz für die niedergehende, allmählich absterbende theologische Form der Religion zu schaffen, ja die Kunst selbst zu einer Religion des modernen Menschen zu machen, wie in der Gegenwart.

Ich weiß, daß ich mit dieser Ansicht manchem Widerspruch begegne und daß mir die Frage entgegengehalten werden wird: Wie kann man Kunst und Religion, zwei so verschiedene Dinge, in eins verschmelzen? Aber ich kann mir wohl denken, daß mancher sich der Kunst mit Begeisterung und Hingebung widmet, weil er sie als Ersatz empfindet für die Religion, die man ihm in der Jugend fürs Leben mitgab, deren gottesdienstliche Form ihn nicht befriedigt, und der darum im Genuß der Kunst echte Erhebung und wahre Heiligung sucht. „Denn die eigentliche religiöse Stimmung, die echte Frömmigkeit", sagt Julius Bab, einer der geistvollsten Kritiker unserer Zeit, „schließt Kunst so wenig wie irgend eine starke, tiefe, reine Lebensäußerung aus; sie ist ja überhaupt nichts als eine überwältigende Empfindung von der Größe und Macht des uns umgebenden Lebens, die uns zum Gebet, zum Dank in irgendeiner Form zwingt." Diese wahre Religiosität kommt nirgends schöner zum Ausdruck als in den Worten Goethes:

„In uns'res Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben
Enträtselnd sich dem ewig Ungenannten;
Wir heißen's: fromm sein!" — —

Wir fragen weiter: worin liegt denn dieses religiöse Element der Kunst? Worin offenbart sich die große Wirkung der Kunst, daß sie jene religiöse Weihestimmung erzeugen kann? — *Religion ist doch die ehrfurchtsvolle Hingabe der Seele an das Unverständliche oder Übermenschlich-Gewaltige.* Nur auf diese beiden Grundprinzipien sind alle Religionen zurückzuführen. Darum kann die Religion für einen auf tiefer Kulturstufe stehenden Menschen in der Heiligung und Anbetung irgendeines Naturvorganges bestehen; für andere Völker ist irgendeine überragende machtvolle Persönlichkeit und infolgedessen auch das, was sie lehrt, Gegenstand religiöser Verehrung; andere erblicken in der Größe und Unbegrenztheit des Weltalls eine geheimnisvoll wirkende Kraft, die sie zum Prinzip ihres religiösen Bewußtseins erheben, und noch andere schließlich personifizieren diese gewaltige

Kraft und formen sie zu einem sittlichen Gesetzgeber, der über das Einhalten und Nichteinhalten dieser Gesetze aufmerksam wacht.

Jenem pantheistischen Prinzip, das in einer heiligen Bewunderung der Größe des Alls gipfelt, kommt die religiöse Weihestimmung, welche die Kunst gibt, am nächsten. Denn was der Makrokosmus, die Welt im großen, das All, kündet, das spiegelt sich in dem Mikrokosmus, der Welt im kleinen, der Seele des einzelnen Menschen, getreu wieder. Und so nimmt der künstlerische Geist durch ein inniges Anschauen des Alls und Versenken in seine heiligen Tiefen, durch das Erforschen der Gemütstiefen anderer Menschen, wie es der Dramatiker hauptsächlich tut, lebendigen Anteil an den Grundformen des Gemeinlebens aller Geistigkeit; hier tritt er in wirklichen lebendigen Kontakt mit der Allheit des Geistigen: hier wird die Kunst zur Religion.

Den Menschen erscheint die eigne Innenwelt deswegen so öde und leer, weil ihnen der Blick ins Innere, die Selbstvertiefung und Selbsterkenntnis fehlt. Weil ihnen die Schätze der eigenen Innenwelt nicht erschlossen sind, klammern sie sich an grobsinnliche Genüsse, suchen in Macht, Ruhm, Reichtum, Besitztum, Ansehen ihren Genuß und bleiben trotzdem Bettler oder Menschen, welche sich an diesen äußeren Gütern berauschen, um sich über die eigene Leere hinwegzutäuschen. Nur wenn der Mensch die Kunst als seinen inneren Besitz, ihre Schönheit, ihre Herrlichkeit erkannt hat, vor der alles äußere Sinnliche schwindet, wächst in ihm die Selbstvertiefung und Selbsterkenntnis und damit erscheint er sich gleichzeitig als ein höheres Wesen. Die bildliche Darstellung der Kunst sendet gewissermaßen ihre Wurzeln in die Tiefregionen des Gemütslebens, um aus ihnen Kräfte zu saugen, die zur Belebung der höheren dienen. So fördert die Kunst gleichzeitig den Entwicklungsprozeß der Menschheit, ihr Heranreifen zum deutlichen Bewußtsein höherer Lebensformen.

Von diesem Gesichtspunkte, die Menschen zum Bewußtsein höherer Lebensformen zu führen, muß der Dichter, muß der Theaterleiter, muß schließlich der Kritiker ausgehen. Es genügt aber nicht allein an den Erwachsenen mit dieser veredelnden Absicht heranzutreten, sondern schon in die Seele des Kindes muß der Keim geflanzt werden, der das Verständnis für die Kunst und die Liebe zu ihr aufgehen läßt. Daß die Kunst in unserer heutigen Erziehung einen viel zu geringen Raum einnimmt, ist eine allbekannte Tatsache. Und selbst das Wenige, das von ihr geboten wird, wird nicht in der rechten Form dem Kinde beigebracht. Mit dem Auswendiglernen von Gedichten, mit dem Büffeln der Literaturgeschichte oder gar dem papiernen Lesen klassischer Dramen — papieren deswegen, weil die Darstellung fehlt — kann kein Kunstverständnis großgezogen werden. Auch die hin und wieder einmal stattfindenden Klassikervorstellungen tragen noch wenig dazu bei. Aber jedenfalls haben sie den besten Boden. Gerade einer der größten Pädagogen, Pestalozzi, der das Anschauliche im Unterricht betonte, kann als Vorbild für eine Kunsterziehung gelten. Die anschauliche Ausdrucksform des Dramas, wie ich die Bühnenkunst in meinem

Aufsatz über die moderne Bühne bezeichnete, muß hier den größten Nutzen bringen. Ein Gedicht, ein Bild, ein Musikstück erfordern schon viel reifere Kenntnisse und Aufnahmefähigkeiten, wenn nicht bloß ein oberflächlicher Eindruck von ihnen haften bleiben soll. Denn hier gilt es schon bei der Erklärung auf ästhetische Grundbegriffe einzugehen, Fragen zu beantworten wie solche: was ist schön? was ist häßlich? was ist Form? und dgl., Fragen, die erst in einem reiferen Kindesalter einigermaßen Verständnis finden können. Das Drama auf der Bühne besitzt aber die Kraft des unmittelbaren Ausdrucks, der für sich selbst redet; und weil hier vor allem der Mensch im Vordergrund steht, so geht auch am ehesten von der Bühne eine belehrende, ergreifende und erhebende Wirkung aus.

Das Theater soll also in den Vordergrund der Erziehung treten. Aber nicht etwa so, daß es zu Ferienfestspielen verwandt wird, wie es Adolf Bartels in Weimar ausgediftelt hat; auch nicht etwa so, daß es von den Kindern als Amüsement angesehen wird, sondern in der Form, welche die Jugend zwingt, das Theater wie ein Gotteshaus mit heiligem Schauer zu betreten und ebenso wieder von dannen zu gehen, und in der Form, daß es nicht nur Einzelnen, welche sich die Reise nach Weimar leisten können, sondern allen, auch den ärmsten Arbeiterkindern die Tore öffnet. Eigentlich müßte es Pflicht des Staates sein, dafür zu sorgen, aber so lange es Geld für Heer und Flotte braucht, wird er eine solche Ausgabe niemals leisten können. Da ist es denn die Aufgabe des Volkes, für Verwirklichung dieses idealen Zieles Sorge zu tragen. Und es ist wahrlich nicht so schwer als man es sich vorstellt. Bei den vielen jüngst in allen größeren Städten Deutschlands stattgefundenen Margaretentagen hat man beobachten können, wie eine verhältnismäßig hohe Summe in kürzester Zeit zusammengebracht werden kann. Ein mildtätiger Zweck war damit verknüpft. Warum soll nicht auch ein idealer Zweck eine ähnliche Summe zusammenbringen? Mit 150.000 Mark können so viel Klassikeraufführungen veranstaltet werden, daß alle Schulkinder einer Großstadt von 12—17 Jahren, arme und reiche, jedes mindestens einmal im Monat, einer solchen Vorstellung beiwohnen können.

Und was hier von dem heranwachsenden Geschlecht gilt, es soll auch seine Geltung haben für die große Masse des Volkes, die aus pekuniären Rücksichten dem Theater fern bleiben muß. Man hat vor kurzem in Berlin ein Komitee zur Veranstaltung von Volksfestspielen begründet. Musterhafte Vorstellungen unter der künstlerischen Leitung Reinhardts sollen dem Volke zu billigen Preisen geboten werden. Und man hat vornehmlich dabei an den „Oedipus" gedacht. Alle Ehre vor der Regieleistung Reinhardts, alle Ehre vor dem Drama selbst, und doch glaube ich, wäre der Oedipus nicht das rechte Werk, den künstlerischen Sinn des Volkes zu entfachen. Nicht dieses aufgewärmte, wunderbar künstlerisch dargebotene Griechentum braucht das Volk, das ist Kunst für Menschen, welche die Bühne in allen ihren Äußerungen kennen, welche hundertmal vor der Rampe gesessen haben und nun durch die neue Form sich en-

thusiasmieren lassen. Ein Mann aus dem Volk, der vielleicht zum ersten Mal den Zuschauerraum betritt, braucht Dramen, wie sie aus unseren klassischen Werken der letzten Vergangenheit sprechen, er braucht neben Shakespeare, Schiller, Goethe, Kleist auch die Moderneren, vor allem Anzengruber, Schönherr, Tolstoi und nicht zuletzt Ibsens und Gerhart Hauptmanns beste Werke. Diese soll man ihm mustergültig vorführen. Dann wird in den Hallen der Kunst eine wichtige Arbeit geleistet werden. Mit dem immer helleren Aufleuchten der höheren Regionen unseres Seelenlebens wird eine heilige Mission erfüllt werden: es werden viele, die jetzt im Dunkeln tappen, sehend werden durch die Kunst und die Zerrissenheit, welche die soziale Frage in die moderne Menschheit gebracht hat, sie wird sich auflösen in ein harmonisches Menschentum.

❀ ❀ ❀

Wladimir Sergejewitsch Solowjew.

Von Oscar Neumann. (Fellin.)

Am 30. Juli 1900 schloß Wladimir Sergejewitsch Solowjew die Augen. „Das war ein wahrhaft großer Russe, eine geniale Persönlichkeit und ein genialer Denker", sagt der Philosoph Fürst S. Trubezkoi, „aber von seiner Zeit wurde er nicht anerkannt, nicht verstanden. Es ist bitter, daran zu denken, wieviel Mißverstehen ihm im Leben beschieden war."

Solowjews Weltanschauung war zu hoch, zu allumfassend, zu einheitlich für seine kleinliche, am einzelnen klebende, zerrissene Zeit. Sie konnte ihm nicht folgen. Sie konnte kein Verständnis haben für die Tiefe der Gedanken, für den Reichtum seiner Ideen, für die Strenge seiner Methode, für die Weite seines Wissens, für das Feuer seiner Überzeugung, für die wunderbare Harmonie und Geschlossenheit, mit der sich in seinen Werken die Resultate des zeitgenössischen Wissens und eine erhabene Spekulation, vertieft und verklärt durch wahre poetische Begeisterung, zu einem organischen Ganzen von einzigartiger schöpferischer Originalität einten, und für seinen tiefen religiösen Sinn, der jedem Dogmatismus fremd, so unmittelbar von allen positiven religiösen Elementen durchdrungen war.

Konnte seine Zeit Solowjew nicht in seinen höchsten Ideen folgen, so konnte sie natürlich ihn auch nicht dann verstehen, wenn er das Tun und Handeln seiner Zeit nach diesen höchsten Ideen maß und wertete. Seine Zeit sah in ihm nur den Kämpfer, den furchtlosen Gegner und mitleidslosen Kritiker aller ihrer Schoßkinder, „der herrschenden Strömungen", der mit der ganzen Fülle seines Wissens, der ganzen Schärfe seines Denkens und der ganzen Glut seiner Überzeugung gegen alles Falsche, Unwahre und Vergängliche unerbittlich zu Felde zog.

Wladimir Solowjew schwamm nicht mit der Strömung; er arbeitete rastlos gegen sie: darum wurde er auch nicht von der öffentlichen Meinung

getragen, — darum aber gerade wäre er zum Führer berufen gewesen. Er selbst urteilte sehr bescheiden über sein Lebenswerk: „Meine Arbeit ist die eines büßenden Mönchs, dem es auferlegt ist, den Unrat und Kehricht vom geweihten Klosterboden zu fegen", sagt er. Und doch durfte er auf dem Totenbette sich trösten: „Schwer ist die Arbeit des Herrn, aber ich hoffe, daß sich niemand finden wird, der zu mir sagen darf: „Verflucht sei, wer des Herrn Arbeit lässig tut!""

Dem kämpfenden Helden Solowjew ist dieses Dankesblatt geweiht; den Philosophen und Theologen, Historiker und Publizisten, den Dichter und Kritiker zu schildern, ist nicht meine Absicht: auch Solowjew „will weniger gelobt, aber fleißiger gelesen sein".

Wer aber die Sehnsucht unserer Zeit nach einem neuen Idealismus, nach einer einheitlichen und abgeschlossenen Weltanschauung, nach einer abgeklärten Religiosität teilt, der lese Solowjew, der greife zu seiner „Rechtfertigung des Guten", und er wird einen der berufenen Führer der Menschheit reden hören!

Wir „Fremdstämmigen und Fremdgläubigen" aber haben noch besondern Grund Solowjew näher zu treten, ja ihn zu feiern, ihn, dessen letztes Gebet noch dem Volke galt, das wie keines das herbe Los „der Fremdstämmigen und Fremdgläubigen" hat erfahren müssen. So heiß wie Solowjew hat niemand für nationale und religiöse Duldung gekämpft. Er, ein echter Russe, bis zum letzten Atemzuge ein treuer Sohn seines Volkes und ein gläubiges Glied seiner Kirche, er, von dem auch ein national und kirchlich so strenggläubiger Mann wie W. A. Welitschko bekennen mußte: „Das bezaubernde Bild Solowjews leuchtet in unvergänglichem Glanze wie die ewige Lampe, die vor dem Altar des Höchsten brennt. Er war ein leuchtender Träger der russischen kulturellen Eigenart; dieser Ritter des Glaubens und Geistes war im Grunde mehr Russe, als viele von denen, die mit ihm im Namen der russischen Idee polemisierten", er, von dem selbst „der rauhe Paladin der strengen Orthodoxie" K. Leontjew bezeugt, daß auch in seinem schwächsten Werke ein wahrhaft religiöser Mensch schöne und erschütternde Seiten finde, trat furchtlos und unermüdlich für die Rechte „der Fremdstämmigen und Fremdgläubigen" ein, — eben weil er seinen Glauben und sein Volk so heiß liebte und so hoch stellte.

Darf unter uns der Mann unbekannt bleiben, der in den dunklen 80-er Jahren auf seine Fahne die mannhaften Worte schrieb:

„Der wahre Patriotismus verlangt, daß wir an unser Volk glauben; wahrer Glaube ist aber mit Furchtlosigkeit verbunden: man kann nicht an etwas glauben und zugleich für den Gegenstand seines Glaubens fürchten.

Der wahre Patriotismus verlangt ferner, daß wir unser Volk lieben, aber wahre Liebe fühlt mit die wahren Bedürfnisse, leidet mit die wahren Nöte desjenigen, den wir lieben.

Der wahre Patriotismus fordert endlich, daß wir mit der Tat unserem Volke in seinen Nöten helfen, ohne abzuwarten, ob nicht von selbst Hilfe kommt."

„Falscher Patriotismus fürchtet fremde Kräfte; der wahre Patriotismus benutzt sie, nimmt sie in sich auf und läßt sich von ihnen befruchten."

„Der wahre Patriotismus fürchtet ebenso wenig die katholische Propaganda, wie er nicht die Herrschaft der Normannen und auch nicht die deutsche Schule gefürchtet hat. Wahrer Glaube kennt keine Furcht."

„Die Pflicht des wahren Patrioten ist, seinem Volke in der Menschheit zu dienen und der Menschheit in seinem Volke." (Собр. сочин. томъ V. Національный вопросъ стр. 27, 32 и 34).

Solowjew war aber nicht nur ein kühner Vorkämpfer für Gewissensfreiheit und ein universaler Denker, sondern auch eine durch und durch edle und reine Persönlichkeit. In ihm war jene Übereinstimmung zwischen Lehre und Leben, die das einzige sichere Zeichen von wahrer Größe und das einzige Pfand der Unsterblichkeit ist. —

Zum ersten Male trat Wladimir Solowjew an die Öffentlichkeit, als er am 24. Nov. 1874, erst 21 Jahre alt, in St. Petersburg seine Magister-Dissertation „Krisis der Philosophie des Westens" verteidigte; sie hinterließ bei allen einen so starken Eindruck, daß der bekannte Historiker Bestjuschew-Rjumin schrieb: „Man kann Rußland zu einem genialen Menschen gratulieren."

Es war die Blütezeit des Positivismus. Kant und Hegel waren abgetan; die Unsterblichkeit der Seele, die Freiheit des Willens, der kategorische Imperativ u. s. w., das alles war als unbequeme Last, als alter Ballast über Bord geworfen; Theologie und Methaphysik fanden nur ein mitleidiges Lächeln: es begann ja das dritte Stadium der menschlichen Entwicklung, das positiv-wissenschaftliche. Solch unnütze Fragen, wie die nach dem Sinn und Zweck des Lebens waren ein für alle Mal bei Seite gelegt; jetzt galt es nur das eine, das Leben betrachten, wie es ist, nur die äußere Erscheinung studieren, ohne da heimtückisch allerlei hineinzuklügeln.

Das war „das letzte Wort der Wissenschaft". Und dieses Heiligtum tastet der junge Gelehrte mit keckem Griffe an! Er verfängt sich beweisen zu wollen, daß die Entwicklung der Philosophie in keinem Falle beim Positivismus stehen bleiben kann, und daß auch die Methaphysik durchaus noch nicht für immer abgetan ist, denn nicht umsonst hätten gerade jetzt Schopenhauer und Hartmann so weit gehende Anerkennung gefunden. „Eine Heldentat" nennt Koni diese Disputation, und wer den Terror kennt, den im russischen Geistesleben „das letzte Wort der Wissenschaft" und „die herrschende Meinung" ausüben, der wird ihm Recht geben.

Noch größeres Aufsehen erregten 3 Jahre später die Vorlesungen des jungen Philosophiedozenten „Über die Gottmenschheit". Ein religiöses Thema in einer Zeit, die für den Glauben weder Raum noch Sinn zu haben schien!

Womit der Positivismus noch nicht aufgeräumt hatte, das hatte, so glaubte man, der Pessimismus Schopenhauers und Hartmanns erbarmungslos weggefegt.

Der Zeit waren die Worte des Dichters Leopardi aus der Seele gesprochen: „Es schwand der letzte Wahn, Der ewig schön. Er schwand. Ich fühl' es tief: Die Hoffnung nicht allein Auf holde Täuschung, auch der Wunsch entschlief ... Keines Seufzers ist die Erde wert. Nur Schmerz und Langeweile bietet das Leben, anderes nicht. Die Welt ist Kot. Ergib dich denn! Verzweifle zum letzten Mal! Uns Menschen hat das Schicksal nur eins geschenkt: den Tod."

„Glaube galt nur noch als Kind ererbten Aberglaubens und einer Phantasie, die sich fürchtete, der Wirklichkeit gerade ins Gesicht zu schauen; er konnte nur verächtliche Ablehnung oder anmaßende Herablassung finden. Wo aber doch noch ein Funke von religiösem Leben vorhanden war, da glimmte er schon jahrzehntelang nur mühsam fort oder war nah dran, unter all dem äußern Kultusdienst zu ersticken. Über Fragen des Glaubens zu sprechen, einzugestehen, daß man sich für sie interessiere und sich um ihre Entscheidung nach der einen oder andern Seite hin beunruhige, hieß schon riskieren, für einen unentwickelten und geistesarmen Menschen zu gelten, und den Vorwurf eines der Turgenjewschen Helden in seinen „Gedichten in Prosa" heraufbeschwören: „Wie?! Sie glauben noch, — erlauben Sie, Sie sind ja ein zurückgebliebener Mensch!" — Nichts aber fürchtete man so, wie zurückgeblieben zu scheinen." (Koni.)

In dieser Atmosphäre wollte nun Solowjew Vorlesungen über die Gottmenschheit halten! Wie endete dieses kühne Unternehmen? Hören wir den Bericht eines Augenzeugen!

„Eins der allergrößten Auditorien war voll von Studenten aller Fakultäten, die keineswegs von der Sympathie zum jungen Dozenten und dem Thema seiner Vorlesungen herbeigelockt waren. Das vorherrschende Element unter ihnen waren die Hörer der physiko-mathematischen Fakultät. Das Auditorium glich einem wogenden Meere, und es war herauszufühlen, daß schon im voraus ein Protest gegen das Thema im Namen der reinen Wissenschaft vorbereitet wurde. Aber auf einmal wird alles still, und hunderte von Augen richten sich auf den jungen Mann, der das Auditorium betritt. Vor allem fesselte jeden das schöne, vergeistigte Gesicht. Langsam bestieg er das Katheder und umfing mit seinen Augen die Zuhörer: die Augen waren tief, voll Gedanken und Feuer und wie von einem mystischen Nebel umschleiert ... Das Auditorium bewahrte, im Gegensatz zum alten Herkommen, jeden neuen Professor mit Applaus zu begrüßen, Grabesschweigen. Unter den Philologen ließ sich ein leises Klatschen vernehmen, das jedoch sofort von heftigem Zischen übertönt wurde ... Und nun begann Solowjew zu sprechen. Er sprach — vom christlichen Ideale, von der Notwendigkeit einer Liebe, die Tod und Zeit überdauert,

von der Verachtung der Welt, die im Argen liegt, und zeigte das Leben als Heldendienst, dessen Ziel es ist, sich der Vollkommenheit, die in Christus offenbart ist, zu nähern, soweit es einem Sterblichen möglich ist, auf daß eine Vergöttlichung der Menschheit ermöglicht werde und die Liebe und der allgemeine Brudersinn auf Erden zur Herrschaft kämen. — Das war das Thema dieser denkwürdigen Vorlesung. Solowjew hatte geendigt ... einige Sekunden Schweigen ... auf einmal — ein rasender Beifallsausbruch. Es klatschte das ganze Auditorium, Mathematiker und Juristen und Philologen."

„Solch ein Hervortreten war in jenen Zeiten ein wahres Ereignis", bekennt Koni. „Solowjew fing als erster an, in lebendiger, vorbildlicher, starker und allgemeinverständlicher Sprache von dem zu reden, was Puschkin „die Geheimnisse der Ewigkeit und des Grabes" nannte. Unzweifelhaft lebte bei vielen seiner Zuhörer und später, als ihm die Lippen auf lange verschlossen waren, bei den Lesern seiner religiösen Schriften im fernsten Winkel ihres Herzens der Wunsch zu glauben und regte sich in ihnen eine quälende Sehnsucht nach „einer höhern Wirklichkeit", aber bis zum Beginn von Solowjews Tätigkeit schwieg alles ringsum darüber, und man mußte die Antwort auf diese zaghaften, unklaren und dank dem Einfluß der herrschenden Strömungen nur verschämt vorgebrachten Fragen in den schwerverständlichen dogmatischen Erörterungen theologischer Spezialjournale suchen. Solowjew erhob kühn diesen unbefriedigten Wunsch und geheimen seelischen Durst auf die Höhe eines moralischen Bedürfnisses, das sich laut geltend zu machen weiß". —

Ein schwererer Kampf stand aber Solowjew noch bevor: der Kampf gegen den nationalen Chauvinismus, gegen die jüngern Slavophilen. Kein Kampf hat ihm so viel Feinde gemacht, wie dieser, keiner aber auch so viel Ehre.

Abgetan war der Kosmopolitismus, und mit Recht, denn „der Kosmopolit gleicht dem Schwamme, der alles in sich aufsaugt, — aber auch alles beim ersten Drucke wieder noch sich gibt." Das Nationalgefühl war zu seinem Rechte gekommen, denn „nur in der lebendigen Gemeinschaft mit seinem Volke tritt der Mensch aus der toten Einsamkeit der egoistischen Existenz heraus und wird ein lebendiges Organ im großen Organismus; erst dann kann jeder gesunde Gedanke, jedes warme Gefühl, die in der Einzelpersönlichkeit entstehen, zum Allgemeingut werden und Bedeutung und Einfluß gewinnen". (Chomjakow.) Aber in den achtziger Jahren durchlebte die Gesellschaft eine moralische Krisis: die alten Ideale mußten Surrogaten weichen. Aus dem gesunden, lebenspendenden Nationalgefühl wurde ein krankhafter, todbringender Nationalismus. Vergessen war, daß es Ideale und Ziele gibt, die allen Völkern gemeinsam sind, daß jedes Volk diesen Idealen dienen und diesen Zielen zustreben muß, indem es sie nach seinen natürlichen Gaben und Kräften verwirklicht. Christlich nannten sich wohl die Völker, aber von christlichem Geiste war im gegenseitigen Verkehr wenig zu spüren; im politischen Leben galt das Sittengesetz nicht. In den Völkern wurden die Gefühle erregt und genährt, die bei einer gerechten

Würdigung der Nationalität nur eine zweite Rolle spielen konnten; allgemeinmenschliche Ideale in sich aufzunehmen und zu pflegen, schien der Entwicklung des Nationalgefühls geradezu hinderlich, und es galt fast für verbrecherisch, dafür einzutreten, daß die Menschen trotz aller Verschiedenheit der Abstammung und der historischen Daseinsbedingungen im Grunde einander nicht als Feinde gegenüberstehen sollen, sondern Brüder vor dem Angesichte Gottes sind.

Diese Entwicklung des nationalen Chauvinismus in seiner äußersten Exklusivität und seine zweifellosen Erfolge, gerade auch in Rußland, mußten einen Wladimir Solowjew auf das äußerste beunruhigen. Hatte er aber einmal die sittliche Schädlichkeit dieser neuen Strömung erkannt, so gab es für ihn nur eins, — mit allem, was ihm zu Gebote stand, dagegen anzukämpfen. Und so erschien 1883 seine erste Schrift über die nationale Frage: „Sittlichkeit und Politik. — Die historischen Pflichten Rußlands."

Damit war der Krieg erklärt; fortan gab es in Solowjews Leben keinen Frieden mehr; erst der Tod nahm ihm das Schwert aus der Hand. Fast Jahr für Jahr veröffentlichte er nun Schriften zur nationalen Frage, jede neue noch klarer, noch tiefer und packender als die vorhergehende. Aber auch der Gegner ruhte nicht: den hingeworfenen Handschuh hatten die jüngern Slavophilen aufgenommen. Bisher hatten sie Solowjew zu den Ihrigen gezählt, und mit Stolz hatten sie auf den mutigen Bekämpfer des Positivismus und Atheismus in ihrer Mitte gesehen; jetzt schien aber aus dem Saulus — ein Paulus geworden. Von nun an war erbitterte Feindschaft zwischen ihnen: Hieb auf Hieb sauste nieder, aber Solowjew gab sich keine Blöße: sein Patriotismus war unanfechtbar, seine Religiosität und Anhänglichkeit an der Orthodoxie unbestreitbar, sein sittlicher Ernst unübertreffbar, sein historisches und politisches Denken unverwirrbar. Keinen gefährlicheren Gegner haben Katkow und Samarin gehabt. Nur zu gut kannte Solowjew seine Feinde, aus ihrem eigenen Arsenal hatte er seine Waffen geholt. Der Stifter der Slavophilen-Schule gedenkt Solowjew stets mit großer Achtung; „den Götzendienst" der jungen Generation aber, die nach seinem Urteil mit „den Idealen" der ältern nichts Gemeinsames hatte, bekämpft er auf das allerenergischste. Ihr gilt seine ernste Mahnung: „Das Unrecht der Slavophilen besteht natürlich nicht darin, daß sie Rußland eine höhere Mission zuschrieben, sondern darin, daß sie nicht genug die sittlichen Vorbedingungen solch einer Mission betonten. Mögen diese Patrioten noch mehr ihre Nationalität verherrlichen, wenn sie nur nicht vergäßen, daß Größe verpflichtet; mögen sie noch entschiedener das russische Volk zum einigenden Messias erheben, wenn sie nur dessen eingedenk wären, daß der Messias auch handeln muß, wie ein Messias, und nicht wie Barabbas!" (Собр. соч. т. V. „Идолы и идеалы" стр. 361.) —

„Schwer ist die Arbeit des Herrn," seufzte Solowjew auf dem Totenbette. Wenige Wochen vorher hatte er seine letzte Schrift vollendet: „Drei Gespräche", eine gewaltige Streitschrift gegen Leo Tolstoi. Dieser Kampf war für Solowjew

der bitterste, aber auch der heiligste, denn hier galt es das Höchste, was er kannte, das Christentum selbst; hier stand ihm aber auch der ebenbürtigste Gegner gegenüber. Lange hatte Solowjew es nicht über sich gebracht, dem verehrten Meister feindlich entgegenzutreten, aber als „der moralische Amorphismus" Tolstois immer klarer zu Tage trat und seine Predigt von der Verwerflichkeit des Widerstandes dem Bösen gegenüber, seine Negierung des Staates, denn „der Staat ist organisierter Raub", seine Verwerfung des Patriotismus und seine Ablehnung der Kultur überhaupt, als mit einem Worte Tolstois „Anarchismus" immer gefahrdrohendere Kreise zog, da bäumten sich in Solowjew sein einfaches und inniges christliches Fühlen und sein gesundes und starkes historisches, politisches und soziales Denken auf, und er protestierte auf das lauteste gegen Tolstois Irrlehren. Keine strengere, aber auch keine gerechtere und überzeugendere Kritik und Wiederlegung haben diese gefunden, als die in Solowjews „Rechtfertigung des Guten" und „Drei Gesprächen".

Ostersonntag 1900 hatte Solowjew diese „Gespräche" beendet; bald darauf, am 30. Juli 1900, sank dem mutigen Kämpfer das Schwert aus der müden Hand. Zu heiß war der Kampf gewesen, zu wenig hatte er sich Ruhe gegönnt: erst 47 Jahre alt brach er zusammen. Als der Tod nahte, da erwies sich, daß kein Organ mehr gesund war; die Ärzte staunten über die eiserne Willenskraft, die allein den gebrechlichen Leib gehalten und mit einem so zarten Werkzeuge so Bedeutendes hatte schaffen können.

„Mit heiligem Eifer erhob Solowjew die Blicke seiner Hörer von der Erde". Zum heiligen Eifer gesellte sich aber auch ein staunenswertes Wissen. Die Philosophie und Theologie beherrschte er in vollstem Umfange; außerdem war er mit der modernen Naturwissenschaft auf das gründlichste vertraut und besaß geschichtliche Kenntnisse und historischen Sinn in außergewöhnlichem Maße: er war in Wahrheit ein universaler Geist.

Ein glücklicher Stern hatte über seiner Jugend gewaltet. Er war am 16. Januar 1853 als Sohn des großen Historikers Sergei Michailowitsch Solowjew geboren. Vater und Mutter waren geistig bedeutende Menschen, und die Jugendjahre unseres Philosophen verliefen in ungestörter geistiger und seelischer Entwicklung. Glänzend beendigte er das Gymnasium und bezog dann die physiko-mathematische Fakultät der Moskauer Universität. 2 Jahre lag er eifrigst diesen Studien ob, mit besonderm Eifer der Histologie sich widmend, dann aber zog es ihn unwiderstehlich zur Universalwissenschaft, und er wurde Philosoph. In allerernstester Weise gab er sich dem neuen Studium hin; wohl zollte er auch in diesen Jahren seinen Tribut dem Positivismus und Atheismus und brachte diesen Götzen der Zeit ernstere Anbetung dar, als die meisten andern; er konnte aber nicht dabei stehen bleiben: Solowjew war schon damals nicht der Mann, um sich mit „dem letzten Wort der Wissenschaft" zu begnügen und sich blind „der herrschenden Meinung" zu

fügen. Zu derselben Zeit hörte er auch die theologischen Vorlesungen an der Moskauer Geistlichen Akademie, so daß er bald sich auf beiden Gebieten zu Hause fühlen durfte.

Seine schon erwähnte Magister-Disputation machte seinen Namen in den weitesten Kreisen bekannt, und schon ein Jahr darauf wird der erst 22-jährige Professor und liest erst in Moskau, dann in St. Petersburg Philosophie. Der anfangs fast mit Feindseligkeit Begrüßte gewinnt bald Einfluß auf die Jugend, und jeder, dem das geistige Leben der russischen Jugend am Herzen lag, mußte sich freuen, daß solch ein Lehrer ihr beschieden war. Aber mit Recht ist gesagt worden, daß ein böses Schicksal gerade die großen Geister Rußlands verfolgt: schon nach wenigen Jahren war Solowjews öffentliche Lehrtätigkeit zu Ende. Die Folgen der unseligen Ereignisse des Jahres 1881 brachten auch Solowjew dazu, seinen Abschied zu nehmen. 17 volle Jahre war diesem Manne, der wie keiner dazu geschaffen war, der Unterminierung aller sittlichen Fundamente, die begonnen hatte, entgegenzutreten, der Mund verschlossen. Wohl wurde er später einmal dem Minister Grafen Deljanow als Kandidat für eine Professur in Vorschlag gebracht, doch Deljanow lehnte ihn ab: „Er ist ja ein Mensch mit Ideen!"! Und als dann 1899 seine Sehnsucht erfüllt wurde und er wieder zu einem größern Publikum reden konnte, da lag schon der Schatten des Todes auf seiner Lebensbahn. Ein Jahr darauf wurde er seinem Volke entrissen, das seiner jetzt mehr als je bedurfte.

So war Solowjew in der Blüte seines Schaffens und auf der Höhe seiner Kraft nur auf seine Feder angewiesen. Man braucht nur eine von seinen Schriften zu lesen, um vom Zauber dieser so klaren und dabei so gedankentiefen, dieser so schlichten und zugleich künstlerisch so vollendeten Schreibweise gefesselt zu werden. Durch nichts aber wirkte Solowjew so gewaltig wie durch das lebendige Wort. Wenn er sprach, dann waren alle in seiner Gewalt: der allzeit edle Gehalt seiner Rede verband sich mit dem seelenvollen Tone seiner Stimme zu wunderbar harmonischer, hinreißender Wirkung. Die tiefe Wahrhaftigkeit und ungewöhnliche Aufrichtigkeit, die aus jedem seiner Worte sprachen, verfehlten ihre Wirkung auf niemanden. Das göttliche Feuer, das in ihm brannte, zündete in allen Herzen.

Das alles aber lag 17 Jahre lang brach! — Noch eine verhängnisvolle Folge hatte Solowjews Entlassung: ihm fehlte fortan der gesicherte Erwerb; seine Feder mußte ihn jetzt ernähren. Wohl waren seine persönlichen materiellen Bedürfnisse äußerst gering: ihm machte es nichts aus, selbst sich das Holz herbeizutragen und den Ofen zu heizen oder Monate hindurch nur jeden zweiten Tag zu Mittag zu essen, und sei das auch nur zu dem Zwecke, um mit dem dadurch Ersparten jemandem andern die Möglichkeit zu geben, jeden Tag satt zu werden. Und doch war er keiner von denen, die absichtlich Unkultur zur Schau tragen: Solowjew war bei aller Bedürfnislosigkeit eine

vornehme Erscheinung, in allem ein Gentleman, ein ebenso gern gesehener Gesellschafter in den Salons der Botschaften und höchsten Aristokratie, wie in der bescheidenen Gelehrtenstube, der Höflichkeit und Delikatesse am höchsten stellte und in beidem stets ein Vorbild war. Was ihm seine Feder eintrug, und das war nicht wenig, war bald ausgegeben, aber nicht für sich selbst, sondern für die Hunderte, die ihn um Hilfe angingen. Ein Fürst im Reiche des Geistes, ging er auch mit den irdischen Gütern wie ein Fürst um, und seine Hilfsbereitschaft und Freigebigkeit kannte keine Grenzen. Daher war er auch Zeit seines Lebens ein obdachloser Pilger.

Wo sollte er da die Zeit und Ruhe finden, „ein abgeschlossenes System" zu schaffen? Und doch ist sein Schaffen so abgeschlossen, so einheitlich, so harmonisch, und nicht nur sein Schaffen, nein auch der Mensch: das ist das Größte an Solowjew, daß eine Disharmonie zwischen Lehre und Leben auch sein ärgster Feind ihm nicht hat nachweisen können, das war es ja, was ihm die Herzen aller, die ihm einmal nahe treten durften, zufliegen ließ.

Ihre Wurzel hatte diese Einheitlichkeit und Harmonie, diese Abgeschlossenheit und Konzentration in Solowjews lebendigem Glauben. „Wie bei Sokrates war auch bei ihm die religiöse Idee die zentrale Idee seines ganzen Schaffens, das einzige Streben seines Lebens", sagt mit Recht Radlof. Für ihn war sie das Eine, was not tut: wenn nicht das religiöse Gefühl wieder belebt würde, dann müßte das menschliche Leben ersticken und absterben; das einzelne Individuum mag ohne Religion leben und einen andern Ausweg für seine idealen Bestrebungen finden, die Menschheit aber als Ganzes kann es nicht. Wo das religiöse Leben aufhört, da wird, das ist für Solowjew unzweifelhaft, auch jedes Leben aufhören.

Wie Sokrates, war aber Solowjew auch kein stiller Stubengelehrter, sondern er stieg hinab in die Arena des täglichen Kampfes; nie aber verstummte auch in ihm die göttliche Stimme. „Was er auch schreibt", sagt Radlof, „der Leser fühlt die ganze Zeit, wie der ernste Blick des Verfassers ihm folgt, und wie er bemüht ist, wenigstens ein schwaches Aufleuchten des Bewußtseins zu erhaschen, daß das einzige Wertvolle im Leben — der Glaube an das Absolute, das lebendige religiöse Gefühl ist".

Wenn Solowjew daher, nachdem er in seinen drei einleitenden Werken „der Krisis der Philosophie des Westens", „den philosophischen Prinzipien des reinen Wissens" und „der Kritik der abstrakten Prinzipien" einen festen Grund gelegt hatte, sich ganz religiösen und kirchlichen Fragen zuwendet und „die religiösen Grundlagen des Lebens", „die Geschichte und Zukunft der Theokratie" und „La Russie et l'église universelle" verfaßt, dann aber auf politische Fragen übergeht und nun seine Schriften über „die nationale Frage" in die Welt schickt, so war, wie Radlof darlegt, dieser Übergang für ihn nur ganz natürlich, ja notwendig. In Wirklichkeit war hier

gar kein Übergang: das war immer ein und derselbe Dienst einer und derselben Idee, nur in anderer Form. Für Solowjew gab es keine Philosophie als abstrakte Lehre: genau so war für ihn die Religion nicht nur ein Dogma, sondern das Leben selbst. Das Christentum erhielt für ihn nur Bedeutung, wenn es ins Leben umgesetzt wurde; daher war es nur natürlich, daß er, nachdem er das Wesen des Christentums erfaßt und die Überzeugung gewonnen hatte, daß Religion und Philosophie dem Wesen nach dasselbe sind, sich nun der Frage zuwandte, wie die christlichen Prinzipien ins Leben umgesetzt wurden. Ebenso natürlich war es auch, daß er dann in der dritten Periode seines Schaffens wieder dazu zurückkehrte, von wo er ausgegangen war, zur Philosophie. Jetzt entstand sein bedeutendstes Werk, seine Moralphilosophie, die er bezeichnenderweise „Rechtfertigung des Guten" nannte. Das ist der einzige Teil seines philosophischen Systems, den Solowjew ganz abgeschlossen hat, und das ist kein Zufall, bemerkt mit Recht Radlof, denn er war vor allem Moralphilosoph, und in dieser Sphäre offenbarte er am vollkommensten seine Individualität, und in sie legte er die ganze Tiefe seiner Religiosität.

„Einen toten Glauben, einen Glauben des Verstandes kannte Solowjew nicht; vom Glauben, wie vom Guten verlangte er eine Rechtfertigung durch die Tat. Und sein ganzes Leben, bezeugt sein Schüler und Geistesbruder Fürst Sergei Trubezkoi, war ein Streben, diesen seinen Glauben zu rechtfertigen, das Gute zu rechtfertigen, an das er glaubte. Seiner Aufgabe gab er sich ganz hin; er kannte keine Ruhe, kein Erbarmen gegen sich selbst, achtete nicht auf Krankheit und Erschöpfuug, er eilte das zu vollenden, was er für seine Missionhielt.

Das war ein ganzes Leben, ein lichtes Leben, trotz aller durchkämpften Stürme, das Leben eines Helden, der die dunklen, niedern Triebe seiner Seele besiegt hat. Nicht leicht ward ihm die Arbeit. „Schwer ist die Arbeit des Herrn" entrang sich dem Sterbenden. Aber in dieser schweren Arbeit ließ er den Mut nicht sinken, sondern bewahrte sich ein reines Herz und die seelische Frische, jene höhere Quelle der Freudigkeit, der alle Verzagtheit fremd ist, und in der er selbst das wahre Kennzeichen und den Vorzug eines aufrichtigen Christen sah."

Mit diesem Glauben ging er mutig durchs Leben: er half ihm hinweg über alle Hemmnisse, über alles Mißverstehen. Solowjew wußte: die Wahrheit, die er erkannt, wird siegen!

Rauh und steil war seines Lebens Pfad; an des Lebens Morgen war er in Nebel gehüllt, und auf des Lebens Höh' führte er durch Kälte und Einsamkeit; aber standhaft und fest schritt Wladimir Solowjew seinem Ziele entgegen. So machte er wahr, was er von sich selbst gesungen:

*) „Ich ging mit schwankem Schritt in grauem Nebelraume
Zu Ufern wunderhehr. Der letzten Sterne Strahl

*) Die Übersetzung verdanken wir der Liebenswürdigkeit des Herrn W. St.-R. Fr. Fiedler in St. Petersburg.

Rang mit dem Morgenrot am fernen Himmelssaume;
Noch flogen Träume rings, und, fortgestürmt vom Traume,
Rief im Gebet mein Geist zu Göttern ohne Wahl.

Am kalten weißen Tag auf ödem Wege geh' ich
Wie einst zum Heiligtum im unbekannten Land.
Der Nebel ist zerbraut, und klaren Auges seh' ich,
Wie steil der Bergpfad steigt. O wie so fern noch steh' ich,
So fern dem hohen Ziel, das mich als Traum gebannt.

Doch bis zur Mitternacht mit festem Schritte steigen
Will immer höher ich zu meinem Wallfahrtsort, —
Wo auf dem Berg, bestrahlt von neuer Sterne Reigen,
Im Siegesfeuerglanz sich endlich mir wird zeigen
Mein Heiligtum und mir erschließen seinen Hort."

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

„Kulturbestrebungen des estnischen Volkes".

Von Arnold Hasselblatt (Dorpat).

(Schluß.)

Zur Feier des 50-jährigen Gedenktages der Aufhebung der Leibeigenschaft fand hier in Dorpat am 26. März 1869 ein Festmahl im Parochialhause zu St. Marien statt, wobei Deutsche und Esten, die Spitzen der Universität, des Landes, der Stadt, Gemeindeälteste, Schulmeister ꝛc. an 5 großen Tischen sich zusammenfanden, an denen wegen der großen Menge der Teilnehmer „drei mal nach einander Tafel gehalten werden mußte." Bei diesem Festmahl brachte der Gemeindeälteste Michel Purrik aus Lunia ein Hoch aus auf die Livländische Ritterschaft; am Abend desselben Tages lief darauf aus Riga das nachstehende Telegramm ein:

„An den Gemeindeältesten Michel Purrik zu Dorpat im Parochialhause zu St. Marien:

Unterzeichneter dankt im Namen der Livländischen Ritterschaft für das soeben angelangte Telegramm der Dorpatschen Festversammlung Estnischer Bauern. Als Zeichen seiner unwandelbaren Liebe und Fürsorge für unser Landvolk hat der Landtag zur Gedächtnisfeier des Freilassungstages ein Kapital von 10.000 Rubeln bewilligt, das zum Wohle unserer Estnischen und Lettischen Glaubensbrüder durch eine Stiftung verwandt werden soll. — Residierender Landrat Baron Ungern-Sternberg."

Und von jenem Festmahl des 26. März 1869 mag hier den Jetztlebenden gleich noch eine zweite Kundgebung gewissermaßen als ein Dokument

jener Zeit vor Augen geführt sein. Neben anderen zahlreichen Tischreden brachte damals ein livländischer Prediger, der Propst E. Hasselblatt zu Camby, ein Hoch aus auf das estnische Volk. Der sehr eingehende Festbericht der „N. Dörpt. Ztg." gibt nun den Inhalt dieser Tischrede wieder (Nr. 75, Jg. 1869), und zwar in indirekter Rede. In der Hauptsache heißt es in diesem Referat:

. . . . Wozu sind wir in diesem Hause versammelt? Doch zur Feier des Tages, der vor 50 Jahren unserem Lande Befreiung von der Leibeigenschaft gebracht hat. Wir Kinder einer späteren und besseren Zeit begreifen es nicht, wie es möglich gewesen, daß Menschen ihre Nebenmenschen als Sachen, als ein Eigentum behandelt haben, mit dem nach Gutdünken zu schalten und walten sie ein Recht hatten, obgleich wir doch alle nach dem Bilde Gottes geschaffen. — Doch wollen wir heute, am Jubelfeste, nicht vergangene Zustände und Geschlechter richten, deren Schuld hauptsächlich ja nur die ist, daß sie ihrer Zeit angehört haben.

Greifen wir in die Geschichte zurück, so tritt uns überall Leibeigenschaft entgegen, und auch alle Völker der Neuzeit, alle christlichen Völker haben das Joch der Leibeigenschaft tragen und von der Knechtschaft zur Freiheit hindurchdringen müssen. Um nur einiger Beispiele zu gedenken, so ist die Leibeigenschaft in Frankreich erst vor 80, in dem gebildeten Preußen erst vor 62 Jahren mit der Aufhebung der letzten Schollenpflichtigkeit in vollendeter Weise, in Estland aber schon 1816, in Kurland schon 1818 und in Livland schon 1819 aufgehoben worden, während die Oberlausitz in Preußen erst 1833, Österreich erst 1848 zu voller Freiheit gelangt ist, und erst Kaiser Alexander II. der Befreier allen Russen die Leibeigenschaft genommen hat. Freilich ist Livland mit seiner Leibeigenschaftsaufhebung nicht das erste, aber es ist auch nicht das letzte Land damit, sondern steht mitten inne.

Fünfzig Jahre sind nun vergangen, seit unser leibeigener Bauer die Freiheit erlangt hat. Wir haben das genutzt, und mit Freude und Stolz blicken wir heute am Jubeltage zurück auf die letztverflossenen 50 Jahre, wenn wir der Vergangenheit die Gegenwart entgegenhalten. Denn aus dem Volke, das vor 50 Jahren noch leibeigen war, sind nun schon eine Menge Pastoren, Ärzte und Lehrer u. s. w., gar viele tüchtige Männer der Wissenschaft und der Praxis zur Ehre Livlands hervorgegangen, und überall haben sie im ganzen weiten Russischen Reiche in Achtung und Anerkennung gewirkt.

Wollte man aber hiergegen einwenden, das verschlage noch nichts den Massen des Volkes gegenüber, die anders daständen, so sollten allerdings die Dornen und Disteln nicht wegräsonniert werden; wir brauchen uns aber doch unseres Volkes nicht zu schämen. Vor 50 Jahren noch das Eigentum seiner Herren, hat es durch seinen Fleiß und seine Intelligenz jetzt das Eigentum seiner Herren schon vielfach auch zu dem seinen gemacht, so daß bereits 1/4 des livländischen Bauerlandes jetzt Grundeigentum der Bauern ist. Vor 50 Jahren noch im Knechtsstande, hat unser Volk jetzt durch Kaiserliche Gnade schon eine selbständige Gemeindeverwaltung, wie sich einer solchen nicht einmal der Bauer in Deutschland erfreuen kann.

Unseres Volkes Sinn ist aber nicht nur auf materielle Wohlfahrt gerichtet, sondern auch in der Intelligenz ist es gewachsen. Unser erst 50 Jahre freies Volk zählt weniger des Lesens unkundige Personen als das aufgeklärte Frankreich, das seit 80 Jahren schon keine Leibeigenschaft mehr kennt. Selbst Bettlerkinder lernen in Livland das Lesen.

Der Redner schloß mit einem Hoch auf „unser Estenvolk" und dessen Wachsen und Gedeihen. Wie der Festbericht hinzufügt, folgten „endloser Jubel, Bravorufen und Händeklatschen" diesem Toast. Gewiß mag es manchen in jener Festversammlung gegeben haben, der nicht in diesen Jubel einstimmte und grollend anderen Gedanken nachging; sicherlich aber haben viele rechtschaffene, ehrliche Esten damals in vollem Gefühl der Zusammengehörigkeit von Deutschen und Esten und in voller Freudigkeit über das Erreichte innerlich diesen Worten zugestimmt.

Diese beiden Ausschnitte aus der Zeitgeschichte, welche das uns beschäftigende Buch behandelt, — das Telegramm und die Festrede auf das estnische Volk — habe ich, obwohl sie von dem eigentlichen Thema ein wenig weiter abliegen, mir erlaubt, den Jetztlebenden ins Gedächtnis zu rufen, weil sie eine Betrachtungsweise und Farben aus den Anfängen der estnischen nationalen Bewegung zeigen, nach welchen wir im Rosenthalschen Buche völlig vergeblich suchen, und weil sie unmittelbarer und packender, als es durch bloßen Widerspruch geschehen könnte, uns ein Gegenbild zu der lückenhaften, unkritischen Geschichtsauffassung des Buches vor die Augen halten, ein Gegenbild zu jener unhistorischen Doktrin, welche, ohne Rücksicht auf die gegebenen Zeitverhältnisse und die damaligen Zustände in anderen Völkern und Ländern, glauben machen will, daß die Deutschen sich an den Esten nur versündigt hätten, daß sie den Esten gegenüber nur abzubitten und gut zu machen hätten. Gewiß, es ist auch hier viel gefehlt worden durch Härte und hochfahrendes Wesen durch Selbstsucht und Ungerechtigkeit. Das ist aber überall und zu allen Zeiten geschehen. Und schauen wir darauf, in wie besonders schwere Verhältnisse und in wie besonders lastende Aufgaben die Vorsehung unser Schicksalsland gestellt hat, und halten wir uns vor Augen, was inmitten dieser Schwierigkeiten für die Gesamtheit der Heimat und damit auch für die Esten geleistet worden ist, so brauchen wir uns unserer Vergangenheit nicht zu schämen. Ja, wir Deutschen — und gerade wir, die wir auch heute noch über die nationalen Klüfte hinweg Wert legen auf die gemeinsame Heimatzusammengehörigkeit — wir brauchen nicht und wollen nicht Buße tun in Sack und Asche, sondern wir bekennen uns trotz allem freudig zu unserer Vergangenheit und sind stolz auf sie.

Wenn dem Verfasser des Buches als Ziel vorgeschwebt haben sollte, mit seiner Darlegung zu einer Annäherung zwischen Deutschen und Esten und zu einer Stärkung der Gemeinsamkeit der Heimatinteressen beizutragen, so ist ihm diese Aufgabe schwerlich geglückt. Und sie hat ihm auch bei wirklich gutem

Willen nicht wohl glücken können — einfach aus dem Grunde, weil er selbst sich innerlich von unseren Gemeinsamkeitswerten schon zu weit entfernt hat.

Worin vornehmlich können wir diese Gemeinsamkeitswerte suchen?

Meines Erachtens besteht die wesentlichste estnisch-deutsche Gemeinschaftlichkeit in der evangelisch-lutherischen Glaubensgemeinschaft. Das Bewußtsein von dieser Gemeinschaft aber tritt in dem uns beschäftigenden Buche, wie namentlich das 2. Kapitel der Schlußabteilung mit seinem Vergleich der russischen Priester und der deutschen Pastoren erkennen läßt, bereits völlig zurück. Es ist ja wahr, daß der Ansturm der demokratisch-nationalistischen Presse vom Schlage einer „Sakala", eines „Walgus", eines „Wirulane" ꝛc. in den 70-er und 80-er Jahren des vorigen Jahrhunderts und dann wiederum die rote Flut der Jahre 1905 und 1906 sich in erster Linie wider unsere Pastoren, und zwar gerade wegen ihres autoritativen Ansehens, richteten und in der Tat ihre Stellung gegenüber den Gemeinden sehr erschwert und in systematischer Minierarbeit mitunter auch untergraben haben; daß es nicht leicht ist, Pastor zu sein, hat ja auch mancher estnische Prediger erfahren müssen. Diese Feindschaft, von der die griechisch-orthodoxen Priester allerdings verschont geblieben sind, gereicht unseren Predigern nicht zur Unehre; aber auch vieles Andere sollte ihnen, meinen wir, in den Augen des Nicht-Heimatfremden zur Ehre angerechnet werden. Nicht wenige baltische evangelische Prediger haben in schweren Zeiten, wie etwa im Nordischen Kriege, wo sie inmitten des verwüsteten Landes ausharrten, und auch in der Revolutionszeit bewiesen, daß sie nicht geworbene Mietlinge waren, sondern Herz für ihre estnischen und lettischen Gemeinden gehabt haben; die Zahl der Pastoren, welche estnische Bücher geschrieben und durch die Schrift die estnische Literatur zufördern gesucht haben, geht in die Hunderte. Ihnen ist es schließlich doch wohl zu danken, daß die rein estnische Schule das geleistet hat, was sie für das Volk bedeutet, daß schon vor mehr als 80 Jahren der Gedanke hat ausgeführt werden können, ein estnisches Wochenblatt (O. W. Masing's vortreffliches „Maarahwa Näddalaleht") dem estnischen Volke zu bieten und — in welchem anderen Teile des Russischen Reiches wäre das um das Jahr 1820 denkbar gewesen! — mehrere Jahre dieses reine Volksblatt fortzuführen. Und wenn nach dem redlich von ihnen geförderten ersten estnischen Gesangfest vom Jahre 1869 so viel intellektuelle und ideelle Kraft in dem estnischen Volke steckte, daß es einen solchen kulturellen Aufschwung nahm, wie er in dem Buche geschildert wird, so möchten wir glauben, daß von der Wurzelkraft dazu doch ein größerer Teil von dem Wirken unserer Pastoren, als von den Küstern und russischen Priestern herrührte. Und all die vielen Prediger, die in den Jahren der Konversion und der Rekonversion nach Aufhebung des Rekonvertiten-Erlasses Amt und Brot für ihre in Gewissensnöten gefangenen Gemeindeglieder einsetzten, und die Mengen aus dem estnischen Volke, die sich in der Zeit des Zurück-

sehnens nach dem preisgegebenen angestammten Glauben an unsere Prediger wandten — sie reden eine andere Sprache, als wir sie in diesem Buche hören.

Ein zweites Band, das sich um alle Bewohner unserer Heimat schlingt oder einst schlang, ist das gemeinsame Rechtsbewußtsein. Wir verstehen durchaus, daß die Esten in diesem Punkte nicht gleich den Deutschen fühlen und daß sie in so manchen Gebieten auf Fortbildung und Abänderung des geltenden Landesrechts hindrängten und noch hindrängen. Aber das gemeinsame Rechtsbewußtsein, die Achtung vor dem gewordenen und geschriebenen Recht im allgemeinen ist in jahrhundertelangem Zusammenleben tief auch in die ganze Denkweise des estnischen Volkes und in seine Rechtsanschauungen übergegangen und sollte sich — so meinen wir — bei seinen gebildeten Vertretern auch heute noch in so weit bekunden, daß es den in diesem Buche berührten administrativen Eingriffen in unserer Heimat nicht verständnislos gegenübersteht. Dieses Verständnis finden wir im Rechtsbewußtsein des Verfassers leider nicht, was sich besonders deutlich in seiner Stellungnahme zum Fall Greiffenhagen (S. 270) ausspricht. Im Jahre 1885 weigerte sich das damalige Stadthaupt von Reval, Mag. W. Greiffenhagen, der Forderung des Estländischen Gouverneurs, im Verkehr mit der Estländischen Gouv.-Regierung statt, wie bisher mit allen einheimischen Institutionen, die deutsche, in Zukunft die russische Sprache anzuwenden, nachzukommen und dabei berief er sich auf unser altverbrieftes Landesrecht. Er wurde, gleich dem Stadthaupt R. v. Buengner in Riga, durch Allerhöchsten Befehl seines Amtes enthoben. Weiter berichtet nun das Rosenthalsche Buch: „Auf der Stadtverordneten-Versammlung vom 18. September (1885) wurde darauf dem infolge dessen aus dem Amte geschiedenen Stadthaupt ein Dank für seine bisherige Tätigkeit votiert. Im Auftrag der russisch-estnischen Partei protestierte ich gegen diesen Beschluß, indem ich betonte, daß derselbe unter den gegebenen Umständen taktlos und dem Allerhöchsten Willen gegenüber ungehörig sei." — Daß der Verfasser sich — vielleicht infolge 40-jähriger beamtlicher Gewöhnung — ohne erkennbare Nötigung auch heute noch beeifert, in einem den baltischen Deutschen besonders empfohlenen Buche auf den hochgeachteten Mann, der fest und mutig für das von ihm als zu verteidigendes Recht Erkannte eintrat, einen Stein zu werfen und sich seiner damaligen Tat zu rühmen, zeigt, wie wenig ihm um heimatliches Gemeinschaftsbewußtsein auch in dieser Sphäre zu tun ist.

Ein Drittes endlich, wo ein gewisses Gemeinsamkeitsinteresse unter uns fortleben sollte, ist unser heimatliches Eigenleben. Auch von diesem Interesse ist in dem vorliegenden Buche wenig zu erkennen. Es tritt darin so garnicht die Erkenntnis dessen hervor, daß die Landesvertretung neben der Regelung der Beziehungen auf agrarischem Gebiete und zu dem estnischen Volke auch andere Aufgaben im Interesse der Gesamtbevölkerung und damit auch der estnischen zu erfüllen hatte und es tritt hier auch nicht das Gefühl dafür zu-

tage, daß mit den in den letzten Jahrzehnten hinweggeräumten Landeseinrichtungen, für deren Wahrung sich die Landesvertretungen eingesetzt haben, auch so mancher Damm, der sich schützend auch vor die estnische Eigenart stellte, hinweggeschwemmt worden ist. So berichtet der Verfasser mit Sympathie und Gelassenheit über das Wirken des Fürsten Schachowskoi als Estländischer Gouverneur, der „mit jugendlicher Kraft und eisernem Willen" vermocht habe, „in kurzer Zeit die ihm anbefohlene Russifizierung trotz vieler Hindernisse und zähem Widerstande, die ihm entgegentraten, durchzuführen" (S. 268), hebt die Ehre hervor, daß er der Fürstin Schachowskoi ein Bouquet mit einer kurzen Ansprache überreichen durfte, erzählt (S. 278), wie die Fürstin in Jewe die erste landische Schule mit russischer Unterrichtssprache begründete, indem sie „auch für die Bildung und Erziehung der (estnischen) Kinder sorgen und der russischen Sprache Eingang verschaffen wollte" (S. 278) u. s. w. Er hat kein Ohr für den Jubel, mit dem der „Rish. Westn." alle diese und ähnliche Maßnahmen begleitete.

Für den Verfasser so, wie er ist, bleibt als deutsch-estnisches Gemeinsames wohl nur noch jenes Gemeinschaftsinteresse nach, wie es sich im Alltagsleben für rein praktische Dinge aus dem Nebeneinanderleben für alle Bewohner der Ostseeprovinzen ergibt — etwa im Verkehrswesen, in der gemeinsamen Bekämpfung von allgemeinen Kalamitäten, Bränden, Epidemien ꝛc. und in technischen Fortschritten. Es ist ja auch dies zweifelsohne eine sehr wichtige Sphäre schiedlich-friedlichen Zusammentuns, auf die wir Bewohner der Gouvernements Liv-, Est- und Kurland, ihrer Gouvernements- und Kreisstädte wie des flachen Landes, wir allesamt — Deutsche und Russen, Esten und Letten, Juden und Litauer — angewiesen sind. Aber mit diesem begrenzten Gemeinschaftsbewußtsein stehen die moralisierenden, fast gefühlvoll berührenden Worte, mit denen der Verfasser seine Betrachtungen über C. R. Jakobson schließt, doch nicht recht im Einklang; er schreibt da (S. 83) die Worte hin: „Nur aufrichtige, wahrhaftige, alles vergebende Liebe, die frei von jedwedem Dünkel ist, kann, wenn sie beiderseits — sowohl von seiten der Deutschen, als auch von seiten der Esten — gepflegt wird, imstande sein, die gähnende Kluft zu überbrücken, welche beide Völker trennt, die aber, da sie eine gemeinsame Scholle bewohnen, auf einander angewiesen sind."

— — — In seiner wehleidigen Art schreibt der Verfasser der „Kulturbestrebungen" auf Seite 332: „Das Estenvolk hatte bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts als Bauernvolk gelebt, das durch schwere körperliche Arbeit dem Felde, das ihm nicht gehörte, seinen kärglichen Lebensunterhalt abgewinnen mußte und für die Berechtigung dazu dem Besitzer seine Arbeitskraft zur Verfügung zu stellen verpflichtet war." Und auf Seite 22 erwähnt der Verfasser der stammverwandten Mordwinen, Syränen, Wogulen, Wotjaken, Tscheremissen ꝛc. — Es ist wohl als ausgeschlossen anzusehen, daß das Mordwinenvolk, das Tscheremissenvolk, das Karelenvolk u. s. w. je eine ähn-

liche völkische Entwickelung nehmen wird, wie sie den Esten beschieden gewesen ist. Da drängt sich wohl die Frage auf: welchen Umständen haben die Esten es zu verdanken, daß sie eine so andere, eine so sehr viel eigenere, reichere völkische Selbständigkeit sich gewahrt haben, als die Tscheremissen, Tschumaschen, Karelier, Mordwinen und all die anderen finnisch-ugrischen Völker in der sarmatischen Tiefebene?

Zum Teile vielleicht dem Umstande, daß sie neben den Finnen zu den lebensstärkeren, kriegs- und arbeitstüchtigeren Stämmen der finnisch-ugrischen Völkerfamilie gehört haben. Aber sicherlich nur zum geringeren Teil. Das Hauptmoment der Erklärung der Selbständigkeitsmöglichkeit der estnischen Entwickelung liegt fraglos in dem nicht von ihnen abhängigen geschichtlichen Werdegange des Landes, das ihnen, nachdem sie die früheren Bewohner daraus verdrängt hatten, als Wohnsitz diente, — dieses Landes, das, von den widerstrebendsten äußeren politischen Mächten und von sich gegenüberstehenden heterogenen inneren Kräften umkämpft und doch in einem gewissen Gleichgewicht gehalten, eine so eigenartige geschichtliche Vergangenheit hat, wie kaum ein anderer Fleck Erde. Innerhalb der geschichtlichen Geschehnisse erklärt sich aber die estnische Selbständigkeitsmöglichkeit in allererster Linie durch die Ankunft der Deutschen im 11. und 12. Jahrhundert und durch die von ihnen im Laufe der nachfolgenden Jahrhunderte hier behauptete Vorherrschaft.

Es ist durchaus unhistorisch, sich der Meinung hinzugeben, als sei mit der Ankunft der Deutschen am Düna-Strande ein blühendes Idyll, in welchem die Letten, die später von ihnen aufgesogenen finnischen Liven und die diesen letzteren stammverwandten Esten lebten und ungefährdet noch Jahrhunderte in Freiheit hätten weiterleben können, grausam zerstört worden. Denn es darf nicht vergessen werden, daß schon lange vor der Ankunft der Deutschen die Russen mit der Begründung von Jurjew am Embach zeitweilig in dem von den Esten bewohnten Lande schon festen Fuß gefaßt und auf das baltische Küstengebiet ihr Augenmerk gerichtet hatten und daß schon zur Zeit der Ankunft der Deutschen im Südosten Livlands vom Fürsten von Polotzk gewisse Abgaben beansprucht wurden. Wäre hier der deutsche Ordensstaat nicht begründet worden, so hätten diese Gebiete dem Andrang der volkreichen Russen schwerlich widerstehen können und so wäre den Esten wohl eine ähnliche Entwickelung beschieden gewesen, wie etwa den Karelen, den Setukesen, Mordwinen ꝛc. Für die Wahrung der estnischen Eigenart war es zunächst ein besonderes Glück, daß es nicht an ein Volk, sondern an erobernde Krieger und Priester seine Freiheit verlor — an Eroberer, die numerisch viel zu schwach waren, die von ihnen niedergeworfene indigene Bevölkerung in sich aufzusaugen und zu entnationalisieren. Dazu lag ein bewußtes Entnationalisieren nicht im Geiste der früheren Jahrhunderte und erst recht nicht im Geiste des alt-livländischen Ordensstaates. Aber mehr

noch: unter der deutschen Vorherrschaft in Liv- und Estland ist innerhalb aller Rauheit des Regiments und in aller Not der über das Land verhängten schweren Zeiten nicht nur nicht auf Ausrottung des estnischen Volkstums hingearbeitet worden, sondern es ist auch manches direkt zu dessen Konservierung geschehen. Es geschah dies ausgehend vom kirchlichen Gebiet und in besonderem Maße seit der Einführung der Reformation. Seit dem 16. Jahrhundert bereits wird dem estnischen Volke religiöse Literatur in seiner eigenen estnischen Muttersprache dargeboten. Mochte auch das kirchliche Leben — und wo war das zu jenen Zeiten nicht der Fall?! — noch so sehr von Aberglauben und rein heidnischen Vorstellungen und Bräuchen durchsetzt, mochte die von den deutschen Predigern geschaffene estnische Schriftsprache noch so mangelhaft, mochten die ins Leben gerufenen Schulen noch so spärlich und primitiv sein — die Esten hatten doch mit ihren Gottesdiensten in der Muttersprache, mit ihreu von den Deutschen geschaffenen Anfängen einer muttersprachlichen Literatur, mit ihren wenn auch noch so wenigen schriftkundigen Volksgenossen einen Schatz erhalten, der für ihr spezifisches Volkstum und für dessen Wahrung von höchstem Werte war, der ihrem Volkstum eine verläßliche Anwartschaft auf Bestand und Entwickelung verlieh. Das ist keinem anderen der ihnen stammverwandten Völkerschaften zuteil geworden — außer den Finnen, die das auch nur germanischer Berührung, nämlich den Schweden, zu verdanken haben. Den Schweden ist, beiläufig bemerkt, auch das estnische Volkstum zu besonderem Danke verpflichtet, sofern sich die schwedische Regierungszeit in Liv- und Estland durch besondere Bauern- und Bildungsfreundlichkeit auszeichnete.

Die estnischen Kulturbestrebungen haben dann im vorigen Jahrhundert einen mächtigen Aufschwung nehmen können. Schon im Jahre 1820 war im Lande so viel estnische Volksbildung vorhanden, daß die Herausgabe eines wöchentlich erscheinenden estnischen Unterhaltungsblattes, des schon erwähnten „Maarahwa Näddalaleht", in Angriff genommen werden konnte — eine Tatsache, welche unser Baltikum von allen übrigen Teilen des Reiches, wo an ein Blatt für das einfache Landvolk gar nicht zu denken war, hell abhebt; selbst wenn dieses Blatt damals nur einige Jahre sich zu halten vermochte, zeigte es doch, wohin man für das estnische Volk aus Predigerkreisen (der Herausgeber Pastor O. W. Masing zu Eecks wird neuerdings von den Esten als Este in Anspruch genommen, doch hat er selbst jedenfalls nicht sich als von Esten stammend angesehen und hat dieses Unternehmen nicht als Este für seine Stammesgenossen, sondern als deutscher evangelischer Prediger für seine estnischen Glaubensgenossen ins Werk gesetzt) strebte und was man damals bereits dem Estentum zutraute.

Dem Erwachen des eigentlich nationalen Bewußtseins im Volke ging dann seit den 30-er Jahren die von Deutschen wesentlich mitgeförderte, von der zum Teil aus Deutschland herübergewehten romantischen Schwärmerei

für die Kleinvölker gestützte wissenschaftlich-literärische Erwärmung für die estnische Vorzeit, für ihre Sagen und ihre Sprache voraus. Eine Frucht dieser heimatlichen Bewegung war die 1838 in Dorpat erfolgte Begründung der Gelehrten Estnischen Gesellschaft, und Männer wie Rob. Fählmann, F. Wiedemann, H. Neus, Friedr. Kreutzwald, Pastor Ahrens u. a. m. gaben sich mit Feuereifer der Erforschung der estnischen Sagenwelt, der estnischen Lieder und Sprüche, der estnischen Sprache hin. Alles auf diesem Gebiet zutage Geförderte überragte weit an Bedeutung das von Friedr. Kreutzwald, dem glänzenden Stilisten und Gestalter von feinem dichterischen Nachempfinden, rekonstruierte und ergänzte estnische Volksepos „Kalewipoeg", das mit Hilfe der Gel. Estn. Gesellschaft im Druck erschien und durch seine Verdeutschung zur Kenntnis der wissenschaftlichen Welt gelangte. Das Auftauchen dieses Volksepos war von der größten Tragkraft für die estnische nationale Idee. Die Esten, bis vor kurzem noch in den Fesseln der Hörigkeit, sahen im „Kalewipoeg" ein Stück ihrer Vergangenheit im Glanze eines Königsmantels, und mit einem Schlage wurde das bisher ungekannte und unbeachtete Kleinvolk in der wissenschaftlichen Welt bekannt; die Sagenforscher verschiedener Nationen, vor allem die in Deutschland, wandten ihre Aufmerksamkeit diesem Schatze aus der estnischen Vergangenheit zu, und das Echo der im Auslande gezollten Beachtung und Anerkennung wirkte mächtig auf das Estentum und dessen Selbstbewußtsein im Lande zurück, obwohl von einer unmittelbaren Einwirkung des „Kalewipoeg" und der sonstigen Sagen auf die eigentliche Volksmasse noch nicht viel zu spüren war. — Es war mit der auf diesem Gebiete in den 50- und 60-er Jahren verrichteten gemeinsamen estnisch-deutschen Heimatarbeit die literarisch-wissenschaftliche Grundlage für estnische Eigenart sicher und dauernd gelegt — eine Grundlage, die sich, so wenig man sich dessen anfangs im Lande bewußt war, in der Folge als sehr schwungkräftig für die nationalen Bestrebungen auch auf anderen Gebieten erwiesen hat.

Das gilt vor allem für die darauf geschaffene estnische Journalistik und Publizistik. Für deren Begründung fand sich eine vorzüglich dazu veranlagte Kraft in J. W. Jannsen; er war ein Mann des Maßhaltens, mit geschärftem Blick für die Realitäten des Lebens, ein ausgezeichneter Kenner des Volkes und ausgerüstet mit einer ganz besonderen Begabung für Volkstümlichkeit in der Behandlung der Stoffe und in der Ausdrucksform. 1857 erschien in Pernau sein „Pärnu Postimees", während gleichzeitig Pastor A. H. Willigerode in Dorpat, der, beiläufig bemerkt, zum ersten Male des Wort „Eesti rahwas" (Estenvolk) angewandt hat, ein bald eingegangenes estnisches Wochenblatt „Talurahwa Postimees" erscheinen ließ. Mit der Überführung des Jannsenschen estnischen Blattes (als „Eesti Postimees") nach Dorpat im Jahre 1864 begann es im Volk Einfluß zu erlangen. Damit war die journalistisch-publizistische Grundlage gegeben, von der aus nachmals die estnische nationale Bewegung in sehr andersartigen Tönen so mächtig

geschürt worden ist. — Es sei bemerkt, daß auch diese erste journalistische Grundlage nicht im Gegensatz zu dem Deutschtum unserer Provinzen, sondern unter wohlwollender Förderung von ihrer Seite geschaffen worden ist, wie denn überhaupt J. W. Jannsen nicht nur von seinem Taufvater Woldemar v. Ditmar zu Alt-Fennern, sondern auch von vielen anderen Deutschen vielfache Unterstützung erfahren hat. Das möchte ich erwähnen, weil so garnichts Ähnliches an Förderung von gebildeter Seite für eine Volkspresse bei den Wogulen, Tscheremissen, Setukesen u. s. w. sich erwähnt findet.

Das waren die beiden volklichen Grundlagen, von denen aus die nationale oder einst sogenannte „jung-estnische" Bewegung seit dem Beginn der 70-er Jahre in die Halme schoß. Zugleich war ihr die materielle und intellektuelle Unterlage in einer innerhalb des Russischen Reiches ganz eigenartigen Form und aus einer Dauer verbürgenden, sauer erarbeiteten allmählichen Entwickelung geschaffen worden.

Die materielle Unterlage bildete der infolge der agraren und sonstigen Reformen sich entwickelnde bäuerliche Wohlstand: nachdem 40 Jahre früher als im übrigen Rußland in den Ostseeprovinzen die Leibeigenschaft aufgehoben war, folgten — in Abschaffung der 1819 eingetretenen unleidlichen Verhältnisse, der sogen. „Vogelfreiheit" — in den 40-er Jahren die große Fölckersam'sche Agrar-Reform, der Übergang von der Fronleistungspacht zur reinen Geldpacht sowie von der Fronarbeit zur Knechtswirtschaft, die völlige Aufhebung der Frone, der in den 50-er Jahren in Livland einsetzende Bauerlandverkauf und die am 19. Februar 1866 erlassene neue Landgemeindeordnung, durch welche dem Bauerstande volle politische und materielle Unabhängigkeit gewährleistet wurde. Seit den 70-er Jahren hatten die ackerbautüchtigen Esten einen solchen Wohlstand erreicht, daß sie für ihre estnischen Zeitungen, für estnische Vereine und sonstige nationale Bestrebungen schon etwas herzugeben hatten.

Die intellektuelle Unterlage aber bildete das in anderem Zusammenhange bereits erwähnte blühende Volksschulwesen — seit 1819 von den Landgemeinden mit errichtet und unterhalten, seit 1851 mittelst der bäuerlichen Mitglieder der Lokal- und seit 1873 auch der Kreis-Schulverwaltungen von der Bauerschaft mitverwaltet, durch den gewissenhaft überwachten obligatorischen Schulbesuch zum Gemeingut aller evangelisch-lutherischen Landbewohner erhoben. Im ganzen übrigen Russischen Reiche war nichts dem Ähnliches an die Seite zu stellen. — Man hat freilich an jener alten Schule viel auszusetzen gefunden; und wer wollte leugnen, daß das Lehrprogramm der Gemeindeschulen einseitig und dürftig, daß die Schulräume meist äußerst kümmerlich und die Besoldung der Schulmeister, die vielfach auf Nebenerwerb geradezu angewiesen waren, völlig unzureichend war? Im ganzen aber entsprach die alte Volksschule doch zweckmäßig den Bedürfnissen ihrer Zeit und diente durchaus zur Wahrung und Festigung der estnischen Eigenart

— in ersterer Beziehung insofern, als sie gerade durch ihr beschränktes Programm die tüchtigsten Kräfte dem flachen Lande und diesem damit einen kernigen Schlag von Landarbeitern erhielt und doch durch die Schulung im Lesen und Schreiben den ganzen Stand hob, aber nur ganz besonders geistig Begabte auf den Weg in andere Bildungsschichten verwies; in der zweiten Beziehung aber insofern, als in den Gemeindeschulen ganz allein die Muttersprache zur Anwendung gelangte. Ganz im Gegensatze zu den alten Gemeindeschulen wirken die — eine vermehrte Bildung und den Übergang in die nächsten Etappen womöglich bis zur Universität vermittelnden — ministeriellen Schulen mit russischer Unterrichtssprache wie die Exhaustoren auf das Landleben: sie saugen aus dem Lande seine tüchtigsten Säfte und pressen sie in die Städte und vielfach aus der Heimat hinaus. Das estnische Volkstum aber wird dadurch zugleich in seinem innersten Mark geschwächt.

— — So waren denn für die schon seit 1819 von der Leibeigenschaft befreiten Esten mit ihrem wissenschaftlich-literarischen, ihrem kulturellen, materiellen und intellektuellen Eigenbesitz so günstige Bedingungen, wie sie die übrigen stammverwandten Völkerschaften Rußlands, die Mordwinen, Wotjaken u. s. w. auch nicht entfernt besessen haben, für die Fortentwickelung ihrer nationalen Eigenart und ihrer nationalen Bestrebungen gegeben, als im Jahre 1869 zur 50-jährigen Gedenkfeier der Aufhebung der Leibeigenschaft das Gesangfest zum ersten Male die estnische Gesamtheit zusammenscharte. Es war einerseits ein unbefangen hingenommener Triumph der seit 1819 geleisteten baltischen, deutsch-estnischen Kulturarbeit und darum auch von Deutschen vielfach gefördert, die nicht ohne einen gewissen Stolz beim Fest darauf hinblickten, was im Lande für „unsere Esten" und von „unseren Esten" kulturell erarbeitet worden war; andererseits aber war es — und das trat mit der Zeit ganz in den Vordergrund — die erste Heerschau des Estentums, aus welcher dem estnischen Nationalismus eine überraschende Triebkraft zuströmte. Die seit etwa 10 Jahren hier und da in schärferen Umrissen aufgetauchten nationalen Aspirationen mit politischer Färbung stempelten in der Folge dieses Fest als reinestnisches Nationalfest ab, und in ungeahnter Fruchtbarkeit wurde es der Ausgangspunkt für alle nationalen Unternehmungen der beiden nächsten Jahrzehnte.

Gerade diese Bedeutung des Sängerfestes finden wir in dem Rosenthalschen Buche übersichtlich dargelegt. Der deutsche Leser kann es nur bedauern, daß ihm dieses Buch durch die Tendenzschreiberei verleidet wird. Es bietet, wie schon hervorgehoben, viel wissenswerten Stoff — namentlich für die vom Verfasser selbst durchlebten ersten Anfänge der nationalen Unternehmungen nach dem Sängerfeste. Obgleich der Verfasser keine tiefschürfende Arbeit leistet, so tritt aus seinem Buche doch auch der Gesamtcharakter der Erscheinungen des estnischen Lebens in den 70-er Jahren mehr oder weniger anschaulich entgegen. Wir sehen, was alles eine frisch aufschießende Jungkraft unternehmen kann. Jedes hervorgebrachte Neue, mag es auch ein noch so

bescheidener Anfang sein, hebt sich vom jungfräulichen Boden, der bisher eine gleichmäßige Fläche darbot, kenntlich ab und springt als Erfolg in die Augen, und jeder Erfolg nährt den Schaffensdrang und beflügelt zu weiteren Taten. Ein mit Geschick und Verständnis zugestutztes Körnersches Lustspiel bedeutet hier gleich den Anfang der estnischen Dramatik, eine kleine estnische Liebhaber-Vorstellung die Wiege der estnischen Schauspielkunst, eine Vereinsgründung zieht gleich ein Dutzend anderer ähnlicher Gründungen nach sich u. s. w.

Freilich — es waren ja meist Treibhauspflanzen, die hier in jener schaffensdurstigen Zeit aufschossen. Nach zwei Jahrzehnten stellten die größeren, aus dem Sängerfest erwachsenen Unternehmungen ein Trümmerfeld dar: der „Eesti Kirjameeste Selts" war elend zusammengebrochen, die estnischen Alexanderschul-Bestrebungen hatten, trotz aller Opferwilligkeit des Volkes, ein totales Fiasko erlitten, die estnische Schiffahrts- und Reederei-Gesellschaft „Linda" mit ihren Speichern und Schiffen war von der Bildfläche verschwunden, die große estnische Kolonialgründung von Kuntaugani in der Krim verkracht, der Dorpater estnische landwirtschaftliche Verein zu Bedeutungslosigkeit zusammengesunken. Aber doch blühte auch hier neues, wenngleich bei weitem nicht immer erfreuliches Leben aus den Ruinen. Die Triebkraft war geblieben, und man hat auf vielen Gebieten aus den gemachten bitteren Erfahrungen gelernt.

Die Esten sehen sich mit ihren kulturellen Bestrebungen zwischen drei größere Kulturgebiete gestellt: zwischen die mit der heimatlichen Scholle überkommene deutsche, die mächtige russische und die stammverwandte schwedisch-finnische Kultur. Man kann nicht leugnen, daß sie es mit Geschick verstanden haben, sich aus diesen verschiedenen Kultursphären, vor allem aus der deutschen und neuerdings immer mehr aus der schwedisch-finnischen, ihre Muster zu holen und vielfach schöpferisch umzugestalten und ihrer Eigenart anzupassen. — Die Frage aber, ob das bisher Erreichte genügt, um diese ihre Eigenart dauernd zu sichern, wird die Zukunft beantworten — ebenso wie auch die andere Frage, ob den Bewohnern der Ostseeprovinzen Rußlands je eine Zeit anbrechen wird, wo der Nationalismus zu Gunsten einer tieferen Bewertung gemeinsamer Heimatinteressen und zu gemeinsamer Arbeit für das Landesganze von innen heraus mehr zurücktreten wird.

*

— — Ich möchte nicht schließen, ohne einem Wunsche, der sich mir beim Lesen dieses Buches aufs lebhafteste aufdrängte, an dieser Stelle Ausdruck gegeben zu haben, — dem Wunsche, daß dem Rosenthalschen Buche *noch weitere „Erinnerungen"* aus der hier behandelten Zeit an die Seite treten mögen. Die Reihe der Männer, die seit dem Ausgang der 60-er Jahre in der estnischen nationalen Bewegung mitgemacht haben oder durch nähere Beziehungen sonst irgendwie in sie oder ihre Teilerscheinungen hineinverflochten gewesen sind, hat sich stark gelichtet, und bald wird auch die letzten von ihnen der Rasen decken. Da wäre es erwünscht, daß die wenigen noch Lebenden

ihre Erfahrungen und Erlebnisse — selbst wenn sie sich nicht auf eine aktive Teilnahme, sondern bloß auf den Widerschein der Tatsachen und die wahrgenommene Wirkung der Geschehnisse erstrecken sollten — zu Papier brächten und damit beitrügen zu einer vielseitigen Beleuchtung jener gärenden Zeit, die einen Wendepunkt in der Entwickelung unserer heimatlichen Verhältnisse in sich schließt.*)

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Der Dichter Kurt Bertels.

Von Adolf von Keußler (Reval).

Motto: ... Und der Geist des höchsten Strebens
Taucht in unsre Wirbel ein.
Novalis „Gesang der Toten".

Ich lag verzückt im dunklen Veilchengrunde
und lauschte nur dem Rauschen und dem Singen
und haschte nach verliebten Schmetterlingen —
da plötzlich bebt' es leise in der Runde.

Und eine Stimme sprach mit ernster Würde:
„Wach auf, du weltverlorner Menschensohn!
Dem Vollblutleben bist du jach entflohn
und allem Lärm und jeder Last und Bürde.

Du glaubst wohl deines Lebens höchsten Sinn
mit Farbe, Duft und Tönen zu erreichen?
Für laute Worte gibst du nur ein Zeichen
und, statt zu wirken, malst du Träume hin.

Versuch's dich aus der Dämmrung aufzuraffen,
ermanne dich und wähl den Weltberuf!
Die Kraft, die unser Leben mächtig schuf,
hat auch Gesetz und harte Pflicht geschaffen.

Wach auf!" — Und wieder Stille in der Runde.
In allen Blättern atemloses Schweigen
und warmes Dunkel in den Blütenzweigen.
Da ging ich fort aus meinem Veilchengrunde!

Fort auf belebten Wegen, zur Genesung
vom Grenzenlosen stiller Träumerei.
Jetzt bin ich mitten unter Menschen frei
und künde Sturm und Sonne als Erlösung!

Der die obigen selbstbekennenden Verse dichtete, ist Kurt Bertels, ein Frühvollendeter. Schon drei Jahre deckt diesen Dichter fern von seiner baltischen Heimat im lichtdurchfluteten Korfu der Rasen.

*) Wir schließen uns diesem Wunsche des Verfassers an und stellen unsere Zeitschrift für die Veröffentlichung solcher „Erinnerungen" gern zur Verfügung.
Die Redaktion.

Die schnelllebige Welt, die „wenige hält und kennt", hat ihn verloren, ehe weitere Kreise seinen feinen Geist hätten erkennen können. In Bertels' Heimat aber fügte es sich, daß das Erscheinen seiner Erstlingsgedichte — herausgegeben in Berlin 1905 — in ein Jahr fiel, als nicht Apoll die Stunde regierte, sondern die blutige Revolution, die nur für Pulver und Blei Gedanken übrig ließ. So mag es sich erklären, daß der verewigte Dichter auch in den Herzen seiner Landsleute bei weitem nicht die warme Statt gefunden hat, die ihm schon längst hätte bereitet werden sollen. Denn weder ist das Deutschtum der Baltischen Provinzen so reich an wirklichen Dichternaturen, daß auch nur *eine* von ihnen unbemerkt dem Gesichtskreis der Zeitgenossen entschwinden darf, noch verdient Bertels absolut genommen die geringe Beachtung, die er bisher gefunden.

Der vorliegende bescheidene Versuch einer Würdigung der Persönlichkeit und des nur zu kurz bemessenen künstlerischen Schaffens von Kurt Bertels will dem Toten den Lorbeer winden, der dem Lebenden vorenthalten blieb.

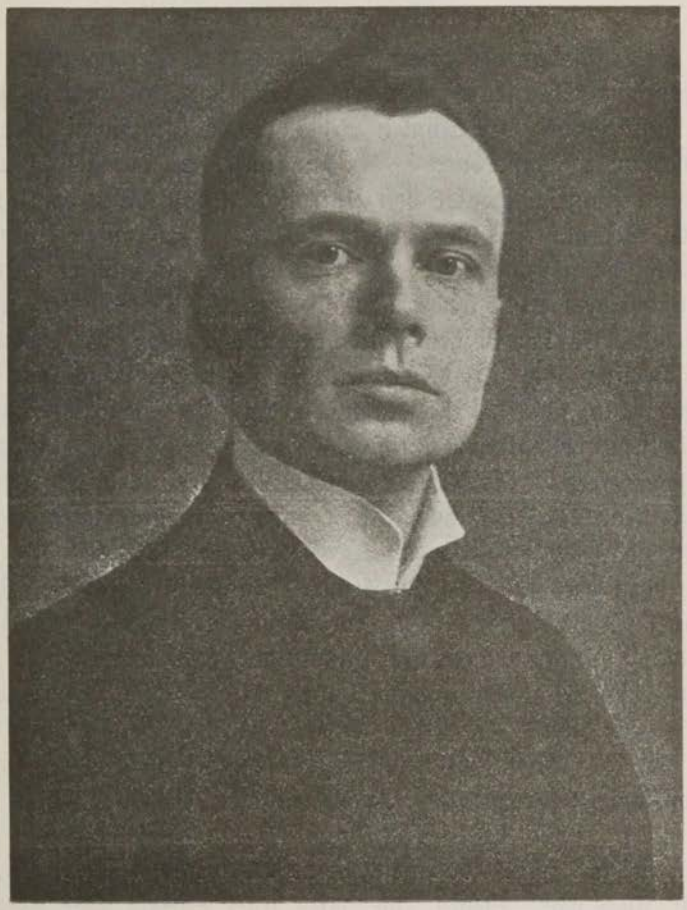
Umfassende Bildung, ein reicher Geist, ein feuriges Streben nach immer tieferer Erkenntnis, immer weiterem Besitz von Schönheit und Wahrheit, ein in steter Steigerung begriffenes ästhetisches Feingefühl — diese nicht zu oft in *einem* Menschen vereinigten Voraussetzungen fruchtbaren geistigen Schaffens prädestinierten Kurt Bertels, den Dichter und Künstler-Philosophen, zur Erreichung höchster Ziele. Die volle Entfaltung dieser von der gütigen Natur so freigebig geschenkten herrlichen Gaben hat vorzeitig ein Ende gefunden. Nur gering ist daher, quantitativ genommen, die dichterische und schriftstellerische Hinterlassenschaft Bertels': eine Gedichtsammlung und zwei kunstkritische Studien bilden alles, was er der Öffentlichkeit zu übergeben vermochte . . .

Treten wir dem Werdegang seiner äußeren und inneren Entwicklung näher.

Das eingangs wiedergegebene Gedicht „Der Veilchengrund" schätzte Bertels, wie ein naher Freund von ihm dem Vf. der vorstehenden Skizze schreibt, am höchsten ein. Man wird das begreiflich finden, bietet es doch das lebendig durchfühlte Bild des geistigen Erfassens seines Fortschreitens vom Jugendidyll zum pflichtenharten „Weltberuf". An der Hand der entsprechenden biographischen Daten stellt sich diese Entwicklung folgendermaßen dar.

Kurt Bertels erblickte im März 1877, als einziger Sohn des Geologen Dr. Alex. Bertels und dessen Gattin geb. Beck, zu Riga das Licht der Welt. Sorgende Elternliebe und freundliche Natureindrücke begleiteten den aufgeweckten Knaben von seiner frühesten Jugend an. Genoß Kurt Bertels doch das stadtgeborenen Kindern nicht oft zuteil werdende Glück, fern von der Enge lärmender Straßen und der trivialen Hetze des Tages aufzuwachsen. Vor den Toren Rigas, in dem am schilfdurchwachsenen Jägelsee belegenen väterlichen Anwesen Bonaventura hat er die empfänglichsten Kinderjahre verbracht. Sehnsüchtigen Blickes mag der Knabe dort dem Fluge manches selt-

samen Vogels gefolgt sein, der ihm den Wechsel von Frühling und Sommer, das Werden und Vergehen in der Natur kündete. Staunenden Auges mag er das immer wechselnde Spiel der Wellen, das glitzernde Leben in der Tiefe des Sees, das geheimnisvolle Rauschen des Schilfs betrachtet haben. Manches ungesungene Lied mag halb unbewußt schon damals der Brust des empfänglichen Kindes als Jauchzer der Freude sich entrungen haben, — einer Freude,



Kurt Bertels.

die, wie wir sehen werden, in der Folge zu vielen seiner schönsten und gemütvollsten Lieder den Grund gelegt hat. Ein zweiter Umstand, dem Bertels im Gegensatz zu den auf Massenerziehung angewiesenen Stadtkindern die Weckung seiner eigensten Fähigkeiten verdanken mag, darf in der häuslichen, also individuellen Erziehung erblickt werden, die ihm viele Jahre hindurch zuteil wurde. Gleichwohl war er nicht gezwungen, seine Tage lediglich in Gesellschaft des Hauslehrers zu verbringen, der den jedem Kinde un-

entbehrlichen Verkehr mit Kameraden naturgemäß nicht zu ersetzen vermochte. Nach des Tages Arbeit gab es auch für Bertels frohe Feste und lachende Knabenspiele, wenn Sonn- und Feiertags oder den Sommer hindurch gleichaltrige Vettern und andere Freunde aus der Stadt „im dunklen Veilchengrunde" von Bonaventura sich tummelten. So wuchs der junge Kurt heran, liebend und geliebt, von nimmermüder Mutterhand um so sorgfältiger gepflegt, als seine zarte Gesundheit oft verdoppelte Aufmerksamkeit erforderte . . .

Die Jahre fliehen pfeilgeschwind. Auch für Bertels brach die Zeit an, den Lehrgang im Elternhause mit dem Gymnasium zu vertauschen. Die beginnende Russifizierung der Schulen Rigas bewog die Eltern, ihren Sohn auf das Gymnasium zu Insterburg i. Pr. zu geben, wo damals schon eine ganze Reihe anderer junger Rigenser den Unterricht genoß. Der deutschen Schulzeit folgten die ebenfalls in Deutschland (Berlin) verbrachten Universitätsjahre. Das Studium der Chemie, das der jugendliche akademische Bürger gewählt hatte, konnte seinem lebhaften Geist nicht genügen. Das Dichter- und Künstlerblut regte sich. Es lag in der Natur der Dinge, daß das brausende Großstadtleben Berlins ihm in dieser Zeit der ersten Selbständigkeit auch manche Erkenntnis erschloß, die die Gedankenwelt des inzwischen zum Mann Gereiften stärker und tiefer beschäftigen mußte, als das beim Durchschnittsmenschen der Fall zu sein pflegt. Vielfache anscheinend unter unmittelbaren Eindrücken entstandene Lieder beweisen, wie lebhaft seine Vorstellungswelt von Problemen der angedeuteten Art erfüllt war. Der Verkehr in schöngeistigen Kreisen trug das Seine dazu bei, immer neue Fragen während dieser Periode des Übergangs „aus der Dämmerung zum Weltberuf" in Bertels auszulösen. Hand in Hand damit gingen eingehende Kunststudien und ausgedehnte Reisen durch Deutschland, Österreich, Frankreich, Italien, die Schweiz. So wuchs er innerlich bald genug über die Enge seines speziellen Hochschulstudiums hinaus. Und der ihn zu dieser Zeit heimsuchende Lungenaffekt wird ihm daher den nicht unwillkommenen äußeren Anlaß geboten haben zunächst zur Unterbrechung, dann zur endgültigen Aufgabe des Chemikerberufs. So geistvoll und scharf gedacht seine 1905 erschienene Doktorschrift über „Die Denkmittel der Physik" auch war, ebenso klar wird Kurt Bertels über dieser Arbeit erkannt haben, daß Retorten und Reagenzgläser nicht sein Metier sein konnten. Trägt doch das Titelblatt seiner Gedichtsammlung „Der Morgenreiter" dieselbe Jahreszahl wie seine Doktorschrift! Auch sein bereits erwähnter naher Freund, der gerade in dieser wichtigen Entwicklungsperiode mit dem Verewigten in regem Gedankenaustausch stand, bestätigt, daß die Interessensphäre von Kurt Bertels völlig auf künstlerischem Gebiet lag. „Sturm und Sonne" will er der Mitwelt künden. Wie seine Gaben dazu am besten auszunützen wären, darüber war sich der Achtundzwanzigjährige wohl selbst noch nicht klar. Er versuchte sich flüchtig auf dramatischem Gebiet, ließ aber seine Ent-

würfe, die ihm selbst nicht gefallen wollten, bald liegen. Und mit faustischer Unzufriedenheit bekennt er:

Und ob ich alle Welt durchpoch
auf ihre letzten Schätze:
Nie find ich feste Sätze,
und jede Weisheit hat ein Loch.

Und ob ich alle Worte greif
zum Tanz in Ring und Schleife:
Sie tanzen nach der Pfeife,
nur wenn ich ihre Weisen pfeif.

Um zunächst im bürgerlichen Sinn festen Fuß zu fassen, wurde Bertels anfangs Mitarbeiter, später Mitinhaber des Verlages Piper und Ko. in München. Er hat hier viel gearbeitet, und der Buchhändlerbetrieb bot ihm anfangs manches Fesselnde. Dennoch löste er einige Jahre darauf — 1908 — sein Verhältnis zu Piper, um seine Kraft ungeteilt schriftstellerischen und künstlerischen Interessen zu widmen. Als Frucht seiner in diese Zeit fallenden Studien in Spanien und Paris erschienen 1907 und 1908 die vielbemerkten Essays über Francisco Goya und Honoré Daumier, zwei Werke, die die glückliche Paarung von Frische und Tiefe in Bertels' glänzendem Geist aufs Hellste erstrahlen lassen. In diesen Studien, auf die wir noch zurückzukommen haben, hat Bertels die allgemeine Tendenz durchgeführt, die genannten Künstler als Produkte ihrer Zeit darzustellen. Um dieselbe Zeit entstanden die ersten Entwürfe zu einem in seinen Grundgedanken vielleicht nicht unähnlichen, aber weiter angelegten Werk, in dem er die philosophischen Probleme und großen Zusammenhänge der Kultur in ihrer ganzen Tiefe beleuchten wollte. „Mein Kulturbuch" sollte es heißen. . .

Die Gedanken darüber waren seine Begleiter auf der letzten größeren Reise, die er 1910 unternahm. Sie führte ihn nach Griechenland und Ägypten. Die in diesen alten Kulturländern gesammelten Eindrücke fanden ihren Niederschlag in dem letzten Tagebuch, dessen späterer Ausbau dem „Kulturbuch" zu Gute kommen sollte. Da trat der Tod dazwischen. Während der Rückreise, auf Korfu, im Juli 1910, schloß Kurt Bertels für immer die Augen.

Wir dürfen dem Vielversprechenden, Schwerbetrauerten die Worte Hofmannsthals auf den Grabstein schreiben, die er den Tod zum sterbenden Claudio sagen läßt:

Entfaltung wirken schwül und wilde Stunden;
In Schlaf geweint und müd' geplagt,
Noch wollend, schwer von Sehnsucht, halbverzagt,
Tiefatmend und vom Drang' des Lebens warm —
Doch alle reif, fallt ihr in meinen Arm.

*

Als Achtundzwanzigjähriger trat Kurt Bertels mit seinem Erstlingswerk, der Gedichtsammlung „Der Morgenreiter" vor die Öffentlichkeit.

Seine Poesie ist höchste Kunst. Ihr restloses Genießen erfordert also ein klangentwickeltes Ohr, feinfühlige Stimmungsanpassung und das verstandesscharfe Vermögen geistigen Nachempfindens. Es kann daher geschehen, daß wer das 140 Seiten starke Büchlein bloß flüchtig durchblättert, manches — vulgär ausgedrückt — nur „ganz hübsch", das übrige kühn finden wird, ohne sonst sofort sonderlich tief beeindruckt zu werden. Denn die Schönheit echter Kunst erschließt sich nur liebendem Verstehen, und das ist nicht jedermanns Sache. Es ist eine alte Erfahrung, daß die große Masse stets den Produkten der Kunst den Vorzug gibt, die unmittelbar sinnfällig wirken und das Augenblicksgefühl ohne weiteres befriedigen. Ein Léhar wird von ihr lieber gehört als Beethoven, ein Makart schöner gefunden als Feuerbach, ein Straß populärer sein als die Großen des Parnaß. Das breite Publikum fühlt sich eben nur von Tonwerken, Gemälden, Romanen, Gedichten angezogen, die die verwandten Töne seines elementaren Empfindungslebens in ihm erklingen lassen, also ohne innere Sammlung verständlich sind. Anders steht es um die zweite Etappe der Beurteilung eines Kunstwerkes, das Erfassenkönnen der tiefen, bleibenden Werte, die es kündet. Das Erkennen des Gleichnisses im Vergänglichen, des Ereignisses im Unzulänglichen setzt eine differenziertere Entwicklung des Verstandes und Gefühls voraus, beim Dichter wie beim Leser. So gleicht auch Bertels Dichtertempel jener Goetheschen heiligen Kapelle, deren Zierat von innen betrachtet sein will. Mit Bertels' Worten:

Das ist die Kunst des Wortes, die wir bringen:
Gestimmte Lieder ohne Ton zu singen
und Licht und Farbe in den Laut zu gießen
und also Lebensbilder zu erschließen.

Das ist die Kraft der Liebe, die wir künden:
in jedem Sand ein Körnchen Gold zu finden
und was gemein erscheint im Alltagsleben,
durch unsre Kunst verklärt emporzuheben.

Wie vielen wirklichen Dichtern, verursachte auch Bertels das Feilen des an sich leicht konzipierten Gedichts manche Mühe. Um so reiner war dafür der Klang des vollendeten Gusses. Man höre sein schlechthin klassisches Heimatlied „Nord", in dem der Dichter seine freundliche Jugendzeit nicht minder lebendig schaut wie die schlichte Schönheit seines baltischen Geburtslandes:

Ich liebe die sonnigen Wälder
in Livland, da bin ich daher,
den Silbersee und das Torfmoor
und mein Boot und mein altes Gewehr.

Ich liebe die nordischen Farben:
Schwarzfichten riesenhaft
und leuchtende Lämmerwolken,
Bernstein und Birkenschaft.

Ich liebe die Taucherenten
in ihrem weißblendenden Pelz,
vom Flügel der Mandelkrähe
hellblauen versteinerten Schmelz.

Ich liebe die blanken Gefahren:
Sturmsegel, verwegenes Spiel,
die sternklare nordische Rede
und Worte mit Bug und Kiel.

Jeder Satz, jedes Bild dieses herrlichen Liedes ist klar und rein wie die nordische Luft. Hier ist nichts zu finden von jenen schier bis zum Überdruß gehörten sentimentalen Anpreisungen von „Dünensand" und „Ostseestrand", „Feindesneid" und „Schwerterstreit". Das ist auch der Grund, weshalb dieser markige Sang so stark von der Würze echter Heimatstimmung erfüllt ist. Denn Bertels bleibt nicht an der Oberfläche haften. Was er preist, ist die Wesenseinheit des Landes und seiner Bewohner: der herben Einfachheit des Naturbildes entspricht die Geradlinigkeit der nordischen Rede „mit Bug und Kiel". Auf diesem Ursprünglichen gründet sich für ihn die Heimatliebe, alles andere, wie „Kampfesnacht" und „Bruderwacht", ist für Bertels mit Recht schon Folge, nicht Ursache. Damit aber offenbart Bertels in poetisch-verklärter Form den psychologischen Grundkern der Heimatliebe überhaupt, d. h. die tiefere Zusammenstimmung. Deshalb packt sein „Nord"-Lied unmittelbar ans Herz; es ruft die Gefühlstöne ins Bewußtsein, die naturnotwendig in jedem beim Gedenken des angestammten Geburtslandes erklingen. In dieser Fähigkeit, beim Schauen und Erleben des Einzelfalles der Auslösung höherer, allgemeinerer Empfindungen teilhaftig zu werden, die ursprünglichen seelischen Zusammenhänge bewußt zu erfassen, liegt die Hauptursache der fortreißenden Kraft von Bertels' Lyrik eingeschlossen. Gleich dem größten deutschen Dichter ist ihm die Gabe gegeben, die Dinge in ihrer Klarheit und Wesensart zu sehen, sie wirklich „durch seine Kunst verklärt emporzuheben" Goethe sagt irgendwo: „Das lebhafte poetische Anschauen eines beschränkten Zustandes erhebt ein einzelnes zum zwar begrenzten, doch unumschränkten All, so daß wir im kleinen Raume die ganze Welt zu sehen glauben". Mit diesen Worten des Olympiers ist auch Bertels' Qualifikation zum Dichter begründet; er selbst sagt:

So nimm den Spruch, der meine Wege schmückt:
Der Sinn des Lebens liegt in seinen Bildern.

Dieses so beschaffene Erfassen des symbolischen Gehalts im jeweiligen Erlebnis, das er stets und überall mit frischen Sinnen kostet, erhebt Bertels zum hoch über den Dutzendtalenten stehenden Lyriker. Zwei Proben:

Frühlingssonne.

Wie Frühlingssonne ihre Liebe bringt,
hinleckend über wüste Ackerkrume,

bis Keim und Knolle sich entgräbt, entringt
und lichtwärts schwillt als Baum und bunte Blume:

So überstrahlt mein gluterfüllter Sinn
des ganzen Weltalls aufgewühlte Schollen,
zur kleinsten Samenkapsel dringt er hin
und trachtet sie belebend aufzurollen.

Der Befreier.

Ein Wirbel kam und riß mit hellem Juchzen
dich bergeweit aus vorgezognem Gleis,
dies leise Zittern, halberstickte Schluchzen
ist nur der Nachklang deines wilden Schreis.

Der Schrei verklang, der Wirbel muß vertoben,
der dich entriß, entführte und erkannte.
Jetzt aber sollst du den Befreier loben,
der deine Sehnsucht jählings übermannte.

Hier tritt uns, wenn auch natürlich vielfach als ein noch Werdender, der Mann und Sucher mit durchaus individuellen Zügen entgegen. Der verhältnismäßig breite Raum, den in Bertels' Gedichten die erotischen Lieder einnehmen, erscheint begründet, wenn man der ganzen Tiefe des Einflusses eingedenk ist, den die Beziehungen der Geschlechter überall im sozialen und persönlichen Leben, ja dem Kulturaufbau der Menschheit ausüben. Wenn dieses Problem, nach welcher Seite auch immer, instinktiv oder klar erkannt, jeden von uns Erdgeborenen beherrscht, wieviel mehr muß es den Dichter beschäftigen, dessen feinste Nerven auf jeden Reiz so unendlich viel schwunghafter reagieren. Alle die zahllosen Abstufungen der Liebe zwischen Mann und Weib, von der zartesten Herzensneigung bis hinunter zum unverhüllten Sinnenrausch, — sie finden in Bertels' Seele helltönenden, oft bis zu äußerster Kühnheit gesteigerten Widerhall. Wer die Gedichte seines „Frevel"- =- oder „Nächtebuchs" im „Morgenreiter" liest mit der Darstellung dessen, was er erlebt „mit Weibern und mit Katzen", wird zugeben müssen, daß ihr weitgehender Realismus oft hart die Grenze des Ästhetischen streift. Dennoch wird nur prüde Verständnislosigkeit behaupten können, daß Bertels' Erotik irgendwo ungesund ist. Im Gegenteil. Spricht nicht blitzende Frische aus dem folgenden Gedicht, das er ganz sinnlich genommen wissen wollte:

Reiterlust.

In leise wiegendem Trabe
durch seliges Reiterland!
Ein Ritt in funkelndem Trabe
ist Reiters Morgenlabe.

Dann aber laß ich der Stute
die Zügel frei und los,
den Sporn in ihrem Blute!
Ich schenk ihr keine Minute.

Kein Halt, kein Hindernis!
Sie legt sich in die Gurten,
wie schäumt sie ins Gebiß!
Fort über Erdreich und Riß.

Da — hat sie der Hafer gestochen?
Sie streckt sich in wilder Karrière
fort fort mit dampfendem Kochen
und alles wird niedergebrochen.

Ha Reiterlust! durchgegangen!
hopp hoch! durch die lachende Welt.
Die Welt ist für Reiter und Rangen!
Ha Reiterlust! Feuer gefangen!

Halt Halt! ich leite und lenke
mit Ruf und Schenkeldruck.
Wo blieben die Wege? ich schwenke,
wer zeigt uns die kühlste Tränke?!

Was wollen gegenüber diesem Gold die gelegentlichen Schlacken besagen, die das Feuer seines jugendlichen Draufgängertums notwendigerweise ebenfalls zum Vorschein bringt! Die Sinnlichkeit ist für Bertels — auch hierin tritt ein echt Goethescher Zug zutage — bei allem Erosdienst nicht mehr wie eine Sprosse auf der großen Leiter innerer Entwicklung. Denn nicht hat die Sinnlichkeit ihn, sondern er sie, d. h. er steht über ihr. Freilich ist Bertels in dem Widerstreit der Gefühle, wenn „Leidenschaft mit Tigerpranken" packt und Haß wie Liebe mit dem Verstandessiebe nicht zu erfassen sind, nicht immer in lebensfreudigster Stimmung:

Ich spiele gern mit abgeschälten
geschliffnen Damaszenerklingen,
da kann mir leicht ein falscher Griff
die halbgerufne Botschaft bringen

sagt er im Gedicht „Kühlung" voll merkwürdig wahlverwandten Gefühlsgleichklangs mit dem jungen Goethe.*) Aber der Lebensmut überwindet zunächst solche Anwandlungen. In diesem Sinn darf sein „Aufschwung" gedeutet werden, wo er in klarer Erkenntnis sagt:

. . . . . .
Ich weiß, daß ich im Bann der heißen Stunden
ein Dämon bin, gefährlich ungebunden,
der gern gehorcht verwegen wilden Lauten
und niederreißt, was reine Tage bauten.

*) Goethe schreibt 1812 an Zelter in Erinnerung an seine Wertherische Zeit, daß er damals einen wohlgeschliffenen Dolch neben seinem Bette liegen gehabt und wiederholt versucht habe, die scharfe Spitze ein paar Zoll tief in die Brust zu senken: „Ich weiß recht gut, was es mich für Entschüsse und Anstrengungen kostete, damals den Wellen des Todes zu entkommen."

Nun aber soll ein kräftiges Erraffen
zu fester Tat mir Lust und Ruhe schaffen,
der dunkle Traum soll in die Sonne treten,
zum Leben klar und schön sich freizubeten!

Dazu will er, wie wir schon in seinem „Veilchengrund"-Bekenntnis sahen, alle seine Kräfte verwenden. Kann der Mensch das aber allein, ganz auf sich selbst gestellt? Schlummern nicht in jeder, auch der kraftvollsten Persönlichkeit Energien, die erst in der Wechselwirkung des Schaffens frei werden zu lebensvoller Betätigung? Und gewährleistet nicht wiederum das liebende Ineinanderklingen von Mann und Weib — diesen beiden Polen menschlicher Verschiedenartigkeit — die höchste Entfaltung aller Seelenkräfte überhaupt? Bertels bejaht das in mehr als einem Lied. In dem Liebesbekenntnis „Mein süßes Herz" sagt er:

Mein süßes Herz, ich will bekennen:
Du endlich bist der Sinn der Welt!
Kein fremdes Locken soll mich trennen
von dir, die mich umschlossen hält.

Denn tot ist alles, was wir geben,
das nicht von Herz zu Herzen schwillt,
und sinnlos alles, was wir leben,
das nicht geliebtem Wesen gilt.

Der im letzten Vers enthaltene Ausspruch bestimmt in gewissem Sinn auch Bertels' Verhältnis zur musischen Geliebten, zur Dichtkunst.

Im wogenden Getriebe der Weltstadt mit ihrer buntscheckigen Menge verschiedenster Charaktere, Typen, Lebenslagen und Anschauungen hat Bertels reichlich Gelegenheit gehabt, den Blick für Spreu und Gold zu schärfen, auch auf literarischem Gebiet. Es konnte daher nicht ausbleiben, daß er bald genug das hohle Epigonentum so mancher „Führer" und „Neutöner" erkannte, deren Wesensformel er nicht allzu selten auf manirierte Künstelei oder pathologisch überreizte Nerven, also Unnatur, zurückführen mußte. Das eigene gesunde Empfindungsleben, wie es aus seinen Gedichten zu uns spricht, mochte auf derartige Wahrnehmungen um so lebhafter reagieren, als dichtendes Bekennen für ihn in Wahrheit Erquickung war, die aus eigener tiefster Seele quoll. Bertels konnte also garnicht anders als die „Décadence" und ihre „seelenlosen" Gesinnungsgenossen ablehnen, die „in engster Gegenwart nur des überhitzten Augenblickes Rufe" folgen. Er fühlt sich zu Höherem berufen:

Du bist ein Morgenreiter!
Dich ruft die Schlummerkraft
aus diesen verlogenen Fesseln
zu froher Täterschaft

ruft er aus und rettet sich aus dem Kreise des „symbolischen Rauchgelocks" und der „flüsternden Mokkaschalen" hinaus an den rettenden Busen der Natur:

Ich saug die kalte Nachtluft
in tiefen Zügen ein
und sinn auf neue Wege,
ein werter Mensch zu sein.

So kommt die Erkenntnis des Dichters, seinen reichen Gaben gemäß zum Nutzen der Mitwelt dienstverpflichtet zu sein, immer aufs neue zum Ausdruck und Bewußtsein. Diese Überzeugung wird sich sicherlich jedem vermitteln, dem der vorliegende wegweisende Versuch Veranlassung gibt, des „Morgenreiters" Gedichte selbst zu eingehender Würdigung in die Hand zu nehmen. Ebensowenig wie der tiefere Gehalt der Bertelsschen Dichtkunst wird dem Leser alsdann auch die edle Kongruenz der formenreichen Sprache und des Inhalts verborgen bleiben, die den Dichter den besten Sängern deutscher Zunge ebenbürtig macht.

Zum Schluß noch zwei seiner schönsten rein-lyrischen Gedichte:

Bootfahrt.

Zwischen Wasserrosen und Rohr
schaukelt unser Boot,
badend in Gold und Rot
taucht der Sonnenball aus Wolken vor.

Sieh wie Perl um Perle blank
von den Rudern träuft,
wie das Gold sich häuft!
Aber jetzt von meiner Ruderbank

setz ich mich zu dir ans Steuer.
Laß! Wir treiben still,
wie die Welle will,
durch den See und seine Purpurfeuer.

Abendstunden.

Das ist die Sinfonie verträumter Abendstunden:
wenn eines Waldes wundersamer Hauch
mit Farben spielt in leichtbewegtem Wallen,
die letzten Weltakkorde fern verhallen,
die Stimme schweigt und deine Seele auch:
das ist die Sinfonie verträumter Abendstunden.

Der hier besprochenen Sammlung seiner Gedichte hat Bertels bis zu seinem Tode keine zweite folgen lassen. Diese Tatsache ist einerseits dadurch zu erklären, daß sich auch bei ihm nach dem Erscheinen des „Morgenreiter" jene Reaktion einstellte, die in jedem aus dem Innersten schöpfenden Dichter nach einer Periode selbstbefreiender poetischer Anspannung einzutreten pflegt. Andererseits war Bertels, wie wir wissen, während des letzten Jahrfünfts seines Lebens sowohl durch seine Verlegertätigkeit als namentlich durch seine kunstkritischen Studien stark in Anspruch genommen, so daß das Schweigen seiner Muse wohl erklärlich ist. Als Frucht dieser Kunstforschungen, die seiner

tiefsten Interessenrichtung entsprachen und ihn demgemäß in hohem Grade fesselten, erschienen, wie einleitend schon kurz erwähnt, die Monographien über den Spanier Francisco Goya und den Franzosen Honoré Daumier*), zwei Essays, in denen Bertels mit geistreichem Scharfblick und glänzender Feder dartut, wie die Kunstentwicklung stets und überall in engster Wechselwirkung mit den allgemeinen politischen und Kulturproblemen vor sich geht. Die sich hieraus ergebende Folgerung, daß jedes Künstlers Eigenart immer nur dann voll erfaßt werden kann, wenn man Volk und Land kennt, dem er entstammt, veranlaßte Bertels, seine Vorstudien im klassischen Lande der Staatsumwälzungen und dem Reich der Inquisition jenseit der Pyrenäen zu treiben. Dort erschloß sich ihm der am tiefsten in den Kern der Persönlichkeit der von ihm behandelten Künstler eindringende Weg, — die Kenntnis der Psyche Goyas und Daumiers. Hatte er auf diese Weise den Charakter seiner Helden innerlich erfaßt und erlebt, so war ihm damit auch der beste Schlüssel gegeben für das Verständnis des Zwingenden in ihrem individuellen Schaffen. Deshalb teilt sich dem Leser sofort die Gewißheit mit, daß in den Essays ein in jeder Hinsicht wirklich Kundiger die Führung durch die Schaffensdomänen des großen Spaniers und des nicht minder geistvollen Franzosen innehat. Ja, noch mehr. In einer uns vorliegenden kritischen Besprechung des Goya-Buchs heißt es sehr richtig: „Es ist ein spannend geschriebenes Buch. Man hat die angenehme Empfindung, daß der Verfasser reich genug ist, um sich eine solche Gabe zu erlauben. Er wird nicht ärmer dadurch, daß wir reicher werden. In dem heftigen Feuer seines Stils schweißt er diese verwegene Künstlernatur mit ihrer Zeit, mit einer grenzenlos verlotterten Zeit zusammen. Die ganze Monographie liest sich wie eines jener Caprichos von Goya, die mit hastig hingeworfenen Strichen und Flecken die Tragikomödie des Menschlichen schonungslos vor uns bloßlegen. Und ebenso wie Goyas Gestalten nicht nur Spanier sind, nicht nur spanische Zustände im Reflexlicht ihrer Charakteristik zeigen, so klingt aus der kunstgeschichtlich engumgrenzten Studie ein Unterton von allgemeiner Bedeutung hindurch. Das sind heftige Aussprachen zwischen dem wachgewordenen Menschen und der süßen Dämmerung der Tradition, dem lichtdurstigen Auge und der Nebelhülle lügnerischer Scheinkultur; überall die gleichen Töne fast, ob sich das Drama heute oder vor Hunderten von Jahren abspielte . . ."

Welche eminenten rein schriftstellerischen Qualitäten Bertels außerdem in seinen Essays entwickelt, mögen die folgenden zwei Zitate beweisen, von denen das erste dem Goya, das andere dem Daumier-Buch entnommen ist:

Die Landschaft Arragonien ist arm und öde. Nur in der Nähe der wenigen Wasseradern gibt es Gärten und Fruchtbarkeit. Fern zieht die Schneekette der Pyrenäen vorüber.

---

*) Diese Essays erschienen als Band I und IV. der Sammlung „Klassische Illustratoren" bei R. Piper und Ko., München und Leipzig, 1907 und 1908.

Eigentümliche Beleuchtungen geben der Gegend oft eine unheimlich düstere Maske. Grell schwefelgelb kriecht am Horizont ein Streif neben ganz schwarzem Walde her. Darüber ein trostloser Himmel. — Starr, reglos steht der Aragonier einen halben Tag lang auf demselben Fleck an der Straße. Da kommt ein anderer vorbei, es gibt geringen Streit: das Messer steckt in der Brust des Gegners . . .

Frankreich vor der Julirevolution. (Aus Daumier.) Früher hatte jeder Stand seine eigene Kultur gehabt, höfisch oder gelehrt, bürgerlich oder bäurisch. Jetzt begann die große Mischung, die zu einer Allerweltskultur führen sollte. Genau so, wie die alten Standestrachten und die Kostüme der Landschaften zu verschwinden begannen, um der allgemeinen und internationalen Mode Platz zu machen. Die Kunst wurde der Tanzmeister des Volkes, das aus der Häuslichkeit des achtzehnten in die Öffentlichkeit des neunzehnten Jahrhunderts hinüberglitt. Das Bürgertum hatte aufgehört der dritte Stand zu sein. Es usurpierte die aristokratische Geste, — da entstand der Spießer. Heute wiederum hat die Bourgeoisie ihren Bergpaß überschritten, das arbeitende Volk maßt sich die Geste des Bürgers an, — da haben wir den Proleten. Damals nun fühlte man überall das Heraufschleichen des kleinen Mannes in die besseren Verhältnisse, dieses Nicht-mehr-dienen und Noch-lange-nicht-befehlen-können. Das Gefühl für den Rang des königlichen Wesens verschwand aus dem Herzen der Leute, und damit ein Maßstab der Auszeichnung und Ehre. Und so wurde die Bekömmlichkeit zum Wertmesser aller Leiden und Freuden. Der edle natürliche Anstand des achtzehnten Jahrhunderts wandelte sich in die erlernte Anständigkeit, die Verehrung des Edelmannes in die bürgerliche Hochachtung. Grade wie es jetzt keine Stände mehr gab, wurden die Standesunterschiede empfindlicher als je. Früher — war die Vergleichsmöglichkeit von Herr und Volk garnicht in Betracht gekommen. Jetzt — wurde die Vergleichsunmöglichkeit mit Nachdruck betont. Der Salonpöbel entstand, der die Aufmachung einer aristokratischen Lebenshaltung erstrebte, ohne doch das sachliche Bedürfnis darnach zu empfinden und in der bürgerlichen Enge den Spielraum für vornehme Passionen zu haben. Man erfand zum Beispiel die gute Stube, die kein Mensch nötig hatte. Nicht das „Haben", sondern das „Auch-Haben" wurde begehrt. Und so kam es, daß der unnütze Luxus den gesunden Komfort weit überholte. Womit ungefähr die schäbigste Erscheinung des neunzehnten Jahrhunderts bezeichnet ist.

Auch die zahlreichen kunstphilosophischen Bemerkungen, die Bertels in seine Essays einflicht, schälen den Kern der Sache stets ungemein prägnant heraus und beweisen an ihrem Teil die Meisterschaft des Verfassers gegenüber seinem Stoff. Übrigens bereitet der Pipersche Verlag, wie hier eingeschaltet werden darf, vom Goya-Buch eine zweite Auflage vor, was bei Editionen so speziellen Inhalts gewiß nicht wenig besagen will.

Sonst hat Bertels, außer ein paar belanglosen Kleinigkeiten in der Jugend*) und seinen letzten nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Manuskripten nichts hinterlassen. Zwar spricht er in einem Brief an Verwandte vom Januar 1907, er habe sich im selben Winter „an einer kleinen Zeitschrift" beteiligt, doch hat sich hierüber auch bei der Witwe des Dichters nichts Genaueres in Erfahrung bringen lassen.

Eine Kurt Bertels nahestehende Persönlichkeit hat sich gegenüber dem Verfasser der vorliegenden Skizze u. a. wie folgt über den Verewigten ausgesprochen: „Der ungehemmte Fluß seines Wirkens, die Leidenschaftlichkeit

*) Jahrgang 1905, Heft 22 und 24.

seines Genießens und Leidens, der stürmende Rhythmus seines Lebens und die adelige Beherrschung und Führung der offenbarenden Gesten, die enthüllen sich noch kaum in dem, was er gegeben hat". Wir glauben dieses Urteil dahin ergänzen zu sollen, daß das in Bertels' Hinterlassenschaft glühende Feuer seines Geistes und edlen Schönheitsempfindens uns mit wehmütiger Ahnung dessen erfüllt, was er der Mitwelt noch alles hätte bieten können, wäre sein Wirken unter uns nicht so früh zum Ende gelangt.

Überblicken wir zum Schluß das Leben dieser so stark eigenpersönlichen Dichtergestalt, so drängt sich die Frage auf, ob ihm, dem Künstler und Lichtsucher, während seines Erdenwallens auch jenes tiefstinnerliche, wunschlos machende Glücksgefühl beschieden gewesen ist, das den vorwärtsstrebenden Geist die Grenzen vergessen läßt, die der Erkenntnis von uns Staubgeborenen gesetzt sind? Hierauf gibt uns Bertels' eigener Mund in den vielsagenden Versen Antwort:

— — — — — — — — — —

Ich habe dem Schicksal entrissen
Glückstage zwei oder drei.

Doch fragt mich ein Wicht was ich wähle,
Blitztod oder langlebiges Nichts:
Ich tausche die ewige Seele
gegen Sekunden des Lichts!

❀ ❀ ❀

Nachdruck verboten.

Krippenreiter.

Von Eva von Radecki. (Dorpat).

Schlackwetter — die Wälder dampften. — Noch einmal, nach den kurzen weißen Schauern, hatte sich der Herbst für Wasser entschieden. Die Landstraße zog sich glänzend naß, mit wasser- und schlammgefüllten Furchen, durch das Gelände, auf dem schon überall wieder braune Erdrücken oder frischgrüner Winterroggen sich zeigten.

Der Himmel wölbte keine hohe Kuppel über dem Herzogtum Kurland an diesem Novembernachmittag des Jahres 1689, er ließ sich leise in grauen und weißen Nebeln auf die Erde nieder. Es war ein feines Schütten von Wasserstaub in der Luft.

Auf der Landstraße gingen die Pferde in einem Brei. Es klang, als wenn Schaum geschlagen würde: klack, klack — bei jedem Schritt. Die Feuchtigkeit allenthalben hatte sich im Fell der Tiere zu tausend kleinen Perlen verdichtet. Wenn sie unwillig mit hängendem Kopf in die Dämmerung schnoben, fuhren kleine Dampfsäulen aus ihren Nüstern, die sie Höllengeschöpfen ähnlicher machten, als braven, abgematteten Haustieren. Wer war fürchterlicher anzusehen: Melohn, der voraustrottende isabellfarbene Wallach — klk, klack — oder der runde zottige Klepper, der seinen Spuren folgte — klk, klick, klk...?!

Herr von Haldring, der auf Melohn saß, strich sich das Wasser aus Schnurr- und Knebelbart und rieb sich die rollenden Tropfen von der scharfen Nase. Er freute sich, daß er rindslederne Hosen und dito Stiefel trug, d. h. er diktierte sich Zufriedenheit und geziemende Standhaftigkeit, wovon er in Wahrheit weit entfernt war. Das Reißen im rechten Bein, Hunger, Müdigkeit — alles machte, daß er über dem Pferde hing wie ein aufgebundener Toter. Krams, hinter ihm, gab einen kurzen Laut, als wenn er lachte.

„Was gibt's"? knurrte Haldring — „wie kommt er darauf zu lachen? Ist hier vielleicht etwas Lachhaftes, du Tropf!"

„Es ist nicht gesagt, daß ich lachte, Edler Herr, aber Ihr könnt Euch auch nicht selber sehen: der Hahnbusch auf dem Hut ist nun auch völlig dahin."

„Ist er verrückt, Krams, mich einen Edlen Herrn zu nennen?" — brauste der Alte auf. „Hab ich ihn nicht gelehrt, wie es jetzt anständig ist einen kurischen Edelmann zu betiteln? „Wohlgeboren" sollst du sagen. „Wohlgeboren!" Das steht uns zu, und so will ich genannt sein. Jedwede Standesperson kann heutzutage schon „Edel" gerufen werden, das ist also ein Nichts."

Krams war gekränkt: „Jung gewohnt, alt getan, brummte er. „Einer hetzt immer hinter dem andern her. Alte Beine können keine Leitern springen."

Klk, klk — sie ritten eine Weile schweigend. Der Wind erhob sich, daß die Pfützen kleine Wellen schlugen. Der Regen ließ nach, doch blieb das Wetter drohend. Das schwere, graue Tuch hob sich am Firmament ein wenig, um den Reitern den Himmel eines fernen, goldenen Landes zu zeigen. Sie waren auf eine kleine Anhöhe gekommen, von der aus sie über Wälder fortsehen konnten, die, immer grauer und nebelhafter werdend, sich einer hinter dem andern herschoben. Haldring hörte auf das Tröpfeln und Rieseln in den alten Tannen zu seiner Rechten. Ihm schien der Hauch des Taues süß wie im Frühling. Erdduft und Tannenduft mischten sich, ihn zu erquicken. Er blickte in die feuchtdunstige Ferne — seine Brust hob sich schwer. War es Erinnerung und Wehmut? War es eine innige Liebe zu dem Land, das vor ihm lag? — Er schämte sich, daß ihm die Augen naß wurden.

„Die letzte Krankheit hat mich mürbe gemacht" — sagte er sich; „zehn Tage schwitzen in ungemachtem Bett, Waschkessel voll Tee zu sich nehmen und dennoch diese Folterschmerzen, das macht den Stärksten schwach."

Der Bediente hinter ihm räusperte sich. „Riechst du's auch, Krams?"— Haldring fürchtete, der andere hätte seine Bewegung gesehen. — „Es riecht akkurat wie im Frühling; das tut meinem alten Herzen wohl!"

„Wenn ich dem Wohlgeborenen Herrn aufrichtig antworten soll, so war mir der Duft in der Stadt lieber: wie wir durch die Steingasse ritten, dem Kaufmann Kurzius seine Speckseiten und Käse. — Ach du lieber Gott! Unsere Schnappsäcke sind so leer wie mein Magen; das will schon was sagen!"

„Sei nur still, Alter" — Haldring lächelte schonend — „bald sind wir in Dorotheenruh; da wollen wir leben, wie das Mäuschen in der Speisekammer. Du hast doch das Einsehn, daß wir nach meiner Krankheit nicht auch noch den ganzen Winter dazu in Strandhof bleiben konnten. Nicht zur Last fallen, Krams, nicht zur Last fallen! Das ist immer meine Devise."

„Freilich, freilich! Und dann die 13 Kinder in Strandhof, und das vierzehnte unterwegs; das geht auch nicht immer wie im Himmel zu, Euer Wohlgeboren!"

Der alte Edelmann brummte seine Zustimmung. Er machte immer noch

nicht Miene, Melohn mit Sporen oder Peitsche anzutreiben. Zusammengesunken hockte er auf seinem schäbigen Sattel. Hinter ihm seufzte es.... Da niemand Krams zum Sprechen aufforderte, mußte er von selber damit beginnen: „Seht, wie der Melohn am Mooſe schnuppert. Gott, muß das arme Tierchen hungerig sein! Ich dachte nur, wenn wir bei Kaufmann Kurzius — ich bin da so bekannt — die Tiere untergestellt und uns ein wenig bei ihm ins Quartier gelegt hätten—das wäre uns allen Vieren bekommen".

Haldring fuhr auf wie gestochen: „Und Er will 20 Jahre mit mir vagabundiert haben und wagt es, mir mit solchen Vorschlägen zu kommen! Ein kurischer Edelmann bei einem Krämer um Almosen bitten! Krams, ich könnte Ihn aus dem Dienst treiben, wenn ich so was hör!"

Krams ließ die Unterlippe hängen und schloß die Lider, die sich glatt über die tiefliegenden Augen spannten. Die dichten, farblosen Wimpern lagen fast auf den blassen Wangen. Er sprach nicht mehr. Aber Haldring grollte, daß es genug und übergenug für seinen Stolz sei, bei Seinesgleichen, gewissermaßen unter Verwandten, Gast zu sein, und daß er solche Zumutung von Krams nicht erwartet hätte. Er zog den Zügel an. Doch Melohn wollte sich nur ungern zu einem jämmerlichen Trott verstehen — Klk, klack, — Klk, klack... Und hinter ihm drein trippelte der kleine Klepper — Klk, klick, klack— klk, klick, klack. —

Nach einer guten Weile wandte sich Haldring, um nach seinem Knecht zu sehen. Der Mund verzog sich ihm. „Um Vergebung, warum Euer Wohlgeboren zu lachen belieben?" fragte Krams düster. „Der Klepper ist wohl zu klein für dich" — Haldring lachte auf — „du siehst aus, als ritteſt du eine zottelige Muffe". Der Bediente seufzte.

* * *

Bei völliger Dunkelheit erreichten sie den Hof von Dorotheenruh und fanden das Tor noch offen. Im Herrenhaus waren einige Fenster erleuchtet. Große, alte Bäume davor hielten ihre nackten Äste wie frierende Bettler gegen das Licht. . . . Am Stall war man noch beschäftigt. Die große drahtumsponnene Stallaterne schaukelte in der Hand eines Knechtes und spielte mit ihrem Schein über das unregelmäßige Pflaster. Die Hufe der Pferde klangen auf den Steinen, da wurden die Reiter angerufen. Ein Hund knurrte.

„Her mit der Laterne!" rief Haldring und lenkte Melohn quer über den viereckigen Platz vor die Haustür. Der Knecht kam heran, laut schimpfend auf jemanden, der das Hoftor zu schließen vergessen hatte — „ob er Prügel haben wolle!!" Als der Knecht vor den Reitern stand, hob er die Laterne und zog dann lässig die Fellmütze. „Einen guten Abend, Edler Herr," — sagte er in lettischer Sprache. Haldring dankte und fragte nach dem Hausherrn — ob der gnädige Vater zu Hause sei. „Nein, er ist zur Jagd fort, aber die gnädige Mutter ist da und die Fräulein."

So war es Haldring ganz lieb. Der Knecht stand noch immer da, die Laterne in der Hand und machte nicht Miene, ihm vom Pferde zu helfen. Er zeigte den Gästen ein gleichgültiges Gesicht, das auch nicht in Verwunderung geraten wäre, wenn sie nach dem erhaltenen Bescheid ihre Pferde wieder umgewandt hätten. Krams war mit der Aufnahme wenig zufrieden, doch meinte er: wer lange bleiben wolle, befleißige sich der Höflichkeit; zum wenigsten am Anfang. Er sputete sich aus dem Sattel, um seinem Herrn

zu helfen. Dabei warf er dem Knecht ein vertrauliches Augenblinzeln zu, das an früheres Beisammensein erinnern sollte. Der Knecht schien sich auf Krams gar nicht besinnen zu können. Während der Klepper einstweilen seine Nase in den feuchten Steinen spiegelte, wurde Haldring mit vielen Ach's und Oh's von Melohn geholfen. Der Laternenmann hatte sich schweigend dazu verstanden, das Tier am Zügel zu fassen. Eine unnötige Anstrengung — Melohn lief nicht davon.

Da stand der alte Herr nun auf den Steinstufen und stampfte mit den Füßen auf, um nur wieder etwas Leben hineinzubekommen. Die großen Sporenräder klirrten. Das stolze Seitengewehr schlug ihm um die Knöchel. Ein Seitengewehr, das eher aus der Zeit des großen Krieges zu stammen schien, als daß es beanspruchen konnte, einen Galanteriedegen à la mode abzugeben. „Krams," befahl der alte Herr, „Du bringst die Tiere zum Stall und sorgst mir gut für meinen Melohn. Nachher trägst du den Mantelsack gleich in mein altes Zimmer und lässest heizen. Gott, wird mir wohl sein im Bett!"

Herr von Haldring warf die Tür hinter sich zu. Seine Stirn war krausgezogen vor Ärger: dem lümmelnden Knechte wollte er schon bei der nächsten Gelegenheit ein gutes Trinkgeld geben — der sollte Augen und Maul aufreißen, was er für ein Herr sei!

„Es ist schon einer da" — bemerkte der Knecht lässig, indem er Krams und den Pferden zum Stall leuchtete. „Wer ist da?" — fragte Krams. „Na, auch schon so ein Krippenreiter, wie man sie nennt. Ein gesegneter Herbst!" — Der Knecht lachte.

Haldring stand im Flur. Eine helle Laterne, zierlich von Eisenblattwerk umrankt, hing im Knie der alten Holztreppe, die in das erste Stockwerk führte. Schränke und Kasten standen in der Tiefe des Raumes in halber Dunkelheit. Haldring kannte sie alle wohl. Er wußte sogar, wo sie einen Nagel herausstehn oder ein aufgebogenes eisernes Zierstück hatten, die beim Vorüberstreifen unfehlbar ein Loch gerissen hätten! . . . . . Dem Alten wurde es wohl. Ein Duft nach Äpfeln, nach Herbstäpfeln und Stroh hing in der Luft. Das fachte seine Erinnerung hell an. „Als sie noch ein kleines Mädchen war —, Katzsapperlot! — wie oft sind wir da nicht mitsammen in die Apfelkammer dieben gegangen! Immer sollte der alte Onkel Haldring mit dabei sein. Benigna, kleines Ding, Du!" . . . . . Der Alte lächelte wohlgefällig, als er seine Gedanken auf diesem kleinen Lustwandel ertappte. Er warf einen Blick die hochstufige Treppe hinauf. Eben hatte er den Fuß mit einem halben Seufzer auf die unterste Stufe gestellt, als er erregte Stimmen auf dem Hof vernahm. Gleich darauf wurde die Tür aufgerissen und die düstere Gestalt seines Krams stand auf der Schwelle. Ein frischaufgesprungener Wind fuhr mit starken Stößen in das Gemach. Die Laterne blakte auf. Es ratterte wie von Eisenrüstzeug in den dnnkeln Ecken. Haldring wandte dem Bedienten ein vorwurfsvolles Profil zu. Krams schloß hinter sich die Tür, dann machte er ein paar Schritte auf den Zehen nach vorn.

„Herr," rief er heftig flüsternd. „Der Guhr ist schon hier, vor einer knappen Stunde angekommen!"

Des Alten Hand umklammerte das Treppengeländer — er wurde erdfahl. Krams bemerkte es nicht und schalt weiter: „Der Malefizkerl von einem Knecht hat seinem Schandgaul den besten Platz im Stall gegeben! Unser Melohn mag bald an der Tür stehn, wo ihm die Zugluft über die nassen Flanken geht."

Haldring hörte kaum mehr zu. „Welche Post!“ murmelte er — „Welche Post!“

„Man muß auf seinem Recht bestehen,“ rief Krams.

„Sei nur still“, sagte der alte Herr leise. Einen schnellen Blick warf er zum oberen Stockwerk hinauf. Dann setzte er sich schwer auf die Stufen und nahm das Gesicht in die Hände. Er gab keinen Laut von sich. Krams stand ehrerbietig still. Er hatte das Empfinden, ihn stützen zu müssen, wie einen Kranken — die Lippen öffneten sich ihm in tiefem Mitgefühl ..... Nach einer Weile nahm Haldring die Hände von den Augen. Er stöhnte. „Also Guhr schon hier. Guhr, dieser Speichellecker, dieser Hanswurst, dieser Carmendrechsler, diese Klatschbase, dieser Aufzieher und Spötter, dieser unadelige Schnappsackfüller! „Das sage ich dir, Krams er ist so unadelig wie ein Pferdejunge — es ist eine grausame méprise, daß man ihn zu den Unseren rechnet!“

Krams unterstützte und beschwor jedes Wort seines Herrn. Dies schien dem Alten eine kleine Erleichterung zu bringen. Er starrte einen Augenblick auf seine Stiefel, dann hub er an: „Was meinst du, ob er lange — bleibt? Was sagt der Knecht?!“ —

„Sie möchten wohl überwintern, er und sein Bedienter — Just wie wir, Euer Wohlgeboren.“

„Nenn uns nicht in einem Atem“ fuhr Haldring auf „denk, daß ich die gnädige Hausfrau mit einigem Fug und Recht cousine nennen kann! War ich nicht in meiner Jugend noch Erbherr auf Luppeberg, Prekaln und Gallnitz!“ (Krams zuckte mit den Achseln.) „Spricht er je, woher er kommt und stammt?! Glaub mir, wer das irgend mit Stolz tun kann, der tuts, wenn er jetzt schon so ein Lumpensack ist. Sieh mich an!“

„Euer Wohlgeboren werden doch den Komödianten aus dem Sattel stechen und aus dem Felde schlagen können!“ versuchte Krams zu trösten. „Macht nur gleich den Anfang, mir brennen die Eingeweide vor Hunger. Hier haben wir mit unserem triefenden Zeug schon alles reichlich naß gemacht, und es möchte uns wenig zur Ehre gereichen, wenn es heißt, die Hunde seien wieder auf der Treppe gewesen!“

Damit hatte Krams recht. Haldring blickte auf die Pfützen, die ihre zwei Paar schlammigen Stiefel verursacht hatten. „Hast du das Kästchen wohlverwahrt?“ Er sagte es ohne aufzusehen. „Ei ja, ich will das Felleisen nur gleich in Euer Zimmer schaffen. Das Fräulein wird schon Augen machen!“

Haldring erhob sich; er hätte nicht gedacht, daß ihn die Krankheit so von Kräften bringen würde. Krams trocknete und säuberte an seines Herrn Toilette herum. Dann nahm er den nassen Mantel auf den Arm und beobachtete, wie der Alte, steif und mühsam, Stufe für Stufe mit leise klirrenden Sporen emporkletterte. „Euer Wohlgeboren möchten ein Wort für Melohn einlegen!“ rief er ihm noch nach. „Und daß man uns im Stall behandelt, wie es uns zukömmt!“

Haldring antwortete mit einer Handbewegung, die schon wieder eines Prinzen von Geblüt würdig gewesen wäre. In seinen Augen spiegelte sich Erwartung. Die Devise seines Herzens aber lautete: „Benigna!“

* * *

Oben traf er auf Frau von Dorthöven, die ihm herzlich die Hand entgegen streckte: „J du meine Güte!“ rief sie aus, „Haldring, sie kommen gerade

zur rechten Zeit in dieses Haus. Sie sollen noch Überraschungen erleben! Aber ausplaudern will ich nicht."

Dann bat sie ihn mitzukommen und keine Umstände zu machen, sie hätte heute noch alle Hände voll zu tun. Haldring folgte der lebhaften Frau schweigend. Er war etwas erschreckt; weiß Gott, daß ihn nicht nach neuen Überraschungen gelüstete! . . . .

Frau von Dorthöven war eine liebenswürdige Frau, deren stolzer Wuchs durch die schleppenden Trauerkleider noch gehoben wurde. Die Dame wußte das und trug daher gern Trauer um ihre liebe heimgegangene Herzogin, wenn sie auch den Verlust auf's schmerzlichste empfand. Eine gesellige Natur, vermißte sie die Hoffestlichkeiten in Mitau schwerer, als irgendeine der verabschiedeten Hofdamen. Hatte sie doch selbst an der Ausgestaltung der kleinen, noch recht barbarischen Residenz ihren feinen, erfinderischen Kopf erprobt. „Un peu Paris!" war die Parole gewesen, und Orangerien, Oper und Festlichkeiten von bezaubernder Eleganz entstanden nach dem „Rat der Göttinnen", wie sich der cercle der Damen um die Herzogin nannte. Nun hatte sich die vornehmste auf den Olymp zurückgezogen, der Wittiber aber war mit Dienerschaft, Wagen und Pferden nach Deutschland ins Bad gereist . . . . Somit mußte sich das Herzogtum auf eigene Hand amüsiereu, so gut es eben konnte.

Während Haldring sich in der schweren Kunst übte, neben der gleitenden Schleppe der Frau von Dorthöven herzugehen, ohne daß er seinen feuchten Reiterstiefel daraufgesetzt hätte, kam ihm sein alter Melohn — er wußte selbst nicht wie — wieder ins Gedächtnis. „Mit Verlaub" sagte er, „ich hätte vorerst doch noch eine kleine Bitte an die liebste Hausfrau . . . ."

Frau von Dorthöven blickte sich um. Wie sie das blasse, hagere Gesicht ihres Gastes sah, machte sie sich Vorwürfe, ihm nicht gleich etwas Herzstärkendes angeboten zu haben. In ihrer lebhaften Art hieß sie ihn schweigen, sie wußte schon, was ihm Not täte. Im Speisesaal nahm sie selbst die rundliche Bouteille aus dem Schränkchen und schenkte ihm ein. Haldring trank und lächelte: er hätte noch eine Bitte . . . sagte er. — Gewiß, zu essen müsse er haben nach dem langen Ritt — „Merci" — er könne bis zum Abendessen warten. — So wolle sie ihn zu den anderen bringen, sie hätte heute noch alle Hände voll zu tun. Die Tante sei schon schachmatt. Sie seien im neuen Zimmer, das sie, Frau von Dorthöven, zu ihrem Vergnügen ganz à la mode und, wie sie glaube, recht zierlich habe einrichten lassen. Der Wandteppich, den weiland Herzog Jakob aus seiner eigenen Teppichweberei noch ihres Mannes Mutter geschenkt habe — er verehrte sie tief – käme da erst ins rechte Licht. Es sei ewig traurig, daß die gute Herzogin dies Zimmer nicht mehr sehen könnte. . . .

Haldring sagte endlich verdrießlich, er habe Ärger im Stall gehabt, man gönne seinem alten, treuen Tier keinen Platz mehr darin. Ob sich die werte Hausfrau nicht vielleicht für sein Pferd verwenden wollte!? — Gewiß, das wollte Frau von Dorthöven tun. Sie hob die feine Nase auf: Ob er, mein Gott! auch merke, wie es hier abominable röche?! Der Alte schnupperte ein wenig umher, konnte aber nichts finden, da er sich an den Duft seiner feuchten Stiefel und dito Hose nachgerade gewöhnt hatte.

Das neue Zimmer war wirklich schön! Haldring riß beim Eintreten Mund und Augen auf: Silberne Blacker mit neuen Wachslichten daran, sie waren wie für ein Fest vorbereitet und noch nie angezündet gewesen,

blitzten ihm von dragantweißen Pilastern entgegen, die rings die farbenfrohe Decke zu stützen schienen. Ein Mitauer Künstler hatte an ihr weder Phantasie noch Zeit gespart. Haldring hatte keine Zeit, einem himmelblauen Göttermantel, der über den ganzen Plafond wehte, mehr als einen kurioſen Blick zu schenken, denn vor dem offenen Kaminfeuer, tief in einen Lehnſeſſel geſchmiegt, ſaß Benigna. Mochte die Tapete, die von den Wänden hing, nun blau ſein oder nicht, die Stühle geſchweift oder gerade, die Tiſche mit blankpolierten Platten, die Eckſchränke mit widerſpiegelnden Glastüren verſehen, — er bemerkte es nicht. Verſtändlich war es da auch, daß ihm das teuerwerte Geſchenk von weiland Herzog Jakobus, ebenſo die beiden Menſchen, die darunter ſaßen, ganz entgingen. Der Teppich ſtellte einen ſchlummernden Amor dar, dem ſich auf leichten Füßen eine Pſyche nahte. Das Gewebe mit den ſanftleuchtenden Figuren hätte jeden Kenner entzückt, — aber Tante Wendula hatte von jeher nur wenig Gefühl für ſchöne Künſte, ſo kehrte ſie auch jetzt dem Teppich den Rücken. Ihr Spinnrad hatte ſie noch an den Tiſch gerückt, auf dem ein großes Licht brannte. Neben der ehrwürdigen Dame ſtand die gepolſterte, etwas ſchäbig ſtutzerhaft gekleidete Geſtalt des Herrn von Guhr.

„Wenn die Demoiſelle die Fahrt nach Mitau bei jetzigen Wegen riskieren wollen“ — ſagte Guhr jetzt beſorglich und blätterte in einem Kalender, der, dem Format nach, für Säuglingshände geſchaffen ſchien —: „Die Poſt geht aus Riga Freitags des Abends um 9 Uhr. Iſt Sonnabends um 12 Uhr mittags in Mitau; daſelbſt ein Aufenthalt von einigen Stunden zur Rekreation der Paſſagiere. Alſo — Demoiſelle — die beſte Zeit für ein Wiederſehn mit der beſten Freundin! Dieſe langt dann Mittwoch um 12 Uhr mittags — will's Gott, wohlbehalten — in Memel an.“

Herr von Guhr ſchob den Kalender in die Weſtentaſche und erhob ſich, da er die Eintretenden bemerkte. Tante Wendchen ſeufzte. „Karolina, haſt du's gehört?“ rief ſie der Schwägerin mit erhobener Stimme zu —: „Guhr lieſt mir eben in ſeinem Kalender vor, Agneſa würde Sonnabend um Mittagszeit in Mitau ſein. Dann könnten wir doch zuſammen ein bißchen bei Rappes ſitzen, ehe ſie wirklich fortfährt. Gott weiß, wann man ſich wiederſieht! Aber es wird ja wohl wieder nichts daraus werden!“

Während dieſer Verhandlungen war Benigna lange ſchon aus ihrer ſinnenden Stellung aufgefahren. Sie ſprang aus ihrem warmen Neſt; der Fußſchemel auf den geſchweiften Beinchen machte einen vernehmlichen kleinen Hops. Haldring meinte einen Augenblick, ſie würde ihm in die Arme fliegen. Aber dann blieb es doch bei einem heftigen Händedruck und dem Aufleuchten der ſchönen Augen; ſeit ſie groß war, küßten ſie ſich nicht mehr.

„O, daß der Onkel gerade jetzt, gerade jetzt kommen!“ Sie preßte noch einmal ſeine Hand, ihr ganzes Geſicht war in Aufregung.

Doch jetzt wollte Tante Wendchen auch etwas Beachtung haben. „Ei du lieber Gott, der alte Haldring! Na, und bei dem Wetter!“

Haldring machte eine tiefe Reverenz. Die alte Dame ſchüttelte ihm kräftig die Hand.

Tante Wendchen war eigentlich durchaus nicht zu überſehen. Ihre ſtarken Züge zeigten Familienähnlichkeit, die eher für den männlichen Teil des Geſchlechtes geſchaffen ſchien. Nun ſaß ſie, wie weiland Herkules, ein verkleideter Mann unter den Weibern am Spinnrocken.

Haldring und Guhr begrüßten ſich. Erſt eine ſtumme Verbeugung. Dann ſtreckte jeder die Hand ein wenig vor, ohne daß ſich jedoch die Finger berührten.

Aber ihre Augen trafen sich in stummer Sprache. „Wie lange werde ich das Vergnügen haben?“ schienen Guhrs Blicke zu fragen. „Ihr seht übrigens aus, liebster Herr, als hätte man Euch aus dem Graben hier hereingebeten!“ — „Wie lange!?“ — diese Frage blitzte auch aus den Augen des alten Haldring, und dann sprach sein hohnvoll geschürzter Mund, er redete deutlich genug, auch ohne die Lippen zu öffnen: „Immer noch geschminkt, lockenumrahmtes Doppelkinn?! Immer noch fischbeingesteifte Rockschöße und verziertes Halbtrauerhabit?!“

Herr von Guhr unterbrach dies stumme Gespräch mit seinem amüsanten Salonlachen. „A propos, ist der erzbrave Melohn noch in Amt und Brot?“ fragte er laut, den beiden Damen, — Fr. v. Dorthöven hatte das Zimmer verlassen, — schelmisch mit den Augen zublinzelnd. „Es ist schade, daß ihr ihm einen Hundenamen beigelegt habt, nun sucht er ihm in der Gestalt nachzueifern. Man sagte mir neulich, das Tier sei rippenscheinig geworden: ein wandelndes Rechenbrett! — so sagte man mir.“

Tante Wendchen lachte harmlos, Benigna drohte Guhr mit der kleinen Faust. Der alte Haldring aber fühlte, daß er jetzt spitz und keck antworten mußte, — Herr Gott, das war seine Sache nicht! Spitz und keck, das Zeichen zum Zweikampf war gegeben. „Der calembour ist nicht schlecht,“ preßte er mühsam hervor, „schade, daß ich nichts habe, was sich auf dem Rechenbrett rechnen ließe!“ — Benigna zog den alten Freund ans Feuer. Melohn, der Brave, habe einen recht weichen, angenehmen Gang. Sie denke noch jetzt mit Vergnügen daran, wie sie ihn früher hatte reiten dürfen ... Haldring hörte nicht auf sie. In seinem alten Kopf arbeitete es, er war mit seinem Gegner noch nicht fertig.

„Ich sehe mit Bedauern,“ — wandte er sich plötzlich wieder an Guhr, „daß Ihr aus der Trauer nicht herauskommt. Wo ich Euch treff und erblick, immer ist es, als kämt Ihr von einem Leichenschmaus.“

Der grobe Haldring! Wenn Guhr nicht so zuverlässig geschminkt gewesen wäre, hätte man den Wechsel der Farbe auf seinen Zügen gemerkt. Es gab Leute, die, wie dieser Haldring, behaupteten, den Rock mit allem Drum und Dran bei einem Kleiderjuden in Mitau hängen gesehen zu haben.

Guhr selbst trug die würdige Halbtrauer — seinen einzigen Rock — nicht ohne Stolz, um der zierlichen Knöpfe willen, die, in Stahl gefaßt, auf Emaille-Grund die niedlichsten Landschaften, haarfein in Tusche ausgeführt, zeigten. „Pariser Arbeit“ pflegte ihr Besitzer sie vorzustellen.

Guhr lachte, während er mit den Fingern leicht auf der Tischplatte trommelte, auf Haldrings Worte hin recht von Herzen. Das war seine größte Kunst: mit zerrissenem Herzen oder überlaufender Galle herzlich lachen zu können. Damit blieb er auch diesmal jede Antwort schuldig. — Haldring sah etwas scheu nach Benigna hin; das war ein recht garstiger Anfang; aber er war nicht schuld. Das Mädchen saß da, die Hände in ihr geblümtes Umschlagtuch gesteckt, das Näschen erhoben. Haldrings altes Herz schwärmte besonders für diesen feingearbeiteten Mittelpunkt ihres süßen Gesichtes. Diese kleine Nase schien den Augen das Sehen, den Ohren das Hören abgenommen zu haben; sie konnte schmollen, die zarten Nüstern verächtlich heben; sie konnte trotzen und amüsiert sein, sie konnte weinen und lachen und neugierig tun über alle Beschreibung.

Der Alte reichte dem Mädchen die Hand entgegen. Ihm war, als habe es ihn nach seinem Wohlergehn gefragt. „Bin krank gewesen, Kindchen.

Ein böses Gliederreißen war es. Zehn Tage in ungemachtem Bett schwitzen — das zehrt!"

Die Frauen gaben einen Laut des Mitgefühls von sich. „Wo wart Ihr denn da?" fragte Tante Wendchen. „Habt Ihr auch die gehörige Wartung gehabt?"

„In Strandhof" — antwortete Haldring.

„Ach du lieber Gott, in Strandhof!" rief Benigna. „Ist es wohl wahr, daß die Strandhöffsche dieser Tage mit ihrem Vierzehnten niederkommt?"

„Ich denke doch" ... Das Mädchen lachte.

„Da war es allerdings Zeit, das Feld zu räumen", warf Guhr scherzhaft hin. Haldring fuhr hoch, als hätte er sich verschluckt. Sein Gesicht zuckte, die Augen sprühten in nicht mißzuverstehendem Feuer, seine Hand suchte den Griff des Degens, der so wenig Anspruch darauf erheben konnte, ein Galanteriestück à la mode zu sein.

Benigna streichelte seinen Arm, ja, sie lehnte sich gegen seine Schulter. „Der Onkel Haldring werden uns vom großen Sturm erzählen können und der Strandung des Holländers, nicht wahr?!" — bat sie.

Aber Haldring war eben erst mit seiner Entgegnung fertig geworden: „Ich taug nicht zur klugen Frau" — sagte er bissig, „bin auch nicht gewöhnt im Wege zu stehn. Weiß auch keine Freudenkarmina zu dichten." Haldring war sehr übelgelaunt und biß mit unterdrückter Heftigkeit auf seinen Zeigefinger, wie dies seine Gewohnheit war. Ob Guhr etwas erwiderte, hörte er gar nicht.

Hatte er nun Recht gehabt oder nicht?! So würde das jetzt Tag für Tag gehen mit diesem Laffen! Immer auf seiner Hut sein! Sich nur nichts vergeben und seinem Ansehn schaden! Anstatt endlich ausruhen, endlich ausruhen zu können!

Frau v. Dorthöven trat jetzt wieder in das Zimmer; das Essen werde gleich fertig sein. Sie setzte sich etwas müde in einen Lehnsessel, den ihr der flinke Guhr an den Tisch gerückt hatte. Alle wollten nun von der Strandung des Holländers hören.

„A la bonne heure!" krähte Guhr! „ein gesegneter Strand dort, das muß man sagen! Wenn ich nicht ich selbst sein könnte, würde ich Herr auf Strandhof sein wollen und mein Strandrecht so rigorose ausüben, wie er es nur je tut!" Diesmal lachte Tante Wendchen so aus tiefster Kehle, daß sie ihr Spinnrad zur Seite schieben mußte. Haldring brummte etwas, das einen höhnischen Beiklang hatte, aber sonst unverständlich blieb.

„Man sagt, daß der Strandhöffsche viel brauchbare Ware dabei erwischt habe: Tuch und Säcke voll feinsten Gewürzes" — sagte Frau von Dorthöven.

„Er hat genug davon bekommen!" — Haldring machte eine unbeholfene Handbewegung, als lohnte es nicht, dies Thema weiter zu behandeln. Er betrachtete die abgestumpften Spitzen seiner Reiterstiefel, die ehemals hell, jetzt aber dunkel und feucht waren. Einen raschen Blick warf er seitwärts auf seine Benigna, während die Mundwinkel zuckten, als ob er etwas sagen wollte. — Tante Wendchen rief Benigna an ihre Seite, sie fürchtete sehr für die neuen Polstermöbel, Haldring nähme so gar keine Rücksicht .... In dem Augenblick meldete ein sauber gekleideter Junge das Abendbrot. Guhr schnellte von seinem Sitz auf und hatte schon, ehe Haldring sich auf sich selbst besinnen konnte, Frau von Dorthöven und Benigna den Arm geboten und sie seinen Blicken entführt. Die Tante, die etwas abseits saß, hatte noch an

ihrem Rade zu basteln gehabt. Haldring verbeugte sich vor ihr mit einer Miene, als bäte er eine Essigkruke um die Ehre. Was das überhaupt für alberne Sitten hier waren! Konnte nicht jeder für sich zum Napf finden! — Tante Wendchen ließ ihre alte Hand nur ein paar Sekunden auf Haldrings Rockärmel ruhen. Dann, als sie durch ein halbdunkles Zimmer kamen, ging sie tastend voraus und zog ihren Kavalier hinter sich her. „Ich bin hier schließlich doch noch mehr zu Hause als Ihr" — meinte sie. So langten sie wohlbehalten im Speisezimmer an.

* * *

Hier stand der Bediente schon wartend mit dem Waschbecken, daneben der Junge mit dem Handtuch — Frau von Dorthöven hielt es bei sich, wie sie es an Hof gewöhnt gewesen war.

Haldring sperrte Nase und Mund auf, als er den breiten, von zwei großen Wachskerzen erleuchteten Tisch sah und darauf so viel gutes Geschirr und gefüllte Schüsseln, daß er unwillkürlich die letzten Schritte eiliger tat. Guhr hatte in schöner Pose am Stuhl zur Linken der Hausfrau gestanden. Als Haldring kam, trat er um einen Platz zurück: „Cedo majori!" sagte er im liebenswürdigsten Ton. Frau von Dorthöven warf ihm einen dankbaren Blick zu. An der anderen Seite des Tisches hatten sich Tante Wendchen und Benigna niedergelassen.

Als Haldring an der Reihe war, sich recht umständlich die Hände zu säubern, — „Seife würde auch nicht schaden" — meinte er, öffnete sich leise eine Tür und es erschienen der Amtmann, der Schreiber und „Gulberg", die Wirtschafterin, die alle drei das Privileg genossen, am Herrschaftstisch speisen zu dürfen. Der Amtmann, auf das sauberste gekleidet, machte eine tiefe Verbeugung — die Perücke zitterte — dann nahm er seinen Sitz neben Guhr ein und erhielt auch noch für wenige Sekunden das Wasserbecken, während der Schreiber und Gulberg, die auch nicht übel gegrüßt hatten, vom aufwartenden Bedienten übergangen wurden. Gerade sie hätten es vielleicht am nötigsten gehabt.

Haldring achtete nicht viel auf das Gespräch umher. Er hatte sich vom weißklaren „Kümmel" ein Gläschen füllen lassen und zog eine Schüssel mit Neunaugen zu sich heran. Dort der Hering in der weißen Sauce! und dort die geräucherten Strömlinge! — — War ja alles nur für den Anfang und um sich Appetit zu machen. — Heiliger Himmel, das Wasser läuft einem zusammen! Mit einer gewissen Bedächtigkeit, um den Vorgenuß noch zu erhöhen, langte er in die Tasche und holte sich sein Klappmesser daraus hervor. Das stieß er dem nächsten Brot in den Leib und zog es kunstgerecht herum. Die Schnitte ließ sich sehen! Guhr begleitete dies Manöver mit einem mitleidigen Lächeln, auch der Amtmann verzog die Lippen.

Benigna ließ ihre schönen Augen etwas traumverloren und müde drüben auf dem großen dreitürigen Schrank ruhen, sie sah die 12 kleinen Apostel darauf an, als hätte sie sie nie zuvor gesehen. Der Schrank war ein Meisterstück der Schnitzkunst, in gediegenem Ebenholz ausgeführt. Desgleichen von Ebenholz waren Stühle, Tische, Anrichten und Truhen in diesem Zimmer, die alle zur Mitgift der Hausfrau, einer geborenen Dippelskirch, gehörten, in deren Familie die Sachen durch eine eingeheiratete polnische Fürstin Orlanska gekommen waren.

Vor den unverhüllten Fenstern hing draußen die Herbstnacht wie ein

dunkles Tuch. Die drinnen Tafelnden achteten ihrer ebensowenig, wie die zwölf hölzernen Apostel auf dem Schrank, die alle mit ihren kleinen Augen nur gerade vor sich hinstarrten, wie sie es seit Generationen getan hatten.

Guhr verstand es zwischen dem Essen zu causieren. Er hatte etwas von der bekannten Weltgewandtheit des kurischen Edelmannes, der, einerlei ob am Kaiserhof zu Wien, oder in den Zaubergärten von Versailles, im Lagerleben bei Becher und Karten oder im Salon beim Menuett und Passe-Pied immer seinen Mann stand. Guhr hatte ein wenig davon; nur im Männerkreise seiner Landsleute war er klug genug, mehr zu hören als selber auftischen zu wollen. Heute jedoch fühlte er sich als unumschränkter Herr. „Hab neulich die schönste Kirchenfeier meiner Tage erlebt", erzählte er, „wie sie den Gert Tellsbach begruben. Ich bin ein hartgesottener Sünder, aber ich sag's frei, die Augen strömten mir über, wie Bäche im Frühling".

Die Hausfrau und Tante Wendchen unterbrachen ihr Essen, auch die anderen blickten hinüber, nur Haldring schnitt auf seinem Teller fort und der Schreiber schien gleich am Anfang den Eid geleistet zu haben, sich durch nichts und niemand im Essen stören zu lassen. Er saß da, die großen Schultern ein wenig vorgebeugt, den roten Kopf über dem Teller, als seien ihm die Ohren mit Watte verstopft. Die Hände, zwei rosenroten kleinen Kissen vergleichbar, hantierten indessen ohne Pause.

„Die liebste Hausfrau werden wissen" — begann Guhr wieder — „wie Tellsbach vor einigen Monden im Duell fiel. Dietrich Botheims Kugeln gehen sicher. Sie sollen einen Streit wegen Botheims Jagdhund gehabt haben: Springer, Packan, Melohn — ich weiß nicht, wie er hieß. Schönes Tier, sehr schönes Tier! und eine extraordinaire Nase. Tellsbach gab ihm einen Tritt, daß er einging — so kam das Duell".

Die Perücke des Amtmanns zitterte interessiert: „Bei uns im Reich" — wagte er einzuwerfen, — „werden die Herren advocati mehr inkommodiert bei solchen querelles!" Guhr und Haldring warfen ihm gleichzeitig einen geringschätzigen Blick zu. „Bei Euch vielleicht" — sagte Haldring bedächtig. „In ganz Kurland sind drei Advokaten und die nagen am Hungertuch". — „Bei uns hat jeder Edelmann seinen Degen" — belehrte Guhr. „Zu schweigen von den Pistols und anderen Mordwaffen" — ergänzte Benigna — ihr Näschen zuckte vor verhaltenem Lachen. Tante Wendchen warf nur einen leeren Blick auf den Amtmann und richtete ihre blauen Augen dann fest auf Guhr, um ihn zum Weitererzählen zu bewegen. Der Amtmann hatte längst zustimmend gelacht.

Guhr fuhr fort: „Es ist nämlich Hinrich Tellsbach, der Bruder, doch faché gewesen auf Botheim, und die von der Verwandtschaft hatten ihre helle Mühe, ihn mit dem anderen zu versöhnen. Das war dann vorigen Tag in der Pirgallenschen Kirche. Wie der Zug ankam, stand ich dicht an der Tür. Vor der Leiche her ging Dietrich Botheim tief in Trauer, mit entblößtem Arm, den blanken Degen in der Faust. Und nachher trugen die Tellsbachs den Sarg, ganz mit Scharlachtuch überdeckt. Goldene Quasten an allen vier Ecken. Hatten alle Trauermäntel und lange Pleureusen, die im Wind schwankten. Und ob es gleich hellichter Tag war, trugen Pagen, je drei von jeder Seite, brennende Fackeln, daß der Rauch über dem Sarg zusammenschlug und wie eine Säule gen Himmel stand. Ein schöner Anblick! Und dann kamen Menschen, Kopf an Kopf . . ." Tante Mendchen riß die Augen auf, wie um den Zug besser zu übersehen. „Menschen!" rief Guhr „Menschen . .!" seine Stimme sank wieder. Eines Weiteren bedurfte er zu seinem Effekte nicht,

alle sahen sie den schwankenden Trauerzug der dichtgedrängten Leidtragenden vor sich . . . . . „In der Kirche trugen sie den Sarg unter die Kanzel, worauf eine schöne und wahrhaft rührende Rede gehalten wurde. Sangen wir alle: „Aus tiefster Not schrei ich zu dir", dann stellten sich Dieter Botheim und Hinrich Tellsbach zusammen und reichten sich die Hände. Zwei Kavaliere hielten ihnen gekreuzte Klingen vor. Nahmen sie beide dann das heilige Nachtmahl."

„Ei, du meine Güte!" rief Frau von Dorthöven voll Anteilnahme, was ihr einen verweisenden Blick von Tante Wendchen eintrug. „Und weiter?" forschte die Tante.

„Ach Demoiselle, nachher wurde der gute Gert begraben, und wir haben auf sein seliges Heil manchen Becher geleert. Hätte sich jeder geschämt, nüchtern davon zu gehn. Jetzt ist die alte Freundschaft zwischen Botheim und Tellsbach wieder ganz und heil."

Haldring war diesem lebhaften Bericht nur insofern mit Interesse gefolgt, als er bei sich erwogen hatte, ob der Malefizkerl diese rührende Versöhnung wirklich selbst erlebt oder nur von dritten erzählen gehört hatte. So wie er, Haldring, ihn kannte, war zum wenigsten seine Anwesenheit dabei erstunken und erlogen.

Ein großer Sauerbraten wurde hereingebracht. Nachdem Guhr von der Sauce geschmeckt hatte, konnte er nicht umhin, Gulberg einige Worte der Anerkennung zuzuraunen. Er war es allein, der der Mamsell hier und da einige Lobesworte oder auch einen Witz geringerer Güte zuwarf. Für alles quittierte sie mit einem Lächeln ihres breiten Mundes, den sie dann aber sofort wieder zur Knospe zusammenzog, was aussah, als wenn die Lippen an einem ziehbaren Bändchen gingen. Gulberg kam zu wenig Genuß bei dieser Mahlzeit. Ihre Nase folgte jeder Bewegung des aufwartenden Bedienten. Ihre Augen straften den lümmelnden Jungen bei der Anrichte mit wahrhaft vernichtenden Blicken, die er leider im seltensten Falle auffing. Ängstlich bauschte sich ihr rechts und links das flaschengrüne Oberkleid, das gestreifte Unterkleid war ein wenig gelüpft und auf die Kniee gezogen, — um jederzeit beispringen zu können. Kurz, sie speiste, wie die Kinder Israel ihre letzte Mahlzeit im Ägypterlande zu sich nahmen: als die Hinwegeilenden! Anders Haldring, der satt zu werden begann und dessen Herz weich wurde.

„Liebste cousine!" redete er heute zum ersten Mal Frau v. Dorthöven an, „ich hab es hier so gut, da fällt mir mein alter Diener Krams ein. Ist er mir doch getreulich durch Schlack und Dreck gefolgt, und jetzt weiß ich nicht einmal, ob er schon satt gegessen hat. Verübelt mir diese freie Rede nicht, aber wenn ich ihm ein Stück von diesem Sauerbraten schicken dürfte. . . Ist just seine Leibspeise!"

— Gulberg wollte sagen, daß niemand von den Leuten versäumt würde, und daß Herr Krams wohl der letzte wäre, sich übergehen zu lassen, aber sie verpaßte dazu die schickliche Gelegenheit. Frau von Dorthöven selbst füllte mit den saftigsten Bratenscheiben einen Teller, der von dem Jungen mit Aufmerksamkeit aus dem Zimmer getragen wurde, aber ob er Krams im selben Zustande erreichte, ist nicht mehr in Erfahrung zu bringen. Das Gesicht des alten Haldring glänzte. Vielleicht ließ es sich doch hier neben dem anderen aushalten! Er sah jetzt öfter nach Benigna hinüber, aber ein Gespräch ließ sich nicht anknüpfen, dazu schwatzte ihm Guhr zu viel. „Das liebe Kind" — dachte Haldring „es wird Augen machen! Wann hab ich ihr je dergleichen Präsente gemacht?!"

Guhr fragte, ob jemand schon den neuen Trank geschmeckt habe, der zu Paris seit einigen Jahren à la mode sei. Nun beschrieb er mit Entzücken, wie er „vorigen Tag", (wo, sagte er nicht), eine Tasse voll heißen, braunen Kaffees getrunken hätte. Benigna sagte, sie habe auch schon viel davon gehört, und Frau von Dorthöven bemerkte nur leichthin, sie zöge Schokolade vor und ihre cousine, die jetzt zu Paris am Hof weilte, hätte geschrieben, der Kaffee sei dort als ein horribles Gift verschrieen und würde bald ganz abkommen. Nach diesen Worten wurde Haldring sehr aufgeräumt und blickte Guhr frech von der Seite an. Tante Wendchen fühlte sich zurückgesetzt, weil sie nichts über den Gegenstand gesagt hatte und wurde ein wenig ausfallend gegen Benigna: Sie müsse es am besten wissen, warum sie alle noch in Dorotheenruh aufeinandersäßen und nicht längst ihre Reise nach Karlsbad zum guten Herzog Casimir angetreten hätten. Pferd und Wagen, alles schon bereit! Wann sie, Tante Wendchen, sich jetzt für Kaffee oder Schokolade entscheiden könnte, stehe in den Sternen geschrieben! Der Tante lagen Paris und Karlsbad beide fern und ungefähr auf einem Fleck. Benigna war über die spitzen Bemerkungen etwas erschreckt. Sie errötete tief und sah schnell von einem zum andern. Frau von Dorthöven rief begütigend: „Wendula, hab dich doch nicht so! Über alte Geschichten!" — Haldring fühlte sich im Namen seines Lieblings verletzt. Außerdem spürte er wieder auf ein Geheimnisvolles gestoßen zu sein, — wie heute schon mehrmals —, in das ihn hineinzuziehen niemand für nötig fand.

„Gott, was der gute Herzog im Bade treiben mag? Ob er sich erholt hat? Er war hier so kaputt", seufzte die Tante, ohne Benigna einer weiteren Anrede zu würdigen. Guhr bemerkte, daß er zuversichtlich glaube, Herzog Casimir amüsiere sich in Karlsbad ganz verzüglich — er sei immer ein galanter Herr gewesen. „Wo die Herzogin noch kein Jahr tot ist!" — Tante Wendchen war empört. Guhr zuckte die Achseln.

Frau von Dorthöven hob die Tafel auf. Die Herren wurden gebeten, ihre Pfeifen zu rauchen, während die Damen sich zurückziehen wollten. Frau von Dorthöven nahm den Amtmann bei Seite und bat ihn um Gotteswillen ein Auge auf die beiden Kampfhähne zu haben. Gulberg und der Schreiber verabschiedeten sich kurz — sie wußten, daß sie hier nichts mehr zu hoffen hatten. Tante Wendchen erklärte im Hinausgehn, wenn es dazu käme, daß sie nach Mitau fahre, — es käme ja aber nie aus, was sie erhoffte, — dann würde sie nicht vergessen, ihre Freundin vor dem Genuß des Kaffees zu warnen.

Als die Damen das Zimmer verlassen hatten, rückte der Amtmann, froh des ihm gewordenen Vertrauens, einen Stuhl den beiden Kavalieren gegenüber. Der Diener brachte die weißen, wohlgestopften Pfeifen. Guhr bestellte noch einen Krug Steinbier, das, im Hause bereitet, von schöner, heller Farbe war. In bester Laune hob er sein Glas: „Alsdann Hippokrates, komm her du kurisch Bier! Nachbar, geliebter Freund, dies Gläslein bring ich dir!" Er wollte sich mit diesem Trinkspruch zu Haldring wenden, rechtzeitig fiel ihm jedoch dessen höhnisches Benehmen bei Tisch ein, und so schwenkte er sein Glas dem Amtmann zu. Dieser tat ihm eifrig Bescheid: „Ein Vers von Joachim Rachel, dem Verfasser der 100 livländischen Epigramme", rief er dabei, froh seine Kenntnis verraten zu können.

„Joachim Rachel, oder anders Rachel, oder überhaupt nicht Rachel!" sagte Guhr gemütlich, „mir gilts gleich. Ihr seid ein guter, tüchtiger und

verständiger Mann, Herr Amtmann. Summa: könntet Ihr mir mit einigen Talern aushelfen?" Haldring lachte auf, während der Amtmann, aus der Fassung gebracht durch diesen plötzlichen Überfall, errötete. Dann nahm er sich zusammen; könne au moment leider nicht zu Diensten stehen, da.... Guhr unterbrach seine Entschuldigungen mit einer kleinen Handbewegung: „Spar er sich den Rest.!"

Haldring lachte so dröhnend auf, daß der wohlbeleibte Guhr sich wie eine Kugel zu ihm herumdrehte. „Dürft ich fragen. . ?" Haldring blies mächtige Rauchwolken aus der Nase und schwieg mit eingekniffenen Lippen. Der Amtmann entsann sich des ihm gewordenen Auftrages und versuchte ein harmloses Gespräch einzuleiten. Auch füllte er beide Gläser nach und fragte eifrig, ob vielleicht ein kleiner Wacholder oder Kümmel beliebt sei. Da kam dem wackeren Amtmann unversehens ein Friedensengel zu Hilfe in Gestalt des Herrn Pastor Emanuel Toppius, der im dunkeln, geistlichen Habit mit ein wenig zerzausten Bäffchen und schiefer Perücke plötzlich auf der Schwelle stand. Nicht anders, als wie Engel zu erscheinen pflegen: sie kommen nicht, sie sind da!

Emanuel Toppius hob seine Rechte: „Pax vobiscum!" sprach er feierlich. Dann verfiel er in seinen alltäglichen Ton: „Guten Abend, Kinderlein! Habt Ihr einen Schluß für meine trockene Kehle? Ich bin, das könnt Ihr mir glauben, totaliter vino captus, wie der Lateiner sagt." — Der Pastor riß seine etwas verschwollenen Äuglein auf und trat dann, mit Schritten, als hätte er unter jeder Sohle eine Kugel, an den Eßtisch heran. Der Amtmann empfing ihn lachend und rückte ihm den von Frau von Dorthöven verlassenen Stuhl heraus. Auch Guhr versprach sich einigen Genuß und füllte dem Pastor ein Glas mit dem kühlen, schäumenden Steinbier. Haldring verhielt sich ein wenig abweisend, ihn drängte es schon hier abzubrechen, um Benigna aufsuchen zu können.

Nachdem Toppius sich gewichtig niedergesetzt hatte, zog er einen Finger an die Lippen: „Pst! — Nicht die Frauenzimmer rufen!" Guhr und der Amtmann lachten, dies schien ihnen der Aufzug einer sehr guten Komödie zu sein. „Werd kein Narr sein!" brummte Haldring. „Der Herr Pastor kommen vom Kindelbier?" fragte der Amtmann freundlich. „So ist es. Vom Morgen an. Jakob Matz ist ein reicher Bauer, ein sehr reicher Bauer — aber geizig. Da mußte ich die gute Gelegenheit benutzen, wo er sich vor den Leuten nicht als Filz zeigen durfte. Selten genug, daß es überhaupt bei ihm ein Kindelbier gibt!"

„Der Herr Pastor sind nicht modest;" der Amtmann schüttelte sich vor Vergnügen. „Alle Jahr ein Mal, mehr kann doch kein Christ von Jakob Matz verlangen!"

Emanuel Toppius riß die Äuglein auf — trank dann aber, anstatt zu antworten. —

„Wie?" rief jetzt Guhr, sich eine nachsinnende Miene gebend. „Wie? Sagten der Herr Pastor nicht eben Jakob Matz! Haldring, das ist ihr Mann!" Er schlug dem Ahnungslosen derb auf das Knie. „Habt Ihr mir nicht hundert Mal erzählt, als noch Ihr Herr Vater selig Erbherr auf Luppeberg, Prekaln und Gallnitz war, — als dann alles in die Brüche ging wegen guter Gründe — daß Euer letzter Bauer flüchtig wurde? Jakob Matz hieß er, Jakob Matz! Augen blau, Haar blond — das ist das Signalement!"

Haldring erhob sich in seiner ganzen hageren Größe, seine Stirn war zorngerötet. Guhr sah ihm nicht in das Gesicht, sonst hätte er nicht weiter

gelärmt. — „Haben der Herr Pastor gehört, stimmt das Signalement auf ihren Geizkragen?“ Mit einem Ruck, ehe der händeringende Amtmann es verhüten konnte, hatte Haldring blankgezogen. „Herr“, sagte er fast leise; „Ihr beliebt Euren Spott mit einem kurischen Edelmann zu treiben!“ Der beleibte Guhr kam jetzt auch auf die Füße. Er hatte allen Grund, mit einiger Umständlichkeit an seinem Galanteriedegen zu nesteln, dem Amtmann dadurch Zeit lassend, um den Tisch zu laufen und sich zwischen die Gegner zu stellen.

„Um's Himmels willen!... Der Herr von Haldring möge beim Glase Bier nicht jedes Wort auf die Goldwage legen.“ —

„Heran!“ brüllte Haldring, der jetzt plötzlich seine Stimme wiederbekommen hatte. „Heran, Komödiant!“ Der Amtmann legte beschwörend seine Hände auf den Arm des Raufluſtigen. Da er nicht klein von Statur war, deckte er Herrn von Guhr völlig, und es bleibt jedem überlassen sich auszumalen, was der hinter seinem Rücken trieb.

Dem Amtmann stand Strenge für den Ernstfall wohl zu Gebote: „Sie vergehen sich gegen das Gastrecht!“ rief er in strengem Ton. „Frau v. Dorthöven wird niemals ihren Konsens zu einem Blutvergießen hier in ihrem Speisezimmer geben!“ „Niemals“! echote Emanuel Toppius, den man über dem Lärm vergessen hatte, in salbungsvollem Ton.

„Herr von Haldring werden nicht hochherzige Gastfreiheit einer edelen Frau mit Undank lohnen!“

„Undank!“ rief Haldring, auf das Empfindlichste getroffen. „Verlangt Ihr für das Natürlichste auf der Welt noch großen Dank?! Davon versteht Ihr nichts, Amtmann, Ihr seid nicht unseresgleichen. Glaubt Ihr, daß ich im umgekehrten Falle anders handeln würde an der Frau v. Dorthöven! Alles stände ihr zu Diensten: Haus und Hof, Geld und Gut.“ „Acker, Vieh und alle Güter“, setzte Toppius ins Ungefähre fort, denn die Zusammenstellung schien ihm bekannt — damit brachte er aber den beredt gewordenen Haldring aus dem Gleichgewicht. Der Alte bekam wieder ein welkeres Aussehn, mit einem Fluch stieß er den Degen in die Scheide und brummte deutlich genug etwas von einem „feigen Wicht“. Dann setzte er sich schwer und stützte den Kopf in die Hände.

„Ob er es hier wohl den Winter über aushielt? Und wenn nicht...“

Guhr fand es jetzt an der Zeit, den Beleidigten zu spielen. „Scherze seien nicht mehr gestattet, scheine es! Empfindlich sei der Herr wie eine Laus...“ Guhr zog die Lippen zusammen.

Der Amtmann klopfte Emanuel Toppius auf die Schulter: „Prediget, prediget, Hochwürdiger Herr,“ rief er aus. „Das tut uns not!“ Der Pastor begann sofort: „Geliebte Mitchristen! Sintemalen die Pest hier im Lande so schaurig gewütet hat, haltet Einkehr in Euren Herzen! Der Herr hat ein Ärgernis an unserem armen Ländlein genommen, wo Fressen und Saufen, Springen und Hopfen an der Tagesordnung, dazu die Jagd und der Spielteufel, die liebsten Freunde. Sehet zu, wie unsern Vettern in Livland das Fell schon über die Ohren gezogen wird von ihrem eigenen König und Vater, Carolus von Schweden! Sehet zu, wie auf der anderen Seite die Herren Polen nur auf der Lauer liegen, unsere Kirche wieder dem Papsttum und Teufel zuzuwenden. Liegt unser Gotteslämmchen nicht bloß da, wie ein arm, geschoren Lämmchen — preisgegeben jedermann, der die Hand danach ausstreckt?!“

Hier wurde der Pastor in seinem Sermon von einem kräftigen Stuhlrücken unterbrochen. Haldring erklärte, er hätte nun des Blödsinns genug

gehört. Wenn das vor ihm nicht ein Trunkener wäre, wollte er ihn wohl mores lehren! Ob der Herr Pastor die Adelsfahne vergessen hätte, die doch jederzeit bereit sei, ihr Blut für das Land zu verspritzen! — Toppius versank wortlos in seinem Glase. Guhr blickte seitwärts zum zürnenden Haldring hinauf. „Eure Nase sieht sehr kühn aus!" bemerkte er trocken. „Und Eure Manschette steckt im Bier." Haldring zischte durch die Zähne. Der Amtmann, der sich die ganze Zeit breit auf den Tisch gestützt und seiner Lachlust keinen Zwang angetan hatte, wurde sofort ernst. Haldring hatte ein rasches Aufspringen beabsichtigt, um das Zimmer eilig und erzürnt zu verlassen — aber — das verfluchte Bein!— er konnte nur mühsam einen Wehelaut unterdrücken. Toppius nahm seinen Aufbruch als offenbare Beleidigung. „Herr, auf ein Wort!" rief er in so ernstem Ton, daß jeder an seine Nüchternheit glauben mußte. Haldring verzog eine Sekunde.

„Seid Ihr vielleicht ein Anhänger des dreigeteilten Segens? Wenn ja, dann schlage ich Euch die Knochen im Leib entzwei!"

„Was sagt der Kerl?" Haldring runzelte die Stirn — Guhr klopfte seine Pfeife auf dem Tische aus:

„Er fragt, ob Ihr ein Anhänger des dreigeteilten Segens seid? Wenn ja, so wolle er Euch die Knochen im Leib entzweischlagen!" — Toppius nickte zur Bestätigung.

„Bin ich in einem Narrenhaus?" brüllte Haldring los, der jetzt keinen Sinn für theologische Streitfragen hatte. Hinkend und fluchend verschwand er hinter der Tür, die zu den Frauen führen mußte. Der Gedanke, daß man jetzt im Eßzimmer über ihn lachen würde, schnürte ihm die Kehle zusammen.

„Bist selbst der größte Narr," sagte er sich, „was setzt du dich unter diese Schelme, denen nichts anders im Sinn liegt, als dich zum Besten haben! O nur Ruhe jetzt, nur etwas Ruhe! —" (Schluß folgt.)

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Zur Entwicklungsgeschichte der Wolga-Kolonien.

Von Pastor Stenzel (Kraßnojar, Gouv. Samara).

(Fortsetzung.) *)

Kirche und Schulhaus sind in den Wolgadörfern stets die stattlichsten Gebäude, häufig aus Stein, erstere mitunter in gotischem Stil erbaut. Schon durch ihr Äußeres beweisen sie ihre zentrale Stellung im Dorfleben.

Die Gewinnung der Kirchspielsprediger war bei Gründung der Kolonien mit Schwierigkeiten verbunden. Zwei Geistliche — Altbaum aus Schweden und Herwig aus Kassel — kamen mit Genehmigung der Regierung, die den Auswanderern Kirche und Schule zugesichert hatte, nebst zwei Kandidaten: Emelius und Fuchs mit ins Land. — Noch war die von den Schweden gegründete und dann wieder eingegangene Hochschule in Dorpat nicht neu ins Leben gerufen. Die Kolonien, wie die gesamte evangelische Kirche Rußlands, waren, bis die Dorpater Universität unter Alexander I. neu erstand, auf Prediger aus dem Auslande angewiesen.

*) Vgl. № 3, S. 282 ff. und № 4, S. 372 ff.

Augenblicklich sind die Kolonialprediger, mit wenigen Ausnahmen, Dorpatenser; sie bilden eine aus beiden (Berg- u. Wiesenseiter) Präposituren kombinierte Synode, die jährlich einmal in Saratow tagt.

Das Kirchenwesen erhält sich in relativ gutem Stande, weiß doch der deutsche Mann, was er seiner Kirche, als einem mächtigen Faktor des Dorflebens, zu verdanken hat; sie ist die Einheitsmacht, die ihm im Laufe von nun bald 150 Jahren seine Sondergüter erhalten und stets seine berechtigten Interessen gewahrt hat; wo es sich immer darum gehandelt hat, den hiesigen deutschen Stamm zum Bewußtsein seiner gemeinsamen Art und Sitte zu bringen, hat die Kirche ihren geschichtlich-notwendigen Standpunkt gewahrt und ihre Bekenner zur Arbeit an der Pflege und den Bedingungen ihres Wachstums angehalten. Der Landmann weiß, was er in fremder Umgebung an seiner Kirche hat: sie ist einfach, natürlich, praktisch, das Schatzkästchen der Erfahrungen unzähliger Geschlechter, hat mit der Mode und dem Wechsel der Anschauungen nichts zu schaffen, ist das sichere Bollwerk für Erhaltung von Haus und Hof, für die Grenzen zwischen Mein und Dein, sie ist der Regulator für das religiöse und gesellschaftliche Leben der Dorfgemeinde.

Das alles läßt dem Kolonisten seine Mutter-Kirche mit ihrem Diener, dem Geistlichen, ehrwürdig erscheinen. Der Pastor bildet nahezu allein den geistigen Mittelpunkt und übt, auf einsamem, von allen Kulturzentren entferntem Posten stehend, fast auf jeden höheren geistigen Genuß verzichtend, tiefgehenden Einfluß aus. Dieser Einfluß könnte noch größer sein, aber man hat oft für religiöse und sittliche Wahrheiten einen bestimmten, volkstümlichen Gedankenkreis und gewisse feststehende Sätze, von denen man sich, wie von Freunden seiner Jugend, nicht trennen lassen möchte: was mit ihnen übereinstimmt, nimmt man an, was dawider streitet, verwirft man „als unwahr an sich". So scheint oft der Weg zum Intellekt verschlossen zu sein. Nicht ganz und gar, er ist nur gesperrt. Dagegen stehen aber noch zwei Wege offen, von denen manche Seitenpfade zum Kopfe führen: der Weg zum Gewissen und der Weg zum Herzen, — ist doch das Gefühl älter als der Verstand.

Die kirchlichen Beiträge zu verschiedenen Wohltätigkeitszwecken betrugen im Jahr 1908 für die Bergseite:

1) Unterstützungskasse für die ev. Kirche Rußlands:	1062	R. 20	Kop.
2) Heidenmission	1630	„ 36	„
3) Innere Mission	2281	„ 73	„
	4974	R. 29	Kop.

für die Wiesenseite:

1) Unterstützungskasse	1375	R. 42	Kop.
2) Heidenmission	3288	„ 82	„
3) Innere Mission	6722	„ 39	„
	11386	R. 63	Kop.

Diese Summen schwanken mit den jeweiligen Ernteerträgen; so brachte die Wiesenseite für obengenannte Zwecke auf: im Jahre 1910 — 17,337 Rbl. 60 Kop. (= 7 Kop. für die Person) und im Jahre 1911 — 21,522 Rbl. 77 Kop. (= 8½ Kop. für die Person).

Anstalten der inneren Mission gibt es auf der Bergseite: in Saratow ein Armenhaus, in Talowka das Siechenhaus „Bethanien u. Nazareth"; auf der Wiesenseite: in Gnadenthau das Siechenhaus „Bethel", in Katharinenstadt ein „Kinderasyl" und in Orlowskoi eine Taubstummenanstalt mit 29 Zöglingen bei einer Ein- und Ausgabeziffer (1. Juni 1911 — 1. Juni 1912) von 6268 Rbl.

Laut Beschluß der Saratower Wolga-Prediger-Synode soll demnächst, sobald es die erforderlichen Mittel (10—12,000 Rbl.) gestatten, — wovon erst gegen 5000 Rbl. aufgebracht sind —, in der Kolonie Krassnojar, Wiesenseiter Präpositur, eine Blindenanstalt oder Blindenschule gegründet werden, da die Zahl der Erblindeten, wegen starker Verbreitung der Augenkrankheit „Trachom", hier besonders groß ist.

Für die hier aufgezählten Anstalten die Existenzmittel aus den Gemeinden aufzutreiben, kostet den Predigern keine geringe Mühe, vor der sie aber nicht zurückschrecken, stehen doch diese Bergungsstätten in keinem Verhältnis zu der sozialen Not, die dringend eine verstärkte Samariterhilfe erheischt.

Noch aus der alten Heimat stammen wohl manche Sitten und Bräuche, die untrennbar mit kirchlichen Handlungen und einzelnen Feiertagen verbunden sind. Recht charakteristisch ist die „Freierei" einer Braut, wobei der Heiratslustige stets in Begleitung eines witzigen „Freiers" erscheint, der bei dieser Gelegenheit seine schon oft bewährte Überredekunst ad oculos demonstriert, was dann die offizielle Verlobung zur Folge hat, und zwar an einem dazu bestimmten Tage, in Gegenwart des Predigers.

An den bändergeschmückten Stöcken sind die zur Hochzeit nötigenden „Läder" kenntlich, die mit hochernster Miene sich ihrer Ehren-Aufträge entledigen, wobei der gute Ton verlangt, sich der poetischen Form zu bedienen. Das gebräuchlichste dieser Gedichte lautet:

Wir kommen zu euch, ihr lieben Leut',
Und bringen euch eine Hochzeitsfreud':
Einen schönen Gruß vom Bräutigam
Und Braut und beiderseits Eltern NN.
Sie haben uns zu euch gesandt —
Das könnt ihr sehen an Stock und Band —
Sie lassen euch bitten insgemein,
Ihr möcht't ihre Hochzeitsgäste sein,
Sollt mit ihnen in die Kirche gehn
Und die Trauung mitansehn.
Wenn die Trauung ist vorbei,
Dann macht die Musik ein Geschrei,

Dann geht es nach dem Hochzeitshaus,
Dort ist vorhanden ein fetter Schmaus;
Allerlei Vieh ist angeschafft
Und zu der Hochzeit abgeschlacht't:
Ein blindes Schaf und eine lahme Kuh,
Die kommen unbedingt dazu,
Alle beide sind so fett,
Wie ein altes Wagenbrett.
Gestern schon in aller Früh'
Kam geflogen das Federvieh:
Neunzehn Hühner und ein Hahn,
Die müssen alle zwanzig dran:
Das ist alles so wohlgemäst't,
Das wird euch schmecken,
Ihr lieben Gäst';
Die mürben Kuchen sind gebacken,
Das Fleisch ist kurz und klein gehacken;
Wer was will, der muß da greifen,
Und wer nichts will, der läßt es bleiben.
Potztausend! Was fällt mir noch ein,
Seid nur stille von Branntewein;
Bier und Wein, das wird dort die Masse sein.
Die Köchin hat gesagt zu mir,
Im Keller läge ein Faß mit Bier,
Das sei so stark, daß es kracht:
Da hab' ich mich selbst drüber ausgelacht.
Die Musikanten sind bestellt.
Die allerbesten in der Welt,
Sie spielen auf Geigen und Klarnett,
Alt und jung tanzt um die Wett',
Da hopst der Floh, da tanzt die Laus,
Der Igel schlägt die Trommel,
Alle, wie ihr im Hause seid,
Könnt ihr zur Hochzeit kommen;
Ihr könnt kommen groß und klein,
Auch die mit zerrissenen Hosenbein',
Und versprecht ihr mir ein schönes Band,
Da mache ich euch noch mehr bekannt:
Kann dieses aber nicht geschehn,
So werde ich nicht von dannen gehn (Der Geladene bindet ein Band an den Stock)
Nachdem ich erhalten habe ein schönes Band,
Mache ich euch den Tag bekannt (Angabe des Termins).
Jetzt habe ich euch gebittet und gebeten, —
Wenn ihr daheim bleibt,
Werdet ihr nicht gestoßen und getreten;
Es ist doch nicht so bös gemeint,
Wie es bei mir von Worten scheint,
Ihr könnt getrost zur Hochzeit kommen,
Dort werdet ihr ganz freundlich aufgenommen.

Die bestehende Ehe sucht man so oder anders zu schützen; wenn diese Sorge mitunter eigenartige Formen annimmt, so ist doch die Art des Vorgehens charaktervoll und kernig und zeugt von urkräftigem Begriffsvermögen und gesunder „Schutz und Wehr" gegen das gehörig ausgeprägte Don-Juan-Wesen. Nicht uninteressant dürfte die Wiedergabe eines alten Schriftstückes sein, das sich mit diesen Verhältnissen befaßt:

Ein Kirchspielsbeschluß des Messerer Kirchspiels (Bergseite) aus dem Jahre 1792 über Kirchenzucht. (Verordnung zur Verhütung und Bestrafung des in unseren Kolonial-Gemeinden einreißen wollenden unzüchtigen Wesens und Lebens.)

Erstens: Wenn ein Ehemann und eine Ehefrau sich miteinander vergehen und die Ehe brechen, so bezahlt der Mann in die Kirchenkasse seiner Gemeinde 15 Rbl. und die Frau 10 Rbl. ohne Nachsicht.

Zweitens: Wenn ein Ehemann mit einer ledigen Person die Ehe bricht, so bezahlt er ebenmäßig 15 Rbl. und die ledige Person 8 Rbl.

Drittens: Wenn eine Ehefrau mit einem ledigen Burschen die Ehe bricht, so bezahlt sie 10 Rbl. und der Ledige auch 10 Rbl.

Viertens: Wenn zwei ledige Personen sich fleischlich mit einander vermischen, so sollen sie einander heiraten und mit einander 6 Rbl. für ihre Vergehung zahlen; wenn sie sich aber aus erheblichen Gründen nicht heiraten können, so bezahlt der ledige Bursch 6 Rbl. Strafe und die ledige Person zahlt 5 Rbl.

Fünftens: Eine jede Frau, wenn sie das erste Mal nach ihrer Kopulation vor der Zeit niederkommt und es ist erwiesen, daß sie vor der Kopulation ehelich miteinander lebten, so bezahlt sie mit ihrem Manne gemeinschaftlich 5 Rbl., und wenn die Braut wie eine Jungfer geziert in die Kirche ging, so bezahlt sie einen Rubel weiter. —

Dieses ist von den Vorgesetzten des Kirchspiels festgesetzt und eigenhändig unterschrieben worden.

Ust-Solicha, den 29. December 1792.

Johann Jannette,
Pastor bei dem Kirchspiel Ust-Solicha.

Vorsteher: Joh. Peter Weber, Jost Krumm, Walter Ernst, Andreas Kling, Jost Hardt, Johann Rudel, Nicolaus Metzger, Christoph Gutmann, Deputierter.

Im Sinne der evangelischen Reformation waren auch hier von jeher evangelische Volkskirche und Volksschule zu einem Ganzen zusammengeschweißt: Mutter und Tochter.

Diese Volksschule war und ist das Sorgen- und Schmerzenskind aller, die sich der Hebung des niederen Unterrichtswesens gewidmet haben und sich seiner gewaltigen Bedeutung für das flache Land bewußt sind. Die Wolga-Schule ist ein trauriger Abschnitt der Wolga-Kolonialgeschichte.

Wir verfolgen kurz einzelne Etappen auf ihrer via dolorosa von den frühesten Anfängen bis in die Neuzeit.

Schwer war es selbst in Deutschland, nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges, die Dorfschulen mit geeigneten Lehrkräften zu versorgen, — mancher pensionierte Wachtmeister durfte sein bescheidenes Unterkommen in der Dorf-

schule finden. Nicht besser war es mit den Lehrkräften in den jungen Kolonien bestellt: noch 1808 charakterisiert ein von hier nach Deutschland gerichtetes Schreiben die Lehrer in folgender Weise: „Die Schulmeister hierzulande sind in ihren Kenntnissen meist sehr übel bestellt. Sie können fast gar nicht schreiben, lesen elend, und das bewährteste Prädikat an ihnen ist, wenn sie eine gute Kehle zum Singen oder besser zum Schreien haben. Erziehung und Bildung haben sie gar keine; der nächste beste Bauernsohn kann Schullehrer werden."

Und doch sollte und mußte, so lag es dem deutschen Manne im Blute, „Schule gehalten werden." — Durch Allerhöchste Dekrete von 1819 und 1840 wurde der Kolonial-Schule der streng kirchlich-konfessionelle Charakter aufgedrückt und der Geistlichkeit die Weisung gegeben, für Lehrer, Schüler und Unterricht Sorge zu tragen. Wenngleich nun die Hauptaufgabe dieser Schule dahin präzisiert war, die Kinder für die Konfirmation vorzubereiten, und sie somit nur eine Konfirmandenschule sein sollte, versuchte man dem vereinzelten Bedürfnis nach praktischen Kenntnissen hier und da in sogenannten „Abendschulen" oder in der Errichtung von Privat- oder Gesellschaftsschulen zu genügen.

In einem traurigen Zustande finden wir die Schule vor und nach Übertragung der Aufsicht an die Geistlichkeit, der trotz allem Widerstreben die Schul-Kontrolle aufgetragen wurde, wußte sie doch, daß sie, in starker Abhängigkeit von der vielköpfigen Menge, im Kampfe um eine auch nur einigermaßen zweckmäßige Aufbesserung der Schulverhältnisse auf sich selber angewiesen, eine Aufgabe übernehmen sollte, deren Lösung ihr, ohne Staatsmittel, nicht gelingen und deren Nichtlösung für sie von nachteiligen Folgen und ungerechter Beurteilung begleitet sein wird.

Professor Erdmann-Kasan sieht, nach einer 1816 in den Kolonien vorgenommenen Revision der Schule, die Grundschäden vor allem in dem Mangel guter Lehrkräfte, der zu großen Schülerzahl in beschränkten Räumlichkeiten, den übermäßig langen Ferien und einer schwachen Beaufsichtigung der Schule. Letzterm Übelstande sollte durch die Übertragung der Kontrolle an die Geistlichkeit gesteuert werden, der Heranbildung besserer Lehrkräfte die Gründung von „Zentralschulen" dienen, die allerdings sehr viel später eröffnet wurden: in Katharinenstadt (Wiesenseite) — 1857, in Leßnoi-Karamysch (Bergseite) — 1867. Die Kreierung dieser beiden Lehrer-Ausbildungsstätten war die Folge zahlloser Petitionen des Saratower Ansiedler-Kontors und des gleichnamigen Konsistoriums, dessen Präsident, Bischof Feßler, seiner Zeit nicht müde wurde, die Gemeinden auf eine Erhöhung der Lehrergagen, auf eine wärmere Anteilnahme an dem Gedeihen der Schule hinzuweisen, und gleichzeitig bei der Regierung um Gründung eines Lehrer-Seminars vorstellig zu werden. Alle diese Bemühungen kompetenter Persönlichkeiten begegneten anfangs völligem Unverständnis: „Сборъ съ колонистовъ денегъ на семинарію, при отбываніи ими другихъ

общественныхъ повиностей, будетъ для нихъ обременителенъ; въ учрежденіи семинаріи особенной надобности не предвидится" (Eine Gelderhebung von den Kolonisten wird für sie, bei Leistung anderer Gemeinde-Abgaben, belastend sein; zur Gründung eines Seminars liegt keine besondere Notwendigkeit vor), so lautete die Antwort des Ministers des Innern an Feßler — während die Kolonisten selbst*) sich konsequent jeder Erweiterung des Schulwesens widersetzten, indem sie, angeblich aus pekuniärem Unvermögen, tatsächlich aber aus Beschränktheit und Opferscheu, für die Schule „jeden Kopeken mehr" grundsätzlich verweigerten. Und dabei saßen die Kinder dieser Männer in kasernenartigen Schulen, zu 200—400 zusammengepfercht, einem selber nur wenig geschulten Schulmann gegenüber, und die Versäumnisbücher strotzten von Entschuldigungsgründen wie: war abwesend (d. h. außerhalb des Dorfes), pflegte Kranke, war auf der Steppe, war zur Hochzeit, hat schlechtes Schuhwerk, es war stürmisches Wetter, mußte Schweine schlachten helfen u. a. m.

Wenn die beiden genannten Zentralschulen auch nicht alle auf sie gesetzten Erwartungen rechtfertigten, was teilweise ihrem Programm auf Rechnung zu schreiben ist, so sehen wir doch, daß durch sie in den 80-er Jahren das Schulleben in richtigere Bahnen geleitet wurde, — und wäre das Ministerium der Volksaufklärung, dem 1881 die Kolonisten-Schule unterstellt wurde, durch die ihm untergebene Schulinspektion mehr den wirklichen Bedürfnissen der Bevölkerung entgegengekommen, so könnte unsere Schule heute ein anderes Aussehen haben.

So aber begann von 1891 an eine zielbewußte, aber zugleich aller gesunden Pädagogik Hohn sprechende Schulpolitik der einzelnen Volksschulinspektoren: man stellte Lehrer an, die der örtlichen Sprache nicht mächtig waren, führte die russische Unterrichtssprache bei den schon ohnedies wenig entwickelten Dorfkindern ein, übte persönlichen Druck auf die Küster aus, die beim Religions- und Deutsch-Unterricht sich der russischen Unterrichtssprache bedienen sollten, und entfremdete die Schule immer mehr der Familie, anstatt besonnen und umsichtig das Unterrichtswesen methodisch auszubauen und so der Schule, wenn auch mühsam, die Liebe der Bevölkerung zu gewinnen und, wo vorhanden, auch zu sichern.

Charakteristisch ist folgender offizielle Brief eines Volksschulinspektors an einen neu angestellten Lehrer im Jahre 1902: „Симъ дозволяю Вамъ приступить къ занятіямъ по преподаванію Закона Божія и нѣмецкаго языка въ Я.-скомъ земско-общественномъ училищѣ. При этомъ Вы должны вести преподаваніе означенныхъ предметовъ на общегосударственномъ языкѣ, русскомъ, пользуясь нѣмецкимъ языкомъ

*) Ich habe hier, wie auch sonst, die lutherische Bevölkerung im Auge, die 3/4 der Deutschen zählt, während wohl in den übrigen katholischen Gemeinden die Verhältnisse analog lagen.

какъ вспомогательнымъ при объясненіяхъ", (Erlaube Ihnen hiermit den Unterricht in der Religion und der deutschen Sprache in der Landamts-Gemeindeschule zu J. zu beginnen. Dabei haben Sie den Unterricht in den genannten Fächern in der Reichssprache, im Russischen, zu erteilen, mit Benutzung des Deutschen als Hilfssprache) — wo doch der Allerhöchste Befehl vom 24. Februar 1897 („по мѣрѣ возможности постепенно вводить въ школахъ поселянъ-собственниковъ преподаваніе на русскомъ языкѣ, съ тѣмъ однако, чтобы природный языкъ учащихся и Законъ Божій ихъ исповѣданія преподавались на природномъ языкѣ ихъ, при числѣ уроковъ, необходимомъ для надлежащаго усвоенія этихъ предметовъ") dem Minister der Volksaufklärung nach Möglichkeit die Einführung der russischen Sprache in den Schulen der hiesigen Kolonisten freigibt, jedoch bei Wahrung des Religions- und Muttersprache-Unterrichts in der Muttersprache der Lernenden, in einer hierzu erforderlichen Stundenzahl.

Diese sonderbaren Bestrebungen der Inspektion haben nun innerhalb der verschwindend kleinen Dorfintelligenz, eines Teiles der Lehrerschaft und nicht zuletzt der lutherischen und katholischen Kolonialgeistlichkeit von neuem den heißen Wunsch entfacht, die deutsche Volksschule zu retten. Wenn diese Wünsche in den Einzelheiten auch verschiedene Verästelungen aufweisen, so war doch der Wunsch aller Wünsche: Umgestaltung der beiden Zentralschulen in Lehrer-Seminare zur Ausbildung einer für hiesige Verhältnisse geeigneten Lehrerschaft, Erweiterung des Programms für die niederen Schulen, bei Beibehaltung der Muttersprache und Religion als Lehrfächer, und Anteilnahme der Ortsbevölkerung an der Verwaltung der Schule.

In einer Zeit, da man mit Eifer an der Umgestaltung des gesamten Schulwesens in Rußland arbeitete, 1905, glaubte die Sfaratower Prediger-Synode einen praktischen Schritt zur Verwirklichung obiger Wünsche tun zu müssen, indem sie eine aus ihrer Mitte gewählte Kommission, mit dem Moskauschen General-Superintendenten an der Spitze, nach Petersburg entsandte, um dem Minister-Präsidenten Stolypin zur geneigten Berücksichtigung den schreienden Notstand der Schule zu unterbreiten und um Schaffung einer Schule zu bitten, wie sie den hiesigen Landesverhältnissen angepaßt wäre.

Statt dessen sind fast durchweg die Landschaften (Semstwos) Herren der Schule geworden und haben den Gemeinden den (im Prinzip guten) Vorschlag gemacht, die Schulen der Semstwo-Oberverwaltung zu übergeben. Die Gemeinden gingen in der Regel auf diesen Vorschlag ein, ohne sich zu vergewissern, ob ihre Sonderinteressen dabei gewahrt blieben, und müssen nun einsehen, daß sie sich einen groben Verstoß, wenn nicht den Todesstoß, gegen ihre deutsche Schule geleistet haben, indem sie ohne Gegenbedingung, in Bausch und Bogen, das Sorgenkind anderen in die Arme geworfen haben!

Die Landschaften geben vor, daß ihnen zur Versorgung der Schulen mit

deutschen Lehrkräften das erforderliche Lehrermaterial fehle, da man überall darauf bedacht sei, nur Leute mit Mittelschul- oder Lehrer-Seminar-Bildung anzustellen, deren es unter den Deutschen, die meist in den Zentralschulen oder gar zu Hause sich zu einem vielfach rein formellen, gegenwärtig zu niedrig gegriffenen Dorflehrer-Examen vorgebildet haben und somit den Anforderungen der Neuzeit nicht mehr entsprechen, nur vereinzelte gibt. Da dieser Standpunkt auch von den Schulinspektoren geteilt wird, sehen wir das deutsche Lehrerelement allmählich immer mehr aus der Schule verdrängt. . .

Die deutsche Volksschule liegt in den letzten Zügen und an ihre Stelle soll die russische Staatsschule des XX. Jahrhunderts treten.

Es ist zu verwundern, wie man beim Handeln und Erwerben, Schaffen und Arbeiten zu seinem Besten alles so genau berechnen und auszirkeln kann, sobald aber für die Schule, für die Erziehung der Kinder etwas getan werden sollte, war alle Berechnung und Einsicht dahin: es fehlte uns der edle Gemeinsinn dazu.*) Jedes Mal stand neben der Wiege auch der Sarg. Wir haben die Schlüssel der Schule von uns geworfen, anderen in die Hände: behütet ihr unser Heiligtum, wir haben es nicht gekonnt!

Doch es ist noch nicht aller Tage Abend! Vielleicht ist sie uns nur für kurze Zeit genommen, damit wir sie später wiedererhalten: als Reichsgenossen des russischen Staates, mit allen vaterländischen Pflichten: Reichssprache und Reichsgeschichte, und allen Rechten: Religion und Muttersprache für uns und unsere Kinder. (Schluß folgt).

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Ein Erinnerungsblatt.

(Aus einem Brief.)

Von A. H. (Dorpat).

„Steig auf, geliebter Schatten,
aus tiefer Todesnacht!"

Sie haben Frau v. Anrep auf Schloß Ringen nicht gekannt. Sie schreiben mir, daß Sie viel von der Verstorbenen gehört, sie jedoch nie gesehen haben. Da empfinde ich es fast als eine Pflicht, Ihnen ein Bild dieser baltischen Frau zu zeichnen, deren langjährige Freundschaft mir wie ein reiches Geschenk zu teil wurde. Eine Künstlerhand sollte dieses Bild festhalten — in wenigen leichten Strichen — und daraus hervorleuchtend, was die Eigenart dieses Antlitzes war.

Aus dem Leben der Frau v. Anrep kann ich Ihnen nichts erzählen; ich kannte ihr äußeres, wirkliches Leben nicht; — ich kannte nur ihre Gedanken-

*) Mehr der Initiative Einzelner haben ihre Entstehung zu verdanken: das Gymnasium in Katharinenstadt (Wiesenseite), das Progymnasium in Goloi-Karamysch und die Töchterschule in Wodänoi-Bujerak (beide auf der Bergseite).

welt. Als ich sie kennen lernte, war sie schon eine ältere Frau. Weit hinter ihr lagen die Zeiten, da sie als vielbewundertes junges Mädchen mitten im angeregten Leben unserer Universitätsstadt stand, — lebhaft und empfänglich, doch mit seltsamen Anwandlungen von Melancholie kämpfend. Hinter ihr lagen die Zeiten, da sie als junge Frau die hervorragendsten Männer unseres Landes in ihrem Hause sah — Zeiten, da sie ganz der Erziehung ihrer Söhne lebte, zugleich einen Kreis von Knaben und Jünglingen um sich sammelte und starken Einfluß auf diese heranwachsende Jugend ausübte. Es folgten Jahre, in denen sie sich mit literärischen Arbeiten beschäftigte; wir verdanken ihr die Übersetzung von Robertsons „Religiösen Reden" in zwei Teilen, — eine Übersetzung von Carlyles „Helden und Heldenverehrung" u. a. Nach Jahren, die sie zum Teil auf Reisen im Auslande verbrachte, — auch hier immer in regem Verkehr mit bedeutenden Persönlichkeiten stehend, — kehrte sie heim vom Leben, — mit Augen, die viel gesehen hatten und viel verstanden. Sie zog sich auf Schloß Ringen zurück; sie las mehr, als sie lebte; sie dachte mehr, als sie handelte; sie führte ein Leben in ruhigem, feinem Sinnen und Grübeln. Ihr Arbeitszimmer, — mit einigen schönen Kunstgegenständen und ungezählten Büchern, - Biographieen, Briefsammlungen, — Goethe wohl im Mittelpunkt ihres Interesses stehend, — das war ihre Welt. Aber in diesem stillen Zimmer des einsam gelegenen livländischen Herrenhauses liefen Fäden zusammen, die sie noch immer mit manchem Menschenschicksal verknüpften.

Als ich Frau v. Anrep kennen lernte, trat ich ihr mit einem gewissen Widerstreben entgegen. Man hatte sie zu oft „die klügste Frau in Livland", „die bedeutendste baltische Frau" genannt. Mit einer Art Opposition betrachtete ich sie, denn lag nicht in jenem Superlativ ein Vergleichen, das der Seele das Recht nahm, ihr Eigenstes zu sein, — ein Abschätzen, ein Übersehen dessen, daß jede Seele ein Unikum ist, nie wiederholt und unvergleichbar, ja, jede Regung einer menschlichen Seele unvergleichbar mit der Regung einer anderen Psyche. — Frau v. Anrep selbst aber gebrauchte keine Superlative Die Relativität ihrer Lebensanschauung war so stark, daß ihre Denkweise anfangs fast lähmend auf mich wirkte, daß ihre Gedanken meiner jugendlichen Begeisterungsfähigkeit fast wehe taten, bis ich verstand, daß ihr Urteilen kein Verurteilen bedeutete, daß in ihrer strengen Kritik kein Tadel lag und daß ihr klarer Wirklichkeitssinn ihre ideale Schwungkraft nicht hemmte.

Sie hatte wohl in jüngeren Jahren mit heißer Sehnsucht nach der Wahrheit gesucht, — hatte sich dann aber an dem Streben nach Wahrheit genügen lassen, sich in Demut gebeugt und die reine Wahrheit Gott überlassen. Sie glaubte nicht an den einen echten Ring mit geheimer Zauberkraft; — sie glaubte nicht, daß eine religiöse, eine politische, eine soziale Partei die ganze Wahrheit erkannt hätte. Diese relativistische Anschauung, der jede absolute Wertschätzung fremd war, verlieh ihr eine scheinbare Kühle; sie entsprang jedoch nicht der Gleichgültigkeit, sondern der schwierigen, oft quälenden Anlage und Fähigkeit, jeder Geistesrichtung gerecht zu werden und jede zu verstehen. Feinstes, tief eindringendes Verständnis war wohl Frau v. Anreps größte Gabe, — jenes Verständnis, das Frau von Stein, Rahel Varnhagen und andere berühmte Frauen zu bedeutsamen Kulturfaktoren machte, auch wenn sie selbst nicht produktiv gewesen wären, jenes Verständnis, für das die großen Männer dachten und dichteten. So sprach und schrieb man gern für Frau v. Anreps Augen, die in Freude aufleuchteten und sich leicht mit Tränen füllten. Unter den vielen Worten Goethes, die sie liebte, finde

ich folgende, die wie ihre eigenste Lebenserfahrung lauten: „Es ist eine große Torheit zu verlangen, daß die Menschen zu uns harmonieren sollen. Ich habe das nie getan. Ich habe einen Menschen immer nur als ein für sich bestehendes Individuum angesehen, das ich zu erforschen und das ich in seiner Eigentümlichkeit kennen zu lernen trachtete, — wovon ich aber durchaus keine weitere Sympathie verlangte. Dadurch habe ich es nur dahin gebracht, mit jedem Menschen umgehen zu können, und dadurch allein entsteht die Kenntnis mannigfaltiger Charakteren, sowie die nötige Gewandtheit im Leben. Denn gerade bei widerstrebenden Naturen muß man sich zusammennehmen, um mit ihnen durchzukommen, und dadurch werden alle die verschiedenen Seiten in uns angeregt und zur Entwickelung und Ausbildung gebracht, so daß man sich dann bald jedem Vis-à-vis gewachsen fühlt." Frau von Anrep hatte es wirklich dahin gebracht, fast mit jedem Menschen umgehen zu können; nur vor der Berührung mit dem Unwahren, Gemachten, — dem Schein, — schreckte sie zurück, denn wahr und echt war sie bis in die letzte Wurzel ihres Wesens. Die verschiedenartigsten Typen gehörten zu ihrem Freundeskreise. Zu ihr trugen junge Mädchen ihren ersten Liebeskummer; in ihrem Hause besannen sich Studenten, die zeitweilig die Lust zum Arbeiten verloren hatten. Menschen, die in Sorgen oder Konflikten standen, fanden ermutigenden Zuspruch und erhielten den klügsten Rat, der immer auf realer Anschauung basierte. Trauernde wurden getröstet; doch am meisten liebte Frau v. Anrep es, an einer rechten Freude, die man ihr erzählte, teilzunehmen. Sie meinte, daß es der menschlichen Natur leichter sei, Mitgefühl im Leide als reine Mitfreude zu fühlen; sie aber verstand es, sich mitzufreuen. Sie war nicht impulsiv warmherzig, aber von gewinnender Güte, wo bei der ersten Begegnung ein Ton sie traf, der aus der Seele kam. Denen, die sie sich erwählt hatte, bewahrte sie eine dauernde Liebe, eine unerschütterliche Treue bis ins dritte und vierte Glied. Ihre „Kinder" nannte sie alle jüngeren Menschen, an die sie sorgend dachte, und solcher „Kinder" hatte sie viele, — Kinder, die ihre Hülfe nun schmerzlich vermissen, — andere Kinder, die ihr die größte Dankbarkeit schulden, weil sie sie beeinflußt hat, bis sie des Einflusses nicht mehr bedurften, weil sie sie gelehrt hat, allein mit dem Leben fertig zu werden. Ganz besonders möchte ich die Art hervorheben, in welcher Frau v. Anrep sittliche Fragen mit der Jugend besprach, — Fragen, über die die Jugend vielleicht noch keine, nur halbe oder unlautere Aufklärung erhalten hatte, behandelte sie mit dem großen Ernst, der eine Erinnerung für das Leben bleibt. Sie konnte die Wahrheit aussprechen durch die Reinheit ihres Wesens, denn sie war durch das Leben gegangen, seine Häßlichkeiten kennend, ohne von ihnen berührt zu werden. Durch diese Reinheit und durch geistige Kraft hob sie ihr Leben zur Höhe des Menschendaseins. Man könnte erwidern, daß es für eine Frau in ihren Verhältnissen, die auf Händen getragen wurde, leicht sei, ihr Leben zu vergeistigen; doch waren es nicht Gedanken, mit denen sie spielte, sondern Gedanken, die sie lebte, die sie in ihrem Leben wahr machte. So ist Frau v. Anrep eine der wenigen Damen gewesen, die während der baltischen Revolution auf ihrem Gute blieben; sie verließ ihr einsames Schloß nicht, während aufrührerische Banden auf der nahen Landstraße hin und her zogen. Ihre geistige Kraft bewies sie in quälender Krankheit, die sie jahrelang getragen hat, ohne daß ihre nächsten Angehörigen ahnten, wie krank sie war. Mit Ruhe und Seelengröße bestellte sie ihr Haus, — ging sie den schwersten Leiden und dem Tode entgegen.

Denken Sie sich ein feines blasses Gesicht, umrahmt von schwarzem Spitzenschleier, den keine Mode wandelte; denken Sie sich dieses Gesicht ganz beherrscht von ernstem vergeistigtem Ausdruck; denken Sie sich kleine weiße Hände, die lebhaft mitredeten und so freundlich grüßten und winkten; — denken Sie sich Würde und Anmut und schlichte Vornehmheit! Sie hatte eine eigenartige stolze Bewegung, mit der sie das Haupt wegwandte, wenn ihr etwas mißfiel. Hoheitsvoll war ihre Haltung, als sie im Sarge lag; tiefer Frieden auf den Zügen, — und doch ein etwas herber Zug um die Lippen. Es war, als ob sie sich freiwillig vom Leben abwandte, — von einem vollen reichen Leben sich abwandte, — jenem anderen Leben zu, in dem sie die Erkenntnis zu finden hoffte, die sie mit starkem Geist gesucht.

— —

Ob es mir gelungen ist, die Züge dieser edlen Frau zu wahren? — Vielleicht schrieb ich nur, um mich selbst in dieser Erinnerung zu verlieren: „Cypressen will ich um die dunkle Gruft dir pflanzen: meine strebenden Gedanken."

❀ ❀ ❀

Nachdruck verboten.

Gedichte.

Von Elfriede Skalberg (Riga).

Der Nebel.

Ich lege mich auf Turm und Dächer,
dann ist der Himmel schwer und naß;
die starken Farben werden schwächer,
die lauten Linien werden blaß.

Ich liege lange auf der Lauer
und würge den verhaßten Wind,
ich schleiche lautlos längs der Mauer
und mache alle Augen blind.

Ich lösche aus des Leuchtturms Feuer
und führe Schiffe in die Not.
Die Schatten werden Ungeheuer
und bringen allem Licht den Tod.

Laß mich bei Dir sein.

Ich ging und ging. Mein Wunsch war so vermessen:
er zählte nicht die Meilen und die Stunden.
Er hat so vieles unterwegs gefunden,
doch was ihn freute, hat er nicht besessen.

Nun weiß ich nicht mein Ziel mehr zu erkunden,
und was ich suchte, habe ich vergessen:
es ist so spät geworden unterdessen.
Bin ich bei Dir? so halte mich gebunden.

Ersticke alle Lichter in den Gassen.
In schweren Nebeln laß die Welt verblassen.
Lösch aus den Himmel, der die Nacht besternt.

Laß meinen Blick für jeden Weg erblinden,
daß meine Füße sich nicht heimwärts finden:
laß mich bei Dir sein, weit von mir entfernt.

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Tiere und Aberglaube.

Von K. Grevé (Riga).

Unser Zeitalter pflegt man als das Zeitalter der Naturwissenschaften zu bezeichnen, weil die großen Erfolge und Fortschritte auf den verschiedensten Gebieten, besonders aber den industriellen und technischen, wichtigen Entdeckungen in den Naturwissenschaften zu verdanken sind, welche einen tieferen Einblick in die Gesetze ermöglichten, nach denen sich die verschiedenen Vorgänge in der lebenden wie toten Natur abwickeln und von denen der Mensch Regeln ableiten konnte für sein Verhalten im Kampfe mit den Naturgewalten, wie für die Maßnahmen, die Naturkräfte sich dienstbar zu machen, aus ihnen den möglichsten Nutzen zu ziehen.

In einem solchen Zeitalter — müßte man annehmen — sei für den Aberglauben kein Raum mehr übrig, wenigstens in den gebildeten Bevölkerungsschichten. Und doch ist dem nicht so und wir sehen allen möglichen, oft ganz unsinnigen Aberglauben, selbst in sehr hochgebildeten Kreisen fröhlich gedeihen. In der Tat kann an der Hand von Beispielen aus allen Zeiten leicht nachgewiesen werden, daß Wissen und Bildung durchaus nicht vor dem Aberglauben schützen. Selbst so bedeutende Männer der Wissenschaft, wie Newton, und so gescheite Köpfe, wie Napoleon I, waren in mancher Beziehung höchst abergläubisch. Letzterer ließ sich von der Lenormand die Karten auslegen und ersterer schrieb eine Übersetzung des hebräischen Buches „Sohar", welches darüber handelt, daß Gott Millionen von Engeln dazu bestimmte, drauf zu achten, daß Haare und Nägel richtig beschnitten würden, um unsägliches Unglück zu verhüten, das durch ein Versehen in dieser Beziehung entstehen könnte, und lieferte dazu einen höchst albernen Kommentar. Ich kenne mehrere Leute, die als Anhänger Häckels Monisten sind und in mancher Beziehung

doch dem krassesten Aberglauben huldigen. Wenn also die weniger Gebildeten, das Volk, noch immer dem Aberglauben ergeben sind, kann uns das um so weniger Wunder nehmen.

Der Wunsch, sich scheinbar unerklärliche Vorgänge in der Natur begreiflich zu machen, das Bestreben, sich vor drohenden und schädlichen Naturkräften auf die eine oder andere Art zu schützen, mögen die Leute zuerst darauf geführt haben, allerlei Geheimnisvolles als Erklärung zu ersinnen, Amulette und Talismane in Anwendung zu bringen. War aber erst dieser Weg eingeschlagen, so kam es natürlich zur Verquickung mit religiösen Vorstellungen und der Aberglaube haftete dann um so fester. Ganz besonders aber wucherte der Aberglaube in solchen historischen Perioden, in denen eine ungebildete und fanatische Priesterschaft mit besonderer Liebe den Teufelsglauben pflegte und die Hexenverfolgung betrieb.

Daß auch mit sehr vielen Tieren abergläubische Vorstellungen verbunden wurden und zwar seit den urältesten Zeiten, ist ebenso begreiflich. Trotzdem in längstvergangenen Zeiten der Mensch mit der Tierwelt viel unmittelbarer in Berührung kam, sie also recht gut in ihren Lebensäußerungen kennen lernen konnte, gab es doch Geschöpfe, an deren Gebahren manches Geheimnisvolle haftete, das dem naiven Naturmenschen unerklärlich erschien, ihm Furcht und Grauen einflößte. Der Phantasie war ein weiter Spielraum gegeben und aus dem Gemisch subjektiver Beobachtungen, einem Tröpfchen Wahrheit und sehr viel Dichtung entstanden allmählich Deutungen von oft ganz einfachen Vorgängen, Verhaltungsmaßregeln zur Abwehr ihrer Folgen, Zauber- und Schutzsprüche, sogenannte Heilsegen, kurz alles das, was uns in der Gesamtheit das Bild des Aberglaubens inbezug auf die Tierwelt gibt. Selbstverständlich unterlagen abergläubischen Vorstellungen vor allen Dingen solche Tiere, die ein verborgenes, wohl gar nächtliches Leben führten, deren Gebahren nicht in allen Einzelheiten oder fast garnicht sich übersehen ließ. Was der Beobachtung unzugänglich blieb, wurde durch Kombination auf geheimnisvoller Grundlage ergänzt. Bei sehr vielen Fällen zoologischen Aberglaubens — wenn man sich so ausdrücken darf — kann man mit Leichtigkeit nachweisen, daß ursprünglich ganz richtige Beobachtungen und Erfahrungen vorlagen und daß dann im Laufe der Generationen bei der Überlieferung der Vorgänge und der Nutzanwendung für die Praxis nach und nach einiges in Vergessenheit geriet, manches Richtige fortgelassen wurde, während grade das Unbegründete, Geheimnisvolle weiter ausgebaut, gepflegt und erhalten wurde. Ich werde weiter Gelegenheit haben, hierauf hinzuweisen.

Was ich hier an Beispielen von Aberglauben, der mit der Tierwelt in Verbindung steht, anführen will, ist natürlich durchaus nicht erschöpfend. Es sind einzelne, besonders häufig anzutreffende Vorstellungen, besonders aus den Kreisen unseres Landvolkes, die mir beim Sammeln von zoologischem Material über unsere baltischen Provinzen aufstießen und die ich einstweilen

hier mitteile, mir eine vollständigere Bearbeitung des Stoffes für die Zukunft vorbehaltend.

Beginnen wir mit der Tierordnung, die dem Menschen von jeher am unheimlichsten erschien, ihm zu allerlei Sagen von Drachen und Ungeheuern die Veranlassung bot: mit den Kriechtieren, den Schlangen und Eidechsen.

Bei uns in den Ostseeprovinzen kommen als dem Volke wohl bekannt nur die giftige Kreuzotter und die Ringelnatter in Betracht. Die in Kurland vorkommende österreichische Natter wird vorkommenden Falles jedesmal mit der ihr äußerlich scheinbar so ähnlichen Kreuzotter zusammengeworfen werden. Auf welches von diesen Reptilen die Letten bezugnehmen in ihrem Glauben vom „Hausdrachen" (Puhkis), ist fraglich. Letzterer sorgt für seinen Herrn, indem er nachts in Gestalt einer feurigen Schlange wertvolle Schätze sammelt und diese ihm zuschleppt. Wenn ein Lette plötzlich zu großem Reichtum gelangt, sagt man, ein Hausdrache habe ihm denselben gebracht. Will man nun dem Besitzer des letzteren Schaden zufügen, so nimmt man im Frühjahr eine Schlange, tötet sie, zerreibt sie und streut das Pulver in die Behausung des Drachen. Dieser kann das nicht vertragen; da er aber die Pulverstäubchen nicht auflesen kann, so steckt er das Haus an und es verbrennt mit den Schätzen. (Knortz, Prof. K.: Reptilien und Amphilien in Sage, Sitte und Literatur. Annaberg, Graefers Verlag, 1911).

Schlangen entstehen nach dem Volksglauben aus den Schädeln gefallener Pferde — eine Anschauung, wie sie uns auch in der slawisch-warägischen Sage vom Tode Oleg's begegnet.

Die Eidechsen, diese schnellfüßigen, netten Geschöpfe, sind trotzdem auch in abergläubische Vorstellungen verflochten worden. Der livländische Bauer legt seine kleinen Kinder nicht gerne auf die Erde, weil Eidechsen (und auch Schlangen), durch den Milchgeruch angelockt, ihnen in den Hals kriechen (Hupel, Topographie Liv- und Estlands, II, 1777). Die Blindschleiche, unsere fußlose Eidechse, die eben deshalb vom Laien als Schlange angesehen wird, hat trotz ihrer oft genug erwiesenen und betonten Unschuld und Harmlosigkeit viel unter dem Aberglauben zu leiden. Man verfolgt und tötet sie als „giftige Kupferschlange", die noch giftiger sein soll als die Kreuzotter, und in Kurland herrscht, wie auch in den meisten Gegenden Deutschlands, die Anschauung, daß sie, in Stücke geschlagen, wieder zusammenwachse (Keyserling-Derschau, 1805, Beschreib. d. Provinz Kurland). Diese Ansicht beruht darauf, daß die Blindschleiche, wie viele andere Eidechsen, die Fähigkeit besitzt, beim Erschrecken und als Abwehrmittel ihren Schwanz in einem bestimmten Gelenke abzulösen und fortzuschleudern — eine eigentümliche Abwehrmaßregel, die wir auch bei anderen Tieren (Krebsen, Insekten) beobachten, welche ihre Scheren und Füße abwerfen können. Das „Zusammenwachsen" beruht auf der Beobachtung, daß die abgeworfenen Teile nach und nach regeneriert werden — also haben wir es hier mit einer, wie oben schon erwähnt,

mit der Zeit entstellten, an sich aber vollkommen richtigen Beobachtung zu tun. Nach dem alten Gesner wurde die Blindschleiche als Arzenei gegen die Pest, als „ein Theriak" benutzt. Letztere Arzenei bestand nach alten Pharmakopoeen aus etwa 70 Substanzen, die unter geheimnisvollen Zeremonien gemengt wurden. Unter ihnen befand sich auch die Serpentaria-Schlangenwurz, die wohl Veranlassung zu der Verquickung mit der Blindschleiche geboten hat.

Daß die Amphibien, Kröten, Frösche und Molche dem Aberglauben ein reiches Feld der Betätigung bieten, ist selbstverständlich. Auch bei uns finden wir die in aller Welt verbreitete Anschauung, daß diese Tiere schlafenden Menschen in den Mund kriechen und durch Vermehrung im Leibe Krankheit und Tod eines solchen Unglücklichen herbeiführen. Unsere graue Kröte soll ihr Gift durch den Hauch und Berührung mitteilen, ja sie soll den Kühen die Milch aussaugen, „eine Sache, die keinen Zweifel leidet", wie Fischer (in seinem „Versuch einer Naturgeschichte von Livland", 2. Aufl., Königsberg 1791) behauptet.

Knorrz (siehe früher) sagt: „Die Letten sind reich an Sagen, welche sich mit Hausdrachen, die in verschiedenen Gestalten auftreten, beschäftigen. Ihr sogenannter Milchdrache hat die Gestalt einer Kröte. Sie saugt nachts an den Kühen und bringt die Milch ihrem Herrn. Während sie dieses besorgt, liegt ihre Herrin wie halbtot da; kommt die Kröte aber nicht mehr zurück, so muß die Herrin ins Haus gehen, wo jene war und um Milch bitten. Gibt man ihr nichts, dann muß sie sterben. Wenn der Wirt die Kröte an der Arbeit sieht (beim Saugen), muß er sie in eine Radnabe legen, diese verschließen und in einen tiefen See versenken. Dann sterben die, denen der Milchdrache gehört hat."

Insekten und Spinnen werden auch vielfach mit abergläubischen Vorstellungen verbunden. Daß letztere als gute Wetterpropheten angesehen werden, geschieht mit Recht, aber in aller Welt ist der Aberglaube verbreitet, daß sie je nach der Tageszeit Glück oder Unglück bedeuten. Franzosen und Deutsche haben sogar Verschen hierfür ersonnen. Letztere sagen:

„Spinne am Morgen: Kummer und Sorgen;
Spinne am Abend: segnend und labend."

Bei den ersteren heiß es:

„Araignée au matin grand chagrin;
Araignée au midi grand plaisir;
Araignée au soir grand espoir."

Ein bekannter Rigaer Naturforscher, G. Schweder, wurde eine Zeitlang von Leuten überlaufen, welche aus dem Museum ein Stückchen vom „Erdkrebs" haben wollten, weil dieser das einzige Mittel gegen den Krebs sei. Als „Erdkrebs" bezeichnet man im Baltikum die Maulwurfsgrille (Gryllotalpa).

Unter den Vögeln sind es besonders die nächtlichen Eulen, deren geräuschloser Flug und unheimliches Gekicher und Geheul sie von jeher zu Bo-

ten des Todes, — „Leichenhuhn" heißt ja unser Kauz auch —, zu Begleitern von Hexen, Zauberern und des wilden Jägers gemacht hat, bei unserem Landvolk ebensogut, wie in der ganzen Welt.

Mit dem Kolkraben und seinen Verwandten, Krähen, Elstern und Dohlen, ist auch allerlei Aberglaube verknüpft. Ersterer spielt in der Mythologie der Germanen und Slawen keine unbedeutende Rolle. Sein scheues Wesen, welches ihn nur entfernt von menschlichen Niederlassungen, in entlegenen Waldteilen nisten läßt, der Umstand, daß er schon sehr zeitig im Jahre, im Februar, zum Brüten schreitet, sein kühnes, adlerartiges Benehmen haben ihn in den Augen des Volkes zu einem heiligen Vogel gestempelt. Der russische Bauer glaubt, daß er 300 Jahre in ungeschwächter Kraft lebt; dann bildet sich an seiner Schnabelwurzel ein Geschwür. Verläuft der Krankheitsprozeß günstig, so lebt er noch 300 Jahre, um dann nicht etwa zu sterben, sondern zu „verschwinden".

Wie zähe abergläubische Vorstellungen im Gehirn des Volkes festsitzen, möge ein persönliches Erlebnis zeigen, das Bezug auf die Elster hat. Von diesem räuberischen Vogel heißt es im russischen Volksglauben, er dürfe nicht näher als auf 100 Werst an das „weißsteinerne" Moskau herankommen. Als ich einmal gelegentlich einen Bauern in Perowo, 9 Werst von der Stadt, auf einen ganzen Flug Elstern aufmerksam machte, meinte er: „Nein, Herr, das sind keine Elstern; du kennst keine Elstern und wir dummen Bauern verstehen keine Vögel zu unterscheiden, — aber was Gott bestimmt hat, kann man nicht ändern und er hat den Elstern verboten, in die Nähe Moskaus zu kommen."

Von den Dohlen erfuhr ich im „Polnischen Livland", daß sie vom Bauern in sonderbarer Weise nutzbar gemacht werden. Man legt ihnen Hühnereier unter, um Hühner zu erzielen, die das runde Jahr, ohne auszusetzen, Eier legen. Bei der Einfachheit des Mittels ist es merkwürdig, daß die Bauern dort nicht schon längst lauter solche Wunderhühner sich herangezogen haben — andererseits aber steckt in diesem Glauben doch wieder ein Körnchen Wahrheit, ein vergessene richtige Beobachtung. Die Dohlen brüten nämlich sehr früh im Jahre, und die von ihnen etwa erbrüteten Hühnchen würden zum Herbste schon erwachsen sein, würden noch im selben Jahre zu legen anfangen, während später erbrütete Küchel mit dem Legegeschäft erst einige Monate später, nach Weihnachten, beginnen können.

In einigen Gegenden unserer Provinzen ist ein origineller Aberglaube verbreitet. Legt man Eier des Hausgeflügels vor der Bebrütung auf einige Zeit unter eine Männermütze, so erzielt man mehr Hähne. Auch wird zu demselben Zwecke, besonders für Truthühner, ein anderes Mittel empfohlen, wie ich im Laudohnschen Gebiet erfuhr. Ein alter Förster empfahl dort die jungen Truthühner mit den Füßen in Branntwein zu stecken, dann würden es lauter Puter, die natürlich einen größeren Braten liefern. Welch' eine Aussicht für töchterreiche Väter!

Unter der katholischen Bevölkerung unserer litauischen Nachbargouvernements steht der Spatz, der stets mobile Sozialdemokrat, in üblem Rufe und soll von Gott verflucht sein, weil er die Nägel zu Christi Kreuzigung herbeigebracht habe, während die Tauben sie fortzutragen trachteten.

Ob die Tauben durch die eben angeführte Handlung sich den Ruf besonderer Heiligkeit erworben haben, oder woher sie als Sinnbild des Heiligen Geistes angesehen, von jeher mit einer Menge lobender Beinamen belegt werden, ist nicht klar zu stellen. Schon seit Noah's Zeiten sind sie bei allen Völkern als Sinnbilder der Treue, Keuschheit, Friedensliebe und Sanftmut verehrt, und doch muß ein objektiver Beobachter sie für sehr zänkische, futterneidische Vögel erklären, die auch beim Tode des einen Gatten sehr bald sich einen Ersatz finden.

Der Kuckuck ist nach dem Volksglauben imstande, sich im Herbst in einen Habicht zu verwandeln. Er wird daher verfolgt und vom Bauern unter anderem gefiederten Raubgesindel an das Scheunentor genagelt. Anlaß zu dieser Verunglimpfung des nützlichen Insektenvertilgers hat offenbar die sperberähnliche Zeichnung und sein raubvogelartiger Flug gegeben.

Sehen wir uns nun noch unsere Säugetiere an, so finden wir auch mit ihnen manche abergläubische Anschauung verknüpft. Da sind die nützlichen und höchst unschuldigen Fledermäuse, die von den meisten Menschen gefürchtet und verfolgt werden. Ihr nächtliches Wesen, ihr lautloser gaukelnder Flug machte sie von jeher unheimlich. Während man die Engel, die Kinder des Lichtes, mit Vogelflügeln abbildete, gab man den Teufeln, den Mächten der Finsternis, Fledermausflügel. Sie sollen boshafterweise sich gerne in die Haare der Damen krallen und sonstigen Unfug anrichten, Speck in den Räucherkammern fressen u. s. w.

Des Maulwurfs hat sich der Aberglaube natürlich auch bemächtigt. Unser Landvolk behauptet, daß man vom Wechselfieber geheilt wird, wenn man einen Maulwurf in der Hand sterben läßt, und man kann durch Auflegen dieser Hand auch andern Leuten helfen.

Die Spitzmäuse hält das einfache Volk für giftig, doch muß erwähnt werden, daß in Livland die Bauern auch den Nutzen kennen, den diese Tiere durch Vertilgung von allerhand Ungeziefer stiften.

Mit dem Hunde hängen sehr viele abergläubische Vorstellungen zusammen. Ist man von einem Hunde gebissen, so muß man Haar von ihm nehmen, es verbrennen und die Asche auf die Wunde legen; — durch Grasfressen und Wälzen kündet der Hund Witterungswechsel an; scharrt er Gruben aus, so gibt es Feuerschaden; heult ein Hund unter dem Fenster, so deutet das auf einen Todesfall im Hause hin.

Das Schwein spielt auch bei manchem Aberglauben eine Rolle. Wird es beim Transport auf dem Wagen mit der Schnauze zum Pferde hingelegt, so wird es durch den Schweißgeruch des Zugtieres getötet. In Deutschland

herrscht auffallender Weise eine entgegengesetzte Auffassung: Pferde werden durch die Ausdünstung der Schweine krank, daher soll der Kosen so angelegt werden, daß die Pferde im Stalle von diesem abgewandt stehen.

Unser niedlicher Baumkater, das Eichhorn, wird vom Volke unbegreiflicher Weise zum Brandstifter gestempelt, und tritt es mal ungewöhnlich zahlreich auf, so deutet das untrüglich auf einen bevorstehenden Krieg.

Das Benagen der Wäsche durch Mäuse ist auf dem Lande bei uns ein gutes Omen, bedeutet künftigen Reichtum. Andererseits muß jede Maus schon deshalb getötet werden, weil sie sich zu einer Ratte auswachsen und um so größeren Schaden anrichten kann.

Unser stattlichster Hirsch, der Elch, bietet auch dem Aberglauben mancherlei Anknüpfungspunkte. Seine „unfertigen" Geweihe sollen gegen allerlei „Elend" — wie es in der älteren Literatur heißt — helfen und Ringe aus Elchschalen oder Klauen sollen gegen die fallende Sucht schützen.

Ist, wie wir aus den vorhergehenden Ausführungen, die, wie gesagt, bei weitem nicht den Anspruch auf Vollständigkeit erheben können, ersehen, der mit der Tierwelt verknüpfte Aberglaube auch jetzt noch ein weit verbreiteter und äußert sich derselbe in sehr verschiedenartiger Weise, so sind natürlich auch die Abwehrmittel gegen vermeintlich schädliche Einwirkungen der verderblichen Mächte sehr mannigfaltig und oft aus der Tierwelt entnommen. Bei den Letto-Litauern herrscht der Glaube an eine „Maare" oder „Lenton", die den Menschen im Schlafe drückt und nächtlicherweise auf den Pferden reitet, daß ihre Mähne des Morgens von Schweiß trieft und verworren ist. Wie Einhorn sagt: „an etlichen Pferden wird ein Zeichen gewiesen, so sie von solchen Reutern bekommen sollen." Zur Abwehr wird ein Pferdeschädel in die Krippe gelegt. Ja, im Stammbuch David Krügers (Sitzungsbericht der Gesell. für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen, 1909) fand Dr. Masing einen Schutzspruch, der da lautet:

Mara mara mara milla gleno
leno leno leinax stock my ein
esteino in leno leina Job tran
sion taruba torubantis.

Diesem wird hinzugefügt: „Wen ein pferd von maar getruckt wirdt dieße worte auf ein Zettel oben den Halsz in den kam binden."

Geschwüre, eiternde Wunden, alle nagenden und bohrenden Schmerzen pflegte man — wie R. Busch in dem Artikel „Heilsegen aus den Ostseeprovinzen (Rig. Zeitung 1910, № 233) anführt — auf den „Wurm", gewissermaßen den verkörperten Krankheitsdämon, zurückzuführen und gegen diesen Wurm werden zwei aus dem 15-ten Jahrhundert überlieferte Segen empfohlen, die im Kreise des Deutschen Ordens für kranke Pferde benutzt worden sind. Sie sind im Kodex der Heidelberger Universitätsbibliothek, der die Livländische Reimchronik, enthält zu finden. Der eine Segen lautet:

Dis ist eyn guter seyn uor den blasinden worm,
Der gute Herre senthe Job der lak in dene miste,
her clagete deme heilge Criste,
wi syn gebeyne
essen die worme cleyne.
Do sprach der heilge Crist,
wen nymandt besser ist.
Ich gebite dir worm, du siest wietz adir swartz,
geel adir grüne adir roet,
in desir stundt siestu in dem pferde toet.
In Gotis namen amen.

No (tandun): man sol das pferdt nennen alz is geharet ist.

Der zweite Segen lautet:

Dis ist eyn guter seyn uor den pirtzil.
Horest du worm yn fleische adir in beyne,
vornem was das heilge ewangelium mehne,
du seist weis, swartz adir geel, grüne adir roet,
der gebutet myn herre senthe Job, in desir stunt
siestu in desem pferde toet.
In Gotis namen amen.

No (tandun) man sol deme pferde treten vf den vorder fus vnd sol ym rume in das rechte oer desen seyn.

Gegen Erkrankungen des Viehs bietet, nach R. Busch (ebenda), ein lettisches Zauberbuch einen deutschen Spruch. Man soll 3 mal das Wort Adonai aussprechen, eine Handvoll Erde nehmen, die unter dem linken Fuße gelegen habe, sie gegen das Vieh werfen und dabei sagen: „Gewalt und Alud Kehlkeit ist und sich her Adonari, mein Gott ist König". Die gleiche Verwendung einer Handvoll Erde beim Hersagen von Krankheitssegen ist auch sonst nachweisbar, nur soll die Erde, welche mit der rechten Hand unter dem rechten Fuß hervorgeholt wurde, heilend und schützend wirken.

Als Mittel gegen die Wirkung des Bisses eines tollen Hundes wurde noch in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts in den Pharmakopoeen die Verabfolgung von in Honig gekochten „Oelwürmern" (richtiger Oelkäfern, Meloë proscarabaeus) empfohlen, vielleicht weil das im Körper dieses Insektes enthaltene Kantharidin für wirksam gehalten wurde. Jedenfalls spielt aber dieser Oelkäfer auch in älterer Zeit unter den Zaubermitteln eine Rolle.

Gegen Krankheiten mancher Haustiere, besonders der Pferde, Schafe und Ziegen, wird heutigen Tages noch nicht nur in unseren Provinzen, sondern auch im Inneren des Reiches, sogar auch bei den arktischen Völkern das Aufschlitzen oder Spalten des Ohres als Präservativmittel ganz allgemein angewandt. Es ist wahrscheinlich das Ueberbleibsel einer Opferhandlung für irgend eine Schutzgottheit des Viehes.

In dem vorstehend Gesagten habe ich einen nur sehr unvollständigen und lückenhaften Ueberblick über den mit Tieren in unserer engeren Heimat und den benachbarten Reichsteilen zusammenhängenden Aberglauben bieten können. Ich hoffe durch meine Mitteilungen aber dennoch insoweit das Interesse für diesen Gegenstand geweckt zu haben, daß meine Leser bei sommerlichen Exkursionen und jeder sonst sich bietenden Gelegenheit, wo sie mit dem Landvolk, besonders den Bauern zusammentreffen, auf Äußerungen abergläubischer Anschauungen in Bezug auf Tiere achten, sie womöglich notieren und vor die Öffentlichkeit bringen. Es ist dieses ein noch sehr wenig bearbeitetes Gebiet und somit noch sehr viel interessantes Material zu beschaffen möglich, das auf die Naturanschauung des einfachen Volkes und auf seine Beobachtungweise manch' klärendes Streiflicht werfen dürfte.

❀ ❀ ❀

Nachdruck verboten.

Die Kleinsten der Schöpfung.

Von Dr. W. K. Stendell (Frankfurt a. M.).

Es herrschte Stille über den Wassern. Weit dehnte sich das unermeßliche Meer, trübe schimmerte das Sonnenlicht durch den darüber lagernden Dunstkreis, und nur hie und da tauchte inselgleich ein Fleck trocknen Felsenlandes hervor, an dem fast unbewegt die warme Flut leckte. Aber das Ufer ragte nicht als hoher blendend weißer Kreidefels empor und seinen Rand zierte kein Kranz grüner Wälder. Die lautlose Stille unterbrach nicht der helle Schrei der silberweißen Möwe, die sich über den Wogen wiegte, kein gewandter Tümmler trieb sein unermüdliches Spiel lustiger Sprünge in den Wellen. Der Ozean trug kein Schiff, von Segeln oder Dampf getrieben, und in seinen nie gesehenen Tiefen wand sich noch nicht das Schlangenvolk langer Kabel. Es war alles leer und still, es war das Grauen, aber doch voll Erhabenheit.

Uns fehlt an dem Bilde all' das Leben und Treiben, das wir am Meer zu sehen gewohnt sind. Das Treiben — nun ja, das fehlt wohl ganz. Aber das Leben? — Das war da, wenn auch in seinen ersten Anfängen, aber doch schon in seiner Quintessenz, in dem Stoff, der es am typischsten zeigt, im Urbildungsstoff, dem Protoplasma. In Form von winzig kleinen Klümpchen dieses ganz besonderen Lebensstoffes bargen die Urwesen in sich all die Funktionen, wie Ernährung, Fortpflanzung, Bewegung und Reizempfindung, die organisches Leben anzeigen. Wie lange diese Schleimklümpchen in ihrer einfachsten Form um ihre Existenz gerungen haben, wie lange sie gebraucht haben, um daran gehen zu können, sich mehr und mehr Vorteile aus den Bedingungen der Außenwelt zu verschaffen und diese in ihrem Dienste zu verwerten, wissen wir nicht. Lange, lange muß es gewesen sein. Sobald sie aber einigermaßen Herren der Situation waren, ging es auch in ihrer Ökonomie rapide aufwärts.

Ja, verhältnismäßig sehr früh schon waren diese Schleimklümpchen vollendete Meister eines Faches, sie trieben in der ausgedehntesten Form das Kunstgewerbe und schufen wundervoll zierliche, höchst mannigfaltig gestaltete Gebilde in Form von Körbchen, Gitterkugeln, Helmen, Kronen, Käfigen und sofort in einer Feinheit der Ausführung und einer Schönheit, wie sie nie jemals ein Mensch herstellen kann. Sie sind nämlich in ihrer ganzen, Entzücken erregenden Schönheit ungemein klein, so klein wie die Künstler selbst, denn sie sind deren Häuschen oder, genauer gesagt, deren Skelette. So gestalteten sich ungeahnt in der erhabenen Stille, in den Tiefen der Flut und dem hellen Tageslicht fremd, die köstlichsten Kleinodien der Kunst in unabsehbarem Reichtum. Und welch' einfache Vorgänge wiederum waren es, die eine solche Wirkung hatten! Sobald nämlich im Innern der Protoplasmakörperchen sich die verschiedenen Bestandteile ordneten, war schon in diesen Unterschieden der inneren Struktur ein Ursprung für mannigfach unter einander wechselnde Formen solcher kleinen Organismen gegeben. Besonders gern ordnete sich die Substanz in Schaum ähnlichen Strukturen an, in kleinen und großen Waben, wie wir sie beim Blasen in Seifenlösung erzeugen. Die Wände dieser Schaumwaben sind nun stets nach bestimmten gesetzmäßigen Druck- und Zugverhältnissen auf- und aneinander gesetzt, — wird eine zerstört, so ordnen sich die anderen unbedingt sogleich um. Solche Verhältnisse herrschen auch im Plasma da, wo es sich schaumig geordnet hat, und bedingen dort dann leicht Veränderungen. Sehr gern nun nimmt das Plasma im Wasser befindliche Substanzen auf, die es nicht zur Ernährung braucht, sondern die sich in ihm ablagern und zu festeren Körpern verdichten. Das ist besonders die Kieselsäure, die viele unserer Gesteine aufbauen hilft. Solche festeren Verkieselungsprodukte vermögen auch die in so eigentümlicher Weise geordneten Schaumwände des Plasmas aufzunehmen. Nach der Form der Wände werden also danach ebenso eigenartig und gesetzmäßig geformte Kieselkörperchen entstehen, die so ein Skelett des kleinen Körpers, eine sichere und zugleich schöne Stütze darstellen. Solcher Kieselskelettformen gibt es nun eine ganz ungeheure Menge, da ja auch die Bedingungen, die Struktur des Wabenbaues zu ändern, so enorm leicht eintreten können, selbst bei so leichten, freischwebenden Körpern.

Diese kleinen Organismen nennen wir Radiolarien. Wie mannigfaltig nun auch die Formen dieser Tierchen sind, so ist es doch in jedem Falle nur eine einzige kleine Zelle, die durch das Skelett ihre Eigenart anzeigt. Doch wieviel komplizierter ist diese Zelle bereits gebaut als die anfangs beschriebenen einfachen formlosen Schleimklümpchen. Solches Radiolar vermag sich natürlich auch zu vermehren. Es ist aber nicht möglich, daß der Körper sich einfach in zwei Hälften teilt, die dann weiter existieren, da ja hier das Skelett hindernd im Weg ist. So müssen denn hier kleinere Teilchen als die Hälfte das Vermögen zeigen, ein ganzes Tier, das dem Vorfahren gleicht, aus sich erwachsen zu lassen. Dazu bilden sich in der Tat

aus dem Plasmaleib eine große Menge kleiner Teilkörperchen, die sogen. Schwärmer, die natürlich einen Teil des Kernes miterhalten und die häufig zweierlei Gestalt haben, nämlich größere und kleinere. Diese Schwärmer müssen nun, je ein kleines mit einem großen, verschmelzen und aus diesem Vereinigungsprodukt wächst dann wieder ein richtiges Radiolar heran, das sein Gehäuse bildet. Die kleinen Schwärmkörperchen können wir getrost den männlichen und weiblichen Geschlechtskörperchen der höheren Tiere vergleichen und den Verschmelzungsakt als Befruchtung auffassen. Das Produkt aber wird meistens wieder zu ebensolch einem Tier wie das, welches den Schwärmlingen die Entstehung gegeben hatte. Warum aber ist es ebenso gebaut? Weil die Teilkörperchen, und auch die Keimzellen selbst, in sich eine Anlage haben, die unter denselben Bedingungen von außen und ungestört beim Wachstum die gleichen Aufbaugesetze befolgt, dieselbe Struktur der Waben mit ihren mechanisch bestimmten Verhältnissen entstehen läßt, wie sie bei den Vorfahren geherrscht haben. Denn das Keimkörperchen ist ja selbst von den Strukturgesetzen, welche die ihm und dem Ganzen eigene und keine andere Zusammensetzung der kleinsten Aufbaupartikelchen bedingen, beherrscht. Es ist das etwa wie bei einer Substanz, die kristallisiert und von der sich eine jede Menge immer und überall in denselben Kristallformen (des Prismas oder der Säule oder des Würfels u. s. w.) gestaltet. Hier beim Plasma ist also auch jedes Teilchen, entsprechend seinem inneren, mechanischen und chemischen Gefüge, von sich aus nur im Stande, beim Wachstum die neuen Elemente, welche natürlich stofflich den alten sie aufnehmenden und verarbeitenden gleichartig sein müssen, stets wieder in der bereits vorhandenen Gesetzmäßigkeit anzufügen. Diesem hochwichtigen und in seinen Einzelheiten noch vielfach dunkeln Verhalten hat man den Namen Vererbung gegeben.

Wenn jedoch andere Bedingungen von außen bei dem Wachstum des jungen Tierchens eintreten, vielleicht durch Stoß eine Wabe zersprengt wird, so werden die anderen Wabenwände sich sogleich anders umstellen müssen, im Inneren treten andere Bedingungen ein, die häufig bis in die feinsten Partikelchen des Plasmaschleimes gehen, und das Tier wird notgedrungen ein anderes. Ebenso können auch chemische Veränderungen in der Nahrung oder Umgebung sowie Temperatur oder Lichtwechsel eine Andersgestaltung des Organismus herbeiführen. Es kommt dann zur sogen. Variation. Die Nachkommen solcher abgeänderten Form, welche ja aus dem nunmehr strukturell anders gearteten Plasma hervorgehen, werden diese neuen Verhältnisse mehr oder weniger zeigen, und auch sie werden anders. So entstehen dann durch Variation und Vererbung von neu erworbenen Eigenschaften andere Formen von Organismen.

Während bei diesen Radiolarien das hauptsächlichste Organ, auf welches große Ausstattungskunst verlegt wurde, das Skelett war, konnte ihr Plasmaleib, der ja ruhig in den gewaltigen Wassermassen schwebte und seine Nahrung

reichlich in den kleinsten Schwebepartikelchen fand, noch einfach bleiben. Andere solche Urtierchen aber kamen in schwierigere Verhältnisse, in denen ihre Plasmakörper kompliziertere Formen annehmen mußten, um nicht unterzugehen. So sind solche Wesen auch auf den Boden des Meeres gelangt, noch andere aber an das Ufer, wo sie dem Licht, der mehr oder weniger starken Brandung und zum Teil auch dem chemisch anderen Wasser, das die Flüsse zuführten, ausgesetzt waren. Das war natürlich sicherlich in einer viel späteren Zeit als die, in der die ersten Radiolarien auftraten. Aber die Tiere in diesen neuen Bedingungen hatten schwerere Arbeit, ihr Leben zu fristen, sie konnten sich nicht damit abgeben, kunstvolle Paläste zu bauen und froh und friedlich darin zu hausen. Denn ein solches Gebäude wäre bei ihnen leicht zerstört worden und sie mußten selbst sich schneller bewegen können als die vornehmen konservativen und bequemen Radiolarien. Die kleinen Pioniere vielmehr, die ein neues Gebiet zu erobern gezwungen waren, wenn sie nicht vernichtet werden wollten, mußten leicht beweglich und gehäuselos gebaut sein. So sind denn nach und nach durch allmählichen Übergang von Salzwasser solche Tierchen in süßes Binnenwasser gelangt, vielleicht in kleine abgetrennte Meerteile, die durch Regen, Quell- oder Flußwasser ganz allgemach ausgesüßt wurden. Jedenfalls finden wir im Süßwasser, in jeder Pfütze, in großen Mengen solche einzelligen kleinen Lebewesen vor. Wie kompliziert sind nun diese, gemeinhin als Infusorien bezeichneten Tierchen gebaut! Solch ein Tier will sich recht schnell bewegen und gleichwohl dazu nicht fortwährend durch Vorwärtsfließen seine Gestalt verändern. Also muß es an seinem Körper für sich bewegliche Hebel oder Ruder als Fortbewegungswerkzeuge anbringen. Klein sind solche Ruder, einfache, kurze, wimperförmige, ziemlich feste Protoplasmafortsätze, aber sie sind in ungezählter Menge auf der Körperoberfläche vorhanden. Fast alles, was das Plasma an elastischer Bewegungsfähigkeit besitzt, hat es auf diese Ruderchen übertragen, denn sie sind ungeheuer schnell beweglich und treiben das kleine Wesen pfeilschnell durchs Wasser. Ermöglicht wurde dieses Wimperkleid jedoch erst dadurch, daß ihm ein fester Halt auf der Oberfläche des Körpers gegeben wurde. So war hier durch eine Art Gerinnung ein festeres Häutchen auf dem darunter weicher bleibenden Plasma entstanden, welches gleichzeitig einen Schutz darstellt und dem Körper seine Form erhält. Wollte nunmehr das Tier aber Nahrung aufnehmen, so ging das nicht an jeder beliebigen Körperstelle, sondern es mußte eine Öffnung in den Oberflächenhäutchen vorgesehn werden, die wir als Mund wohl bezeichnen können, und von der sich bei manchen noch ein schlundähnlicher Trichter in das Plasma hineinzieht. Den Mund umstellen nun in der Regel besonders lange Wimpern, die durch ihr Schlagen im Wasser einen Strudel erzeugen, der die Nahrung und das Wasser in den Mund hineinspült. Ferner ist auch eine andere Öffnung zum Ausstoßen verbrauchter Nahrungskörper vorhanden. Doch nicht nur feste Nahrung nimmt der Körper auf, sondern auch den im

Wasser befindlichen, für die inneren Prozesse so wichtigen Sauerstoff. Das verbrauchte Wasser und Gas muß wieder beseitigt werden und sammelt sich in Bläschen an, welche durch eine feine Öffnung nach außen münden und sich durch Pumpen füllen und entleeren. So ernährt sich, atmet und wächst das Tier. Wird es zu groß, so teilt es sich, jedes Teilstück bildet die nötigen „Organe" neu und lebt weiter. Immerhin werden diese Teilungen, die den Zellleib und den stets vorhandenen Kern ergreifen, nicht immer sehr gleichmäßig vor sich gehen. So kommt es bald dazu, daß solch ein Tierchen hintereinander zu viel eines wichtigen lebenerhaltenden Stoffes, den es im Kern in Verwahrsam hält, weggegeben hat. Es wird also nach mehreren Teilungen schwach und krank und kann nur genesen, wenn es diesen Stoff wieder ergänzen, erneuen kann. Dazu muß ihm ein anderes Tier helfen, das bei seinen Teilungen vielleicht gerade von einem anderen Stoffe zu wenig behalten hat, bei dem wieder das erste zu gut weggekommen ist. Warum also nicht austauschen? So machen es diese Infusorien auch in der Tat. Sie legen sich aneinander, es verschmilzt eine kleine Strecke ihrer Leiber zu einer Brücke und durch diese hindurch lassen sie je eine Hälfte ihres Kernes ins andere Tier hinüberwandern. Ob nach der bald erfolgenden Trennung jeder Partner ganz befriedigt ist, ist wohl eine andere Frage, jedenfalls war ihm Gelegenheit gegeben und vielleicht war der Zufall günstig. Meist leben sie denn wirklich wieder auf.

So sehen wir diese Tierchen trotz ihrer winzigen Kleinheit eine ganz vorzüglich organisierte Ausrüstung für den Lebenskampf führen. Eine einzige Zelle, ein Plasmaklümpchen — aber eine ganze Reihe hochwichtiger und zweckmäßiger Einrichtungen, die dadurch entstanden sind, daß sich die von Uranfang an im Plasma befindlichen Eigenschaften auf besondere Teile desselben konzentriert haben, wo sie natürlich erheblichere Leistungen erzielen konnten. Es ist das Prinzip der Arbeitsteilung, das uns hier entgegentritt. Dieser wundersame Stoff wird nie müde, allen Änderungen seiner Umgebung zu entsprechen, er geht mit der Zeit und muß es, denn sobald er nachhinkt, hat ihn sein Rivale, die Außenwelt oder ein geschickterer Genosse, unter.

Winzige einfache Schleimklümpchen, die je eine Zelle nur darstellen, aber gerade wegen ihrer Kleinheit in ihren Leistungen großartig! Wahrlich, wir müssen uns fragen, ob diese kleine Welt, die nur wenige Menschen zu betrachten für wert halten, nicht wunderbarer ist, als die große, die wir alltäglich zu sehen gewohnt sind? — Suchen wir aber nicht nach den Unterschieden beider, sondern sehen wir auf ihre Einheit. Und wir finden in beiden dieselben ewig waltenden Wunderkräfte wieder, beide sind ja eins, sind Glieder einer unendlichen Kette ohne Anfang und ohne Ende, in beiden braust das urewige Lied in seiner gewaltigen Harmonie, der Hymnus des Lebens.

❀ ❀ ❀

Der Fröbel-Verband und das Dorpater Deutsche Fröbel-Seminar.

Der Deutsche Fröbel-Verband, der bekanntlich aus den Vertretern der größten Lehrerinnen- und Fröbel-Seminare Deutschlands und anderer Staaten Europas besteht und namhafte Größen, wie einen Kerschensteiner, einen Eucken, eine Henriette Goldschmidt zu seinen Ehrenmitgliedern zählt, hat es sich zur Aufgabe gestellt Fragen der Erziehung des weiblichen Geschlechts und der vorschulfähigen Kindheit, mit anderen Worten die Fröbel-Sache, in umfassender Weise zu klären und zu fördern. Einen weiteren Faktor hierbei bilden die alle zwei Jahre stattfindenden Fröbel-Kongresse, die alle Verbandsglieder vereinigen. Der letzten Tagung war besonders die Frage gewidmet, wie die soziale Stellung der Kindergärtnerin, die ihre beste, wertvollste Kraft der Gesellschaft widmet, am besten gewahrt werden könne.

Man wurde sich darüber einig, daß es vor allem dadurch zu erreichen sei, daß man die Bezeichnung „Kindergärtnerin" in Ehren halte und sie vor der Verwechselung mit weniger gebildeten Elementen schütze, sowie durch solidarisches Vorgehen bei den Aufnahmebedingungen und der Ausbildungszeit.

Am 14. Juni v. St. erhielt die Leiterin des Dorpater Deutschen Fröbel-Seminars, Frl. Elly Schütze, folgende Zuschrift vom Deutschen Fröbel-Verbande:

„Sehr geehrtes Verbandsglied!

„Es erscheint uns nötig, den Schutz des Namens „Kinder-Gärtnerin" jetzt noch nachdrücklicher denn je anzustreben. Da wir uns für verpflichtet halten, durch die dem Deutschen Fröbel-Verband angeschlossenen Seminare unter allen Umständen eine einheitliche und vertiefte Ausbildung der Kindergärtnerinnen zu gewährleisten, bitten wir Sie, uns eine bindende Erklärung abgeben zu wollen, daß Sie sich verpflichten in Ihre Ausbildungskurse für Kindergärtnerinnen nur junge Mädchen mit dem Schlußzeugnis einer 9-klassigen Mittelschule, (bei uns würde das einer 7-klassigen Mittelschule ohne Vorklassen entsprechen, mit Vorklassen — einer 10-klassigen Mittelschule. Die Red.), der eines Lyceums, aufzunehmen und in einem $1^1/_2$jährigen Kursus auszubilden. Ferner würde sich die bindende Erklärung auch darauf beziehen müssen, daß die Mädchen mit geringerer Vor- und Fachbildung mit einer anderen Berufsbezeichnung zu benennen sind. Die Verbands-Seminare bieten dann ihren Schülerinnen nicht nur eine gute Ausbildung, sondern sie gewährleisten auch die Aufnahme in die Berufsorganisation.

Wir bitten Sie herzlich im Interesse unserer gemeinsamen Sache uns baldmöglichst Ihre Antwort zukommen zu lassen.

In vorzüglicher Hochachtung
der Vorstand des Deutschen Fröbelverbandes."

Frankfurt a. M.

Die Antwort von Frl. Elly Schütze lautet wie folgt:

„An den Deutschen Fröbel-Verband!

Auf Ihr geehrtes Schreiben vom 14. Juni a. c. erlaube ich mir Ihnen Folgendes mitzuteilen:

1. Ich verpflichte mich ins Deutsche Fröbel-Seminar als Kindergärtnerinnen nur junge Mädchen mit abgeschlossener Mittelschulbildung (d. h. der Vorbildung einer höheren Töchterschule, die bei uns ohne Vorklassen 7-klassig, mit den Vorklassen 10-klassig ist) auch ohne Schlußexamen aufzunehmen.

Die Absolventinnen solcher Mittelschulen werden ohne Aufnahmeprüfung, jedoch mit Schlußzeugnis im Dorpater Deutschen Fröbel-Seminar aufgenommen und haben nach 3-semesterlichem Besuch des Seminars und nach abgelegter Schlußprüfung das Anrecht auf ein Abgangszeugnis des Deutschen Fröbel-Seminars und auf die Bezeichnung „geprüfte Kindergärtnerin."

Anm. Junge Mädchen mit häuslicher oder privater Vorbildung, die in den allgemein bildenden Fächern — (auf der nächsten Hauptversammlung stellt die Leiterin des Dorpater Deutschen Fröbel-Seminars den Antrag, die Verbands-Seminare mögen Stellung nehmen zu einem von ihr ausgearbeiteten Normalprogramm der Eintrittsbedingungen inbezug auf die allgemein bildenden Fächer, die zum Eintritt ins Fröbel-Seminar unerläßlich sind) — das Niveau einer höheren Töchterschule erreicht haben, werden auch als Kindergärtnerinnen ins Deutsche Fröbel-Seminar aufgenommen, müssen sich aber vorher in diesen Fächern einer Eintrittsprüfung unterziehen. Auch sie haben nach 3-semesterlichem Besuch der Anstalt und nach abgelegter Schlußprüfung das Anrecht auf ein Abgangszeugnis und die Bezeichnung „geprüfte Kindergärtnerin".

2. Junge Mädchen und Frauen mit genügender Vor- und Fachbildung haben keinen Anspruch auf ein Abgangszeugnis und werden „Hospitantinnen" genannt.

3. Das Dorpater Deutsche Fröbel-Seminar erkennt eine Ausbildungszeit von 3 Semestern (d. h. 1½ Jahren) an und verpflichtet sich nur Absolventinnen eines 3-semesterlichen Kursus das Abgangszeugnis einer geprüften Kindergärtnerin zu erteilen.

In vorzüglicher Hochachtung
Elly Schütze,
Leiterin des Dorpater Deutschen Fröbel-Seminars.

Dorpat, den 11. (24.) Juni 1913.

Das 3-te Semester umfaßt außer dem Samariterkursus sowie dem Buchbinder- resp. Pappkursus noch folgende Fächer: Bibelkunde, Geschichte der Pädagogik (ethnographisch mit besonderer Berücksichtigung des 18. Jahrhunderts), Naturkunde resp. Biologie, deutsche und russische Literatur, Zeichnen, Malen, Modellieren, Gesang, Turnen, Handarbeit und sozialpädagogische Fächer, wie: Volkswirtschaftslehre, Bürgerkunde, Armenpflege, soziale Hygiene und Jugendfürsorga.

1. Der Volkswirtchaftliche Unterricht soll den Schülerinnen Kenntnis von den Lebensbedingungen des Volkes und den wirtschaftlichen Beziehungen der verschiedenen Volksklassen zu einander geben: Produktion, Güteraustausch.

2. In der Bürgerkunde wäre zu zeigen, wie unser Staat entstanden ist. Aus dem bürgerlichen Recht wären diejenigen Gebiete zu behandeln, welche für die soziale Arbeit in Betracht kommen, wie: elterliche Gewalt, Vormundschaft u. s. w.

3. Die Einführung in die Armenpflege hätte zu ihrem Gegenstande eine Übersicht über die Aufgaben der Armenpflege, über öffentliche und private Wohltätigkeit sowie über verschiedene Institutionen der Fürsorge.

4. Die Volkshygiene hätte sich mit Mitteln und Maßregeln zur Festigung der Volkswirtschaft, zur Vorbeugung und Bekämpfung von Seuchen (Tuberkulose!) und Epidemien, zur Unterdrückung von Volkslastern, z. B. Alkoholismus, zu beschäftigen. Säuglingsfürsorge gehört auch ins Gebiet der sozialen Hygiene.

5. In der Jugendfürsorge hätte man vor allem pädagogische-ethische Fragen zu erörtern und eine Übersicht über die Probleme und Einrichtungen der Jugendfürsorge zn geben (Krippen, Kindergärten, Schülerhorte, Schulhygiene u. s. w.).

6. Die Einführuug in die Probleme der sozialen Arbeit hätte den Begriff der sozialen Arbeit und die sozialen und individuellen Ursachen der Hilfsbedürftigkeit darzulegen.

Dies wäre in großen Umrissen das Programm des 3. Semesters. Der Umfang des darzubietenden Stoffes wird sich jedes Mal nach der Zuhörerschaft richten müssen.

Eine Kraftquelle

ist der konzentrierte pasteurisierte kurländische

Malzextrakt

von **C. W. Rutt. Billiger als jeder andere Malzextrakt, fast 3 mal billiger als Biomalz.** Eine energetische Kraftquelle, ein Energiereservoir erster Ordnung. Die Neutralisierung der schädlichen Harnsäure, die wichtige Verbrennung im Körper, die Alkaleszens des Blutes, die Blutbildung und die Nervenernährung, die Neuschaffung gesunden Stoffes und verjüngender Kraft, das alles ist die Wirkung von Malzextrakt.

Malzextrakt schafft keine Korpulenz,

sondern nur diejenige Fülle gesunden markigen Fleischansatzes, die normaler Weise und individuell zu erreichen ist. Er ist leichtest verdaulich, wohlschmeckend, natürlich, rein und frei von Alkohol, Essenzen, Salicyl, Zucker, Glyzerin und dergl. Eine Kur mit Malzextrakt ist eine Auffrischungs- und Verjüngungskur. Malzextrakt schafft Fleisch und Blut! Er ist ein berufener „Lebenssaft" für Frauen, Mädchen, Kinder und Kranke. Preis pro Pfund 35 Kop. 10 Pfund inkl. Blechdose R. 3.30.

Versandhaus H. Sööte, Riga, Alexanderstr. 13. Tel. № 54-62.

Konservenfabrik E. Behr,

Blankental bei Reval.

Gegründet 1895.

Die Waren sind von anerkannt vorzüglicher Beschaffenheit, da nur **selbstgezogenes Gemüse ganz frisch** verarbeitet wird. Diese Konservengemüse enthalten **keine der Gesundheit schädliche Zutaten** und sind frei von jeglichem Beigeschmack.

Die Dosen sind luftdicht ohne Lötung verschlossen und enthalten:

1/1 Dose — 2 1/2—2 3/4 Pfund.
1/2 „ — 1 1/4—1 1/2 „
1/4 „ — 3/4 „

Vorrätig in vielen Handlungen des Reiches.

Versand auch direkt an Private, in jeder beliebigen Quantität, unter Nachnahme des Betrages.

Preiskurante werden auf Verlangen zugesandt.

Adresse: **E. Behr, Reval** (Ревель, Эстляндск. губ.), Kaddakscher Weg 2.

Engl. Magazin **J. Redlich, Riga.**

Englische Fussbälle
sowie
sämtliches Zubehör für das Fußball-Spiel.
Tennis-Schläger
erstklassiger Firmen.
Illustrierter Sport-Katalog zu gefl. Verfügung.

JAHRBUCH
FÜR BILDENDE KUNST IN DEN OSTSEEPROVINZEN
VI. JAHRGANG 1912
HERAUSGEGEBEN VOM ARCHITEKTENVEREIN IN RIGA
LADENPREIS 4 RBL. 50 KOP., MIT POSTVERSAND 5 RBL.
ZU BEZIEHEN DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN, SOWIE DURCH DAS ARCHITEKTURBUREAU A. SCHMAELING, RIGA, TURMSTRASSE № 7.

Herren- und Damen-Garderoben-Geschäft
A. LUKASCHEWITZ & Ko.
RIGA, Grosse Königstrasse Nr. 8. — Telephon Nr. 35-28.
Elegante und schnelle Ausführung.
Grosse Auswahl von in- und ausländischen Stoffen.

Ein neues Werk
von großer nationaler Bedeutung!
So lautet das Urteil der im Auslande bekannten Hamburger Tageszeitung über unsere Auslandszeitschrift. In jedem Jahre berichtet unser Blatt aus weit über 100 Ländern der Erde alles das, was für den deutschen Kaufmann von Interesse ist.
Der Bezugspreis ist 1 Mark für das Vierteljahr.
Der deutsche Kaufmann im Auslande. **Hamburg 36.** Hollstenwall 6.

Въ настоящій моментъ кровавыхъ событій въ **Турціи** и на **Балканахъ** нѣтъ болѣе популярной и занимательной книги для чтенія, полной невѣроятныхъ любовныхъ и политическихъ интригъ и разоблаченій жизни мусульманскаго Востока, столкнувшагося съ цивилизаціей Запада, какъ сенсаціоннѣйшій романъ

„ТУРЕЦКІЙ СУЛТАНЪ“

ИЛИ

„ТАЙНЫ КОНСТАНТИНОПОЛЬСКАГО ДВОРА“

популярнѣйшаго въ Европѣ романиста-историка

ГЕОРГА БОРНА.

Свыше 1.000 страницъ убористой печати большого формата на роскошной бумагѣ.

Въ виду ограниченнаго количества остающихся экземпляровъ этой занимательнѣйшей книги, предлагаемъ поспѣшить съ заказами на книгу, которая высылается **немедленно** по полученіи **3 руб.** (съ упаковк. и пересылкою) или налож. платежомъ при задаткѣ въ **1 руб.** (можно почтов. и гербов. марками), безъ чего заказы не выполняются.

Всю корреспонденцію: денежную, заказную и простую надлежитъ адресовать:

С.-Петербургъ. Петерб. Стор., Большой просп.
№ 56 А. Я. К. ПЕТЕРСУ.

Reklame-Institut u. Zeichen-Bureau J. J. Liebermann, Riga, Elisabethstr. 22. Tel. 81-81.
Anfertigung von Bauplänen, sowie für Villen und andere Gebäude. Maschinenzeichnungen. Pläne für Feldmessungen und elektr. Beleuchtungen. Künstl. Anfertigung von Porträt-Vergrößerungen, Plakaten, Clichés und modernen Dekorationen.

40 ДНЕЙ

!!! БЕЗПЛАТНО !!!

Если Вы въ теченіе 40 дней не выучитесь свободно говорить, читать и писать по нѣмецки, французски, англійски и латински по нашимъ самоучителямъ, составлен. по новѣйшему методу (всѣ другіе — реклама), **ДЕНЬГИ ВОЗВРАЩАЕМЪ ОБРАТНО.** Цѣна самоучителя одного языка съ перес. налож. плат. 1 р. 10 к., 2-хъ — 1 р. 90 к., 3-хъ — 2 р. 80 к., 4-хъ — 3 р. 65 к. Заказы исполн. един. складъ для всей Россіи: **С.-Петербургъ,** Петерб. стор. Большой пр. 56., **Я. К. ПЕТЕРСЪ.**

F. Stadler, Riga, Telephon 5917. Kl. Königstr. 17
Photographische Apparate und Bedarfsartikel, Projektionsartikel, Lichtbilder-Serien.
Kataloge kostenlos.

ПОЛЬЗУЙТЕСЬ СЛУЧАЕМЪ.

Поступили въ продажу по удешевленной цѣнѣ **3** большихъ тома около **800** страницъ убористаго текста.

ПОСМЕРТНЫЯ ХУДОЖЕСТВЕННЫЯ ПРОИЗВЕДЕНІЯ

ГЕНІАЛЬНАГО ПИСАТЕЛЯ

Л. Н. ТОЛСТОГО.

Высылаемъ съ пересылкой наложеннымъ платежомъ вмѣсто **3** р. **50** к. за **2** р. **50** к. или по полученіи всей стоимости, можно марками, заказы выполняетъ единственный складъ для всей Россіи:

С.-Петербургъ, Петербурск. стор., Большой пр., № 56-1. Я. К. ПЕТЕРСЪ.

1-е заочные кулинарные курсы.

Полный курсъ лекцій для самообученія „СКРОМНЫЙ и ПОСТНЫЙ СТОЛЪ" около **1000** рецептовъ кушаній, напитковъ, печенья, компотовъ, вареній, сладкихъ блюдъ, пироговъ и др., слишкомъ 300 стр. убористаго шрифта. Цѣна съ пересылк. наложеннымъ плат. 2 руб. 60 коп.

НАСТАВЛЕНІЕ какъ правильно вести домашнее хозяйство и приготовлять экономическіе вкусные и питательные обѣды съ приложеніемъ разрѣзки мяса и украшенія стола и блюдъ около **100** стр. съ рисунками. Цѣна 1 руб. 20 коп. Объ книги вмѣстѣ 3 р. 35 к., (можно марками). Съ заказами обращаться исключительно къ Я. К. ПЕТЕРСУ, С.-Петербургъ, Петерб. стор., Большой просп. № 56.

ПО УДЕШЕВЛЕННОЙ ЦѢНѢ!

ВРЕМЕННО РАСПРОДАЕТСЯ

Вмѣсто 10 руб. за 4 руб. 50 коп.; въ роскошн. золотомъ тиснен. переплетѣ 7 руб. 50 коп.

15 ТОМОВЪ ПОЛНАГО СОБРАНІЯ около **5.000** стран. большого формата. **СОЧИНЕНІЙ**

Гюи де-Мопассана.

Имя Гюи де-Мопассана гремитъ славою не только среди соотечественниковъ, но и среди всего міра. Достаточно указать отзывы И. С. Тургенева и Льва Толстого, чтобы судить о томъ высокомъ положеніи, какое Гюи де-Мопассанъ занялъ въ исторіи всемірной литературы. Памятникъ, воздвигнут. ему въ Парижѣ, краснорѣч. говоритъ о симпатіяхъ французской націи. Его произведенія разошлись разновременно болѣе 300 изданій въ сотняхъ тысячъ экземплярахъ и переведены на языки всѣхъ народовъ. Сочиненія его особенно большой интересъ представляютъ теперь, когда такъ много говорятъ О ПОЛОВЫХЪ ОТНОШЕНІЯХЪ МУЖЧИНЪ и ЖЕНЩИНЪ. Въ его романахъ читатель найдетъ разрѣшеніе этого вопроса въ изображеніи правдивой дѣйствительности. Книги высылаются наложеннымъ платежемъ: пересылка за счетъ покупателя по почтовому тарифу, упаковка безплатно.

Задатокъ въ размѣрѣ **2 р. 50 к.** прошу выслать, можно марками почтовыми или гербовыми, безъ сего заказы не высылаются.

Единственный складъ для всей Россіи: С.-Петербургъ, Петерб. Сторона, Большой пр. 5—61, Я. К. ПЕТЕРСЪ.

Buchdr. der „Revalschen Zeitung", Reval. — Verantwortlicher Redakteur: **Hans J. Eggers.**

FR. WIEGAND'S

Naphthamaschinen „RUSS“

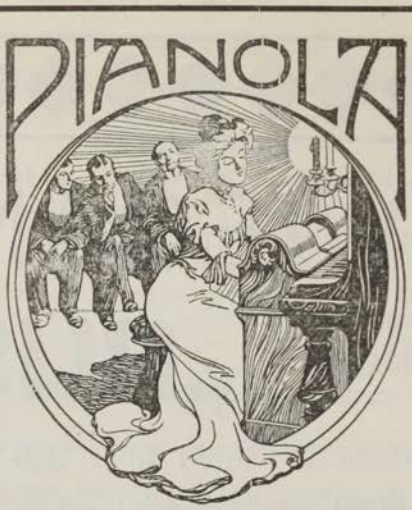
sind innerhalb **2** Jahren über **300** Stück mit ca. **6000** PS in Betrieb genommen

MASCHINENFABRIK FR. WIEGAND

REVAL

1910	St. Petersburg	**goldene Staats-Medaille**
1910	Jekaterinoslaw	**große goldene Medaille**
1911	Reval	**goldene Medaille**
1912	Baku	**große goldene Staats-Medaille**
1912	Reval	**goldene Medaille**
1912	Rostow am Don	**große goldene Medaille**

Außer diesen **15 erste Preise.**



Das PIANOLA

gibt jedermann die Fähigkeit, sofort und fehlerlos Klavier zu spielen und ein Repertoir von über 16000 Kompositionen zu beherrschen. Durch

das PIANOLA

ist es möglich, die mühseligen Studien der Klaviertechnik zu überbrücken. Man kann sich ein Urteil nur dann bilden, wenn man

das PIANOLA

gehört hat.

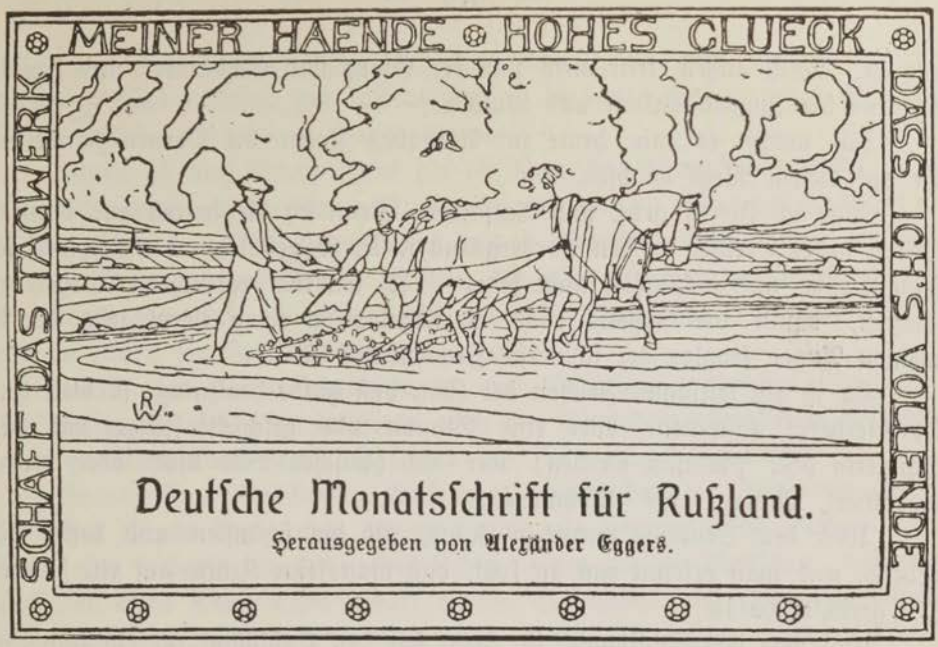
65-tönig Rbl. **650.—**. 88-tönig Rbl. **850.—**.

Vorführung unverbindlich.

Alleinvertreter für Russland

JUL. HEINR. ZIMERMANN.

RIGA, Scheunenstrasse 15.



Nr. 8. Reval, 1. (14.) August. **1913.**

Nachdruck verboten.

Die Frau als Künstlerin.

Von Monika Hunnius (Riga).*)

Ich soll heute zu Ihnen über den Beruf der Frau als Künstlerin reden. Für uns kommen folgende Zweige der Kunst in Betracht: die Musik, die Malerei mit dem Kunstgewerbe, die Schauspielkunst und das Lehrfach.

Bei der Größe des Stoffes ist an eine erschöpfende Behandlung desselben in so engem Rahmen nicht zu denken. Was ich Ihnen heute sagen will, ist kurz gefaßt das: ich will versuchen, Ihnen die Wege zu zeigen, die der werdende Künstler in der praktischen Ausübung seines Berufes zu gehen hat, um zu seinem Ziel zu gelangen.

Über die Härte dieser Wege herrscht im Publikum eine große Unkenntnis, obschon man oft das Wort von den Dornen des Künstlerberufs sprechen hört. Doch ist dieses Wort fast zur Phrase geworden, die man hört und nachspricht, fast ohne sich dabei irgend etwas zu denken! Und trotzdem ist es ein wahres Wort! Das Künstlertum ist ein Martyrium, von dessen Härte man sich keine Vorstellung machen kann, wenn man das Künstlerleben nur vom Podium, von der Bühne, oder aus den Ausstellungen kennt.

Über keinen Beruf gibt es so viel Illusionen, so viel falsche Voraussetzungen, wie über diesen; denn kein Beruf hat so schneidende Gegensätze,

*) Aus dem Vortragszyklus „Frauenberufe".

wie er. Nach außen tritt meist nur der Glanz und Schimmer, und das ist es, was die Jugend anlockt und täuscht.

Ich mache es mir heute zur Aufgabe, Ihnen die Dornen zu weisen, die auf diesem Wege wachsen.

Was ich Ihnen gebe, sind Tatsachen. Wenn ich die harten und dunklen Seiten dieses Berufes in den Vordergrund stelle, so geschieht es nicht, weil ich seine Größe und Schönheit nicht sehe, — ich will nur versuchen Klarheit zu schaffen, damit die Jugend nicht ahnungslos in einen Beruf geht, der in meinen Augen fraglos der schwerste Frauenberuf ist.

Es ist ein seltsames Zeichen der Zeit, daß grade heutzutage so viele dem Künstlerberuf zustreben. Wer eine Stimme oder geschickte Finger hat, will Sängerin oder Pianistin werden; wer ein hübsches Bild malt oder etwas modelliert, Malerin oder Bildhauerin.

Über dem Studium vorgehen Jahre, oft die schönsten und besten des Lebens, und man erkennt nur zu spät, daß man seine Kräfte auf ein falsches Ziel gerichtet hat!

Und was das Schlimmste ist, man hat den Geschmack für ein schlichtes bürgerliches Leben dabei verloren. Es wird so oft uns Lehrern die Schuld daran zugesprochen, aber nicht immer mit Recht. Wie oft erleben wir es, daß wir bei aller Wahrhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit nichts ausrichten und unsere Schüler sich nicht von ihrem falschen Wege abbringen lassen wollen.

Und durch den Zudrang solch halber Talente oder absolut ungeeigneter Persönlichkeiten wird die Überproduktion derartig groß, die Mittelmäßigkeit nimmt so viel Raum ein, daß die Menge die Einzelnen erdrückt. Bis das Besondere und Große nur zu Wort kommt, nur in der Masse bemerkt wird, vergeht Zeit, und so viel Schönes und Echtes muß lange kämpfen und ringen und geht vielleicht zu Grunde, nur weil die Masse der Halben es nicht zum Leben kommen ließ! — Vor fast 30 Jahren schon, als die Überproduktion noch lange nicht so groß war wie jetzt, sagte mir einmal die Héritte-Viardot, eine damals berühmte Gesanglehrerin in Frankfurt a/M.: „Wenn man doch nur 500 sogenannte „anständige Künstler" im Main ertränken könnte, damit die Hervorragenden nur Luft bekämen!" Das sagte sie damals, was würde sie jetzt sagen!

Woran liegt das?

Man sagt: „Es ist ein Zeichen der Zeit", und doch ist die Sache damit nicht abgetan.

Ich glaube, ein Hauptgrund dieser ungesunden Erscheinung bleibt doch der: die Jugend und deren Umgebung weiß so wenig, was ihrer wartet, wenn sie sich auf diese Bahn begibt! Sie kennt die Arbeit, die Leiden, die Not, all die Demütigungen nicht, weiß nichts von den Enttäuschungen, die ihrer warten, ahnt nicht, welch ein eisernes, unverrücktes Wollen dazu gehört, um auf diesem Wege nicht zu zerschellen! Möchte ich etwas dazu beitragen,

daß das anders wird! Daß wenigstens dem einen oder dem andern die Augen geöffnet werden, und daß diejenigen, die diesen Weg trotzdem gehen, ihn wenigstens mit offenen Augen betreten.

Wenn ich den Künstlerberuf für die Frau den schwersten nannte, so ist er es in erster Linie darum, weil er der ganzen Natur der Frau entgegen ist. Wir gehören nicht in das öffentliche Leben, und die Notwendigkeit, sich herausstellen zu müssen, öffentlich kritisiert zu werden und in den Mund der Leute zu kommen, ist wider die eigentliche Natur der Frau; und sie leidet, bis sie das überwunden hat.

Wenn eine Klara Schumann, die mit 13 Jahren zum ersten Mal öffentlich spielte, als alte Frau bekannte, daß sie bei jedem öffentlichen Auftreten „was zu überwinden hatte", so spricht das für meine Behauptung!

Ferner ist es die innere Einsamkeit, unter der die Künstlerin leidet. Die Frau ist als Ergänzung gedacht, nicht als abgeschlossene Einheit. Die Kunst aber verlangt ein ungeteiltes Leben, einen ganzen Menschen, und zum Entstehen eines Kunstwerkes bedarf er der Einsamkeit und Abgeschlossenheit.

Auch wenn eine Künstlerin heiratet, bleibt sie einsam. Immer wieder führt ihr Beruf sie fort von Mann und Kindern, oder ihre Arbeit an einem Kunstwerk macht sie einsam und abgeschlossen, mitten unter den Ihren.

Die fast sprichwörtlich gewordenen unglücklichen Künstlerehen sind gewiß vielfach darauf hinzuführen. Das Leben einer Künstlerin bekommt durch die Ehe leicht eine Zwiespältigkeit, die, wenn sie ein tiefer Mensch und eine echte Künstlerin ist, oft mit einer Entscheidung so oder so enden muß. Entweder mit dem Zurücktreten aus dem Künstlerleben, oder dem Verlassen ihrer Familie. Was für Leiden damit verbunden sind, wohin auch die Entscheidung falle, kann sich jeder selbst sagen!

Ich beginne mit der Studienzeit, der Vorbereitung für die künstlerische Laufbahn.

Die ist in der Regel die schönste Zeit des ganzen Künstlerlebens! Wenn es auch schwierig ist, den richtigen Lehrer zu finden, wenn man auch oft unter Härten, Ungerechtigkeiten und Nervosität seiner Lehrer zu leiden hat, oft mit Sorgen und Entbehrungen kämpfen muß, — man ist doch so voller Hoffnung und Ideale! Man glaubt an seine Zukunft, und die Kämpfe und Stürme, die man in dieser Zeit erlebt, können einem im Grunde nicht gar zu viel anhaben!

Dann ist man „fertig", wie der Ausdruck heißt, und das Berufsleben beginnt! Nun stellt sich gar zu oft der Umstand ein, daß die Mittel fürs Studium verbraucht sind und man darauf angewiesen ist, sofort zu verdienen. Ich will Ihnen nun die Wege schildern, die man zu gehen hat, bis man zum Verdienen kommt. Ich beginne mit dem Leben einer Konzertsängerin oder Pianistin. Da gibt es zwei Wege, um sich seinen Platz in der Öffentlichkeit zu erobern. Ich möchte den einen den billigeren und bescheideneren, den

andern den teureren und höheren nennen. Will man den ersten Weg beschreiben, so packt man seine Notenmappe und begibt sich, wie ein Probereisender, von einem Kapellmeister zum andern, um ihm vorzusingen und vorzuspielen. Nun kommt es darauf in erster Linie an, daß man Empfehlungen oder irgend welche Beziehungen zu den Herren hat, die sich oft verleugnen lassen, weil sie überlaufen werden. Manche haben ihre festen Taxen und lassen sich bezahlen, ohne sich nachher zu irgend etwas zu verpflichten. Bei diesem Probesingen oder -spielen, erlebt man manches Häßliche und Demütigende, wobei das Schlimmste noch lange nicht das ist, daß der Kapellmeister die Schule angreift, Ratschläge in technischer Beziehung gibt, nach denen man garnicht gefragt hat, über Dinge sich kritisch ausläßt, die er nicht zu beurteilen versteht, und damit endet, einen Lehrer zu empfehlen, den er gerade protegiert. Manchmal hat aber solch eine Reise auch Engagements zur Folge; bewährt man sich dabei, so kommt man Schritt vor Schritt in den Beruf. Doch gibt es nicht viele Dirigenten, die ohne Agenten arbeiten, d. h. die ihre Künstler selbst engagieren. Meist gegen die Engagements durch Agenten, in manchen Städten kommt kein Künstler anders zu einem Konzert, als durch Agenten.

Und nun komme ich zu dem großen Kapitel im Leben des Künstlers, zum Kapitel „die Agenten"; und hiermit will ich Ihnen den zweiten Weg schildern, den der werdende Künstler zu gehen hat. — Vor allem aber erlauben Sie mir ein kurzes Wort über die Agenten, über diese dem Künstler der Jetztzeit so notwendigen Übel, die so viel gehaßt, geschmäht — und umschmeichelt werden, weil sie direkt das Wohl und Wehe der Künstler in den Händen haben.

Zur Zeit als Klara Schumann, Stockhausen, die Joachims konzertierten, waren sie noch keine Macht. Die Künstler besorgten ihre geschäftlichen Angelegenheiten meist selbst; berühmte Künstler hatten auch ihre Impressarios, die mit ihnen reisten, alles Geschäftliche besorgten und, je nach Vereinbarung, einen Anteil am Gewinn hatten.

Die Konzertagentur Hermann Wolff in Berlin ist die erste und älteste Agentur. Von einem glänzenden Geschäftsmann geführt, ist sie, wie die Agenturen überhaupt, eine Macht geworden in der Künstlerwelt, eine M a c h t, gegen die kein Auflehnen hilft, vor der sich ein jeder beugt, beugen m u ß, will er überhaupt nur zu Worte kommen. Die Agenten nehmen den Künstlern vieles Geschäftliche, Unbequeme ab, aber die Künstler sind dafür ganz in ihren Händen. Vor ungefähr 25 Jahren, als die Macht der Agenturen erst begann, versuchten die Künstler noch hie und da sich dagegen aufzulehnen, wie z. B. Hermine Spies, die berühmte Altistin, aber selbst sie mußte sich beugen, denn es verschlossen sich ihr viele Städte. Jetzt denkt kein Künstler mehr an Auflehnen. Die Agenturen haben ihren Saal; an bestimmten Tagen in der Woche, zu festgesagten Stunden werden die jungen Künstler hinbestellt, um der leitenden Persönlichkeit eine Probe ihres Könnens abzulegen. Ich habe

solch einen Vortragsvormittag erlebt. Charakteristisch war gleich Eins. Die jungen Künstler hatten alle Toilette gemacht, der Agent saß im Hausrock dabei und zog während des Vortrags einer Händelschen Arie sein Frühstück hervor und verzehrte es. Rührend und fast komisch wirkte es nachher, wie sie alle kamen, mit sichtbarer Aufregung auf die Urteile des Agenten lauschten und darauf ihre Hoffnungen für die Zukunft bauten. Komisch deshalb, weil wir Eingeweihten ganz genau wußten, wie wenig das künstlerische Urteil des Agenten bedeutete, der wohl ein glänzender Geschäftsmann, aber kein künstlerischer Hörer war.

Und nun beginnt der Weg, der eigentlich nichts weiter ist, als ein schwerer Kampf! Man gibt sein erstes Konzert in Berlin, um Kritiken zu erhalten. Man muß „bekannt" werden, denn nur dann verschaffen Agenten einem Engagements. Berliner Kritiker sind nun einmal maßgebend für die Musikwelt Deutschlands. Wunderbarer Weise! denn die Art, wie die Kritik in Berlin gehandhabt wird, werden muß, ist allmählich ein Unding geworden. 5—6 Konzerte finden oft an einem Abend statt, der Kritiker jagt aus einem Konzert ins andere, hört sich überall nur einige Nummern an; wie schwer ist es da, einen wirklichen Eindruck zu bekommen und dem Künstler gerecht zu werden! Am Abend muß die Kritik meist schon für die Tagesblätter geschrieben werden, noch feucht von Tinte werden oft dem Kritiker seine Kritiken genommen und in die Druckerei gebracht; meist ist er nicht einmal imstande, seine Kritik im Zusammenhang durchzulesen. Und solch ein, wie oft nur müde und eilig hingeschriebenes Wort, solch ein schneller und unmaßgeblicher Eindruck, entscheidet in den Augen des Publikums und ist meist ein schweres Hindernis im Weiterkommen für einen Anfänger! Das weiß das Publikum, das wissen auch die Musiker und die Agenten — und doch hat die Kritik eine große Bedeutung.

In die Konzerte Unbekannter gehen die Kritiker meist garnicht, wenn sie von den Agenten nicht direkt hingeschickt werden. — Ein Konzert in Berlin kostet 700—800 Mark, ungerechnet die Toilette, die auch von größerer Bedeutung ist, als man glaubt. Wer unbekannt ist, muß beim Belegen des Saals 300 Mark anzahlen, sonst erhält er weder den Saal noch einen Termin. 60—100 Mark bekommt der Agent für jedes Konzert; von jedem Engagement, das durch ihn an den Künstler kommt, 10 %, in Amerika 20 %. Ein Künstler, der keinen Namen hat, kann auf kein zahlendes Publikum rechnen, er ist froh, wenn er für Freibillette Zuhörer bekommt. Vor einiger Zeit fand sich im Berliner Lokalanzeiger sogar eine Notiz, in der das Publikum dringend ersucht wurde, sich Freibillette für Konzerte abzuholen.

Bis man in Berlin auf Einnahmen rechnen kann, vergehen Jahre. 4—5 rechnet man durchschnittlich. — Eine unsrer berühmtesten Konzertsängerinnen erzählte mir, daß sie 5 Jahre ihre Konzerte in Berlin mit einem Defizit gab; dann hatte sie ihre erste Einnahme, die in 10 Mark bestand! — Ein

Konzert in den großen Städten ist wie ein Schlag ins Wasser. Bei der namenlosen Überproduktion wird man vergessen, selbst wenn man noch so Schönes geboten. Man muß immer wieder kommen, immer wieder sich hören lassen! Es gehört ein Kapital dazu, auf dessen Rückzahlung man hofft, wenn es einem gelungen ist sich durchzusetzen, sich einen Namen zu machen. Und doch bleibt auch dann noch der Konzertberuf eine unsichere Existenz, weil man nie mit sicheren Einnahmen rechnen kann.

Und was gehört alles dazu, bis ein Konzert gelingt! Man lese nur in Robert Schumanns Schriften nach, was er darüber sagt. Da erwähnt er unter anderem auch der geheimnisvollen Verbindung, die zwischen Künstler und Publikum entstehen muß, die sich oft absolut nicht herstellen lassen will, und die aus dem Bereitsein der Nehmenden und dem Aufgelegtsein der Gebenden entsteht. Zum Schluß sagt er: „Und wenn alles das da ist, dann gehört doch noch zum Gelingen eines Konzertes vor allem das Eine — und das ist die Hauptsache: man muß Glück haben!" —

Wer ein Vermögen hat, das er für Reklame und Konzerte u. s. w. den Agenten übergehen kann, kommt rascher zum Ziel; oder wer Verbindungen hat, reiche Häuser, in denen er verkehrt, maßgebende Protektoren, die für ihn eintreten. Man muß sich viel in der Gesellschaft bewegen und auf diese Weise sich sein Publikum persönlich in die Konzerte ziehn. Hat man das alles, „macht man Kasse", wie der Ausdruck bei den Agenten heißt, dann tun die Agenten auch was für den Künstler.

Welch eine Fülle von Kampf, Not, Sorgen, Demütigungen, Enttäuschungen, Leiden aller Art grade diese ersten Jahre mit sich bringen, welche Höllenqualen eine feinfühlige Frauenseele da oft zu durchleben hat, das entzieht sich zum Glück den Augen des Publikums. Wer da hineingesehn hat, der fragt sich oft staunend: „Was gibt Ihnen die Kraft, *da auszuhalten*?" Diese Frage beantworte ich Ihnen später.

Und nun die Großen, die das Ziel erreicht haben, was sagen die über ihren Beruf? — Ich habe noch nie, auch aus dem Munde der Großen, nie ein anderes Wort gehört als: „Es ist ein furchtbarer Beruf, es ist ein hartes Leben!"

Und das waren die Großen!

In mancher Beziehung leichter, in anderer schwerer, ist der Beruf der *Schauspielerin* und *Opernsängerin*. Leichter dadurch, daß ein Engagement doch immerhin für eine Weile eine gesicherte Existenz bedeutet. Ferner gehören die Theaterangehörigen zu einem Verbande, der ihnen einen gewissen Schutz bietet. Auch liegt darin, daß der einzelne nur der Teil eines Ganzen ist, eine große Erleichterung, denn es liegt auf dem einzelnen nicht die Verantwortung allein, ein Publikum einen ganzen Abend zu fesseln. Auch das macht ihre Lage erträglicher, daß es im Theater viel leichter ist, ein Mißlingen, durch eine momentane Indisposition oder sonst ein Mißgeschick her-

vorgerufen, wieder gut zu machen, und zwar im selben Rahmen: während ein verfehltes Konzert in den Augen von Publikum und Presse die Künstlerin oft zu einer Gerichteten macht.

Der Weg zur Bühne geht auch meist durch Agenten, oder man singt und spielt direkt den Theaterdirektoren vor. Meist sind für dasselbe Fach mehrere zum Probesingen und -spielen da, in einer Art Wettbewerb.

Mir schilderte ein junger Künstler solch ein Vorsingen. Er war durch die Nacht gereist, um dem berühmten Weingartner vorzusingen. Stundenlang saß die ganze Gesellschaft beisammen und wartete. Müdigkeit, Hunger und Durst begannen sie zu quälen, — endlich, nach Stunden, erschien Weingartner. Einer um den anderen trat vor und sang. Einige kamen nur zur Einleitung ihrer Arien — ein Wink: „Genug!" Der Nächste kam dran. . . Mein Gewährsmann durfte seine Arie zu Ende singen, voller Hoffnung sah er darin ein günstiges Zeichen, — aber es folgte nur ein kurzes: „Danke!" Entlassen waren alle, engagiert wurde keiner.

Daß schon hier die berüchtigten Theaterintriguen einsetzen, ist bekannt. So erzählte mir eine Sängerin, wie es ihr beim Probesingen auf einer der ersten Bühnen Deutschlands ergangen war. Sie hatte gute Empfehlungen und sollte die Szene der Elisabeth aus dem „Tannhäuser" singen: „Euch, teure Hallen, grüß ich wieder." Aber der Kapellmeister wollte eine seiner Schülerinnen in diese Stellung bringen. Beim Rundgang hört man in der Tiefe der Bühne das Orchester garnicht und ist allein auf den Taktstock des Dirigenten angewiesen. Was geschah? Der Kapellmeister gab ihr kein Zeichen, sie verlor den Zusammenhang mit dem Orchester und kam heraus. Es wurde noch einmal angefangen, dasselbe wiederholte sich, und der Kapellmeister erklärte achselzuckend, mit einer musikalisch so Unsichern könne er es nicht wagen. Aus dem Engagement wurde natürlich nichts! — Das ist nur *ein* Beispiel für *viele*.

Namenlos schwer ist auch hier der Anfang, wie überall, wenn man mittellos ist. Die ersten Engagements sind in den seltensten Fällen ausreichend für die Anschaffung der Toiletten, aber ohne gute Kostüme erzielt man keine Wirkungen. Große Theater stellen allerdings die historischen Kostüme, — die Gesellschaftstoiletten muß man sich auch da selbst stellen. Wer von Hause keine Hülfe bekommen kann, muß mit Schulden beginnen, die man oft durch Jahre seiner Laufbahn mit sich schleppt; oder man schafft sich die fehlenden Mittel auf andre Weise. Es ist hier nicht der Ort, um über die Gefahren auf sittlichem Gebiet im Theaterleben zu sprechen. Auch soll die Bühnengenossenschaft durch ihren Schutz grade auf diesem Gebiet manches verbessert haben. Die absolute Rechtlosigkeit der Künstler der Theaterleitung gegenüber, wie sie früher geherrscht haben soll, ist einem würdigeren Verhältnis gewichen. Doch bleibt die Bühne immerhin für ein junges Mädchen aus guter Familie ein Ort, auf dem es viel zu überwinden gibt. Und das Traurige hierbei bleibt eben

doch, daß, wenn sie es überwindet, es oft nur mit großen inneren Einbußen geschieht . . . Selbstverständlich liegt auch hier die einzige Gewähr in der Persönlichkeit der Betreffenden selbst!

Wenden wir uns nun zu den Malerinnen.

Hier ist die Frau produzierend. Aber da sie auf diesem Gebiet, ihrer ganzen Art nach, nicht zu den Auserwählten gehört, so wird es wohl auch in Zukunft der Frau kaum gelingen, wie es ihr in der Vergangenheit nicht gelang, sich einen Namen neben den Größten auf diesem Gebiet zu erwerben. Neue Wege zu finden, neue Gesichtspunkte zu eröffnen, ist bisher doch nur dem Manne vorbehalten gewesen, und so wird es wohl auch in Zukunft bleiben.

Mir scheint, als hätten die Malerinnen einen viel leichteren Stand in mancher Beziehung, als die Musiker und Schauspieler. Schon das haben sie vor letzteren voraus, daß sie ihre Kunstwerke von sich ablösen, sie in die Welt hinausstellen können, während sie selbst mit ihrer Persönlichkeit im Hintergrunde bleiben können, im Schutz ihres Heims. Auch können die Maler so lange an ihrem Werk arbeiten, bis es ihnen vollendet dünkt. Sie können es ruhen lassen an Tagen, an denen sie unlustig und unaufgelegt sind, und können sich die günstigen Kunden aussuchen, bis sie mit ihrem Werk an die Öffentlichkeit treten; während die Musiker und Schauspieler am festgesetzten Tage auf's Podium, auf die Bühne müssen, ob aufgelegt oder nicht, ob disponiert oder nicht. Mit was für Qualen das oft verbunden ist, ahnt das Publikum nicht. Welch ein Nerven- und Kraftverbrauch! Und das Publikum, in seiner ahnungslosen Grausamkeit, dankt es dem Künstler nicht einmal, sondern ist sehr unzufrieden, wenn es eine Indisposition hört. Sagt aber der Künstler in seiner Angst und Not das Konzert, die Vorstellung ab, so ist das Publikum wieder unzufrieden und fühlt sich betrogen. Das alles kennen die Maler nicht! Auch nicht die Art der Nervenanspannung, die das Gelingen einer Arbeit von Jahren oft in einer Stunde krönen oder vernichten kann.

Darum wohl sind die Maler, wie man es ihnen allgemein nachsagt, so viel bessere Kameraden und friedlichere Menschen, als wir Musiker, deren Eifersucht und Unverträglichkeit leider schon durch altdeutsche Sprichwörter uns überliefert worden ist. Ich erinnere nur an das eine:

„Altweiber, Priester und Musikantenleut'
Die haben allweg' Zank und Streit."

Aber auch hier ist die Überproduktion das Unglück derjenigen, die was Wirkliches leisten. Hier ist die Sehnsucht nach der Öffentlichkeit grade so groß wie bei den Musiktreibenden, und das Ziel der Sehnsucht: in eine Ausstellung zu kommen. Aber die Masse der Minderwertigen erdrückt auch hier diejenigen, die das Recht hätten zu leben. Wenn man dann die großen Ausstellungen durchwandert, von Saal zu Saal, von Bild zu Bild geht, und es so stark empfindet, daß man dem Einzelnen garnicht gerecht werden kann vor

der Masse, so empfindet man es auch hier, wie schwer es ist, sich nur bemerkbar zu machen, sich seinen Platz in der Kunstwelt zu erobern. Da ist die Gefahr naheliegend für den Künstler, zu den unsinnigsten, extravagantesten Mitteln zu greifen, nur um aus der Masse irgendwie hervorzutreten.

Ich verkehrte vor mehreren Jahren in München viel mit Malerinnen. Es herrschte gerade in den Tagen eine frohe Bewegung in dem Kreise. Zwei junge Malerinnen hatten eben ihre ersten Bilder in der Ausstellung des Glaspalastes angebracht.

Wir gingen alle zum Eröffnungtsage hin. Es ist mir noch eben unvergeßlich, wie schwer es mir auf's Herz fiel, wie die kleinen feinen Landschaften vollständig verschwanden unter der Masse der andern. Ob auch nur ein Mensch unter den vielen Beschauern sie bemerkt hatte? Ob sie einen Käufer fanden? Und mit wie viel Hingabe, Hoffnungen, Entbehrungen waren sie gemalt!

Was der Agent für den Schauspieler und Musiker, ist der Kunsthändler für den Maler. Die Abgaben, die der Künstler dem Kunsthändler zahlt, sind 20 %. Ja es gibt Kunsthändler, die derartig die noch unberühmten jungen Künstler ausnutzen, daß diese sich verpflichten müssen, von jedem Bilde, das einmal beim Kunsthändler gewesen ist und das der Künstler später von sich aus verkauft, die 20 % dem Händler weiter zu zahlen während eines bestimmten Zeitraumes von einem oder 2 Jahren. — Auch hier werden die Händler reich, während die Künstler darben. Doch sagte man mir, daß darin jetzt eine Änderung geschaffen werden soll. Die Maler in Deutschland fangen an, sich gegen die Händler und derer Ausnutzungssystem zu verbinden. Wer die Künstler in der alten Weise ausnutzen will, bekommt keine Bilder von ihnen in seine Ausstellungen.

Wenn es nun der Frau bisher nicht gelungen ist, auf diesem Kunstgebiete etwas über das Mittelmaß Hervorragendes zu leisten, so hat sich in den letzten Jahren für die Malerinnen ein schöner Ausweg gefunden, ihr Talent zu betätigen. Ich meine das ganze große Gebiet des Kunstgewerbes.

Hier ist die Frau produzierend und kann Erstklassiges leisten. Hier öffnen sich viele schöne Möglichkeiten für diejenigen, die künstlerische Betätigung suchen und deren Talent sie doch nicht so hoch trägt, daß sie Erstklassiges auf rein künstlerischem Gebiet leisten können.

Dahinein rechne ich auch die ganze Bewegung der Frauenkleidung. Welch ein Feld der Tätigkeit grade für die künstlerisch gebildete Frau! Auch bei uns hat man damit begonnen, aber zu wünschen wäre es, daß noch viel mehr Ateliers eröffnet würden, damit Schneiderei und Putzmacherei immer mehr in die Hände künstlerisch gebildeter Damen kämen, die auch wieder Gebildete darin beschäftigten.

Nun komme ich zu einem besonderen Zweig des Künstlerberufes: Zum Beruf der Lehrerin in der Kunst. Dieser Beruf ist kein leichter, da er

eine große Verantwortung, aus den obenangeführten Gründen, mit sich bringt. Von Emanuel Geibel haben wir ein Wort, wie der Lehrer nicht beschaffen sein soll, den der werdende Künstler zu suchen hat:

„Wähle zum Lehrer dir nicht den Autodidakten, er weist dir
Stets den geschlängelten Pfad, welchen er selber gewallt;
Auch den Genius nicht, sein Weg führt über den Abgrund;
Wo sein Flügel ihn trug, meint er, da müßtest du gehn!"

Also ein Stück Künstler muß er sein, aber nicht nur Künstler, sondern auch ein Stück Handwerker. Zu einem Lehrenden gehören 2 Eigenschaften: die angeborene Begabung und die durch Übung gewonnene Erfahrung. Zu diesen beiden Eigenschaften muß noch eine dritte kommen: die Selbstlosigkeit. Immer und immer wieder muß man als Lehrer zurücktreten, das Wohl, die Entwickelung des Schülers muß einem immer in erster Linie kommen. Auch ein Stück Psychologe muß er sein, denn ohne diese Eigenschaft ist kein Lehrer denkbar. Sind alle diese Eigenschaften schon bei jedem Lehrenden notwendig, so scheinen sie mir bei einem, der die Kunst lehrt, in noch viel höherem Maße erforderlich. Es liegt eine große erzieherische Macht grade in den Händen eines solchen Lehrers, und es sollte seine höchste Aufgabe sein, seinem Schüler nicht das Gepräge seiner eigenen Persönlichkeit zu geben, sondern ihm die Wege zu seinem eigenen „Ich" zu bahnen.

Es gilt da, die Persönlichkeit des Schülers oft erst zu finden, sie zu erfassen und ihm alle die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die ihn von der Erkenntnis seines eigenen „Ich" trennen. Man hat dabei wohl hart mit sich selbst zu kämpfen, wenn man bei den Schülern eine Persönlichkeit empfindet, die der eigenen oft direkt entgegen gerichtet ist. Dazu gehört viel Selbstentäußerung, ihnen da nicht Gewalt anzutun. Auf diesem Gebiet kann die Frau sich ruhig neben den Mann stellen. Denn neben den Namen der Größten werden hier immer auch Frauennamen genannt. Ich meine auch, daß die Frau ihrer ganzen Natur nach für diesen Beruf geeignet ist. Besonders in den ersten Jahren der künstlerischen Erziehung. Sie ist persönlicher, nachgehender und im ganzen geduldiger als der Mann, — alles Eigenschaften, die für die erste Entwickelung der künstlerischen Persönlichkeit wichtig sind.

Wunderbar ist es, wie ein großes Talent sein Ziel in seiner eigenen Brust hat, dem es zustrebt, von dem es geleitet wird, wie von seinem Stern. Oft auf seltsamen Umwegen, durch eigenes Mißverstehen, kommt es schließlich doch zu seinem Ziel. Ein Beispiel dafür ist Stockhausen. Er, der unübertreffene Oratoriensänger, „der Meistersinger des deutschen Liedes", wie er genannt wurde, er, der das deutsche Lied wieder auf's Konzertpodium brachte, von dem es vollständig verschwunden war, fing sein Künstlerleben an als Baßbuffo an der komischen Oper in Paris.

„Mühsam klimme hinan zum göttlichen Ziele die Stufen,
Droben im himmlischen Reich wachsen dir Flügel von selbst."

Die Aufgabe eines Lehrers ist hier seinen Schüler das Emporklimmen zu lehren und mit ihm zu steigen Stufe für Stufe. Grade die großen Talente, solche, die ihre Flügel spüren, wollen das Emporklimmen, das Arbeiten nicht verstehn; und die Aufgabe, sie das zu lehren, ist oft härter als man glaubt.

Aber die großen Talente unter den Schülern sind selten, namentlich wir Lehrer hier zu Lande bekommen sie nicht gar zu oft in die Hände, — das was für uns als Schülermaterial die Hauptsache unsrer Arbeit bildet, ist immer der Dilettant. Den Dilettanten gegenüber haben wir eine große und schöne Aufgabe, besonders in der Jetztzeit. Der Dilettantismus ist in Mißkredit gekommen! Warum wohl? Es war nicht immer der Fall. Boccherini, ein hervorragender Komponist aus dem 18. Jahrhundert, widmet seine ersten Streichquartette „den rechten Dilettanten und Kennern". „Es sollte Ehrensache der Dilettanten sein", sagt Dr. Riemann, „ihren Namen wieder ehrlicher zu machen."

Es ist etwas Falsches in unsrer jetzigen Kunstentwicklung, und dieses Falsche zeitigt auch die Mißachtung des Dilettantenstandes. Und doch sind gebildete, hochstehende Dilettanten das, was die Künstler brauchen, denn die bilden das Publikum, das dem Künstler folgen kann, dem er sein Bestes geben darf, weil es ihn versteht. Fast mehr als die Künstler selbst können solche künstlerisch gebildete Dilettanten für die Kunst tun. Sie können ihre Umgebung beeinflussen, erziehen, durchströmen mit dem Verständnis für edle Kunst. Was haben künstlerisch gebildete Dilettanten nicht schon für die Förderung und Ausbreitung der Kunst getan, zu welcher Blüte haben sie sie mit gebracht! Denken wir nur an die Zeit der Renaissance, an Weimar, an die Zeiten Mozarts und Beethovens. In den Händen von uns Lehrern liegt viel und wir sollen es uns zur Aufgabe machen, unsere Schüler zu gebildeten Dilettanten zu erziehen.

Zwei Mauern gibt es gewöhnlich für uns einzurennen, die die Dilettanten um sich bauen. Die eine Mauer ist die Furcht vor der Arbeit, die andere die Furcht vor dem Verlieren seiner Persönlichkeit. — Daß Künstler arbeiten müssen, weiß man nun wohl so ziemlich allgemein, daß aber Dilettanten das auch müssen, das muß man sie meist lehren. „Meine Tochter will ja keine Künstlerin werden", hört man noch oft. Aber warum soll ein Dilettant nicht begreifen, daß es etwas Ernstes um die Kunst ist?

Zwei Dinge kann jeder Dilettant lernen! Arbeiten und dadurch Respekt bekommen vor dem Kunstwerk und dem Künstler. Und durch dieses Wissen bereichert er sein Leben, mehr und tiefer als ein Außenstehender es denkt, denn durch Erkenntnis und Wissen wird man bescheiden, lernt das Große vom Kleinen, das Echte vom Unechten unterscheiden. — Nicht jeder kann schön singen, spielen oder malen lernen, aber jeder kann es lernen, Respekt vor der Kunst und dem Künstler zu bekommen! Und die unsinnigen, respektlosen Urteile über große Künstler und Kunstwerke, die uns Fach-

leute oft so ärgerlich, ja empörend sind, würden sich dadurch sehr verringern.

Der zweite Punkt der Dilettantenfurcht ist der, durch die Schulung seine Persönlichkeit zu verlieren; „seinen Vortrag", wie der Dilettantenausdruck heißt. Nun bin ich der Ansicht, daß eine Persönlichkeit, die man verlieren kann, keine ist. Eine Persönlichkeit, die auf so schwachen Füßen steht, sollte man ruhig fahren lassen! Die Schulung, die Arbeit soll ja grade die Persönlichkeit frei machen, entwickeln. Goethe sagt zum Kanzler Müller: „Nur durch Aneignung fremder Schätze entsteht ein Großes!" Nehmen, sich bereichern mit fremden Schätzen, und sie sich zu eigen machen, das ist doch schließlich das Wesen jeder Arbeit, sei es auf wissenschaftlichem oder künstlerischem Gebiet. Und all das kann sich ein Dilettant ebenso zu eigen machen wie ein Künstler. Wenn die Dilettanten doch ahnten, wie viel ungetrübter sie die Schönheit der Kunst genießen können, als die Musiker, und daß ihnen eigentlich nur die Rosen auf diesem Wege blühen, wo den Künstler vielmehr die Dornen stechen. Die Dilettanten sollten doch nicht denken, daß sie was Geringeres sind; auch sie können die Kunst in ihren Tiefen erfassen und ihr dienen, ungetrübter und schmerzloser als die Künstler, und Freude und Schönheit durch sie ins Leben tragen. Und je mehr sie darin gearbeitet haben, desto tiefer wird der Genuß und die Freude sein, die sie bringen und selbst empfinden.

Nun stellen wir zum Schluß die Frage: Was soll denn dem Künstler, der Künstlerin zu diesem Beruf die Berechtigung geben? Nur und nur das Eine: Die innere Notwendigkeit!

Zum berühmten Schauspieler Sonnenthal kamen einmal die Eltern eines jungen Mädchens, das durchaus auf die Bühne wollte, gegen den Willen der Eltern. In ihrer Not wandten sich diese an ihn mit der Frage: „Was sollen wir tun? Dürfen wir unserer Tochter verbieten, diesen Weg zu gehn, oder tun wir ein Unrecht damit?" „Selbstverständlich müssen Sie es verbieten", war Sonnenthals Antwort, „und zwar mit der größten Energie! Gehorcht sie Ihnen, dann ist das Talent kein großes gewesen, ist es aber ein großes, so wird keine Macht der Welt sie von diesem Wege zurückhalten!"... Nicht das Zureden von Freunden, Lehrern, Verwandten, nicht kleine oder größere Erfolge in Bekannten- und Freundeskreisen, sondern nur das innere Muß, das ist es, was einem die Berechtigung zum Künstlerberuf gibt! Und wo das ist, da wird auch kein Hindernis von außen dich aufhalten, da wird kein anfänglicher Mißerfolg dich lähmen. Denn das Talent, das große, wirkliche, ist wie eine Geißel, die einen hinaustreibt aus Ruhe und Behagen, ja oft von allem, was man liebt. Da muß man einer Stimme folgen, die ruft, stark und unerbittlich, weil sie stärker ruft als Alles sonst! Und deren gebieterischem Fordern muß man folgen, und sollte es das eigene Herzblut kosten. Und wo das der Fall ist, da muß der Außenstehende verstummen, denn es ist ein heiliger Ruf, dem man folgt.

Und jeder, der, wenn auch nur bescheidene Handlangerdienste dabei tun kann, soll froh sein, wenn er sie tun darf und solch einem, von Gott auf seinen Weg gestelltem Talent weiter helfen kann auf seinem dornenvollen Wege, zum großen Ziel! Und wenn der Weg auch noch so hart ist, wenn er durch Entbehrungen aller Art führt, selbst wenn der Künstler das Ziel auch nicht erreicht und auf dem Wege zu Grunde geht, fragt ihn auch dann, den geborenen Künstler, er wird Euch nur die eine Antwort geben: „Ich wollte nichts anderes, denn ich konnte nicht anders, ich mußte!“ Tausendmal lieber zerschellt er auf dem Wege, dem einzigen, den er gehen kann, als daß er die große behagliche Heerstraße der andern zieht.

Und nun gebe ich Ihnen die Antwort auf die Frage, die ich im Anfang offen ließ: „Was gibt dem Künstler die Kraft zu seinem Wege?“ Nur das, was ihm die Berechtigung dazu gibt, diesen Weg zu gehn: der innere Beruf, das innere Muß! Denn nur der empfindet auch ganz die großen und heiligen Augenblicke, die das künstlerische Gestalten mit sich bringt. Selbst wenn es nur „Augenblicke“ sind, sie sind so groß, daß sie den wahren Künstler für alle Dornenpfade entschädigen, die er hat wandern müssen.

Eine Sängerin, die am Ende eines schweren reichen Künstlerlebens stand, sagte nur; „Es ist gerecht, wenn wir Künstler ein schweres Leben haben! Durch unser Talent haben wir so Großes erhalten, daß wir auf alles sogenannte „Erdenglück“ verzichten müssen, sonst hätten wir zu viel!“

Für den Auserwählten ist es ein schöner Beruf, die Schönheit, das Licht in's Alltagsleben zu tragen; den Menschen einen Klang aus einer höheren Welt zu übermitteln, daß sie mitten aus ihrem Alltagsleben heraus ihre Häupter horchend heben und eine Ahnung der Schönheit und der Ewigkeit durch ihre Seelen zieht, die sie dann mit hinüber nehmen in ihren grauen Alltag. Das ist in die Hände des wahren Künstlers gelegt, aber es müssen starke und reine Hände sein, die solche hohe Gaben hüten!

Ich schließe mit den Worten Robert Schumanns: „Licht senden in die Tiefen des menschlichen Herzens, das ist des Künstlers Beruf.“

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Über Sexualpädagogik.

Von Prof. Joseph Lezius (Reval) *).

Da bei jeder Erörterung vor allem die Grundbegriffe, um die es sich handelt, völlig klargestellt sein müssen, fragen wir zuerst: Was verstehen wir unter sexualer Pädagogik? Was bedeuten die beiden Wörter? Das zweite

*) Vortrag, gehalten in der Börsenhalle zu Reval am 16. Oktober 1912.

von ihnen ist griechischen Ursprungs und wohl allen Anwesenden einigermaßen bekannt. Pädagogik nennen wir die Lehre von der Erziehung, aber weiter auch die Kunst, die Erziehung in der richtigen und die Kinder fördernden Weise auszuüben. Ein Pädagoge ist also nicht nur ein Mensch, der die Lehre von der Erziehung gelernt hat, der in ihr mit Erfolg geprüft worden ist und über das Ziel der Erziehung und die Wege, die dahin führen, jeder Zeit in wohlgesetzter Rede Auskunft zu geben weiß, sondern ein Pädagoge ist auch ein Mann, der die Erziehungskunst praktisch ausübt und dabei — vielleicht instinktiv — das Richtige zu finden versteht, der mit der Jugend umzugehen weiß und sie allmählich emporzieht, fördert und veredelt. Daher ist schon längst das Wort geprägt worden: „paedagogus nascitur", „der Pädagoge wird geboren", ein Wort, das gewiß in dem Sinne richtig ist, daß zum erfolgreichen Erziehen und Unterrichten — denn richtiger Unterricht ist immer gleichzeitig Erziehen — gewiß eine besondere Begabung nötig ist, die ebenso angeboren ist, wie das Zeichentalent oder das musikalische Gehör. Damit will ich natürlich nicht leugnen, daß diese Gabe in ihrer Wirksamkeit durch Kenntnis der Theorie des Unterrichts oder der Erziehung unterstützt werden kann; aber die angeborene Gabe muß vorhanden sein, auch wenn dabei der eine 5 Pfund, der andere 3 Pfund, der dritte gar nur 1 Pfund mitbekommen hat. Wem die Gabe ganz fehlt, der sollte allerdings niemals Lehrer und Erzieher sein, ebensowenig wie jemand an die Musik herantreten darf, für den der Ton einer Geige oder eines Klavieres nur ein angenehmes oder unangenehmes Geräusch ist.

Ich gestatte mir diese Vorbemerkung, weil sie für die Nutzanwendung meiner weiteren Ausführungen von Wichtigkeit ist. Pädagogik ist also die Erziehungslehre und Erziehungskunst. Sie hat natürlich ein bestimmtes Ziel. Welches? Darüber kann ich mich hier nicht ausführlich auslassen, da jede Formulierung je nach der Stellung des Einzelnen zu den Grundfragen der Religion und Ethik Widerspruch hervorrufen muß; aber ich kann mich da doch auf eine unausgesprochene Übereinstimmung berufen, die in unser aller Herzen vorhanden ist. Wir alle wünschen, daß unsere heranwachsenden Söhne und Töchter gute, ordentliche Menschen werden, die, ohne zu straucheln, ihren Weg durchs Leben gehen und ihren Platz ausfüllen. Was gut und ordentlich ist, sagt uns dabei ganz deutlich unser Gewissen, dessen Stimme ja mit dem göttlichen Gebote merkwürdig übereinstimmt. Wir können uns also alle Haarspaltereien darüber sparen. Damit wären wir über die Pädagogik im Reinen.

Was ist aber sexuale Pädagogik? Sexual heißt auf Deutsch „geschlechtlich", soweit dabei das natürliche Geschlecht, der Unterschied von Mann und Weib in Frage kommt. Sexuale Pädagogik ist also *der* Teil der Erziehungslehre und Erziehungskunst, der das gegenseitige Verhältnis der beiden natürlichen Geschlechter zum Gegenstande hat, der Knaben und Mädchen, Jüng-

linge und Jungfrauen in Stand setzen will, in der Jugend und damit auch im späteren Alter ihre gegenseitigen Beziehungen in der richtigen Weise zu gestalten, so daß beiden Geschlechtern und dem Ganzen der menschlichen Gesellschaft ihr Recht wird.

Ist nun aber eine besondere sexuale Pädagogik wirklich nötig. Als wir Älteren in den Kinderschuhen staken, war das Wort — so viel ich weiß — noch nicht einmal geprägt. Aber wenn man früher nicht viel über diese Dinge geredet hat, und erst recht nicht öffentlich in der Presse und in Versammlungen, so folgt daraus nicht, daß eine Aussprache darüber heute überflüssig wäre. Das Wort „sexuale Pädagogik" ist ja inzwischen geprägt worden, und eine ganze Literatur darüber ist entstanden, die sich immer noch vermehrt. Warum? Offenbar liegt das Bedürfnis danach vor. Offenbar haben sich die Verhältnisse gewandelt, denn, wo Rauch ist, ist immer auch Feuer. Ich glaube, daß wir ruhig sagen können: die Verhältnisse haben sich gewandelt, und wir sind im Begriffe, auf eine schiefe Ebene zu geraten, auf der die Bahn abwärts geht. Die Masse merkt es nicht, aber ernste Menschen, die weiter zu sehen verstehen, können ihre Augen vor allerlei bedrohlichen Anzeichen nicht verschließen, blicken voll Sorgen in die Zukunft und erheben warnend ihre Stimme. Was ist geschehen? Wir gewahren allenthalben in den letzten Jahrzehnten ein starkes Nachlassen der Achtung vor der Autorität, vor jeder Obrigkeit, vor allen Höherstehenden, in Staat und Gesellschaft, in Schule und Haus, ein Rütteln an allen festen Ordnungen, nach denen sich bisher das sittliche Handeln der Menschen richtete. Die Ursache dieser Erscheinung wurzelt in zwei Lehren, die jetzt immer mehr in die Massen der Halbgebildeten und Ungebildeten eindringen. Beide Lehren widersprechen sich zwar in der Theorie, schließen sich geradezu aus, wenn man ihnen auf den Grund geht; aber da das die Menge niemals tut, wirken sie in den Köpfen der meisten Menschen als Bundesgenossen, die sich gegenseitig fördern und in ihrem schroffen Gegensatze gegen alles Bestehende und Geschichtlichgewordene zunächst eine völlige Übereinstimmung mit einander bekunden. Die eine Lehre ist die Sozialdemokratie, die andere die Nietzschesche Philosophie. Beide interessieren uns hier nur in ihren Wirkungen auf das herangewachsene und heranwachsende Geschlecht, wobei die erstere ihren Einfluß mehr auf die unteren, die letztere mehr auf die oberen Stände geltend gemacht hat. Das Ergebnis ist in beiden Fällen ungefähr dasselbe.

Die Sozialdemokratie verkündet die Lehre von der völligen Gleichheit und Gleichwertigkeit aller Menschen für Staat und Gesellschaft, mindestens sobald sie das 20. Lebensjahr erreicht haben. Jede Arbeit ist der anderen gleichwertig und hat auf denselben Lohn Anspruch. Es soll kein Unterschied zwischen einfacher und schwieriger Handarbeit gemacht werden, ebenfalls nicht zwischen Hand- und Kopfarbeit, sondern jeder Ochsenknecht und Lastträger ist im Staate und in der Gesellschaft von derselben Bedeutung wie der Staatsmann und Gelehrte, der Kaufmann, Fabrikant und Rittergutsbesitzer. Alle

gesellschaftlichen Unterschiede, die durch Bildung, höhere Begabung, größere Willensstärke und damit auch größeren Besitz bei den kommenden Geschlechtern hervorgerufen sind, werden als eine schreiende Ungerechtigkeit dargestellt, und es wird eine Staats- und Gesellschaftsordnung angestrebt, in der alle diese angeblichen Ungerechtigkeiten beseitigt werden sollen. Es liegt auf der Hand, wie zersetzend diese Lehre auf urteilslose Menschen wirken muß, und die meisten Menschen sind ja leider urteilslos. Der Angestellte wird aufsässig gegen seinen Prinzipal, der Dienstbote gegen seine Dienstherrschaft, der Lernende gegen die Lehrer, schließlich auch die Kinder gegen die Eltern. Denn daß überhaupt ein Mensch im Privatleben dem anderen vorgesetzt ist, verstößt ja gegen den Grundsatz der allgemeinen Gleichheit und sogenannten Freiheit. Wenn nun alle angeblichen Fesseln abgestreift werden sollen, durch die die Menschen in ihrem Streben nach Gleichheit und Freiheit behindert werden, so muß natürlich auch die Einrichtung fallen, die bisher das Verhältnis der beiden Geschlechter zu einander regelte: die Ehe. Wir sehen daher auch tatsächlich, daß die Sozialdemokratie allenthalben gegen die Ehe Sturm läuft und einer schrankenlosen Freiheit in den Beziehungen der beiden Geschlechter das Wort redet. Sehr viel davon ist bereits in die Massen durchgesickert, ist von unten nach oben gedrungen und hat zu einer bedrohlichen Lockerung der guten Sitte geführt.

Die Sozialdemokratie hat naturgemäß die Hauptmenge ihrer Anhänger in den unteren Volksschichten gefunden, den Kreisen, die bei einem allgemeinen Umsturze gewinnen zu können glauben. In diesem Saale werden sie wohl kaum vertreten sein; aber besser steht es in unserer Gesellschaft wahrlich nicht; denn in ihr hat Nietzsches Philosophie in ihren Auswüchsen einen nur zu fruchtbaren Boden gefunden. Gewiß hat Nietzsche im Gegensatze zur Weltanschauung des Materialismus, die für die Menschen den Schwerpunkt in die Massen und Masseninstinkte legte, in seinen Schriften mit Entschiedenheit das Recht der Einzelpersönlichkeit betont, sich mit ihren Gaben und Kräften zur Geltung zu bringen. Aber wenn Nietzsche so weit ging, die ganze bisher gültige Sittenlehre auf den Kopf zustellen, wenn er die Notwendigkeit einer Umwertung aller sittlichen Werte predigte, wenn er weiter für die starke Persönlichkeit das Recht verlangte, sich über alle Schranken und Rücksichten hinwegzusetzen, wenn er endlich für den Einzelmenschen den Anspruch erhob, sich in seiner wirklichen oder vermeintlichen Eigenart auszuleben, so mußte diese Lehre in den Köpfen unreifer Menschen eine heillose Verwirrung anrichten und hat sie angerichtet. Denn wer entscheidet darüber, welcher Mensch eine starke, überragende Persönlichkeit ist und als solche das Recht hat, sich schrankenlos auszuleben? Schließlich bestimmt das jeder Mensch für sich selbst. Was hindert einen grünen Jungen oder ein unreifes Mädchen, sich ebenfalls als Übermenschen aufzuspielen und praktisch die Umwertung aller Werte in seinem Bereiche zu versuchen? Geschehen ist das reichlich. Ein Gebot des Sittengesetzes nach dem anderen, soweit es nicht unter dem Schutz des Strafgesetzes

gestellt war, kommt an die Reihe, und besonders wirft man sich auf das so lästige und unbequeme 6. Gebot, das Gebot, das den nahen Verkehr der beiden Geschlechter mit einander nur in der festen Form der Ehe kennt, wobei ein gemeinsames Leben in Freud und Leid mit gemeinsamer Kindererziehung vorvorausgesetzt wird, das aber jeden sonstigen Verkehr als sittliches Unrecht hinstellt.

Daß diese beiden Lehren, die ich kurz geschildert habe, eine verwüstende Wirkung ausgeübt haben, muß jeder zugeben, der die letzten Jahrzehnte als aufmerksamer Beobachter mit sehenden Augen durchlebt hat. Die Versuchung für die Jugend ist gegen die Zeit meiner eigenen Kindheit sehr viel größer geworden. Was sich früher in größeren Städten an Lockmitteln zusammendrängte, ist auch in die kleinen gedrungen. Zahllose kleine Städte sind inzwischen zu großen geworden; der wachsende, erleichterte Verkehr hat dazu beigetragen, einen gewissen Ausgleich und zwar zum Schlechteren herbeizuführen: der Unterschied zwischen Stadt und Land verwischt sich immer mehr, das Land verstädtert und nimmt mit den sogenannten Errungenschaften der städtischen Kultur und Zivilisation auch immer mehr die städtischen Laster bei sich auf.

Schlimm ist, daß beide Lehren bisweilen auch auf diejenigen Männer — wenn auch für diese selbst unbewußt — abgefärbt haben, die zu Hütern der Ordnung und guten Sitte in Staat und Gesellschaft bestellt sind. Was man tagtäglich in Zeitungsromanen und Novellen, in Zeitschriften, Witzblättern und Flugschriften vorgesetzt bekommt, wirkt schließlich unbemerkt nach. Steter Tropfen höhlt den Stein, im Guten wie im Schlechten, nur daß sich die Sache, wenn es zum Schlechten geht, bei vielen Menschen weit schneller abspielt. Das schwächt den Willen, dem Übel offen entgegenzutreten, das Kind beim rechten Namen zu nennen und zu schützen, was noch geschützt werden kann. Denn wer will gerne für „unmodern" gelten? Wer will sich dem Sturme des Spottes aussetzen, der sich sofort aus dem ganzen Walde der meist jüdischen oder verjudeten, im Banne der „Moderne" befindlichen Presse erhebt, wenn jemand offen gegen die Versuchung auftritt, in die unsere Jugend fast täglich geführt wird?

Die Versuchung ist riesengroß geworden. Sie tritt an die Jugend in neuen Formen heran, die vor einem Menschenalter noch ganz unbekannt waren. Die Fortschritte der modernen Technik sind hier leider oft genug in den Dienst einer schlechten Sache gestellt worden. Der Kinematograph und die Ansichtspostkarte, die als Bildungsmittel und als Mittel zur Verbreitung der Kunst Großes leisten können und geleistet haben, haben gleichzeitig dazu beigetragen, Frivolität und sinnliche Lüsternheit in erschreckendem Umfange zu verbreiten. Wie erhitzt sich nicht die Phantasie unreifer Menschen an solchen Darbietungen! Sie machen sich breit in den Schaufenstern der Geschäfte, sogar an den Anschlagsäulen. Die Varietetheater mit ihren oft zweideutigen, bisweilen auch eindeutigen Vorführungen, einstmals eine Besonderheit der

großen Städte, schießen jetzt wie die Pilze überall aus dem Boden hervor und tuen das ihrige, das Niveau der den Menschen gebotenen Genüsse immer tiefer herabzudrücken. Was sollen wir vom Theater sagen, diesem eigentlichen Tempel der darstellenden Kunst? Gewiß gibt es noch Theater, die diesen Namen verdienen, aber in vielen bewegen sich die Darstellungen oft genug in einem Vorstellungskreise, der sie von Varietebühnen schlimmster Art kaum unterscheidet. Das platteste, witzloseste, geradezu schwachsinnigste Zeug wird vorgeführt, und wenn möglichst viel Motive vorkommen, die Gesellschaftskreisen zweifelhaftester Art entnommen sind, so ist der Beifall bei jungen und alten, unreifen und halbgebildeten Menschen am größten. Denn die Theaterleiter trifft dafür nur die geringere Schuld: das Publikum will solche Dinge im Theater haben, und die Theaterleiter passen sich seinem Geschmacke an. Sie sind Menschen, wollen auch leben und brauchen dazu volle Häuser. Das Übel hat eben sehr weit um sich gegriffen. Es scheint, als ob etwas Heiteres und Fröhliches nicht mehr denkbar sei ohne grobe Verletzung des Anstandes. So verwischen sich immer mehr die Grenzen zwischen dem, was anständig und unanständig, was recht und unrecht ist, und niemand darf sich wundern, wenn die Jugend irre wird.

Eine Literatur besonderer Art wirkt auch mit, um das Übel zu steigern. Nicht nur in Romanen und Dichtungen, sondern in Aufsätzen und regelrechten Abhandlungen wird offen die Lehre von der Entfesselung aller Triebe und ganz besonders des sinnlichen Geschlechtstriebes gepredigt, und Frauen und Mädchen, die sich über alle Schranken hinwegsetzen, werden als Heldinnen gepriesen. Es ist eine Literatur entstanden, über der ein schwüler Dunst lagert, die geradezu an das Bordell streift und den Namen Bordelliteratur verdient.

Wenn wir alle diese Erscheinungen bedenken, so verstehen wir, wie der Gedanke von der Notwendigkeit einer besonderen sexualen Pädagogik entstand. Unwillkürlich fragen wir: „Wie bewahren wir unsere Jugend vor den tausendfachen Versuchungen, die an sie herantreten? Wie können wir sie stählen, damit sie den Versuchungen siegreich widerstehe? Wie können wir sie sittlich rein erhalten, damit sie nicht einer Zügellosigkeit anheimfalle, die sittliche Verwahrlosung und körperliches Siechtum nur zu oft zur Folge hat? Wie fangen wir das an?" Die Ansichten darüber sind stark auseinandergegangen, und von völliger Einigkeit sind wir noch sehr weit entfernt. In aller Kürze will ich die Haupansichten hier anführen.

Man hat gemeint, die Jugend müsse rechtzeitig über die Dinge, um die es sich hier handelt, aufgeklärt werden, und hat diese Aufgabe bald der Schule, bald dem Hause zuweisen wollen. Die Ansicht hat manches für sich; denn daß hier nicht alles in Ordnung ist, scheint mir klar zu sein. Wie erhalten gewöhnlich Knaben und Mädchen die erste Aufklärung über geschlechtliche Verhältnisse? Ich denke, meist durch Dienstboten oder Altersge-

nossen. Manches Kind kommt von selbst früh auf die Frage nach der Entstehung der Kinder, erhält aber von den Eltern keine befriedigende Antwort. Der Trieb, das Geheimnis zu erfahren wird immer stärker, und es erfährt die Wahrheit. Aber in welcher Form? Doch wohl fast immer in niedrig-lüsterner, geradezu gemeiner Form, und das Kind leidet Schaden auf Jahre hinaus. Die Phantasie beschäftigt sich immer mehr mit diesen Dingen, und von da bis zur unerlaubten Befriedigung des Triebes ist nur ein Schritt. Andere Knaben und Mädchen leben ahnungslos dahin bis zu ihrem 13. oder 14. Lebensjahre, bis sie, ohne selbst zu suchen, durch Altersgenossen vom Wesen der geschlechtlichen Beziehungeu etwas erfahren und zwar wieder in gemeiner Weise, und abermals ist ein Meltau auf eine Blüte gefallen. Dies Übel liegt ohne Frage vor. Gut, wenn es bei einer vorübergehenden Erregung der Sinne bleibt; aber gewiß ist mancher Jüngling, sobald er aus der Obhut des Elternhauses entlassen war, durch diese Art der sexualen Aufklärung einem ausschweifenden Leben verfallen und an Leib und Seele zu Grunde gegangen.

Man hat hieraus den Schluß ziehen wollen, dieser verwüstenden und regellosen Art der sexualen Aufklärung müsse durch eine in der richtigen Weise und von berufener Seite vermittelte vorgebeugt werden. Wie soll das nun geschehen? Man hat an die Schule gedacht. Man hat gemeint, der Lehrer der Naturgeschichte müsse in einer bestimmten Klasse auch die Art und Weise behandeln, in der das Menschengeschlecht sich fortflanzt, und dasselbe solle der Religionslehrer von einem anderen Standpunkte aus bei der Besprechung des 6. Gebotes tun. Gewiß kann das geschehen, und wir wollen hoffen, daß sich der Lehrer in jedem Falle seiner Aufgabe mit dem nötigen Takte entledigen wird. Aber ich glaube, daß der sittliche Zweck dieser Maßregeln nicht erreicht werden wird. In welche Klasse sollten wir die sexuale Aufklärung durch den Naturgeschichts- oder Religionslehrer legen? Nehmen wir etwa die Klasse, in der die Kinder durchschnittlich 12 oder 13 Jahre alt sind, so kann dies Alter für die einen zu früh, für die anderen zu spät sein, je nach dem, was bereits an die Kinder herangetreten ist. Die einen können durch einen derartigen Unterricht vorzeitig mit Fragen vertraut gemacht werden, für die ihnen noch das richtige Verständnis fehlt, andere dagegen können längst auf dem üblichen Wege hinter das Geheimnis gekommen sein, so daß die amtliche Aufklärung zu spät kommt und der Seelenschaden, den man hatte vermeiden wollen, bereits angerichtet ist. Nehmen wir ein noch früheres Alter, so wird das erste Bedenken noch stärker geltend gemacht werden können, und wir sind doch nicht sicher, ob wir für andere mit der Aufklärung rechtzeitig kommen. Ein noch späteres Alter wird nach der allgemeinen Erfahrung wohl ausgeschlossen sein.

Ein weiteres Bedenken kommt hinzu. Wenn wir uns selbst prüfen, werden wir ehrlich zugeben müssen, daß es nicht leicht ist, mit heranwachsenden

Kindern über geschlechtliche Dinge zu reden, daß es längst nicht allen, vielleicht nur wenigen Lehrern gegeben sein wird, dabei den richtigen Ton zu treffen, und daß dies um so schwerer ist, als die geschlechtlichen Probleme den Kindern in der Regel nicht in ihrer legalen, sondern in ihrer illegalen, herabgewürdigten, ja in ihrer allerniedrigsten Form entgegentreten oder von ihrer sonstigen Umgebung nahe gebracht werden. Um also wirkliche Aufklärung zu bewirken, müßten auch die Erscheinungen geschlechtlicher Verirrung behandelt werden; aber jeder wird zugeben, daß eine derartige Aufklärung nicht vorzeitig stattfinden darf. Denn wie nun einmal die menschliche Natur ist, könnte dadurch gerade Unheil angerichtet werden. Man will die Jugend vor Verfehlungen behüten, will sie vor dem Laster warnen und kann dadurch, daß man vom Laster überhaupt, wenn auch in ernster Abweisung spricht, geradezu die Aufmerksamkeit darauf lenken und die Lust, es kennen zu lernen, ungewollt wecken. Es ist eben sehr gewagt, solche Dinge, deren Behandlung den größten Ernst erfordert, vor einer ganzen Klasse, also vor einer Kinderschar zu behandeln, unter denen viele garnicht den nötigen Ernst besitzen, weil entweder der angeborene Wille zum Guten bei ihnen nur schwach entwickelt ist, oder weil sie eine schlechte Kinderstube gehabt haben, oder endlich weil sie bei heiterer oder gar leichtsinniger natürlicher Anlage dazu noch viel zu unreif sind. Die Wirkung der Aufklärung kann leicht ins Gegenteil umschlagen. Hier, wenn irgendwo gilt das Wort, das der römische Dichter Ovid einer seiner Heldinnen in den Mund legt, ein Wort, das von Pädagogen schon oft in diesem Zusammenhange angeführt worden ist: „Video meliora proboque, deteriora sequor“, „ich sehe das Bessere und muß ihm Recht geben, aber dennoch zieht es mich zum Schlechteren hin.“ Ich glaube gezeigt zu haben, warum die Schulobrigkeit schwere Bedenken haben muß, die geschlechtliche Aufklärung in den festen Lehrplan einer Klasse aufzunehmen.

Man hat daher an die Mitwirkung des Hauses gedacht und die Eltern mit dieser wichtigen Aufgabe betrauen wollen. Diese Lösung scheint in der Tat die nächstliegendste zu sein, denn wer steht den Kindern näher als die Eltern? Zu wem haben sie größeres Vertrauen? An wen sollen sie sich sonst mit ihren Zweifeln wenden? So pflegt man das Verhältnis von Eltern und Kindern darzustellen; aber so ist es nicht immer in Wirklichkeit. Ich erinnere nur daran, daß sogar das innige Wort Muttersprache oft genug nur ein leerer Schall ist und den tatsächlichen Verhältnissen nicht entspricht, indem die Kinder die Muttersprache garnicht von der Mutter, sondern von Dienstboten, Kinderfrauen, Bonnen oder von größeren Nachbarkindern lernen, von Menschen, mit denen sie viel häufiger und gründlicher zusammenkommen, als mit der Mutter, von dem Vater gar nicht zu reden. Denn die Mutter ist leider bisweilen durch gesellschaftliche Pflichten und Abhaltungen völlig in Anspruch genommen, oder sie hilft außerhalb des Hauses verdienen und hat für ihre Kinder keine Zeit. Das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern

sollte ein inniges sein, ist es aber oft gar nicht, sondern die Kinder haben zu anderen Menschen viel größeres Vertrauen als zur eigenen Mutter oder dem eigenen Vater. Und weiter, wenn schon mancher Lehrer es nicht versteht, den Kindern gegenüber den richtigen Ton zu treffen, obgleich die Erziehung und der Unterricht von Kindern doch seine Berufsarbeit bildet und er hierin die größte Erfahrung haben müßte, so gilt das erst recht von manchen Eltern. Man darf also nicht sagen, daß die Eltern an sich, d. h. alle Eltern berufen und befähigt seien, ihren Kindern die richtige sexuale Aufklärung zu vermitteln. Vor vorschnellen Verallgemeinerungen muß man sich eben immer hüten, nicht nur in der strengen Wissenschaft, sondern in allen Verhältnissen des menschlichen Lebens. Wie töricht und beschränkt z. B. sind nicht die beliebten Wendungen: „Man sagt", „alle Welt sagt", oder „die ganze Stadt spricht davon". In der Regel sind es nur 2 oder 3 Menschen, manchmal auch nur ein einziger, und was gesprochen wird, ist meist töricht. Gewiß werden manche Eltern imstande sein, die Kinder zur rechten Zeit und in angemessener Form über die sexualen Dinge, auch über deren dunkle Seite aufzuklären; aber sehr viele werden es nicht verstehen, ebenso wie mancher Lehrer es nicht verstehen wird, und ich glaube, nicht hart zu urteilen, wenn ich behaupte, daß — wie die Dinge nun einmal liegen — manchem hochmodern denkenden Vater, vielleicht auch mancher Mutter der dazu nötige sittliche Ernst abgehen wird.

Dabei bleiben dieselben Bedenken bestehen, die gegen die allgemeine Einführung der sexualen Aufklärung in der Schule vorliegen. Selbst wenn die Eltern innerlich völlig reife Menschen sind, selbst wenn sie es verstanden haben, zwischen sich und ihren Kindern ein Verhältnis gegenseitigen Vertrauens herzustellen, können sie doch mit der Aufklärung leicht zu früh kommen und können im ersten Falle nur das Verlangen wecken, dies geheimnisvolle Gebiet auf irgend eine Weise praktisch kennen zu lernen, selbst wenn es ihnen nach der elternlichen Lehre in seiner legalen Form noch lange Zeit verschlossen bleiben soll und in seiner illegalen als etwas völlig zu Meidendes hingestellt wird. Kommt dagegen die Aufklärung zu spät, so kann sie ihren Zweck ebenso wie in der Schule verfehlen, da die Lust am Heimlichen und Versagten schon lange erwacht sein kann und sich durch ruhigen belehrenden Zuspruch nicht mehr wirklich eindämmen läßt.

Was soll nun aber geschehen? Der gegenwärtige Zustand ist unleidlich: die Augen und Ohren der Jugend sind tausendfachen Versuchungen ausgesetzt, und die Augenlust geht nur zu leicht in Fleischeslust über, sobald die Zeit der beginnenden Geschlechtsreife einsetzt. Die Jugend wird in unkontrollierbarer Weise über die sexualen Verhältnisse aufgeklärt, in einer Weise, daß Dinge, die in der rechten Form von der sittlichen und natürlichen Weltordnung gefordert werden und der äußere Ausdruck voller Lebensgemeinschaft sind oder sein sollten, als eine Quelle unreiner Lust erscheinen. Das Übel liegt vor: aber die vorgeschlagenen Mittel sind in ihrer Anwendung so zweifelhaft, so

zweischneidend, daß sie unmöglich das Übel zu beseitigen oder auch nur nennenswert einzuschränken vermögen. Soll also alles beim alten bleiben? Ja und doch wieder nein.

Wir müssen uns nur vor dem Irrtum befreien, als ob bloße Aufklärung und höhere Sittlichkeit zusammenfielen oder auch nur zusammenhingen, als ob der Mensch durch bloßes Wissen von allerlei Dingen in seinem sittlichen Handeln oder überhaupt in seinem Handeln tüchtiger werde. Der Irrtum ist alt, hat sogar im Altertum namhafte Vertreter gehabt — z. B. lehrte Sokrates, die Tugend sei das Wissen vom Guten — aber es muß doch endlich als Irrtum erkannt und zugegeben werden, so sehr sich auch alle Menschen, die auf die liberale Doktrin schwören, dagegen sträuben. Da die tägliche Beobachtung den Irrtum als solchen erkennen lehrt, kann für jeden Menschen, der offene Augen, Wirklichkeitssinn und eigenes Urteil hat, kein Zweifel mehr übrig bleiben, und wir können uns jede Beweisführung sparen. Um den jetzigen Zustand zu bessern, muß die Sache von einem ganz anderen Ende angefaßt werden, und einsichtsvolle Denker haben das längst erkannt.

Es handelt sich darum, den Kindern die notwendige geschlechtliche Aufklärung rechtzeitig und in der richtigen Weise zu bringen, ohne daß man Gefahr läuft, dadurch die böse Lust zu wecken; es handelt sich weiter darum, wenn diese Lust durch unsere Aufklärung hervorgerufen worden ist, sie wieder zu unterdrücken. In beiden Fällen kommt es, da ein Willensakt erzielt werden soll, weniger auf die Aufklärung als auf den Willen an, und daraus ergibt sich die Art und Weise derjenigen sexualen Pädagogik, die allein zum Ziele führen kann, soweit es überhaupt erreichbar ist; denn alle menschlichen Dinge sind Stückwerk, wie ja auch unser Wissen ewig Stückwerk bleibt. Was soll also geschehen? Ich glaube, daß wir uns das am besten klar machen werden, wenn wir die Tätigkeit des Arztes zum Vergleich heranziehen. Die medizinische Wissenschaft steht längst auf dem Standpunkte, daß die Aufgabe eines Arztes nicht nur in der Heilung bereits ausgebrochener Leiden, sondern auch in der Verhütung von Krankheiten, in der sogenannten Prophylaxis besteht. Die Lebensweise des Menschen soll so geregelt sein, daß er immer gesund bleibt und daher überhaupt nicht krank wird. Dabei wird vorausgesetzt, daß ein gesunder Organismus, wenn einmal ein Krankheitsstoff von außen in ihn hineingetragen werden sollte, seiner von selbst Herr wird, zumal wenn er in diesem Prozesse vom Arzte in geeigneter Weise unterstützt wird. Rechtzeitige Aufklärung des Patienten über das Wesen der einzelnen Krankheiten ist dabei weniger wichtig und sogar überhaupt nicht notwendig. Dasselbe gilt vom Kinde und überhaupt vom heranwachsenden Menschen in seinem Verhältnisse zu den geschlechtlichen Fragen. Es muß Prophylaxis geübt werden. Bestehen kann diese nur in der Sorge für Reinhaltung der Phantasie und der Übung des Willens zum Guten, während die rein sachliche Aufklärung allerdings auch wünschenswert, sogar nötig ist, aber doch nur eine Nebenrolle spielt. Damit

sind, wie ich glaube, die Grundlinien einer richtigen sexualen Pädagogik gegeben. Ich möchte nur den Versuch machen, diesen allgemeinen Grundsatz etwas im einzelnen auszuführen.

Wir beginnen mit der Übung des Willens. Der Geschlechtstrieb, der die Erhaltung der Art zum Zwecke hat, erwacht bei fast allen Menschen in einem gewissen Alter. Es ist ein starker, natürlicher, an sich durchaus berechtigter Trieb, wohl der stärkste nächst dem Selbsterhaltungstriebe, der uns zum Essen, Trinken und Schlafen nötigt und allen Fährnissen, die unser Ich bedrohen, aus dem Wege zu gehen nötigt. Wie können wir es nun erreichen, daß die Jugend, sobald der Geschlechtstrieb bei ihr erwacht ist, nicht sofort stürmisch seine Befriedigung durch irgend welche Mittel zu bewerkstelligen sucht? Doch wohl nur dadurch, daß wir sie von Anfang an gewöhnen, nicht jedem Triebe gleich nachzugeben, daß wir den Kindern manches versagen und ihnen so die Kraft geben, selbst Entsagung zu üben, wobei ihnen dies als etwas Selbstverständliches und nicht als besonderes Heldentum erscheint, wofür sie gar belohnt werden. Es gehört also zur Sexualpädagogik, die Kinder zur größten Mäßigkeit, Enthaltsamkeit, Einfachheit anzuhalten, im Essen und Trinken, in der Kleidung und allen Lebensgewohnheiten. Wer bereits genug gegessen hat und eigentlich satt ist, aber dennoch nach mehr verlangt, um sich durch ein leckeres Gericht einen Gaumenkitzel zu bereiten, schädigt sich nicht nur bei fortgesetzter Gewohnheit an seiner Gesundheit, sondern wird unfähig, diesem Triebe zu widerstehen, und überträgt diese Unfähigkeit leicht auf andere Triebe, auch auf den Geschlechtstrieb, sobald er sich regt. Man gebe dem Triebe nach Gaumengenüssen im Rahmen des gewöhnlichen Tisches seine legitime Befriedigung und trete jedem Übermaße freundlich, aber bestimmt entgegen. Ebenso muß es mit Geschenken und Vergnügungen gehalten werden. Wer seine Kinder zum Geburtstage und zu Weihnachten mit Geschenken überschüttet, ihnen dabei jeden törichten Wunsch erfüllt, erweist ihnen nichts Gutes. Noch schlimmer aber handeln die Eltern, die ihren Kindern auch im Laufe des Jahres fortwährend unnütze Sachen schenken, um ihnen angeblich eine Freude zu machen. Die Freude ist immer nur von sehr kurzer Dauer, wohl aber verlieren die Kinder dadurch leicht die Fähigkeit, sich wirklich zu freuen, verlangen nach stärkerem Reize und gewöhnen sich daran, jeden ihrer Wünsche, jedes Verlangen gleich erfüllt zu sehen. Dasselbe gilt von den Vergnügungen. Ausgeschlossen dürfen sie nicht werden; denn der Mensch soll ja nicht nur im Schweiße seines Angesichtes sein Brot essen, sondern er soll sich auch seines Lebens freuen: das Verlangen nach Freude ist uns angeboren und daher berechtigt. Aber sie soll nur als gelegentliche Abwechslung das Einerlei des täglichen Lebens unterbrechen. Dann kann sie einen verklärenden Schein auch auf unser tägliches Leben werfen und uns lehren, auch beim Einerlei stille Freude im Herzen zu empfinden. Unnütze oder zu häufige Vergnügungen versage man den Kindern ruhig, und der Verzicht darauf wird

ihnen schließlich leicht fallen. Daß alle Vergnügungen, die geeignet sind, das Nervensystem der Kinder schädlich zu beeinflussen oder ihre Phantasie unnütz zu erregen, vom Übel sind und verhängnisvolle Folgen nach sich ziehen können, versteht sich von selbst. Es kann nicht genug davor gewarnt werden, die Kinder bis in die Nacht hinein wach zu halten und dann in den Tag hinein schlafen oder aber mit müden Köpfen zur gewöhnlichen Zeit aufstehen zu lassen. Man kann drei gegen eins wetten, daß bei solchen künstlich nervös gemachten Kindern der Geschlechtstrieb besonders früh erwachen und sich besonders stark, ja krankhaft äußern wird. Läßt man dagegen die Kinder bis zu ihrem 14. oder 15. Jahre mit nicht überladenem Magen zwischen 8 und 9 Uhr ihren Tag beschließen und nach zehnstündigem Schlafe den neuen Tag beginnen, so kann man recht sicher sein, daß der Geschlechtstrieb sie nicht sonderlich belästigen wird, und daß sie mit ihm unschwer werden fertig werden. Es wird ihnen um so leichter gelingen, je eher sie es gelernt haben, nicht jedem Triebe gleich zu folgen. Das ist richtige Sexualpädagogik.

Das Kind muß früh lernen, das Müdigkeitsgefühl — etwa auf Spaziergängen und Wanderungen — zu bekämpfen: denn oft genug wurzelt es weniger in körperlicher Erschöpfung, als in einer gewissen Verdrossenheit, und das Müdigkeitsgefühl schwindet, sobald sich der freudige Wille zeigt, die Müdigkeit von sich abzustreifen. Ebenso muß das Kind dazu angehalten werden, pünktlich seine Pflicht zu tun, rechtzeitig und nicht etwa atemlos im letzten Augenblicke in der Schule zu erscheinen, rechtzeitig auch zu Hause seine Arbeit zu beginnen. Wenn nötig, muß ruhig Zwang angewandt werden: durch Zwang wird oft eine gute Gewöhnung erzielt, und diese wird zur zweiten Natur. Dagegen befördert man durch Laxheit nur die Neigung, dem Triebe zur Trägheit und Unordnung nachzugeben, schwächt den Willen, schwächt ihn auch gegenüber dem Geschlechtstriebe.

Übung des Willens und Reinhaltung der Phantasie gehen miteinander Hand in Hand. Wenn die Zeit der Geschlechtsreife beginnt, neigt die Jugend dazu, sich in Träumereien zu ergehen und der Phantasie die Zügel schießen zu lassen. Sie wird dazu um so mehr neigen, je mehr sie schon vorher diesem Hange nachgegeben hat. Da heißt es, diesen Hang nach Möglichkeit gar nicht aufkommen zu lassen. Man erreicht das am einfachsten, wenn das Kind daran gewöhnt wird, immer beschäftigt zu sein. So wie die Arbeit getan ist — und mit der Arbeit fange man früh an — muß der Schaffenstrieb auf jede Weise gefördert werden. Das beste Mittel dazu ist jede Art von Handwerkerarbeit, so weit sie der heranwachsenden Jugend zugänglich ist, und das gilt von sehr vielen Handwerken. Tischler- und Schlosserarbeit, Drechseln und Formen, Gärtnerei mit Graben und Schaufeln, auch die höheren Formen des Handwerks, die bereits ins Kunstgewerbe und die eigentliche Kunstübung übergehen wie Photographieren und Zeichnen, sie alle sind geeignet, beim Kinde die Schaffensfreude zu wecken. Die Gedanken richten sich

auf diese Erholungsarbeit und sind vor der Versuchung bewahrt, hin und her zu irrlichtelieren. Alle Arten von Spielen, sowohl gemeinsame als auch vom einzelnen Kinde vorzunehmende dienen demselben Ziele, sofern die Gedanken dadurch beschäftigt werden.

Vor allem fördere man aber die Selbstlosigkeit und den Wahrheitssinn. Ich glaube, daß beide den stärksten Schutz gegen jede krankhafte Ausartung des Geschlechtstriebes bilden, und möchte außerdem nur den Sinn für Sauberkeit in jeder Hinsicht daneben nennen. Es ist wohl eine allgemeine Erfahrung, daß sich der Geschlechtstrieb bei normal entwickelten Knaben nicht etwa in sinnlichem Verlangen nach einer Verbindung, wie sie in der Ehe stattfindet, sondern in einer gewissen Ritterlichkeit gegen das andere Geschlecht zeigt. Diese Ritterlichkeit muß früh verlangt und zur zweiten Natur gemacht werden. Dann wird der Jüngling im Mädchen nicht ein Objekt zur Befriedigung des eigenen Triebes, sondern einen Menschen sehen, der volle Menschenwürde besitzt, der auf seinen Schutz Anspruch hat, der unantastbar ist. Dann wird er auch die Kraft besitzen, der Versuchung zu widerstehen, wenn sich etwa ein Mädchen, dessen Trieb stärker und ungezügelter ist, ihm in die Arme werfen will. Ritterlichkeit ist aber nur eine Seite der Selbstlosigkeit. Wer daran gewöhnt ist, nicht immer an sich, sondern an andere zu denken, wer Freude empfindet, wenn er anderen eine Freude bereitet, wer an allem, was ihm gefällt, andere teilnehmen läßt, wem das Herzensbedürfnis geworden ist, der wird schwerer auf den Gedanken kommen, mit einem anderen Menschen sein Spiel zu treiben, auch wenn dieser andere so weit gesunken ist, daß er sich willig dazu hergibt. Dieselbe bewahrende Wirkung wird sicherlich ein ausgeprägter Wahrheitssinn ausüben. Wer ihn besitzt, hütet sich vor zweifelhaften Heimlichkeiten, meidet dunkle Wege, läßt sich nicht verlocken und ist gegen die Versuchung gewappnet.

Ich habe nur einige Seiten der sexualen prophylaktischen Erziehung berührt. Das Gebiet ist zu umfassend, als daß es im Rahmen eines Vortrages erschöpfend dargestellt werden könnte: es begreift ja im Grunde die ganze Erziehung in sich. Einige Worte muß ich noch der geschlechtlichen Aufklärung widmen: denn sie bleibt neben der Prophylaxe notwendig, auch wenn sie nicht auf eine bestimmte Formel gebracht werden kann. Früher oder später kommt ja doch der Tag, wo der Knabe oder das Mädchen entweder selbst auf die Frage nach dem Wesen der geschlechtlichen Beziehungen kommt oder aber außerhalb des Hauses eine Belehrung in irgend einer Form erhält. Ist das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern richtig, so wird sich das Kind in beiden Fällen an die Eltern wenden und diese um Belehrung bitten. Es ist Pflicht, ihnen dann die Belehrung zu geben. Denn nun ist der richtige Augenblick da, auch wenn das eine Kind erst 9 und das andere schon 12 Jahre alt ist. Die Belehrung wird sich nach dem Alter der Kinder richten, sie muß sich auf das Notwendigste beschränken, darf sich nicht zu

einem langen anatomisch-physiologischen oder gar pathologischen Vortrage auswachsen; aber sie muß immer eine wirkliche Belehrung sein. Niemals darf man das Kind dann zurechtweisen oder mit leeren Redensarten abspeisen. Eine Kasuistik läßt sich nicht aufstellen, und man kann sich nicht die Antwort auf jede Frage vorher zurechtlegen; aber daran müssen wir festhalten: einem 9-jährigen Kinde kann man nicht mit dem Storche kommen, sondern sagt ihnen ruhig, daß die Kinder im Inneren der Mutter wachsen. Jede Auskunft muß ruhig als etwas Selbstverständliches gegeben werden; damit verliert das ganze Gebiet für das Kind den Reiz des Geheimen und Verbotenen. Wenn die Kinder sich überhaupt nicht an die Eltern wenden, so ist das ein sicheres Zeichen dafür, daß sie schon einigermaßen Bescheid wissen, ihr Wissen aber den Eltern nicht mitgeteilt haben. Dann tut man am besten, in ihrer Gegenwart gelegentlich geschlechtliche Fragen zu streifen, aber immer ganz kurz als etwas Natürliches und Selbstverständliches. Dabei muß immer voller Ernst walten, den diese Dinge wahrlich verdienen, und jeder Schein von Zynismus, alles was nur entfernt an die Zote erinnert, muß peinlich vermieden werden. Hier müssen die Eltern strengste Selbstzucht üben. Tritt im Leben der Kinder ein Wendepunkt ein, verläßt etwa der herangewachsene Sohn das Haus, so bietet sich die Gelegenheit zu einem kurzen Mahnworte. Aber es sei ganz kurz. Ist der Charakter des Jünglings gefestigt, ist er gewöhnt, mit Hilfe des Willens Herr über alle seine Triebe zu sein, so hat er alles, was Eltern ihren Kindern mitgeben können. Lange Ermahnungen können dem nichts mehr hinzufügen.

Derselbe Grundsatz ist auch bei der sexualen Aufklärung in der Schule zu befolgen. Sie kann nur gelegentlich sein und muß das Eingehen in anatomische Einzelheiten vermeiden. Der Lehrer der Naturgeschichte hat nur das Notwendigste über die Art der Fortpflanzung bei den einzelnen Tierarten mitzuteilen und hüte sich davor, in diesen Dingen herumzuwühlen. Das ist unnütz und kann nur Schaden anrichten. Der Religionslehrer behandle in den obersten Klassen die sittliche Seite der Frage und setze Bekanntschaft mit den natürlichen Vorgängen voraus.

Unser Thema ist, wie gesagt, nicht leicht zu erschöpfen. Ich könnte über die Entwickelung der Schamhaftigkeit, über die Bekämpfung der Eitelkeit, über den Wert und Unwert des körperlichen Sportes und vieles andere noch manches Wort reden; aber ich fürchte, Ihre Aufmerksamkeit schon über Gebühr in Anspruch genommen zu haben.

Was hat sich nun als Ergebnis unserer Ausführungen herausgestellt? Einige alte Wahrheiten, die aber immer wieder eingeschärft werden müssen:

1) Bei jeder Erzeiehung, also auch bei der sexualen, kommt es weniger darauf an, Schößlinge zu beschneiden, als einen gesundwachsenden Stamm zu erzielen.

2) Wenn wir die Jugend schutzlos ihren Trieben überlassen oder sie aus Affenliebe in ihren Trieben befördern, so erziehen wir die Kinder nicht zu Persönlichkeiten, sondern zu willensschwachen Flegeln.

3) Die sexuale Pädagogik soll sich aus der gesamten sonstigen Erziehung von selbst ergeben und kann nun und nimmermehr von ihr getrennt werden. Ihr A und O, wie das A und O jeder Erziehung, ist Übung des Willens.

4) Eine zu lange Predigt verfehlt bekanntlich meist ihr Ziel, ebenso auch eine zu lange Moralpredigt. Da nun die sexuale Aufklärung nicht wissenschaftliche, sondern sittliche Ziele verfolgt, so sei sie kurz, ernst und gebe nur das Notwendigste. In der Erziehung sind Andeutungen oft von viel größerer Wirkung als breite Ausführungen.

Ich bin am Ende und frage mich: Habe ich in den Wind gesprochen, oder habe ich es erreicht, daß wenigstens einige, die es angeht, und die bisher dem Triebleben ihrer Kinder gleichmütig zugesehen haben, den festen Entschluß fassen, im Gegensatze zu einer verderblichen Modeströmung für sich selbst und ihre Kinder mit der Lehre vom Sichausleben zu brechen? Ich weiß es nicht. Aber wenn es der Fall ist, so danke ich Ihnen im voraus herzlich dafür und drücke Ihnen die Hand als Bundesgenossen.

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Reiseeindrücke aus Turkestan.

Von Johannes Kordes (Moskau).

4.*)

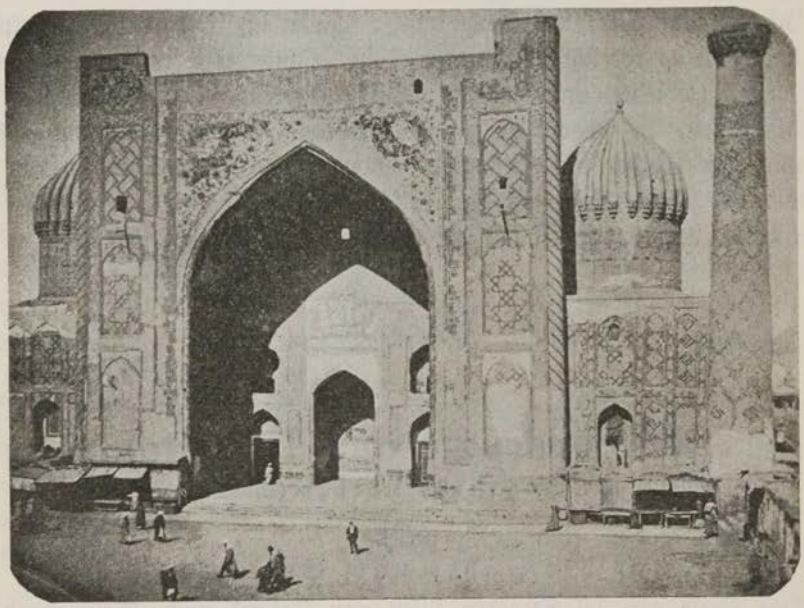
Auf der Fahrt nach Samarkand.

Eine Reise von 19 Stunden führt von Kokand nach Samarkand. Die Fahrt gewährt manchen reizvollen Blick aus dem Waggonfenster: zur linken Seite der Bahn ziehen sich hohe schneebedeckte Berge hin, die stellenweise in allen Regenbogenfarben schillern. Das sind Ausläufer des Hissargebirges. Das Land vor diesen Bergen ertrinkt geradezu in saftigem Grün. Es ist sehr heiß. Das Thermometer im Coupé zeigt + 38 R. Um der Hitze im Waggon zu entgehen, setzen sich viele Passagiere auf die äußeren Trittbretter. Das Zugpersonal verbietet es nicht, solche halsbrecherische Stellungen einzunehmen, setzt sich vielmehr auch, apathisch vor Hitze, neben die Passagiere nieder. Die Junisonne sticht unerbittlich. Kein Wölkchen am Himmel. Ab und zu schleicht man ins Coupé zurück und vertilgt eine Seltersflasche nach der anderen. Man

*) Fortsetzung der Aufsatzreihe im 1. Jahrgang (1912): „Auf dem Wege nach Turkestan“ (Heft 6), „In Kokand“ (Heft 7), „Auf dem Lande bei Kokand“ (Heft 10. 11.).

trinkt und trinkt und fühlt sofort, wie die Flüssigkeit auf der Haut geradezu wie Aether sich verflüchtigt. Der Abend bringt einige Kühlung.

Bei der uralten Stadt Chodshent wird die Vegetation noch üppiger. Der Syr-Darja, der Lebensspender dieses Gebietes, leuchtet durch riesige Baumkronen wie bleiches Silber. Diese Baumkronen verschlingen sich, wie in einem Urwalde. Auf der Station Chodshent promenieren bucharische Juden, Perser und Sarten in ihren bunten Trachten. Einige haben tief purpurne oder knallgrüne Chalats an. Neben den erwachsenen Sarten tummeln sich Kinder, die ebenso wie die Großen gekleidet sind. Die ganze Gesellschaft erinnert an bunte Ostereier: kleine und große Ostereier, die durcheinander kullern. — Drei Glockenschläge und es geht weiter. Die grauen, zum Teil gewaltigen

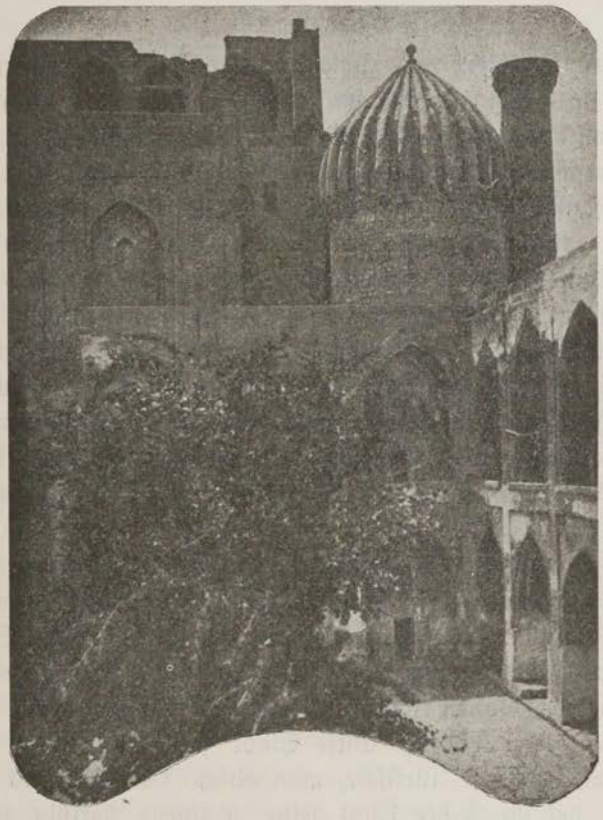


Der Rigistan-Platz und die Madrasa „Schir-Dar."

Mauerreste von Chodshent schimmern durch das Grün der Gärten vorüber. Der Syr-Darja breitet sich in seiner ganzen imposanten Breite aus. Die Sonne, eine sehr große Purpurkugel, versinkt hinter dem breiten Strome im bläulichen Dunst. Kaum, daß sie gesunken ist, hört man Frösche quaken. Das Gequake wird immer lauter, greller und übertönt sogar das Rollen der Räder, besonders an jenen Strecken, die ganz dicht neben dem Syr-Darja herlaufen. Lange Zeit leuchtet die Natur hell rosa. Der Mond geht auf: sehr groß, sehr hell, grünsilbern. Eine wunderbare Nacht steigt auf; es glühen und flammen unzählige, große, heiße Sterne auf.

Frühmorgens verläßt der Zug in der Nähe von Dschisak die ebene Fläche und führt in steiles Gebirge hinein, das sich immer näher und näher, dro-

hender und wilder bis zum Bahndamm vordrängt, als wolle er den Zug, der seine majestätische Größe und Ruhe stört, wie eine freche Eidechse zerquetschen. Dort, wo die Durchfahrt am engsten wird, blitzt an der Felswand eine große kupferne Tafel auf und darüber in Gold der russische Reichsadler. Ich lese die Worte: Николай II 1895 повелѣлъ: „быть желѣзной дорогѣ". 1898 исполнено. Sonst nichts. Aber unter dem russischen Doppeladler gewahrt man in den Fels gemeißelt lange arabische Inschriften, die noch aus den Zeiten Tamerlans stammen. Mir wird erzählt, daß diese Inschriften in hochtrabenden Worten und Vergleichen Tamerlans Siege und



Innerer Hof der Madrasa „Schir-Dar".

Kriegszüge verkünden. Noch heute heißt diese enge Durchfahrt: „das Tor Tamerlans" („Тамерлановыя ворота"). Wie die Sage meldet, sei einst an dieser Stelle undurchdringliches Gebirge gewesen, als aber der große Timur mit seinen Heerscharen aus Asien nach Europa zog, um das verhaßte Abendland der Lehre des Propheten zu unterwerfen, soll er an dieser Stelle zu Allah um Durchgang gefleht haben, und siehe: da wichen die Berge und öffneten sich wie ein Tor. Unwillkürlich wird man bei dieser Sage an Moses

und das Rote Meer erinnert. So befruchten alle Sagen einander, und jede Religion wähnt ein ganz besonderer Liebling Gottes zu sein.

Um die Mittagszeit bleiben auch die letzten Ausläufer des Hissargebirges uns im Rücken zurück, und die außerordentlich fruchtbare Ebene des Sarafschan, der zwischen den beiden Zwillingsströmen, dem Amu-Darja und Syr-Darja, dahinfließt, breitet sich vor den erstaunten Augen aus. In dieser Sarafschan-Ebene liegt Samarkand. Lange suche ich die Stadt am Horizonte. Endlich taucht sie auf mit ihren wunderbaren himmelblauen Kuppeln und bunten Minaretts inmitten saftig grüner Gärten. Der Zug hält. Wir steigen aus.

In Samarkand.

Zu meinen schönsten und zugleich wehmütigsten Erinnerungen an Turkestan gehören jene Tage, die ich im alten Samarkand zugebracht habe. Was heute an Samarkand groß ist, gehört der Vergangenheit an, einer großen, ruhmreichen Vergangenheit. Ebenso wie in Kokand, Taschkent und den übrigen Städten Turkestans, existiert auch in Samarkand, außer der asiatischen Stadt, auch noch eine europäische, die streng voneinander geschieden sind. Das europäische Viertel Samarkands ist neuesten Ursprungs, sehr regelmäßig gebaut und dadurch sehr langweilig. Die Häuser sind klein, weiß gestrichen und einstöckig. Halb Europa, halb Asien, macht diese Stadt keinen irgendwie eigenartigen Eindruck, ist sozusagen weder Fisch noch Fleisch. Auf den Straßen, und auch im hübschen Stadtgarten gewahrt man viel Militär und Beamte, die die Hitze verfluchen und sich nach Europa zurücksehnen. Aber das alte Samarkand! Welch ein Kontrast! Welch eine Orgie von Farben und buntem Leben!

Was ist Samarkand? Heutzutage eigentlich ein Haufen herrlicher Ruinen. Aber was war Samarkand? Eine Erscheinung wie ein kühner, farbengreller, schöner, stolzer Traum. Diese Stadt gehört zu den ältesten Städten Mittelasiens, und was heute an ihr groß ist, gehört der Vergangenheit an. Wie die Sagen melden, sollen schon persische Könige c. 3000 Jahre v. Chr. Samarkand gegründet haben. Diese Stadt sah den großen Alexander von Mazedonien, sah arabische, türkische, mongolische Herrscher und vor allem den großen Timur, der im Jahre 1369 seine Residenz dorthin verlegte. — In jene Jahre fällt die Blütezeit Samarkands. Einen Wunderbau neben dem anderen zauberte Timur aus dem Boden dieser Stadt empor und erhob Samarkand mit genialem Herrschertalent zum Sitze hoher Bildung und Kultur.

Das Hauptleben des asiatischen Samarkand pulsiert auf dem Rigistan-Platz und den umliegenden Bazaren. Der Rigistan ist ein großer viereckiger, fast quadratischer Platz, der Hauptplatz der Stadt. Von drei Seiten wird er durch die drei Madrasa: Schir-Dar, Tillah Kori und Ulug-Beck, von der vierten Seite aber durch Bazarbauten eingerahmt. Dieser Rigistan-Platz war einst in den Tagen des Glanzes das Herz des alten Samarkand.

Hier fanden prunkvolle Feste statt, hier wurden Heere gemustert, hier traten gewaltige Redner und Mullahs auf, die die Rache Allahs auf die Heiden niederflehten, und Tausende von Mohammedanern hörten ihnen zu. Aber auf dem Rigistan-Platz von heute, inmitten der königlichen Bauten, sah ich weder Redner noch Wahrsager, noch mächtige Feldherren oder prunkvolle Feste, — nur ein buntes Gewirr von Krämern, ich sah Bettler, schmutzige Afghanen und aufdringliche bucharische Juden; ich sah Kranke, Krüppel und Aussätzige, die sich an den herrlichen Fayencen der heiligen Moscheen herumdrückten, Heilung suchend. Jedesmal wenn ich den Rigistan betrat, umringte mich ein Schwarm zudringlicher „Führer", wobei einer den anderen von meiner Seite zu stoßen suchte, einer auf den anderen schimpfte und schrie und im schlechtesten Russisch seine Führerkenntnisse anpries. . . . . Es tauchte in mir die wehmütige Frage auf: „Wo ist das Volk von Königen geblieben?" . . .

Um Samarkands Herrlichkeiten zu genießen, vertraue man sich nur ja keinem der „Führer" an. Man wandere ruhig durch das Labyrinth der Gassen; man fürchte nicht fehl zu gehen: vor unseren Augen steigt immer irgend eine wunderbare Kuppel oder der schlanke Turm eines Minaretts in das blendende Ätherblau auf. Im Wandern durch graue Gäßchen sieht man sich plötzlich irgend einem Wunderbau gegenüber. Davor gewahrt man einen kleineren oder größeren Platz. Es ist fast immer sehr ruhig und menschenleer auf diesen Plätzen; die Gassen und Gäßchen schweigen ringsum wie ausgestorben; außer den Bazaren und dem Rigistan ist es überall totenstill.

Also steht man vor einem der Wunderbaue und versinkt in die Betrachtung seiner Schönheit. Tiefe, tiefste Stille ringum. Es ist so ruhig, daß man deutlich das Zirpen der Heimchen hören kann, die in den königlichen Ruinen nisten, ja man vernimmt geradezu das Zerbröckeln des Wunderbaues; irgendwo bricht ein Stein plötzlich los und fällt seltsam schwermütig, wie eine reife Frucht, zu Boden; irgendwo rieselt feiner gelber Sand aus den Mosaikwölbungen nieder, und umflort die blendende bunte Mosaikfassade. Ach, diese Wunderbauten — langsam, langsam, aber stetig zerfallen sie alle; kaum rührt sich irgend eine Hand, den Lauf der Vergänglichkeit aufzuhalten.

Und man wandert weiter, immer weiter mit einem brennenden Weh im Herzen, und von der Sehnsucht getrieben, vielleicht irgendwo einen Wunderbau zu finden, der nicht wie die anderen alle hoffnungslos wie Sand zerrinnt. Aber überall dasselbe wehmütige, doch schöne Bild: zerfallende herrliche Ruinen. Man lauscht, man staunt, man genießt, und will doch die Stirn verhüllen, die Augen schließen, um nicht die unbarmherzige Vergänglichkeit, des Todes unerbittliche Sense, auch in der Schönheit zu sehen.

Erfüllt von solchen Gefühlen stand ich lange vor dem herrlichen Grabmal des großen Timur. Mitten aus dem Gewirr grauer Lehmhäuser blühte dieses Grabmal plötzlich vor mir auf wie eine herrliche, aber zum Sterben müde Wunderblume. Das Mausoleum Timurs, vor dem einst die

Welt gebebt, ist groß, einfach, erhaben und — dem Verfall geweiht. Große Risse klaffen im bunten Mosaik der Fassade und in der himmelblauen majestätischen Kuppel. Durch ein zerfallendes Portal tritt man in einen kleinen Gartenhof. Hier wachsen dunkelgrüne, hohe, ernste Eisenbäume. O, welch tiefe Ruhe ringsum! Es ist stiller als in einem Klosterhofe. Ich habe mich niedergesetzt und lausche dieser großen Stille, lausche dem Frieden des Vergehens. Ich sehe mich um: kein Mensch. Bunte, grelle Blumen wachsen in verwilderten Beeten: glühender purpurner Mohn, schneeweiße herrliche Rosen, Malven, dunkelblaue Iris, rosa Oleander, Winden, Klimatis, — alles blüht durcheinander wild, üppig, inmitten zerfallender Steinquadern, und schwülduftend wie auf weltfernen Friedhöfen. Schwalben schießen vorüber, und ihr grelles plötzliches Schrillen unterbricht einzig die bleierne Ruhe. Ich betrachtete die arabischen dunkelblauen und goldenen Inschriften auf der Fassade; ich erinnere mich, daß eine von den Inschriften hier also lautet: „Das ist der Himmel, der euch versprochen ist, tretet ein, um ewig hier zu bleiben. Allah. Allah. Allah." Wieder gleiten Schwalben vorüber, und sobald ihr grelles Schrillen verstummt ist, lastet das gewaltige Schweigen noch lastender, aber auch läuternder nieder. „Das ist der Himmel, der euch versprochen ist". . .

Ich erhebe mich und gehe zum Eingang des Mausoleums. Ich trete in eine kühle Dunkelheit ein. Es riecht nach Wachs, nach Harz und Leichen. Plötzlich sehe ich mich einem weißbärtigen Greise gegenüber. Er ist hoch gewachsen, hager und furchtbar ernst. So mag Charon ausgesehn haben. Der Greis redet sartisch; ich verstehe nur das Wort Timur und nicke. Der Greis entzündet eine Kerze und zeigt nach unten. Eine finstere Öffnung klafft uns entgegen, aus der große Kühle und Leichengeruch entgegenweht. Der Greis geht voran, ich folge ihm; wir steigen einige Stufen nach unten, gespensterhaft huschen unsere Schatten an der Wölbung auf und nieder. Nun steht der Greis still und zeigt mit der Hand zur Erde. Es ist zu finster, ich kann nichts sehen. Plötzlich zucken zwei purpurne Fackeln auf, und ich gewahre in ihrem blutenden zuckenden Lichte einen Grabstein: Timurs Grab. Es ist ein einfacher schwarzer Stein, eigentlich nur eine Platte ohne allen Schmuck, aber der ganze Grabstein ist von oben bis unten mit Inschriften übersäet. Neben dem Grabe Timurs liegen noch andere Gräber, die seiner liebsten Anverwandten.

Dies Mausoleum hat noch ein Stockwerk; es liegt in Helldunkel getaucht. Durch wunderschöne arabische Fenster fällt das Licht auf sieben Grabsteine. Timurs Sarkophag besteht aus einem mächtigen schwarz-grünen Nephrit. Die sieben Steine werden von einer weißen Alabaster-Balustrade eingerahmt. Vor dieser Balustrade knieten mit dem Gesicht, zu Timurs Grabe gewandt, einige Sarten im stillsten, inbrünstigsten Gebete. —

Noch ein anderes Bauwerk besuchte ich oft in Samarkand. Es war die Moschee Bibi-Chanym, die Timur einst zu Ehren seiner Lieblingsgattin

errichtet hatte. Von allen Moscheen ist diese am stärksten zerfallen, aber die Ruinen sind wohl die schönsten Samarkands. Ungeheuere geborstene Mauern und Wölbungen, abbröckelnde Mosaiken, zerfallende gelbe Ziegel; Geruch von Moder und trockenem zerstäubendem Lehm. Die Seele horcht auf das tiefe Weh zerfallender Schönheit und Größe ringsherum. Eine riesige Moscheekuppel hat sich zufälligerweise fast noch ganz heil erhalten, und ihre türkisblaue Glasur verschmilzt wie verklärt mit dem türkisblauen Himmel. Aber daneben ragen, zerbrechlich und zerbröckelnd, gewaltige geborstene Wölbungen, Mauerreste, — Trümmer neben Trümmern.

Wieder hält man inne im Wandern inmitten herrlicher Ruinen. Wieder ist es still, totenstill. Im Ausschnitt einer majestätischen Torwölbung gewahrt

Ruinen der Moschee „Bibi-Chanym".

man zwei himmelblaue Minaretts, dann eine kleine stille Gasse, die wie ausgestorben daliegt. Die ganze Gasse wird von einem hundertjährigen Maulbeerbaum überschattet, und ab und zu gurren in seinem Gezweig braune schläfrige Turteltauben. Im Ausschnitt eines anderen Tores gewahrt man eine große zerfallende himmelblaue Kuppel, im Hintergrunde einen kleinen, sehr reinlichen Gartenhof, einige Eisenbäume und auf einem bunten Teppiche zwei hockende Sarten, die sich leise, sehr leise etwas erzählen. Plötzlich lärmt ein Schwarm lauter Spatzen vorüber, überzieht wie ein graues Netz den fernen großen fruchtbeladenen Maulbeerbaum, — und dann wird es abermals sehr still.

Nur ab und zu fällt ein Stein wie eine reife Frucht aus den herrlichen Wölbungen nieder, und gelber Sand überflort die blendende Mosaikfassade. Hierauf wird es wieder totenstill. . .

* * *

Eine hervorragende Sehenswürdigkeit Samarkands ist das große mohammedanische Heiligtum „Schach-Sinda", das eine Art eigenartiger Tempelstadt darstellt. „Schach-Sinda" liegt abseits von den meisten anderen Herrlichkeiten Samarkands auf einer sanften Anhöhe, die Afrosiab heißt. Der Sage nach soll auf dieser Anhöhe, der urälteste Teil Samarkands sich einst befunden haben. Reste dieser Stadt finden sich heutzutage meist nur in der Erde. Ausgrabungen haben Bronzegegenstände, uralte Münzen, kleine Lehmfiguren von Menschen und Tieren, Urnen und Mauerreste zutage befördert. Außerdem erhebt sich bis auf unsere Zeit die Tempelstadt „Schach-Sinda", was auf deutsch so viel wie: „Der lebendige König" bedeutet, auf der Anhöhe Afrosiab.

Diese Tempelstadt ist zum Teil noch so schön wie ein Märchen, und auch ihre Entstehungsgeschichte gleicht einem Märchen. Die Sage weiß folgendes zu berichten: Kussam, der geliebteste Vetter des großen Propheten Mohammed, dem Kussam in Gestalt und Wesen am meisten geglichen haben soll, wurde von Mohammed, als dieser auf dem Totenbette lag, nach Turkestan geschickt, um dort den Islam unter den Heiden und Ungläubigen zu verbreiten. Kussam folgte der Weisung des Propheten; er siedelte sich in der Nähe Samarkands in einer Höhle an und begann nun mit feuriger Zunge den neuen Glauben zu verkünden. Seine Predigt wirkte gewaltig; die Höhle Kussams wurde bald von Völkerscharen belagert, die seinen flammenden Worten lauschten und die Wunder anstaunten, die er in Allahs Namen wirkte; immer gewaltiger breitete sich der Islam in Turkestan aus. — Lange Jahre soll nun Kussam gepredigt und gewirkt haben, und als es zum Sterben ging, da vollbrachte er sein größtes Wunder: vor versammeltem Volke hob er sich das Haupt von der Schulter, hielt es hoch empor in der Rechten und zog sich sodann auf immerdar in die Höhle zurück, um noch heute, versunken in Gebeten, dort zu leben. Nur wenn der Prophet Isa (Jesus Christus) zur Erde niederkommen wird, dann wird auch Kussam in seiner ganzen Kraft und Größe wieder erscheinen. . . .

Sein Kommen ersehnend und erwartend haben nun die Mohammedaner über Kussams Höhle die Tempelstadt „Schach-Sinda" erbaut.

Man gelangt durch einen Park, der uralte kühl-schattende Bäume enthält, vor das bunte, hochgewölbte Mosaikportal dieser Tempelstadt. Sie besteht aus einem Komplex großer und kleiner Moscheen, die durch äußere und innere Straßen und Gänge mit einander verbunden sind. Das Ganze ist terrassenförmig am Bergabhange aufgebaut, und all die vielen Moscheen, Grab-

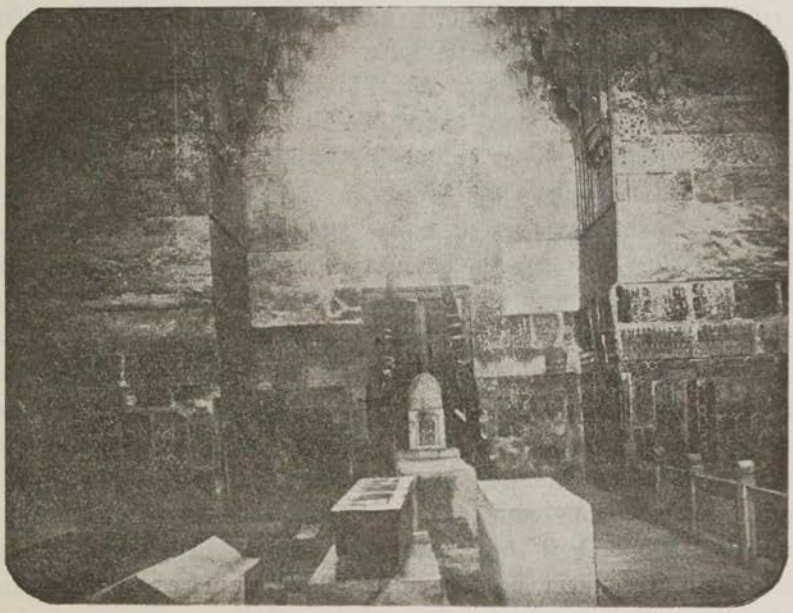
kammern, Arkaden, Nischen, Galerien, Säulen, die sich verschlingen, ergänzen, stützen, erdrücken und überragen, sind organisch wie ein Naturwerk im Laufe von Jahrhunderten entstanden und erfreuen noch heute das Auge durch die Grazie und Schönheit ihrer Linien und Formen, durch die Farbensymphonie der kostbaren Fayencen, mit denen die Wände, Portale, Arkaden, Nischen, Mauern und Kuppeln ausgelegt sind. Jahrhunderten trotzend, haben diese Mosaiken noch ganz ihre entzückende Farbenfrische erhalten, sie erfreuen das Auge durch ausgezeichnete Muster, und all die vielen hohen Mauern und graziösen Minaretts wirken so, als wären sie mit blendenden bucharischen Teppichen zu großen Festen überdeckt worden.

Aber die prunkvollen Feste werden nun lange, lange auf sich warten lassen ... Meist herrscht tote Grabesstille in der Tempelstadt „Schach-Sinda", die zugleich auch eine Totenstadt ist. Die hervorragendsten Feldherren und Staatsmänner, die nächsten Verwandten Timurs, sowie die seiner Nachfolger und Vorfahren, liegen in „Schach-Sinda" begraben. Doch hauptsächlich befindet sich hier die Höhle des „lebendigen Königs", die der Tempelstadt die große Heiligkeit verleiht. Eine schöne, edelgeformte, uralte Moschee erhebt sich über dem Eingange zu dieser Höhle. Goldene Inschriften leuchten auf den blauen Mosaiken des Portals: „Mohammed sagte: Kussam hat mein Wesen und meine Gestalt. Friede sei mit euch!" In den vielen kleinen und großen Sälen dieser Moschee herrscht allertiefste Stille, trotz den Scharen von Mohammedanern, die hier in inbrünstigen Gebeten versunken sitzen. Uralte heilige Bücher, vor allem Korane von gewaltigem Format liegen auf kostbaren Gestellen in den Ecken der Säle oder in besonderen Gemächern, die durch Vorhänge geschützt sind. Durch eine Reihe niedriger Portale gelangt man zum Allerheiligsten: zu der Höhle Kussams. Durch ein eisernes Tor, das auf ewig verschlossen sein soll, gewahrt man eine schwarze Öffnung, aus der Kühle und Moderduft entgegenweht. Widderschädel mit riesigen Hörnern, die gänzlich verstaubt sind, gewahrt man in Nischen hinter Gittern. Hie und da ragen hohe Stangen aus Eisenholz empor, an denen rote und grüne Lappen oder Roßschweife hängen. Das beweist, daß hier ein großer Prophet ruht. Außerdem gewahrt man auf einer hohen Stange eine Menschenhand, aus Kupfer geformt, die alle fünf Finger gen Himmel streckt. Das soll kundtun, daß hier ein Prophet ruht, der alles gekannt hat, wie seine fünf Finger. Unzählbar sind endlich die kleinen roten, grünen, blauen, violetten, gelben, weißen Tuchfetzen, die an allen Gittern, Ecken und Kanten angebunden sind. Das sind kleine Opfergaben betender Mohammedaner. Hier haben sie Andenken hinterlassen, damit der Prophet sich ihrer erinnere. Viele Fetzen stammen auch von Kranken, die nun Heilung und Genesung erwarten. — In verschnörkelten früharabischen Buchstaben stehen auf dem düsteren Hintergrunde der Wand die folgenden Worte: „Hier ruht ein Gesandter des letzten Propheten, der selbst ein Gesandter des Lenkers der Welten war. Friede sei mit euch!"

„Schach-Sinda" ist bis heute einer der Hauptpfeiler des Mohammedanismus in Turkestan. Wie stumme Schatten wandern durch die Gassen und Gäßchen dieser Tempelstadt Scharen von ernsten, vornehmen, sehr würdevollen Mullahs in weißen Turbans. Häufig gewahrt man auch Scharen von Derwischen, gebräunte, kräftige Gestalten mit fanatischen Gesichtern und funkelnden Augen. Sie stolzieren äußerst selbstbewußt durch die Gassen, in besonders grellen Gewändern, in bunten Turbans, und meist sehr zerlumpt. Sie hocken auch wie bunte Blumenbeete in den Ecken der Moscheen, summen etwas vor sich hin, oder murmeln knieend Gebete. Diese Derwische werden zum größten Teil noch von blindestem Fanatismus geleitet; sie veranstalten zuweilen Gottesdienste, in denen sie sich wildesten Gesängen und Tänzen hingeben; ja fast hat es den Anschein, als wollten diese Derwische in ihrem wildesten Tänzen und Gesängen, die wie religiöse Orgien anmuten, sich auflösen.

Eine solche religiöse Orgie oder einen Derwisch-Gottesdienst erlebte ich mal in der allerheiligsten Moschee der Tempelstadt „Schach-Sinda". Ich glaube, es war an einem Freitag, und die Moschee Kussams war mit Betenden besonders dicht gefüllt. Da ertönten von außen her ein wüstes Getrappel vieler Schritte und verworrene Stimmen. Schwärme von Derwischen erfüllten bald das Innere der Moschee. Klappernd fielen ihnen die Pantoffeln am Eingange von den Füßen und bildeten bald einen kleinen Wall von Schuhwerk. Nach einigen Minuten waren die Matten des Fußbodens mit Hinterköpfen bedeckt. Alle Derwische und auch die anderen Mohammedaner hatten sich mit dem Gesicht auf den Boden geworfen und verblieben eine Zeit lang in dieser Stellung. Ganz vorne saß einsam ein sehr alter weißhaariger Derwisch. Er murmelte inbrünstig und heiser eine Reihe von Gebeten. Er hob oft die Blicke gen Himmel und flehend klang seine Stimme: „Allah, Allah!" Und allmählich begannen auch die betenden Derwische aus ihrer Erstarrung zu erwachen. Die Köpfe hoben sich langsam, sehr langsam empor, die Rücken strafften sich, und langsam begannen auch die Derwische etwas zu murmeln. Immer stärker, wie Meeresrauschen, schwoll dieses Murmeln an. Es lag viel Trotz im Schrei, viel Wahnsinn und viel Zerknirschung. „Allah! Allah!" diese Worte tönten immer wieder aus einem hundertköpfigen Geheul heraus. . . Und allmählich begannen auch die Körper im Rhythmus der Stimmen sich zu bewegen. Hundert Heulende und Betende hatten sich erhoben und sich bei den Händen ergriffen; man schwang und wiegte sich nun in einem sonderbaren, zerrissenen, wilden, chaotischen Rhythmus. Dazu erscholl Geschrei und Gesang, der immer wilder, immer rasender wurde. Die meisten Augen waren geschlossen, die Körper keuchten, schwitzten und bewegten sich wie wilde Wogen hin und her. Zuerst nur auf einem Platz, aber allmählich setzte sich der wilde Menschenschwarm in Bewegung; er kreiste wildchaotisch wie ein Kreisel um sich selber. Immer wilder, immer rasender. Die meisten Gesichter verzerrten sich, mir war, als sähe ich Schaum auf vielen

Lippen. Plötzlich schien es, als wäre irgend ein rasender Gott in die Mitte dieses Menschenklumpens hineingefahren. Der Knäuel preßte sich plötzlich in allerwildester Orgie zu einem gewaltigen Fleischklumpen zusammen. Hundert wildverzerrte Arme griffen in die Luft, als wollten sie dort irgend etwas ergreifen. Die Arme krümmten sich wie Nattern im Krampfe, ebenso krümmten sich unten die zusammengepreßten Körper. Dazu erscholl ein betäubendes Geheul. Allmählich lösten sich von diesem Knäuel einige Gestalten ab. Sie sanken wie leblos zu Erde nieder, oder sie wurden vom rasenden Menschenklumpen zur Seite geschleudert, wie bunte Fetzen durch ein kreisendes Riesenrad. Schon lagen fast ein Dutzend Gestalten wie betäubt am Boden, aber der wilde Knäuel beachtete sie nicht, sondern wirbelte erbarmungslos weiter



Timurs Grabmal.
(Der schwarze Stein in der Mitte ist Timurs Sarkophag.)

um sie herum. Waren das Derwische, die körperlich schwach waren, oder solche, die der erflehte „Gott" schon erfüllt hatte? Außenstehende Mohammedaner drängten sich an diese Liegenden heran, suchten mit ehrfürchtiger Scheu sie zu berühren, und taten das oft fast mit Lebensgefahr, denn der wilde Menschenknäuel wogte noch immer ekstatisch und drohte sie mitzureißen, niederzuschlagen, zu zerfetzen. Aber immer kleiner wurde allmählich dieser Menschenknäuel, immer größer die Zahl der besinnungslosen starren Menschenklumpen am Boden, immer heiserer erscholl das Geschrei. Bald schwankten nur noch einige Engverschlungene wie Betrunkene winselnd hin und her, endlich sanken auch sie nieder. — Nun nahten die Außenstehenden, be-

trachteten mit stummer Verehrung die Liegenden, umarmten sie, und trugen sie allmählich bei Seite.

Es lag zweifellos viel Ekstase in diesem Gottesdienste, viel Wucht, aber auch ungeheuer viel Roheit, Dumpfheit, Wildheit. Aber jedenfalls fühlte man, daß der Gott der Mohammedaner noch lange nicht gestorben ist. . . .

* * *

Eine recht interessante Sehenswürdigkeit Samarkands, die man nicht ohne ein Gefühl der Wehmut betritt, ist der einstige Palast Timurs. Von den früheren Herrlichkeiten ist hier nicht viel zu sehen. Der Zahn der Zeit, Kriege, Erdbeben und die Herrschaft der Russen haben mit der früheren Pracht stark aufgeräumt. Die Moscheen und Hochschulen werden von den Russen recht schonungsvoll behandelt, nicht aber die Wahrzeichen früherer politischer Macht eines fremden Volkes.

Der frühere Palast Timurs dient heutzutage als Munitionsarsenal. Aber vor dem Hauptheiligtum dieses Palastes ist dennoch Halt gemacht worden: dieses Heiligtum ist der einstige „Thronstein" Timurs, der im früheren „Audienzsaal" des Palastes sich befindet. Auf diesem großen, grünlichen Marmorstein sitzend empfing der ehemalige gewaltige Herrscher des Morgenlandes seine Vasallen und Heerführer, sowie die Gesandten, die dem „Glanze seines Antlitzes" Huldigungen und Geschenke fast aus allen Enden der damaligen bewohnten Welt darbrachten. Welch bunte Pracht mag einst vor diesem Thronsessel geherrscht haben! Gehorchte doch eine Zeitlang ganz Mittelasien dem gewaltigen Szepter Timurs, von China bis an die Mauern des heiligen Moskauer Kremls. Persien und Indien, Syrien und der Kaukasus beugten sich unter dem Schwerte Timurs, der unendliche Schätze in seinem geliebten Samarkand zusammentrug und die Stadt immer mehr zu einem Hort der Kultur und der Wissenschaft emporhob. Und nun? Sein Palast dient jetzt als Arsenal, sein Thronsteig ist von einem Wall fremder Waffen umgeben, und die herrlichen Zeugen einer einstigen hohen Kultur zerrinnen buchstäblich immer mehr in Sand, zerfallen in Schutt und Moder . . .

Eine andere interessante Sehenswürdigkeit Samarkands ist das „Grab Daniels". Der Mohammedaner glaubt, wie einst auch heute noch, an die Heilkraft von Reliquien, Amuletten und Gräbern, und als der große Timur noch die halbe Welt regierte, ließ er auch die Gebeine des Propheten Daniel nach Samarkand bringen, um die religiöse Bedeutung dieser Stadt zu heben. Unweit der Tempelstadt „Schach-Sinda" erhebt sich bis heute noch das Mausoleum mit seinen heilig verehrten Resten. Dieses Grab besitzt eine sonderbare Eigenschaft: es wächst. Die schlauen Türhüter des Grabes machen dem Volke kund, der Tote lebe im Grabe, man müsse nur Speisen an sein Grab tragen, und zum Beweise dafür, daß Daniel lebt, vergrößern sie jährlich um einige Zentimeter seinen Grabhügel, der nun so lang wie eine Schlange ist.

Das Volk glaubt der Fabel, trägt Speisen ans Grab, und die Türhüter freuen sich des Lebens . . . Unwillkürlich denkt man hierbei an die Worte Napoleons: „Vom Erhabenen bis zum Lächerlichen ist oft nur ein Schritt".

* * *

Noch manche andere bedeutende Sehenswürdigkeiten besitzt Samarkand; doch würde es zu weit führen, alle Schätze, alle Schönheiten, alle Seltsamkeiten dieser Stadt hier schildern zu wollen. Ich kann nur einen Rat geben: möge jeder sich diese eigenartige Welt selber ansehen und zwar so schnell wie möglich, denn die Zaubertrümmer Samarkands zerfallen von Jahr zu Jahr immer mehr, ja sie zerfallen täglich, stündlich. Und nach einigen Erdbeben wird vielleicht überhaupt nichts mehr vom alten Samarkand zu sehen sein, es wird, wie ein allzuschönes Märchen, von der Erde verschwunden sein. . . .

Und vielleicht fiel mir auch deshalb der Abschied von dieser zerfallenden, wundenreichen Wunderstadt nicht leicht. Schönheit ist wohl gesteigertes Leben, und darum nimmt das Menschenherz auch so schwer Abschied von schönen Dingen, besonders wenn es auf immer sein soll.

Unvergeßlich bleibt mir meine letzte Abschiedsnacht in Samarkand, die so reich an Schönheit, Wehmut und Trauer war. Ich saß im Park der europäischen Stadt; es war eine kristall-blaue Vollmondnacht, klar wie am Tage. Still, still war alles ringsum. Kein Hauch rührte sich. Kerzengrade erhoben sich hohe, dunkelblaue Eisenbäume; der Vollmond stand hoch und strahlend am Himmel. Sein Licht war so stark und blendend, daß die unzähligen Sterne in der blauen Mondhelle des Firmaments kaum zu sehen waren.

Ich sah in den blendenden Glanz dieser kristallklaren Nacht empor und plötzlich überkam mich eine heiße Sehnsucht, noch einmal und gerade jetzt in diesem Geisterlichte Samarkands Zaubertrümmer zu sehen, Abschied von ihnen zu nehmen. Ich erhob mich und schlug den Weg zur asiatischen Stadt ein. Süß dufteten verborgene Rosen im schülen Parke, hier und da leuchtete weißer Jasmin aus der Dunkelheit der Eisenbäume, es summten große Ligusterschwärmer. Ich trat aus den Baumwölbungen des Parkes heraus und die Helligkeit der Nacht war so stark, daß die Augen fast schmerzten. Eine sartische Droschke auf wiegenden Gummirädern jagte an mir vorüber; ich rief sie an, und bald fuhren wir nach „Schach-Sinda", zum Afrosiab, jener Anhöhe bei Samarkand, von der sich ein so herrlicher Blick auf die Stadt darbietet.

Unvergeßlich bleibt mir diese nächtliche Fahrt durch das mondhelle asiatische Samarkand, vorüber an den Zaubertrümmern. Die Stadt schlief. Die Gassen lagen still, blauhell, klar wie am Tage. Dunkle, scharfe, gespensterhafte Schatten warfen die Bäume, die Basarreihen, die Häuser, die Moscheen

und Minaretts. Schnell liefen die flinken Pferde. Wir schwebten lautlos vorüber am Palaste Timurs, vorüber an seinem Grabmal, vorüber am Rigistan, vorüber an den hochgewölbten grabesstillen Tempelresten Bibi-Chanyms, und allmählich stieg, schön wie ein Märchen, „Schach-Sinda" im Mondblau empor.

In der Nähe dieser Tempelstadt, auf der Anhöhe Afrosiab, stieg ich aus und war so sehr im Banne dieser seltsamen Nacht, daß ich mich kaum gewundert hätte, wenn der „lebendige König" mit seinem Haupte in der Rechten mir hier erschienen wäre: ja fast vermißte ich ihn. Ich trat in die schweigenden Hallen dieser Tempelstadt, und laut hallte mein Schritt auf dem gepflasterten Boden. Zu einer Säulenreihe schritt ich hin, von der sich der herrlichste Blick auf Samarkand darbietet. Ein Hamster schnellte aus einer dunklen Ritze zu meinen Füßen empor und huschte vorüber mit leisem Pfeifen. Ich zuckte zusammen. Nein, es war nicht der „Lebendige König".

Ich blieb stehen, wandte mich zur Stadt um und blickte wieder auf das mondhelle Samarkand. Ich schloß die Augen; es war schön, o, es war märchenschön: Samarkand im Mondblau. Der Blick bezauberte, ja er berauschte. Wie aus Mondglanz gewoben, durchsichtig und rein erschienen nun die Wunderbauten dieser Trümmerstadt.

Ich lehnte mich an eine der Säulen und staunte in das Bild. Nun schienen diese Trümmer lebendig zu sein. Der Zauber der Nacht hatte ihnen Leben eingehaucht. Ich sah und sah auf die Stadt, die Trümmer, die Minaretts, die Kuppeln, die Wölbungen, die Kirchhöfe, die Moscheen, die Grabdenkmäler — und sie alle waren in jenen Augenblicken so überirdisch-schön, so lichtdurchwoben, so erdenfern, daß ich mit klopfendem Herzen fürchtete, all diese monderhellte Sagenpracht vor meinen Augen würde jetzt, jetzt gleich zergehen, zerfließen, wie ein wunderbarer Traum ... Lange staunte ich nieder, in die hohe Pracht ... Und erst als die Morgenröte den Horizont rosig zu färben begann, als die Zauberkonturen immer schärfer und tagessicherer wurden, bestieg ich wieder den Wagen und schwebte zurück in die europäische Stadt, doch mit geschlossenen Augen, Samarkands Zaubertrümmer in der Seele tragend ...

(Schluß folgt).

❀ ❀ ❀

Nachdruck verboten.

Deutsche und Polen in Clara Viebigs Roman „Das schlafende Heer".

Von Gotthold Schulz-Labischin (Posen).

Links an der Chaussee, die von dem Fabrikdorfe Montwy im Kreise Hohensalza nach Kruschwitz am Goplosee führt, erhebt sich ein Berg. Kein eben hoher, dazu von geringer Ausdehnung in Länge und Tiefe. Tut nichts: des

polnischen Volkes Sage verlegt in ihn ein gar gewaltiges Heer von dreimal hunderttausend gewappneten Kriegern, die in ihm, bewacht von der heiligen Jadwiga, in todähnlichem Schlummer liegen, aus dem sie am „Tage der Vergeltung" erwachen, hervorbrechen, die Feinde der heiligen polnischen Erde vernichten und das alte Polenreich wieder aufrichten werden. Es ist die Sage vom „Schlafenden Heer".

In der ganzen Provinz ist sie dem Volke in dieser Fassung seit langem bekannt. In der näheren Umgebung des Berges, in Kujawien, erweiterte man sie mählich. Besondere Einzelheiten, die zum Teil mit der Grundsage in manchem variieren und außerordentlich charakteristisch sind, kamen hinzu. So haben Leute, die in stiller Nacht am Berge vorübergingen, nicht nur Waffengeklirr aus dem Innern gehört (das könnte auch von Schlummernden, in Traumbewegungen etwa, hervorgerufen werden), sondern, dumpf aus der Erde heraufklingend, haben sie den Schall taktmäßigen Marschierens und Exerzierens vernommen.

Das Volk glaubt das in heiliger Überzeugung. Glaubt auch die folgende Erzählung: Als eines Tages ein Bauer Korn nach Kruschwitz fuhr, hielt ihn ein Soldat, der, Ausschau haltend, auf dem Berge stand, an und ersuchte ihn, ihm seine Ladung zu verkaufen. Der Bauer willigte ein, lud das Korn ab und trug es, dem Führer folgend, zum Berge, in dem an einer Stelle mit einem Male eine Öffnung, einem Tore ähnlich, sich auftat. Im Innern sah er dann ein gewaltiges Lager schlafender Krieger. Einen von ihnen berührte er im Vorübergehen. Der dehnte und reckte sich wie ein aus müdem Schlaf Erwachender und wollte aufspringen. „Ieszcze nie czas!" (Noch ist's nicht an der Zeit!) flüsterte ihm der Führer zu, worauf der Mann in seinen Schlaf zurücksank. Der Bauer erhielt sein Geld, ging zurück, und der Berg schloß sich hinter ihm. Eine kleine Vertiefung zeigte die Stelle, wo er hinein gegangen war, vollständig einem Tore gleichend. (Man zeigte sie uns, wenn wir als Schüler von Hohensalza aus Montwy besuchten. Mit einiger Phantasiegabe kann man sie noch heute für ein Tor halten.)

Beide Erzählungen weichen von der Grundsage in der Hinsicht ab, daß nach ihnen das Heer nicht in dauerndem, todesähnlichem Schlummer liegt. Es übt. Es braucht Lebensmittel. Widerspruchsvoll erscheint in der letzten hübschen Geschichte freilich die Äußerung: „Ieszcze nie czas!" Doch das Volk verbindet eben naiv das Neue mit dem Alten. In jedem Falle sind diese Erweiterungen der Urfassung der Sage überaus charakteristisch. Sie sind, soviel ich erfahren konnte, vor etwa achtzig Jahren hinzugekommen. Bis zu jener Zeit also in der Volksseele, aus der heraus die Sagen entstehen, der Gedanke rein passiven Widerstrebens und tatlosen Wartens, von da ab auch in der Sage das Widerspiegeln des aktiven Widerstandes, der ja damals etwa tatsächlich einsetzte, greifbare Formen anzunehmen begann. Auch in der breiteren Masse des Volkes.

Seitdem hat sich die hochpoetische Sage nicht weiter entwickelt. Konnte es auch nicht. Das „schlafende Heer" — die Macht des nationalen Empfindens — konnte im „Berge" — dem Herzen des Polenvolkes — wohl aus dumpfem Traume erwachen, konnte ein „harrendes" Heer im Volksempfinden werden, das nicht tatlos schläft, sondern sich bewußt auf den kommenden Tag vorbereitet, dessen Zukunftsträume durch Zufuhr von Lebensmitteln immer wieder genährt werden mußten, daß sie lebendig bleiben im Herzen des Volkes — aber damit war die Sage eben erschöpft. Es gab keine Möglichkeit weiter, als des Tages zu harren, da die Tore des Berges sich öffnen dürfen. Die Volksseele schreckte und schreckt vor brutal-offener Auflehnung zurück. (Die künstlich hervorgerufenen Aufstände, die hie und da aufflammten, sagen nichts dawider.)

Aber zum Symbol ist seitdem die Sage geworden und lebt als solches tiefst im Innern der Seele des Volkes. Ein heiliges Symbol, zu dem es aufschaut im — Kampfe. Denn der Kampf ist ja längst entbrannt, wird je länger, je bewußter geführt. Kein offener Kampf mit Waffengewalt. Der wäre völlig aussichtslos. Kein noch so starkes und tapferes Heer aus dem „Lysa Gora" könnte ihn zum Siege reifen lassen. Aber er wogt auf dem Gebiete der modernen Kolonisation. Es ist ein Kampf mit der Pflugschar. Um die Scholle. Ein friedliches Ringen scheint's. Und ist doch grimm und unerbittlich. Und tausendmal schwerer, als es einst mit den Kriegern des „schlafenden Heeres" sein würde.

Das aber kann nur immer noch harren des Tages, da offen es hervorbrechen und ausholen darf zum letzten entscheidenden Schlage, heißt das: sobald durch die Macht zufällig sich ergebender Verhältnisse in der Weltlage sich einmal die Gelegenheit bietet.

In dieser Beziehung durfte Clara Viebig ihren großen Ostmarkenroman, in dem sie den in scheinbarem Frieden heftig tobenden Kampf zwischen Germanentum und Slaventum dichterisch schildert, „Das schlafende Heer" betiteln.

Ganz fraglos ist der Roman die bisher bedeutendste Darstellung der brennenden preußischen Polenfrage unsrer Zeit in der Literatur. Ich sage die bisher bedeutendste. Denn so meisterhaft es der Verfasserin vielfach gelungen ist, das rastlose Ringen zweier Nationen mit dem Endziel, daß die eine unterliegen muß, zu schildern und das Land und seine politische Zerklüftung anschaulich darzustellen, so dankbar wir, die Kinder dieses Landes, auch diesen Roman begrüßten, der „die wichtigste Aufgabe" der preußischen Regierung weitesten Kreisen im Reiche dichterisch nahe zu bringen versucht, so laut wir anerkennen müssen, daß das Meiste in seinen Einzelheiten verblüffend genau geschaut und mit hoher Kunst gezeichnet ist — wir hoffen, daß noch einmal ein größerer Künstler erstehen wird, der, bei gleicher Objektivität, auf diesem gewaltigen Hintergrunde ein Dichtwerk schafft, das — rein befriedigt!

Das (obwohl es zweifellos möglich gewesen wäre, es zu erreichen!) tut das Viebigsche nicht. Man legt das Buch aus der Hand mit der Empfindung, als hätte die Verfasserin als Deutsche in der Absicht, nur um Gottes willen nicht etwa parteiisch zu erscheinen, sich nicht genug daran tun können, in der Schilderung der Vertreter des Deutschtums dunkelste Schattierungen aufzulegen. Kein Lichtblick, wie wir auch auf ihn harren! Keine Gestalt auf deutscher Seite, an die wir auch nur die leiseste Hoffnung anknüpfen könnten: Sie steht an rechter Stelle! Solcher Leute bedarf es, wollen wir den Sieg erringen!

Schauen wir uns die Gestalten der Dichtung nun näher an.

Da stehen auf deutscher Seite — und sie bilden den Mittelpunkt der Handlung, um die sich die weiteren Gestalten bewegen — zwei Familien. Die des Freiherrn Hans-Martin v. Doleschal auf Niemczy und die des aus der Rheingegend eingewanderten Ansiedlers Peter Bräuer. Beide Familienoberhäupter sind, wie alle anderen Gestalten des Romans, in ihrer Absolutheit betrachtet, fast durchweg prachtvoll gezeichnet. Bei einem Werke jedoch, das wie das „Schlafende Heer" eben nicht allein künstlerisch, sondern in fast noch höherem Maße politisch interessiert, wird man ja geradezu immer wieder gedrängt, solche Erscheinungen darauf hin zu betrachten: Was bedeuten diese Menschen sozial, gesellschaftlich und politisch im Kampfe um die Scholle in der Ostmark? Und vor allem: Mußten Männer ihrer Art das Deutschtum repräsentieren, und sind sie, wie sie es tun, glaubhaft geschildert?

Beide Fragen bejahe ich bei dem Ansiedler Peter Bräuer und seiner Familie ohne weiteres. Denken wir nur immer daran, daß es der Verfasserin darauf ankommt, ein photographisch getreues Bild der Verhältnisse zu geben. „Seht, so ist es!" will sie sagen. Und: „Wohin soll das führen?"

Da sind dieser Mann, seine Frau, seine Kinder, um die Maßnahmen und Ergebnisse der preußischen Ansiedlungskommission zu charakterisieren, bis in die kleinsten Einzelheiten entzückend naturgetreu hingestellt, und all ihr Handeln (bis auf eine Einschränkung bezüglich Valentin Bräuers, des ältesten Sohnes,) folgerichtig bis zum ꝛc entwickelt. Der alte Bräuer mußte auch der Mann sein, der, wie viele, aus dem blühenden Westen in die Ostmark gezogen ist, einzig und allein in der Hoffnung und Absicht, hier schneller und leichter mit Hilfe von Staatsmitteln der Ansiedlungskommission sein kleines Vermögen zu vergrößern.

„Darum bin ich ja extra hiehin gekommen, um in kürzerer Zeit wat vor mich zu bringen. Wenn ich dat hab', dann werd' ich schon wieder gehn. Meinen Se, ich möcht' mein Leben zu End' führen hier in Ihrer Provinz? No, so dumm bin ich doch nit!"

Was ist ihm, dem Fremden, diese „lausige Ostmark"?

„Hier muß mer sich ja plagen, genau so wie wo anders—ne, noch viel mehr!"

Der soll hier heimisch werden, die blutgedüngte Scholle mit hingebender

Liebe beackern, ein Bollwerk des Deutschtums sein dem polnischen Bauern gegenüber, dem diese Erde eben — Heimat ist, an der er mit inbrünstiger Liebe hängt?

„Wenn ich dat all ganz genau gewußt hätt', wär' ich garnit hierhin gekommen, da hätt' ich doch eben so gut nach Amerika auswandern können!"

Dieser Bräuer und seine Familie mußte zum andern katholisch sein. Und seine Frau, das „Kettchen", eine so strenge, naiv-gläubige Katholikin, die in dem polnischen Vikar den Mann sieht, zu dem sie in höchstem Vertrauen, eben weil er Geistlicher ist, in allen Lebenslagen aufschaut.

„Ja, ja, es würde wohl schon das Rechte sein: der Herr Vikar hatte es ja gesagt!"

Und der Mann, der anfangs auf den Vorwurf Doleschals: „Sie müssen doch Ihre Kinder, Ihren Sohn da, dem Vaterland erhalten!" noch entrüstet sagt: „Och, wat dat anbelangt, de kann in Amerika eben so gut deutsch bleiben wie hier" und: „Katholisch sind wir, aber polnisch sind wir darum doch nicht!", die Frau, die sich zuerst doch tiefunglücklich fühlt, und sich beschwert, daß sie die polnische Predigt nicht versteht, sich dann aber tröstet — „sprachen denn nicht im rheinischen Dom die Priester latein?" — die sehen bald nach kurzem Widerstande zu, wie ihre Kinder im Religionsunterrichte polnisch lernen, polnische Lieder singen, polnische Spiele spielen.

„Es war ja wirklich ganz gleich, ob man die Gebote Gottes aus dem Katechismus auf polnisch hörte oder auf deutsch. Gottes Gebote bleiben immer dieselben, darin mußte sie dem Vikar auch wieder recht geben. Und daß das Settchen jetzt genug polnisch verstand (um dem polnischen Religionsunterricht folgen zu können), war ja auch wahr. Man konnte es von dem Herrn Vikar, der ohnehin so unendlich viel zu beschicken hatte, wirklich nicht verlangen, daß er um eines einzigen Kindes willen den ganzen selben Unterricht auch noch einmal auf deutsch wiederholte."

Und wenn der alte Bräuer auch zuerst, als der Sohn ihm seine Liebe zu der Polin Stasia gesteht, empört aufbraust: „So en Polackenmensch willste heiraten?", die Frau holt sich beim Vikar Rat, und als der es befürwortet (er weiß ja, warum: die Frau wird in der kommenden Familie herrschen, etwaige Kinder polnisch erziehen!) schwindet bald aller Widerstand.

„Was schadete es, daß sie polnisch war und er deutsch—waren sie nicht alle beide katholisch?"

Es ist prächtig beobachtet und geschildert, wie diese urdeutsche Ansiedlerfamilie allmählich ins Polnische hinüber zu gleiten beginnt. Man atmet ordentlich auf, als sie nach drei Jahren das Land wieder verläßt und wird schmerzlich daran erinnert, wie in ähnlicher Art die große Gemeinde der Bamberger s. Z. in der Umgebung Posens in zweiter Generation bereits dem Deutschtum verloren ging.

Doleschal hat vollständig recht, wenn er den jungen Bräuer anfährt:

„Sie begeben sich ja Ihres Deutschtums (wenn er die Polin heiratet!), Mensch, noch gehen kein halbes Dutzend Jahre ins Land, so haben Sie Ihr Vaterland schon verleugnet, Ihren ehrlichen deutschen Namen Bräuer in Browar, Browarski oder in Gott weiß was umgewandelt!"

Hundertfache Beispiele gibt's ja, denen wir oft im Lande begegnen. Die Verfasserin selbst gibt in ihrem Roman zwei solcher Typen: den Förster Frelikowski, der eigentlich Fröhlich heißt, und den Inspektor Szulc.

So muß es auch mit dem jungen Bräuer gehen. Die Nationalität der Frau ist, wie gesagt, in den meisten Fällen hier bestimmend. Und wir sehen denn auch, wie das Haus des Jungverheirateten mählich hinübergleitet. Schon die Traurede wird polnisch gesprochen, allein polnische Hochzeitsgebräuche werden eingehalten. Sein Haus, der neue deutsche Ansiedlerkrug, wird bald polonisiert. Polnisch wird die Ware gefordert, dargereicht und angekreidet. Ja, so mußte es kommen — die Prämisse vorausgesetzt, daß Valentin („Walenty" klingt ihm viel hübscher) Bräuer sich überhaupt in diese Stasia so gradezu maßlos verliebt, „dat ich sterben muß, wenn ich sie nit krieg'." Und das uns glaubhaft zu machen, ist der Dichterin nicht ganz gelungen. Dieser frische, flotte, anfangs so selbstbewußt geschilderte Junge, der ehemalige schneidige Deutzer Küraſſier, (voll Stolz zitiert er vor Doleschal seinen Fahneneid), der so manche Liebschaft schon durchgemacht hat, der zudem ein richtiger Bauernsohn ist, der sehr reell denkt und im Rheinlande ein Mädel mit Vermögen sitzen hat, die ihn mit Freuden nehmen würde, — diesem forschen Jungen mit offenen Augen traut man die verdammt sentimentale Schwäche uud Willenlosigkeit nicht zu. Nicht das blinde, fast tölpelhafte Hineintaumeln in die Netze der arglistigen Polin. Das Ganze mutet stark konventionell an. Für die sogenannte „bezaubernde" Macht der Polinnen (sie sind in dieser Gesellschaftssphäre wirklich nicht eben berückend), zu denen der arme Deutsche in sinnloser Leidenschaft entflammt (für Frauenromane früherer Jahrzehnte eins der abgedroschensten Themen), hat der Kenner nichts übrig. Die Dichterin hat hierwohl starke Schatten aufsetzen zu müssen gemeint, um desto überzeugender zu zeigen: Hunderte junger deutscher Männer werden auf diese Art polonisiert werden, wenn das selbst bei solchem an und für sich prächtigen Kerl wie Valentin Bräuer möglich ist. Denn diese Willensschwäche und Liebesleidenschaft bei ihm einmal angenommen, ist die Entwickelung der Handlung auf das Folgerichtigste durchgeführt.

Der junge Mann stirbt schließlich einen geheimnisvollen Tod. Die Familie verläßt enttäuscht das Land und kehrt zum Rhein zurück. „Et is mich verleid't hier. Gott sei Dank, daß ich loskomm!" sagt der alte Bräuer finster. Und mit welch frohen Hoffnungen war er einst den Ansiedlungsrufen gefolgt! „Adjüs, Madam! Wir gehen fort, Sie bleiben hier — Gott tröst' Sie!" Mitleidig sagt's Frau Kettchen zu Frau v. Doleschal. . .

Ja, so mußte es kommen! Wahrhaft bis zur Grausamkeit hat Clara Viebig das gezeichnet. Man muß ihr's danken und daraus lernen. Und man

hat gelernt. Hat eingesehen, daß unter den Besten der sich meldenden Ansiedler noch schärfste Auswahl getroffen werden muß, daß vor allem, so lange die Kurie nicht deutsche katholische Pfarrer für die neuen Gemeinden hergibt, es ein ungemeines Wagnis ist, katholische Ansiedler in die Ostmark zu holen, sie der polnischen Geistlichkeit auszuliefern. Ein Unding! Mehr noch: leichtfertiger Verrat am Deutschtum!

Der Ansiedlungsgedanke erleidet schmähliches Fiasko. So in die Tat umgesetzt, mußte er es. Das zu beweisen, mußte Frau Viebig auch gerade eine so geartete Familie vorführen, wenn anders sie ein klares Bild der damaligen Verhältnisse geben wollte.

Nun aber die Doleschals, die andere, die ansässige Familie, der leidende Held des Buches vornehmlich, der Freiherr Hans-Martin v. Doleschal. Gewiß ist auch er, wieder in seiner Absolutheit betrachtet, im großen ganzen wundervoll geschildert. Eine Prachtgestalt ist es sogar teilweise. Mit unendlicher Liebe und treuer Sorgfalt behandelt. Aber, selbst so absolut, rein künstlerisch betrachtet, doch nicht ohne Fehler.

Wenn ein Mann von der Art des aus der Fremde eingewanderten Bräuer sich in die ostmärkischen Verhältnisse niemals einfügen, niemals bodenständig werden, seine Aufgabe in keinem Falle begreifen, viel weniger sie erfüllen kann, so verstehen wir dies. Daß aber Herr v. Doleschal, der Eingeborene, dessen Vater und Großvater bereits in der Provinz gesessen haben, so über alle Maßen fremd seiner Umgebung gegenüberstehen soll, das kann uns die Dichterin, und mag sie ihn uns als einen noch so idealen Schwärmer und überschwänglichen Phantasten hinstellen, nicht glauben machen. Ja, wenn auch er mit seinen besten Absichten und dem reinsten Wollen sich eben erst angekauft hätte, aus Liebe zum Deutschtum, dann würden wir ihr folgen können, würden wir durch die Tragik seines Schicksals erschüttert werden. Als Alteingesessener, der so verständnislos darauf loswirtschaftet, muß er uns ja schließlich als reiner Tor erscheinen, wirkt er, Gott sei's geklagt! manchmal grade zu komisch. Und das war doch keineswegs die Absicht. Auch sein jämmerliches Ende durch Selbstmord — er schießt sich eine Kugel durch den Kopf, im Glauben, seine Ehre verloren zu haben, weil eine fanatische Horde ihn, nach heftigster Gegenwehr(!), wie einen Buben geschlagen und bespien hat, — ist nicht recht glaubhaft begründet. Rein künstlerisch betrachtet, zwei Fehler in der Schilderung dieser Gestalt. Sehen wir mal von ihnen ab, besonders von dem ersten, dem schweren, und schauen wir zu, wie dieser Vertreter des Großgrundbesitzes seinen Platz im Kampf um die Scholle ausfüllt.

Dieser Träumer und Phantast ist in der Heimatprovinz erzogen. Hat mit polnischen Jungen auf dem Gymnasium die gleichen Bänke gedrückt. Jahre lang. Hat also die beste, ich möchte fast sagen, einzige Gelegenheit gehabt, polnisches Wesen und Eigenart von Grund aus kennen zu lernen. Dann wird er Soldat. Gardekürassier. Der Träumer und Schwärmer bringt's sogar bis zum Ritt-

meister. Nach dem Tode des Vaters übernimmt er Niemczy. Im 12. Jahre bewirtschaftet er das Gut, das er in Deutschau hat umtaufen lassen, als der Roman einsetzt.

Er ist eine durchaus vornehme adlige Natur, von reinstem Wollen beseelt. Die stärkste Triebfeder all seines Handelns ist seine nationale Gesinnung. In rein polnischer Umgebung deutsch zu bleiben und auf sie einzuwirken, sie fürs Deutschtum zu gewinnen, ist sein stetes, heiliges Bestreben gewesen.

„Deutsch, deutsch, das ging vor allem! Deutsche, hoch das Panier! Schwarz-weiß-rot, in diesem Zeichen wollen wir siegen!"

Es war ein unaufhörliches Ringen, ein stetes, zerreibendes Auf-der-Wacht-stehen auf heißem Boden. Und doch sieht er keinen Erfolg seiner Bestrebungen. Das hat mählich eine verhängnisvolle Reizbarkeit des Empfindens in ihm ausgelöst, eine beklagenswerte Überspannung seines nationalen Bewußtseins hervorgerufen. Als wir ihn kennen lernen, steht er einsam in der ihn umgebenden Welt. Die polnische Bevölkerung haßt ihn — hat man ihr doch seit langem eingeredet, der Freiherr wolle sie nicht nur deutsch machen, auch dem heiligen katholischen Glauben wolle er sie entfremden. — Die Deutschen stehen seinem prononcierten Hervorkehren des Deutschtums abweisend gegenüber, fühlen sich durch die von je etwas aufdringliche, schulmeisterliche Forderung, es ihm gleich zu tun, gereizt.

Noch hält er seinen Idealismus hoch. Sein Optimismus ist noch ungeschwächt. Ob er noch so viel Enttäuschungen bereits erfahren hat, der kleinste Erfolg läßt seinen optimistischen Glauben neue Blüten treiben. Ein unverbesserlicher Schwärmer! Der bleibt er fast bis zum Schluß:

„Was sind die Unannehmlichkeiten und Widrigkeiten, die man durchgemacht hat! Sie schrumpfen zusammen, werden winzig klein vor einem großen Gedanken!"

Der richtet ihn immer wieder auf, der große Gedanke des Deutschtums, so oft ihn auch der Unmut übermannt und ohnmächtige Wut, zage Furcht, ja Verzweiflung ihn niederzwingt, wenn er sieht, daß alles Streben vergebens ist. Das Deutschtum behält für ihn seine überzeugende Kraft:

„Wenn man, wie wir, auf so vorgeschobenen Posten steht — eigentlich exponiert — ohne rechten — nun, wie soll ich sagen? ja, ohne rechten Rückhalt, dann klammert man sich umso fester an sein Deutschtum an. Es wird einem A und O. Man steift sich drauf!"

Und von dieser überzeugenden Kraft gestärkt, kann er, die traurigste Lage, in der er sich befindet (als er die deutsche Wahlversammlung verläßt) verkennend, (seine Wahl ist völlig aussichtslos, doch ihm genügt es, sie zu erhoffen, weil es ihm gelungen war, die dürftige Versammlung zu begeistern, was freilich mehr das gespendete Bier getan hatte), kann er beim Nachhausereiten in die Nacht hinausschwärmen:

„Es war doch kein Traum, der Traum vom deutschen Land! Hier diese

Felder würden deutsch sein, deutscher als die am Rhein, deutscher als die längs den Vogesen, denn sie waren noch schwerer errungen!"

So schwärmt er, und wenige Minuten später bricht er, halb tot geschlagen, zusammen unter den rohesten Mißhandlungen einer zu blinder Wut gegen ihn aufgereizten, fanatischen polnischen Bande.

Der spätere physische Zusammenbruch, der Tod durch Selbstmord, scheint mir, wie oben bemerkt, nicht so folgerichtig wie dieser politische. Der konnte garnicht ausbleiben. Alle Handlungen Doleschals, einer durchaus nationalen Gesinnung entspringend, die durch bitterste Enttäuschung nicht nachläßt, sondern sich nur verstärkt, um schließlich in Überspannung auszuarten, zeugen von seiner oft ganz unglaublichen Unkenntnis der bestehenden Verhältnisse und seiner Unfähigkeit, den hochwichtigen Platz, auf den er als Großgrundbesitzer im Kampfe gestellt ist, auszufüllen.

Er muß ja freilich so handeln seiner ganzen Anlage nach, dieses große Kind mit dem heißen Herzen und dem großen Wollen, aber ohne jeden Blick für das Nächstliegende, das nie die Tragweite seiner Handlungen zu überschauen imstande ist. Man fühlt sich oft versucht — so wundervoll plastisch hat ihn Clara Viebigs große Kunst vor uns hingestellt, daß wir ihn förmlich vor uns wandeln und handeln sehen —, man fühlt sich instinktiv oft gedrängt, ihn an den Schultern zu packen und ihm entgegenzuschreien: „Bist du des Teufels, Menschenskind! Auch diese Torheit noch zu den andern? Bist du denn völlig blind?" So unklug handelt er dann oft, so hanebüchen vergreift er sich dann in der Wahl seiner Mittel.

So etwa, wenn er am Morgen des Erntefestes, das er auf den Sedantag verlegt hat, auf der Höhe des Lysa Góra (in dessen Tiefe das schlafende Heer ruht!) die deutsche Fahne aufpflanzt.

„Ihm war, als müßte er wie einst als Knabe fröhlich die Mütze vom Kopfe reißen und sie mit Hurra schwenken!"

Man versteht dieses Gefühl ja. Aber wie unklug ist es, ihm nachzugeben! Der schon schwer gereizten polnischen Nachbarschaft ist's ein gewaltiges Ärgernis. Grade auf dem Lysa Góra! Dem „heiligen" Berge! Und es nutzt zu nichts dabei! Am Nachmittage hält er den polnischen Leuten eine Rede, in der er das Deutschtum preist. Sie stehen da und hören ihm zu „stumpfergeben wie in der Kirche. Kein aufstrahlendes Gegenblitzen des Verständnisses war zu finden." Er bemerkt es nicht. Mit einer gewissen Strenge sagt er dieser urpolnischen Gesellschaft, die gegen ihn und seine Bestrebungen ohnehin schon stark aufgereizt ist: „Die Meisten von euch tragen polnische Namen — ich weiß es wohl — aber was tut das? Im Herzen seid ihr deutsch!"

Das Hoch auf den Kaiser fällt matt zu Boden. Nur seine Knaben rufens's jauchzend mit. Das genügt dem Optimisten. Da wird sein Blick freudig. In seiner Begeisterung hört er nicht das leise: „Niech zyje Polska!" (Es lebe Polen!"), das aus den letzten Reihen erklingt.

Den geliebten Schnaps versagt er den Feiernden. So ziehen sie bald in den Krug und in der Nacht betrunken auf den Berg, wo sie die Fahne umstürzen und zerfetzen. Und statt des Protestantenliedes: „Nun danket alle Gott!", das er mit den Seinen am Nachmittage vor den Leuten angestimmt und allein fast hatte singen müssen, braust im Morgengrauen vom Lysa Góra her der blutrünstige Sang zum deutschen Herrenhaus hinüber:

„Mit des Bruderblutes Dünsten,
Mit dem Rauch von Feuersbrünsten
Steigt, o Herr, zu deinem Thron
Unsrer Rächerstimme Ton!"

In gleicher Weise unverständig provozierend sind alle seine Handlungen. Seinen Nachbar Kestner macht er sich dadurch zum Todfeinde. Zu noch gehässigerem Feinde den zur Verzweifelung getriebenen jämmerlichen Lehrer Ruda. Er stößt die Ansiedlerfamilie, auf die er so große Hoffnungen gesetzt hatte, zurück und verliert auch deren Vertrauen. Er findet ja nie das rechte Wort, den richtigen Weg zum Verständnis und zum Herzen seiner Umgebung. Sein edles Selbstbewußtsein wird als Hochmut empfunden, seine zu oft wiederholte Mahnung als Nörgelsucht. Man wendet sich immer weiter von ihm. Er merkt es nicht. Und unter diesen Verhältnissen begeht er die Torheit, als Reichstagskandidat aufzutreten, sich den wütenden Hetzereien eines Wahlkampfes auszusetzen! Eine noch größere Torheit ist es, wenn er in bester Absicht Kestner auf den Verkehr des Inspektors Szulc mit der Tochter des Nachbarn aufmerksam macht, dazu so ungeschickt wie nur irgend möglich. Das führt in seinen Folgen zu seiner gesellschaftlichen Ächtung, deren Grund er aber verkennt.

Und wir müssen zusehen, wie dieser im Grunde so prächtige Mensch, der uns trotz allem ans Herz gewachsen ist, mählich seinem tragischen Schicksal verfällt.

Es gibt solcher Doleschals gar manche im Lande. Als Vertreter des Großgrundbesitzes auch solchen Typ zu schildern, hatte die Dichterin ein Recht. Damit aber auch eine Pflicht. Sie durfte auch den Mann nicht übergehen, voll warmen Herzens für die deutsche Sache, gleich groß an nationalem Empfinden wie Doleschal, der aber das Herz zu zügeln versteht, der sein Empfinden in die rechten Bahnen lenkt. Ein klar denkender, tüchtiger Mann, mit hellen Augen für seine Umgebung, mit fester Hand, mit starkem Willen, dabei voll sicheren Taktes, voll ruhiger Bestimmtheit, der klug ist und zäh und — geduldig, dreimal geduldig!

Solche Männer gebrauchen wir in der Ostmark. Und sie sind da. In größerer Zahl zum mindesten wie die Doleschals, deucht's mir. Keinen solchen hat uns Clara Viebig geschildert.

Dafür bringt sie uns den auch heute leider noch weit verbreiteten Typ der Kestners.

Die sitzen da und kümmern sich den Teufel was um die Erhaltung des Deutschtums. Wer das auf sein Panier geschrieben hat, wie etwa der H-K-T-Verein, ist ihnen ein schlimmerer Feind als der Pole. Mit dem läßt sich's ja vortrefflich leben. Nur in Frieden lassen soll man ihn. Aber diese national überspannten Vereinspatrioten haben ja nach der Kestners Ansicht den unglückseligen Kampf hervorgerufen, das Polentum so schwer gereizt, daß es den Kampf aufnehmen mußte, der nun so unnötige Scherereien macht. „Du kennst diese Hakatisten nicht," sagt Kestner zu seinem Sohne. „Was die Kerle alle stänkern! Nie haben wir früher so viel Krakeel in der Provinz gehabt! Deutsch, deutsch, deutsch! . . . Wir gehen zu Grunde, aber nur an diesen Wühlereien! Ich hab's satt! Ich ziehe nach Posen!"

Das letzte ist's! Alles laufen lassen, wie es will. Teuer verkaufen an die Ansiedlungskommission und fortziehen. Das ist das Endziel der Kestners. Dieses heiß ersehnte Ziel aber versperren ihnen die Hakatisten, Leute vom Schlage Doleschals.

„Längst hätte die Kommission mir abgekauft, wenn der nicht wäre! Aber so werden nur die Polen ihre Güter los — raus sollen die um jeden Preis — und Preise kriegen die, Preise! Wir Deutschen bleiben einfach sitzen — wir sollen ja bleiben! Lauter deutsche Besitzer, nur deutsche — als wenn das Land dadurch deutsch würde! Lächerlich!"

Er macht diese Lächerlichkeiten nicht mit. Keine Wanderarbeiter aus Russisch-Polen aufnehmen? — Als ob die nicht dreimal so viel und billiger arbeiteten wie Deutsche! Vom frühen Morgen an bis in die späte Nacht hinein. Wenn man ihnen nur Schnaps verspricht. Nicht mal die Sonntagsruhe beanspruchten die. . . Nicht polnisch sprechen mit den Leuten? — Fällt ihm garnicht ein! Das erschwert ja nur den Verkehr! . . . Deutsche Beamte bevorzugen? — Der „Pan Szulc" weiß zehnmal mehr mit Land und Leuten Bescheid. Dem folgen sie bereitwillig. Denn der schlägt mit der Reitpeitsche drein — und bewilligt ihnen nachher Schnaps. Der weiß mehr aus ihnen herauszuholen als der gute, alte, deutsche Inspektor Hoppe, den er moralisch hinauswirft.

Und immer wieder die Hauptsache: Verkaufen, fortziehn! Die „sauer erworbenen Groschen" anderwärts verzehren. Die „Groschen!" Dabei sind seine Güter ertragsreicher als alle andern weit umher. Aber das darf niemand wissen. Darum muß man klagen ohne Unterlaß. Man könnte sonst überschätzt werden. Darum schickt man die großen Summen, die für den Sohn, den Garderittmeister in Berlin, stets übrig sind, nicht von der heimischen Poststation, sondern von Posen aus.

Diesen Ausgang findet die Frau Kestners. Sie ist in jeder Beziehung gesinnt wie ihr Mann. Bestärkt ihn noch in seinen Ansichten. „Ja, es wäre das Beste, wir verkauften. Dann wissen doch auch die Kinder, woran sie sind." Um das zu erreichen, muß man manches in Kauf nehmen. „Du

weißt doch selbst ganz gut, wie man sich heutzutage dazu halten muß." Deshalb muß man auch mit den verhaßten, stolzen Doleschals verkehren. Der Mann hat Einfluß auf die Kommission. Darum ladet man die Kinder der Landrätin zu den Herbstferien ein. „Ich bitte dich, Moritz, es muß nicht grade sein, aber — wenn wir verkaufen wollen. . ."

Die Kinder, die auf solchem Boden aufwachsen?

Der Tochter, eines erst 14jährigen allerliebsten Mädels größtes Amüsement ist es, nach der Küche zu schleichen und „mit angehaltenem Atem" die Mägde und Knechte zu belauschen und zu überraschen. Oder auch von dem neuen Inspektor zu träumen: „Psia Krew! was hatte er für famose Beine in den enganliegenden gelben Reithosen!" Ein lüstern freches Ding. Neugierig, spottlustig, unbarmherzig. Die rechte Tochter ihres Vaters. Nur sehnt sie sich nicht nach der Stadt, sie ist gern auf dem Lande.

Der Sohn? Ein passabler Mensch an und für sich. So guter Durchschnitt. Entgegengesetzt zu seinen Angehörigen ein enger Freund Doleschals, mit dem er aufgewachsen. Aber Liebe zur Heimat und Scholle? . . . Wenn sie vielleicht mal vorhanden war, er hat zu lange „da draußen" gelebt, der Garderittmeister. Die Kämpfe in der Heimet berühren ihn nicht.

„Ob polnisch, ob deutsch? Der führte sein Leben in der Garnison. Der säete nicht und erntete nicht — die Ernte interessierte ihn nur soweit, als sich seine Extraeinnahmen bei guter Ernte nur vergrößerten."

Ob der Alte das Gut behält oder nicht, ihm ist's gleich.

„Wie du meinst, Papa. Wenn ich nur meine Zulage kriege!"

Auf das Ansinnen, Przyborowo zu übernehmen, schreit er ganz empört: „Den Deibel werde ich! Eher schieß ich mir 'ne Kugel durch den Kopf, als daß ich hier auf der Klitsche Kartoffeln buddle! Ne, Papa, alles kannst du von deinem Sohne verlangen, nur das nicht!" —

Ansiedler, Großgrundbesitzer verschiedenen Schlages versagen.

Die Beamten auf dem Lande?

Da ist zunächst der alte Inspektor Hoppe. Er ist in der Provinz geboren, ist nie aus ihr herausgekommen. Einst war er selbst Besitzer. Er hatte sein Gut nicht halten können. Da ist er Inspektor geworden. Der kennt das Land. Und hängt an ihm mit ganzer Seele. „Mit Augen, die von Liebe leuchten", schildert er es dem alten Bräuer. Und: „Leben ohne Acker, ohne das hier" — er breitete beide Arme gegen das Land — „Herr Baron, das kann ich nicht! Gott sei mir gnädig, ich kanns nicht, Herr Baron!" ruft er verzweifelt Doleschal zu, als Kestner ihn entlassen. Aber das Leben hat ihn zermürbt. Was kann schließlich auch ein simpler Inspektor wirken, wenn er von den „großen Herren" so abhängig ist!

Da ist Frelikowski, der Förster. Der hat eine Polin geheiratet und steht in polnischen Diensten. So ist trotz seiner Feldzugsmedaillen und des eisernen Kreuzes (mit dem er gleichwohl protzt!) der frühere urdeutsche „Fröh-

lich" ganz ins Polenlager hinübergeglitten. Selbst seinen Namen hat er sich polonisieren lassen. Aus reiner „Bequemlichkeit". Er war es müde geworden, den Leuten immer wieder zu sagen, daß er nicht Frelikowski heiße. Freilich kann er auch anders. Wenn es sein Vorteil gebeut, kann er auch sein Deutschtum hervorkehren.

Da ist der Herr Landrat. „Entgegen kommen, so weit als möglich!" Das ist seine Devise. Nur nicht anstoßen! Bei den Verhältnissen „alles persönlich und zu warm zu nehmen, da käme man ja um vor Ärger!" ... „Kulant, tolerant, es hilft nichts, wir müssen es sein. Mit der Faust ist hier nichts zu machen!" ... „Ja, ja, der Landrat! Der hatte gut reden. War ihm dieses Land denn Heimat? Vom Staate ward er bestellt, vom Staate bezahlt. Er tat seine Pflicht. Aber lieben kann nur der die Provinz, dem der Wind über die eigene Scholle bläst, der allzeit steht an seiner Grenze wie eine Schildwacht."

Der Kreisschulinspektor ist merkwürdiger Weise Pole. Ein auch damals, und lange vorher, ganz vereinzelter Fall. Der protestantische Landgeistliche fehlt. Die ungemein wichtige Figur des Volksschullehrers steht auf der anderen Schlachtreihe.

Das sind die Typen auf deutscher Seite.

Mit Leuten solcher Art soll der Kampf um die Ostmark aussichtsvoll sein für das Deutschtum? ... Das ist die große, tiefernste Frage, die Clara Viebig aufwirft. Damit soll das Polentum gewonnen werden?

Die Hauptmächte im Kampfe um die Scholle versagen völlig. Die Vertreter des Großgrundbesitzes üben Verrat, oder sind trotz ehrlichsten Willens als Kämpfer ungeeignet. Die Bauernbesiedelung erleidet schmähliches Fiasko. Das Beamtentum fühlt keine starke Hand über sich und laviert unentschlossen hin und her. Mit solcher Armierung den deutschen Gedanken zum Siege zu führen, ist's nicht gänzlich ausgeschlossen? Gegen einen Feind zumal, der in seinen Reihen über schier unüberwindliche Machtmittel gebietet und sie rücksichtslos zur Anwendung bringt? ...

Schauen wir uns nun dessen Schlachtreihe an.

Im Vordergrunde steht der gewaltigste Gegner, die polnische Geistlichkeit. Sie verkörpert der Vikar Górka.

Es war vorauszusehen, daß der Verfasserin die Zeichnung dieses Mannes schwerste Angriffe eintragen, daß man ihr bewußt entstellende Tendenz vorwerfen würde. Völlige Unfähigkeit, die Dinge zu beurteilen, hat ihr gar der Referent ihres Romans in den jesuitischen „Stimmen von Maria-Laach" zugeschrieben. Ganz zu Unrecht! Die Schilderung dieses polnischen Vikars ist ihr, bis auf kleine Übertreibungen, gradezu glänzend gelungen. Solche Leute, welche die gewaltigen Machtmittel der Kirche im heißen Ringen um das Land rücksichtslos gebrauchen und — mißbrauchen, sind unter der polnischen Geistlichkeit in großer Zahl vertreten. Hier ist ganz zweifellos der Typ des jün-

geren polnischen Klerus gegeben. Dieser Górka ist für mich die überzeugendste Figur des Romans. Garnicht ernst und tief genug kann diese Gestalt aufgefaßt und studiert werden!

Wie anschaulich und charakteristisch ist das Bild des jungen Priesters, das uns die Dichterin von ihm zeichnet, als er von den Garczynskis, deren Sohn er unterrichtet, in der Nacht nach Hause schreitet.

„Langsam streckte er die Hand aus, hielt sie hinaus in die Dunkelheit und zog sie dann, langsam und fest, zur Faust geschlossen, wieder an sich zurück. — Diese Hand, so dünn, daß die Adern blau durchschimmerten, diese Hand, zart wie eine schöne Frauenhand, diese Hand hielt viel!"

Ein paar Striche. Sehen wir ihn nicht lebensvoll, schärfst charakterisiert, vor uns stehen?

Ja, sie hält viel diese Hand! Und würde einst noch viel mehr umspannen! „Den Zögling, dem man beim Abschied vom Seminar von besonderen Hoffnungen gesprochen, die man auf ihn setzte, den Erben eines uralten Namens ... ließ man hier nicht verkommen." Nun, er würde die auf ihn gesetzten Hoffnungen gewiß nicht enttäuschen! Er weiß, was man, „von oben her" von ihm erwartet. Und wird die Erwartung erfüllen! Und das aus vollstem Herzen, aus innerstem Triebe! Wird es tun für Polen und — die Kirche!

Hält diese, und durch sie er mit seiner zarten Frauenhand, mit ihrer Macht nicht alle umfangen? Alle Stände des Volkes?

„Der Komornik im langschössigen Rock, die Kobieta im sonntäglichen Spenzer, das Mädchen mit den vielfarbenen Bändern an der Halsperlenschnur — Männer, Weiber, Burschen, Dirnen, Greise, Kinder, Abgeschiedene und noch Ungeborene — alle liegen vor dem Altar im Staub, gehorsam der einen, großen, heiligen, unergründlichen Macht — alle!"

Sehr fein beobachtet ist es, wie dieser Vertreter des jüngeren polnischen Klerus in einen gewissen Gegensatz gestellt ist zu dem alten polnischen Propst. Der letztere ist der alte Typ. Sein Verhalten ist noch mehr passiv. Aus Bequemlichkeit. Was soll man sich groß aufregen? Jede Aufregung muß er büßen. Der viel genossene Ungarwein bester Qualität hat ihn mit der Zeit arg mitgenommen. Nur Ruhe, Ruhe! Laß sie an uns rankommen, die preußischen Behörden. Was man dann tut? Nun, man wird dann überlegen. Dem polnischen Gedanken ist natürlich auch er treu ergeben. Vom Deutschtum spricht auch er verächtlich. Als der Arzt Wolinski klagt: „Unsre alten polnischen Edelsitze werden (von den Ansiedlern) umzingelt, belaufen, überkrochen von diesen — diesen ..." ergänzt der Propst: „Sagen Sie: Wan,en, Wanzen!"... Hier herum haben wir nun schon an die Hunderte!" Aber er sagt es mit gemütlichem Lachen.

Ganz anders der junge Górka. Bei solchen Gelegenheiten packt ihn leidenschaftlichste Wut. Heiß, maßlos kann er hassen. Als an den geistlichen

Vorstand der Schule zu Pociecha ein Schreiben der Regierung eintrifft, in welchem ohne scharfe Worte und Drohungen nur die Verfügung des „deutsch abzuhaltenden Unterrichts" wiederholt wird, stürmt er, die Hände ballend, in der Stube auf und ab. Und während der alte Propst bei seinem Gläschen Ungarwein dem verwundert zuschaut: „Laß sie schreiben, — man tut doch, was man will!" braust er leidenschaftlich auf:

„Ah, diese Unverschämtheit, diese Überhebung! Über Geweihte des Herrn einfach hinweg zu verfügen, als seien sie dumme Jungen!"

Der herrschsüchtige Priester ist in ihm beleidigt. Dann erst der Pole. Aber wozu hat man seine Macht! O, man würde sie gebrauchen!

„Nun wohl, man würde den polnischen Unterricht der Kinder jetzt ebenso verteidigen, wie damals (zur Zeit des Kulturkampfes) die Märtyrer der Kirche ihre geheiligten Rechte verteidigt hatten. Es sollte den Widersachern nicht gelingen, der verfolgten Kirche eine ihrer kräftigsten Stützen aus der Hand zu winden. Aber Ruhe, Besonnenheit gehörten dazu."

Er weiß wohl: Laut zu protestieren, nutzt jetzt nichts. Desto mehr muß im Stillen gearbeitet werden. So nimmt er sich den Lehrer Ruda vor: „Tun Sie Ihre Schuldigkeit, Ruda. Ich habe Ihnen schon unlängst einmal gesagt, daß ich Sie nicht im Stich lassen werde." (Man betrachte das maßlose Machtbewußtsein eines jungen Dorfvikars!) „Aber zwei'n Herren können Sie nun einmal nicht dienen. Entweder Sie sind ein guter Christ, ein treuer Sohn Polens, oder . . ." Er sprach nicht aus, er machte nur eine wegweisende Handbewegung. Und dann ließ er fest seinen Blick auf dem Schwankenden ruhen: „Es gibt hier nur ein Entweder — Oder!"

So bearbeitet er das Volk nach dem Grundsatze, den er dem Doktor Wolinski gegenüber äußert: „Sie würden aber doch wohl keinem Polen zureden, bei einem Deutschen Arbeit zu nehmen? Eine Mark Tagelohn bei einem polnischen Besitzer ist besser als zwei Mark bei einem solchen Deutschtumsförderer. Gott wird ihm diese eine Mark verdoppeln, er wird mit ihr ebenso weit reichen als mit jenen zwein." Und als der Arzt seufzt: man müsse ruhig zusehen, daß von polnischen Müttern polnische Kinder geboren würden, die doch deutsch sprechen und deutsch denken, lächelt er fein: „Deutsch sprechen — vielleicht! Aber deutsch denken, — niemals!"

So wirkt er auf das Volk bei jeder Gelegenheit, die sich ihm bietet. In seinem fanatischen Haß gegen das Deutschtum wühlt er selbst das halbtrunkene Volk in der Kneipe auf mit dem Erfolge, daß die gereizte, wilde, die Folgen nicht mehr übersehende Bande zu schweren Gewalttaten schreitet. Des Lehrers Ruda Haus wird mit Steinen bombardiert. Das Kaiserbild im Lokal wird schimpfiert. Die Augen werden im Bilde ausgestochen. In der Brust des deutschen Kaisers steckt ein polnischer Knippek.

Ist's ein Wunder, wenn ein Mann, ein Geweihter des Herrn, vor dem

diese leicht zu beeinflussende Masse in Ehrfurcht erstirbt, ihr mit allen feinsten rednerischen Mitteln den Haß suggeriert?

„Hütet euch vor den Wölfen, die in Schafskleidern zu euch kommen, vor den Vögeln, die eine liebliche Stimme haben und euch mit Versprechungen locken! Man bedroht euren Glauben! Man bedroht euer Vaterland! Eure Kinder sollen nicht polnisch mehr sprechen! Ihre Muttersprache werden sie verlernen! . . . Polnische Väter, polnische Mütter vor allem, wollt' ihr das leiden? . . . Nicht aus dem Lysa Góra wird das Schlafende Heer auferstehen, nein, ihr selbst, ihr alle hier, ihr seid das Heer, das erstehen wird, Polen zu befreien! . . . Ich bitte euch, ich beschwöre euch, erwachet! Halte jeder seinen Glauben hoch! Euer Glaube ist eure Waffe, das stärkste Schwert zur Befreiung Polens! . . . Nur polnisches Gebet dringt zu Gottes Ohr! Und so jemand hier wäre, der" — langsam blickte er in der Runde, seine bis dahin weichströmende, bittende Stimme wurde streng — „der dies vergäße, so hätte ich das Recht, ja, die Pflicht, ihm die Segnungen und Gnaden der Kirche zu verweigern. . . Man wird dereinst die Seelen eurer Kinder von euch fordern! Hütet euch!"

So wird unter der polnischen Bevölkerung von den Górkas bewußt agitiert. Die deutsch-katholischen Ansiedler behandeln sie anders. Deren Vertrauen, das von vornherein da ist, muß vertieft werden. Vor allem muß man die Frauen gewinnen. Und wie leicht ist das dem — Geistlichen! „Da wußte die Frau auf einmal Rat: sie würde zum Herrn Vikar gehen und den fragen, der wußte sicherlich einen Ausweg!" Und bezeichnend vollendet Frau Viebig: „Und der Mann widersprach nicht."

Was bedeutet es, wenn bei dieser gewaltigen Macht, welche die polnische Geistlichkeit im Kampfe um die Ostmark bedeutet, und die sie — ich wiederhole: diese Górkas sind Typen! — mit allen Mitteln ausübt, was bedeutet es da, wenn der polnische Großgrundbesitz hie und da nicht auf der Höhe steht! Das kommt vor, vielleicht nicht eben oft unter der großen Einwirkung der polnischen öffentlichen Meinung. Aber diese Garczynskis sind ebenfalls Typen.

Mit der Liebe zur Scholle ist's auch bei ihnen nicht weit her. Das Leben — oft Monate lang im Auslande — verschlingt große Summen. Man gerät in Zahlungsschwierigkeiten. Dann liegt das Heil im — Verkauf an die Ansiedlungskommission! Frau von Garczynska, die Tochter eines Warschauer nicht ganz rein christlichen Bankiers, ersehnt ihn mit Schmerzen.

„Ich komme hier um. Wenn wir nur erst in Posen wären, besser noch in Warschau, am besten in Paris!"

Verkaufen, sobald wie möglich! Für den höchsten Preis natürlich! „Wenn ihnen daran liegt, nun, dann sollen sie wenigstens genug zahlen, diese —." Da muß man „mit den Wölfen heulen." Offene Feindschaft den Deutschen zeigen, ist da völlig verkehrt. „Ich begreife oft unsere Politiker nicht!"

Auch ihr Mann begreift sie nicht. Besser ist's, äußerlich in Frieden und Freundschaft mit den Deutschen zu leben. So erreicht man das Ziel, das man sich vorgesteckt, leichter und schneller. Drum ladet er sie zu Jagden ein, denen sich opulente Diners anschließen, bei denen die schöne Frau des Hauses all ihre koketten Künste spielen lassen muß.

„Du bist eine kluge Frau, Jagusia, und du bist — eine sehr schöne Frau!" Sie soll ihm hauptsächlich Doleschal zu gewinnen suchen. „Ich habe gehört, daß er erst neulich in Posen war, beim Oberpräsidenten." Sie soll die Herren der Kommission entzücken durch ihre Liebenswürdigkeit und den Herrn Landrat, dessen Unterstützung er bei seiner Reichstagskandidatur gebraucht. Da muß man manches in Kauf nehmen. Muß freundlich lächeln, wenn der Landrat auf den „obersten Jagdherrn aller Jagden, den starken Schirmherrn unsrer Ostmark" ein Hoch ausbringt. Und muß erwidern: „Meine Herren! Ich trinke noch besonders auf das Wohl der starken Stützen unsrer Ostmark. Meine Gäste, (es sind nur Deutsche) sie leben hoch!"

Warum auch nicht? Worte sind's ja, nur Worte! Und wie diese dummen Deutschen darauf hineinfallen! „Mit dem befriedigenden Gefühl, ein gutes Stück dem Ziele näher gekommen zu sein, suchte Garczynski sein Bett auf."

Ich wiederhole: was bedeutet es, wenn der eine oder andere polnische Großgrundbesitzer seine Scholle aufgibt, sie zur Besiedelung mit Deutschen preisgibt, bei der Macht des Klerus über das polnische Volk!

Wie war das einst so überaus zufrieden unter der Herrschaft der preußischen Könige! In zerrüttetste Verhältnisse war ja Recht und Ordnung gebracht worden. Dankbar erkannte das niedere Volk, der Bauer vor allem, das an. Bei ruhiger Überlegung wird es auch heute noch anerkannt. „Ein Gutes war doch dabei," sagt selbst die Stasia, „daß die Deutschen ins Land gekommen; nun wußte man, daß man nicht mehr ein Sklave war wie früher." Dieses Volk, das die „Hand noch leckte, die es quälte."

Die Zufriedenheit ist längst geschwunden, je länger und mehr die nationalen Leidenschaften im Volke künstlich großgezogen und in weiten Kreisen zum Sieden gebracht wurden.

Das polnische Volk, Arbeiter und Bauern. An und für sich kein übles Material! „Die Polen sind gut," sagt Inspektor Hoppe. „Gut, damit meine ich das Volk, die Männer und die Weiber, die den Acker bestellen im Schweiße ihres Angesichtes. Die kennen Sie ja garnicht, wie ich sie kenne. Kindgut sind sie, sag' ich, fleißig, anhänglich, dankbar, treu wie ein Hund seinem Herrn!"

Clara Viebig schildert uns ein paar solcher Gestalten. Die Michalina z. B., diese prachtvolle Figur in ihrer rührenden Treue und ihrer Selbstlosigkeit. Die alte Nepomucena, die mit ihren verarbeiteten Fingern Frau Jadwiga kratzen muß, die mit ihrer Greisenhand „noch diente an der Schwelle

des Grabes". Die kleine Marynka, die Hühner- und Schweinemagd, mit ihrem überströmend dankbaren Herzen für nur ein freundliches, liebes Wort. (Die Frauengestalten aus dem Volke sind Frau Viebig gradezu herrlich gelungen. Ein so überwältigender Humor z. B., mit dem sie die alte Säuferin Ciotka geschildert, sucht seines Gleichen in der deutschen Literatur der letzten Jahrzehnte).

Mit diesem Volke kann man alles machen, im Guten wie im Bösen. Zu welch fanatischem Haß es zu erziehen ist, zeigt die Gestalt des alten Schäfers Dudek. Und die ist leider typisch für breite Massen des heutigen polnischen Volkes. Das ist bei einem an und für sich grundgutmütigen Charakter, wie er diesen Leuten eigen, nur möglich durch unaufhörliches Hetzen und Wühlen und durch — bewußtes Betrügen der Masse.

Ein von Herzen gutmütiges und für die kleinste Wohltat dankbares Volk! Hierfür gibt die Verfasserin einen charakteristischen, rührenden Zug in der Episode zwischen Doleschal und der kleinen Marynka. Die liegt bitterlich weinend vor ihrem krepierten Ferkel. „Mein Schweinchen, Ringelschwänzchen, mein bestes Schweinchen! Kann ich aber nicht dafür, daß stirbt. Werd ich doch nicht schlecht passen auf Ringelschwänzchen. . . O weh, kleine Marynka, armes Waisenkind, sieht sterben liebes Freund!" Doleschal ist gerührt. So viel Tränen um ein Schwein! Er schenkt ihr Geld und geht. Sie faßt es erst garnicht. Schon, daß der große Herr überhaupt mit ihr gesprochen! Und nun gar ein Geschenk! Da ist sie wie der Wind hinter ihm drein, stürzt vor ihm nieder und stammelt atemlos: „Gnädiger panie, guter panie! Daß heilige Mutter ihn segne millionenmal! Hat er sehr freundlich gesprochen mit arme Marynka, wird sie ihm dankbar sein ihr Leben lang! O!" Doleschal lächelt freundlich. Da drückt und küßt sie noch stürmischer seine Knie. „Ist er sehr gut gewesen, wird sie das nie vergessen, kleine Marynka!"

Und wie leicht zu leiten ist dieses Volk in seiner Gutmütigkeit!

Auch das schildert überaus charakteristisch die Verfasserin in der Nachtszene vor Doleschals Schloß. Ein aufgehetzter, trunkener Haufe überfällt es in Abwesenheit des Freiherrn und seiner Frau. Der Inspektor Hoppe, der ihm den Eingang zum Hause wehren will, wird mißhandelt und bei Seite geschleudert. Die Bande tobt die Freitreppe hinauf. Schon kracht die Tür unter den Hieben der Rasenden. Da öffnet sie sich, und neben der alten Pelasia steht vor ihnen Doleschals Ältester im Nachthemd und in Unterhöschen. Er spricht zu ihnen und — verspricht ihnen, wenn sie ihm und seinen Brüdern nichts tun würden, seine Ostereier. . . . Und die trunkene Rotte? Eben noch tobluftig und zerstörungswütig („Schlag sie tot, die Brut!" hatten viele anfangs geschrien), ist mit einem Male wie umgewandelt.

„Guter Paniczek!" — „Ein Liebling ist er, ein Herz von Gold." — „Ostereier will es uns schenken, das Bürschchen! Seine Ostereier, die er geschenkt kriegt! Daß die heilige Mutter ihn segne!" — „Kleiner Paniczek! Lieber

Paniczek! Goldner Paniczek! Die heilige Dreieinigkeit soll ihn hüten!" — „Daß er gesegnet sei mit goldnen Ähren und langen Jahren!" — „Daß er lebe: hoch!" . . . Und das deutsche Kind heben sie jauchzend hoch auf ihre Schultern. Und ihre Hände recken sich liebkosend nach der weichen Kinderhand.

Dieses gutmütige, dankbare, leicht zu leitende Volk! Und doch von so fanatischem Hasse erfüllt gegen den „Unterdrücker"! Es ist ein frevles Spiel, das mit dieser Masse gespielt wurde, wenn man sie bewußt dazu erzog, daß sie sich schließlich förmlich berauschen kann an Liedern wie das folgende:

„Brüder, nehmt die Sensen in die Hände!
Auf, zum Kampfe laßt uns eilen!
Polens Knechtschaft hat ein Ende,
Länger wollen wir nicht weilen.
Sammelt scharenweis euch alle,
Unser Feind, der Deutsche, falle!
Plündert, raubet, brennet, senget,
Laßt die Feinde qualvoll sterben!
Wer die deutschen Hunde hänget,
Wird sich Gottes Lohn erwerben,
Ich, der Propst, verspreche euch
Fest dafür das Himmelreich!" — —

Ganz verzeichnet ist die Figur des polnischen Lehrers Ruda. Mit vollem Recht hat sich die Lehrerschaft gegen einen solchen Vertreter ihres Standes aufgelehnt. Sowohl die deutsche wie auch die polnische Lehrerschaft, welch letztere im Gegensatz zum polnischen Klerus dem Deutschtum gegenüber sich durchaus loyal verhält. Bis auf geringe Ausnahmen steht dem polnischen Volksschullehrer sein Amt zu hoch da, als daß er es zu Verhetzungen und Wühlereien mißbrauchen sollte. Er will nach seinen Kräften erziehen, das Volk emporheben aus seiner stumpfen Blödheit und tut es allen scharfen Anfeindungen und aller hohen Schwierigkeiten, die ihm in den Weg gelegt werden, zum Trotz mit ausdauernder Opferwilligkeit und ohne Furcht. Eine so gradezu jämmerliche Gestalt wie dieser Lehrer Ruda ist völlig unmöglich. Auch in der Zeichnung seiner unglaublichen sozialen Stellung hat die Verfasserin ein Vorbild genommen, das seit einer bedeutenden Anzahl von Jahrzehnten in preußischen Landen ausgestorben ist.

So bleibt schließlich übrig die jüdische Landstädtchenbevölkerung, verkörpert durch den Handelsmann Löb Scheftel und seinen Sohn Isidor. Beide sind überaus anschaulich geschildert, aber doch mehr der Typ des polnischen Juden im russischen Anteil. Der Alte hält noch im Lande aus, trotz immer schwierigerer Erwerbsverhältnisse. Es ist ja kaum noch möglich, mit dem auch in den kleinen Städten aufstrebenden Polentum zu konkurrieren. Denn richtet ein Pole ein Geschäft ein, so schreitet der Herr

Propst um den Ladentisch und spricht seinen Segen und mit dem Weihwedel spritzt er die Wände an.

„War auch der Kleiderstoff bei Leiser Hirsch drei Groschen billiger, der Kaffee das Pfund fünf Pfennige billiger, der Syrup süßer, das Petroleum heller, der Schnaps stärker . . . sie liefen doch alle zum Nepomuk Wisniewski, denn der Herr Propst hatte gesprochen: Kauft bei dem!"

Sein Sohn Isidor mit dem intelligenten Gesicht und der undurchdringlichen Miene, dem ewigen: „Nu, wer hofft doch!" hofft aber trotzdem auf keine Besserung hier. „Bin ich 'n Chammer, daß ich soll bleiben noch länger in Miasteczko?" Da ist nichts mehr zu holen. Er wird nach Posen gehen, oder besser noch gleich nach Berlin. „Ich bin nicht meschugge, es fällt mir nicht ein zu warten, bis der Propst auch wird weihen 'nen Fleischer. Ich wer lieber gleich ziehen nach Berlin . . . Und meine Söhne wer ich lassen studieren Rechtsanwalt." Zum Schlusse ist er denn auch Agent in Berlin, der aus der Heimatprovinz Leute anwirbt als Sachsengänger.

* * *

Der düstere, trostlose Schluß!

Doleschal schlummert im Grabe. Die Bräuers gehen außer Landes. Ihr Sohn ist verschollen. Kestners werden verkaufen. Garczynski sitzt im Reichstage . . .

„Nur der (Kirch-)Turm von Pociecha-Dorf ragte gleich schwarz, ob bei Sonne, ob bei Regen. Und schwarz auch wie ein Schatten, mitten im umflutenden Licht, stand der Vikar vor der Tür der Propstei . . . Und er sah den Auswandrern nach und den Einwandrern entgegen . . ."

Unerschüttert steht er, ob alles wankt und weicht, der geistliche Herr, der machtbewußte Repräsentant seiner siegreichen Kirche . . .

Der Ausblick voll Hoffnung?

Clara Viebig deutet ihn leise an: Frau v. Doleschal hat Bräuers ein letztes Lebewohl geboten. Nun sieht sie den polternden Wagen nach.

„Ihre Brauen zogen sich zusammen, wie suchend sah sie sich um: allein, rings nichts als die große Weite. Ein Schatten zog über ihr Gesicht — so allein zu bleiben war schwer."

Doch da rauscht es in den Ähren. Ihre fünf Jungen springen herzu.

„Da lächelte die Witwe Hans-Martin v. Doleschals, und inmitten ihrer jungen Schar ging sie durch reifende Ähren der Ernte entgegen." — —

Es ist keine Lösung. Clara Viebig wollte auch keine geben. Sie wollte nur schildern, wie es ist. Mit Recht sagt Carl Busse von dem Roman: „Er stellt die Hoffnungslosigkeit, die jeden Deutschen in Posen manchmal überfällt, dichterisch dar, aber nicht die Zuversicht seiner Hoffnungsstunden".

Diese letztere aber hat eben damals nicht gefehlt und ist seitdem noch gewachsen. Und könnte der wackere Hans-Martin v. Doleschal heute noch

einmal von der Höhe des Lysa Góra hernieder schauen, heute dürfte er mit noch mehr Recht auf „hoffendes Land" blicken und rufen: „Hier konnte junge Saat aufgehen, kräftig und verheißungsvoll. Gottlob!" Und könnte sich tadeln: „Warum verzagen? Schlimme Elemente gab es überall, aber da man sie erkannte, war es nicht schwer, ihnen zu begegnen."

Und wenn man diesen schlimmen Elementen auch heute noch nicht mit der starken Hand begegnet, wie es nötig ist, und dies, wie's scheint, in allerneuester Zeit noch weniger zu tun gewillt ist, — erkannt hat man sie, erkannt hat sie vor allem das breite deutsche Volk weit über die Ostmark hinaus im Reiche!

Diese moralische Errungenschaft aber will bedeuten, daß, so heiß der Kampf auch hin und her wogen möge, ein Schäfer Kuba Dudek auf sein inbrünstig-fanatisches Fragelied:

„O, mein Polen, wann wirst du vom Schlaf auferstehen?!
Wann, mein Polen, zerbrichst du das Eis und stehst wieder blühend?!
Wann steht der Sturzbach der Lüge still?
Wann straft Gott die Hunde?!
Wann wirst du dich setzen mit deinen Kindern zur Hochzeit?!
O wann?! Gib Antwort!..."

in Ewigkeit keine Antwort erhalten wird.

Er wird das Tor des Lysa Góra sich nicht öffnen sehen, niemals das „Schlafende Heer" herausklirren hören in die preußische Ostmark!*)

❀ ❀ ❀

Nachdruck verboten.

Krippenreiter.

Von Eva von Radecki (Dorpat).
(Schluß.)

Benigna hatte darauf bestanden, im blauen Zimmer zu bleiben; es war das einzige mit einem offenen Kamin, und sie liebte das Feuer anzufachen. Tante Wendchen mußte also auch im selben Raum bleiben, denn wozu sollten zwei Lichte brennen! Aber sie hatte sich einen harten Stuhl hereingetragen,— Benigna hatte ihr mit keinem Finger geholfen! — und saß nun steif da und spann. Den geblümten Teppich schlug sie auch gleich zurück, — ihre Füße waren nicht verwöhnt!

Frau von Dorthöven war nicht anwesend, als Haldring das Zimmer betrat, ihm schien es sogar, als wenn Benigna allein sei. Sie stand gerade vor ihm und mitten im Raum in einer lässigen Stellung, die Arme willenlos am Körper niederhängend. Sie hatte das Gesicht dem Kaminfeuer zugewandt.

*) Der Verfasser dieser Studie ist Reichsdeutscher und billigt offenbar die „Polenpolitik der preußischen Regierung. Wir betonen nachdrücklich, daß wir diesen Standpunkt nicht teilen. Die Redaktion.

Haldring spürte einen Ruck durch seinen müden Körper, als er sein Kind so greifbar und schön vor sich sah: den bauschigen Rock, die kleinen, blanken Schuhspitzen, die unter der Schlußrüsche des Unterkleides hervorsahen, — alles schien ihm reizend an ihr. Nun erst die runde Taille, das pralle Leibchen, das doch Biegsamkeit und Grazie verriet! Aber das Umschlagtuch raubte ihm viel, selbst der Nacken war ihm verborgen. — Auf ihren Scheitel hatte sich rötliches Licht gelegt, ringelte an einer Locke abwärts, legte sich milde über den hellen Arm, fuhr hin und her auf den gebrochenen Falten des Kleides und spiegelte sich noch einmal auf den kleinen Schuhspitzen, ehe es sich weiter im Zimmer ausbreitete.

Haldring seufzte auf — da wandte sich ihm Benigna zu. In ihre versonnenen Augen kam ein freundliches Licht. Sie faßte mit beiden Händen nach ihm und nötigte ihn auf einen Stuhl dicht am Feuer. Tante Wendchen warf einen kurzen Blick herüber: es war natürlich einer von den feinen Lehnstühlen, mit der geschnitzten Holzrandung. Der würde jetzt noch lange nach Leder riechen! Die beiden dachten natürlich gar nicht daran.

Nein, sie dachten beide wirklich nicht daran.

Benigna sprach schnell und von so fernen Dingen, daß, wer sie kannte, leicht erraten mußte, sie täte es nur, um ihre eigentlichen Gedanken nicht preiszugeben. Haldring wurde bald stutzig und versuchte tastend dem Ding auf die Spur zu kommen. Ihm wurde ganz heiß, er begriff nichts. Über diesem kränkenden Ärger und Benignas Nähe vergaß er das zu Bettgehen, und daß er ja eigentlich nur gekommen war, um „gute Nacht" zu wünschen.

„Onkel Haldring," sagte das Mädchen mit glänzenden Augen (aber ihre Augen glänzten nicht von dem, was sie sprach), „sind Sie wohl auch um Martini in Mitau gewesen? Nein? Aber da werde ich Herrn von Guhr eher fragen müssen. Es waren doch Komödianten aus Sachsen oder Polen da. Und ein Frauenzimmer hat die Göttin Diana vorgestellt und hat nichts an und um gehabt, wie den Köcher mit den Pfeilen an einem rosa Band. Die Menschen sollen nur so gelaufen sein, um sie zu sehen — sie ist sehr schön gewesen, sagen alle."

Gert Haldring war leider nicht orientiert.

„O je," rief Tante Wendchen interessiert „so ein Mensch! Und die Leute sollen nur so gelaufen sein, das Mensch zu sehen! Aber das muß ich sagen, früher waren doch noch Schleier à la mode und ein paar Blumen, aber jetzt machts ein rosa oder lichtblau Bändchen allein auch. Guck du, wohin du willst, gar keine Gêne." Die Tante wies mit spitzem Finger nach der Decke, an der der Mitauer Maler weder Zeit, noch Farben, noch Phantasie gespart hatte. „Ich seh nie danach, aber es sieht abscheulich aus. In den Teppichen wieder nur Götter! Auf Tassen und Tellern — nichts als Götter, kein Fäserchen am Leib als die bloße Haut, und mit süßen Mäulern und spitzen rosa Fingern. O, du böse und verruchte Welt, wie willst du dem gerechten Zorn deines Gottes entrinnen?"

Tante Wendchen zog ein sehr düsteres Gesicht, aber Benigna lachte nur: „Ei, Tante, und da wollen Sie auch partout noch in ein Bad reisen!" — Aber daran hätte sie nicht rühren sollen: die Tante versank sofort in Undurchdringlichkeit und kniff die Lippen fest aufeinander. Das Mädchen seufzte leicht auf. Sie blickte eine Weile in das Feuer, Haldring blickte auf sie. Ihm war's nicht ums Sprechen, da das alte Spinnrad doch nicht zu verscheuchen war. Da tat Benigna ihm einen Gefallen — unbewußt. Sie begann am

Rückenknoten ihres Tuches zu nesteln, ihr war heiß geworden am Feuer. Haldring folgte den kleinen zuckenden Bewegungen ihrer Hand mit angespannten Muskeln. Seine Augen bekamen fast etwas Lauerndes, nur, weil er ihr gern behilflich gewesen wäre. Da wandte sie ihm halb den Rücken zu und bat, ganz mit der Stimme, wie sie ihn als kleines Mädchen um etwas gebeten hatte: „Losmachen — Onkel Haldring!" Es war erstaunlich, daß seine alten Hände, die zudem noch leise zitterten, das Kunststück fertig brachten. „Guhr dürfte das nicht!" überlief es ihn voll Triumph. Und mit väterlicher Selbstverständlichkeit führte er die Enden des Tuches unter ihren Armen durch und nahm es dann leise fort, — wie man im April die Tannenzweige von seinen Frühlingsbeeten leise fortnimmt. Benigna tastete mit der Hand nach der Schulter, die dem Kaminfeuer nah war; sie fuhr mit einem Finger leicht über die Haut und ließ die Hand dann gerundet auf der Schulter ruhen. Sie war ganz in Gedanken.

Tante Wendchen, die doch nur so wenig Blicke für die beiden erübrigte, hatte den kleinen Vorgang, so harmlos er sich abspielte, doch beobachtet. Sie fand Benigna albern.

„Was hast du dich so!" rief sie in herbem Ton, „komm lieber und spinn. Du hast ohnedies den ganzen Tag immer mehr zugesehen, wie deine Mutter Liebden und ich uns abrackerten, als daß du selbst einmal Hand angelegt hättest!"

Benigna empfand die Schelte als unverdient — den eigentlichen Grund ahnte sie nicht. Sie legte sich in den Stuhl zurück, ihr Näschen trotzte.

„Benigna!" rief die Tante wieder, ihre Stimme zitterte. Das Spinnrad hörte auf zu schnurren. „Treib nur dein albern Wesen so immer fort! Ich sag dir:

„Es wird auf deinen Wangen nicht steter Frühling sein
Es weicht der Sterne Schein, als wie der Blumen Prangen.
Die Zeit, die alles bricht,
Schont auch des Leibes nicht.
Was heute Purpur träget und Alabaster führt,
Was sich mit Rosen ziert,
Wird morgen hingelegt
Und ruhet ungeacht in Todes kühler Nacht!"

„O pfui, pfui" — dachte Haldring und wehrte unwillkürlich mit beiden Händen ab. „Kaum ist man warm geworden, so kommt sie mit der Todesnacht!"

Benigna's Augen blitzten, ihre Oberlippe hob sich ein wenig.

„Wenn Sie immer nur Stücke aus Ihrem Poeten herausholen, so ist das Mirakel nicht groß, alles für Frommheit auszulegen. Die Tante sage doch auch, wie es weitergeht:

„Laß deine Jugend brennen,
und laß der Liebe Glut
durchwandern Herz und Blut.
Gebrauche deine Schätze,
weil Blut und Blüte siegt. . .

— So geht es und dann noch weiter, was ich nun vergessen habe!"

Die Augen der Tante bekamen einen düsteren Glanz — doch zog sie es vor zu schweigen. Das Mädchen aber war heißer und erregter, als der Vor-

fall es erfordern mochte. Sie schien das selbst zu fühlen und versuchte zu lachen. Dann bückte sie sich tief zum Kaminfeuer herab.

„Benigna" — dachte der Alte; „weiß Gott, ich versteh dich. Man will doch leben. Muß die Hutzel auch immer dabei sein! Ich wollte dir sonst heute schon von meiner Überraschung erzählen."

Er hatte die Hand gehoben, um ihre Haare liebkosend zu berühren, aber sie war aufgesprungen, ohne es zu sehen. Ihre Stöckelschuhe klappten eilig über den Fußboden und dann war sie aus der Tür.

„Sie ist ganz albern," sagte Tante Wendchen bestimmt.

„Aber Demoiselle. . ." knurrte Haldring. Dann fiel ihm ein, daß er beabsichtigt hatte zu Bett zu gehen.

Während er der Tante gute Nacht wünschte und auch bat, der liebwerten Hausfrau seine Empfehlungen zu übermitteln — sagte er so nebenbei: „So ist's wieder das Zimmer mit dem schwarzen Ofen!" Und beim Gedanken an diesen behäbigen Ofen mit seinen glänzenden, glühheißen Kachelbäckchen überkam ihn schon ein Vorgefühl von Ruhe und Behagen. Aber die Tante schüttelte den Kopf: „Heute seid Ihr im letzten Zimmer am Gang untergebracht. Wißt Ihr, der Gäste wegen kam es schon nicht anders aus." „Gäste?!" „Nun, morgen ist doch das ganze Haus voll! Da werdet Ihr noch Euer blau Wunder erleben." Haldring war verstimmt. „So, hm. Also das letzte Zimmer." Daß sich nun ein anderer an seinem schwarzen Ofen wärmen sollte! — Er machte einen schiefen Bückling. „Ja — so und das gute Bett mit den grünen Gardinen! Kam heute eben alles verkehrt!"

Tante Wendchen rief ihm noch nach: wo die Lichte ständen, wüßte er wohl. Sei hier ja bekannt genug.

Der alte Kavalier hörte in diesen Worten wieder eine Kränkung heraus, trotzdem sie von der Tante ohne Arg gemeint waren. Mißmutig stolperte er über den finsteren Gang, in dessen Ziegelsteinfußboden manche Stücke fehlten. Mürrisch kaute er an einem Satz, der ihm, er wußte nicht wie, auf die Zunge gekommen war: „Und das soll kurische Gastfreundschaft sein!" — Da stieß er schon an die Kommode, wo er die Leuchter am Tage aufgestellt wußte. Er schlug nicht ohne Mühe Feuer und ergriff das erste beste Licht.

In diesem Augenblick trat Benigna aus einer nahen Tür. Sie flog auf ihn zu und schmiegte beide kleinen Hände in seine ausgestreckte Hand. „Onkel Haldring", flüsterte sie mit warmem Atem an seiner Wange; „ich will Ihnen etwas sagen . . . etwas sagen . . ." Da aber ging die Tür noch einmal, eine Magd kam mit Eimer und Besen. Und wieder ging eine Tür am Ende des Ganges und Tante Wendchen steckte ihren Kopf herein. Haldring fühlte es bis in die Fußspitzen hinein, daß sie verwundert tat. Sehen konnte er nichts. „Auf morgen" — sagte Benigna und drückte seine Hand. Der Alte machte, daß er fortkam.

Mit müden und schweren Füßen trat er über die hohe Schwelle seines Zimmers. Er fand es bereits beleuchtet. Zwei weiße Himmelbetten standen rechts und links an den Wänden. Das Fenster war sorgfältig mit einem dicken Tuch verwahrt. Als er mißtrauisch einen Schritt vortrat, wischte eine Frauensperson, die sich an einem der Betten zu schaffen gemacht hatte, mit quiekendem Laut an ihm vorbei und fuhr aus der Tür. Der Alte hätte beinah seinen Leuchter fallen lassen: hinter der zurückgeschlagenen Gardine eben des Bettes, woher die Frauensperson gekommen war, sah er Herrn von Guhrs rundes Gesicht, reichlich bepudert und in die Kissen geschmiegt, aus der gewürfelten Bettdecke hervorlugen.

„Monsieur! Erschrecken Sie nicht", redete ihn die Erscheinung in höflichem und gewähltem Tone an (Haldring meinte jedoch herauszuhören, wie ihm der Spott auf der Zungenspitze balancierte!). „Gulberg ist eine Gans. Sie hat mir nur eben Wärmekruken gebracht, da ich bei dem feuchten Wetter ein böses Zwacken in meiner großen Zehe spürte. Es ist die linke."

Wie ein Geist wandte sich Haldring herum und stürzte mit verzerrten Zügen auf den Gang hinaus. Das war zu viel! . . . Bald hatte er Frau von Dorthöven gefunden und erklärte ihr in stoßweis hervorgebrachten Worten, daß er nicht wüßte, womit er es verschuldet habe, eine solche Schmach erfahren zu müssen. Wenn er das gewußt hätte, wäre er an Dorotheenruh vorbeigeritten, ja gewiß — vorbeigeritten. Frau von Dorthöven, die vor der Nacht noch ein letztes Wort mit Tante Wendchen zu bereden hatte, begriff zuerst nicht, womit etwas versehen worden war. Sie war aufrichtig bestürzt, stand der alte Herr doch in vollem ritterlichem Anstande vor ihr. Seine klaren, auffallend hellen Augen sprühten vor gerechter Empörung.

„Mein Gott, so möge der Herr Vetter doch nicht reden! Die Tante hat die lieben Gäste zur Nacht placieret, mit bestem Wissen Sorge getragen . . ."

„Lieben Gäste . . !" Haldring legte Hohn in seine Worte. „Bei mir, bei mir würden den „lieben" Gästen nicht solche Erfahrungen zugemutet werden!"

Frau von Dorthöven erlangte ihre Fassung wieder. Es sei wohl nur für diese eine Nacht, daß sie ihn bäte, das Zimmer mit Guhr zu teilen. Könnte doch schon in den ersten Morgenstunden die große Jagdgesellschaft hier sein und dann mit viel Lärm alle Zimmer im Nu anfüllen . . . Dies sagte sie in einem fast schmeichelnden Ton, dem sich Haldrings Ohren willig öffneten. Er fand sich schnell in die Rolle des Großmütigen und entschuldigte seine leidige Hitze, aber er sei eben dem Guhr nicht grün, weiß Gott!

„Merkwürdig!" sagte Tante Wendchen, „aber das scheint wirklich so zu sein." Frau von Dorthöven lächelte bezaubernd, als Herr von Haldring ihr steif und förmlich die Hand zur Gute Nacht küßte. Er aber meinte es grundehrlich.

Indem er in die Kammer zurückging, dachte er bei sich vergnüglich: „Was doch das Weibsvolk noch Reiz für mich hat, rein zum Narren können sie mich machen! Um den Finger können sie mich wickeln!"

Er antwortete auch nur ein grobes „Ja", als ihn der scheinbar schlafende Guhr plötzlich fragte, ob er draußen noch irgendwas vergessen oder sonst noch zu tun gehabt hätte! Dann zog er sich mit viel Geräusch die Stiefel von den Füßen und warf sie, einen nach dem anderen, gegen den Ofen. Guhr zuckte jedesmal zusammen. „Der Herr sind zu schreckhaft" — knurrte Haldring, „der Stuck wird ihm von der Nase fallen!" — Damit kroch er in das Bett. Er zog die Decke hoch, aber konnte keine Wärme finden. Alle Glieder schmerzten ihn — und der Ofen stand am Fußende seines Feindes!

Endlich schlief er. Am Morgen wußte er nicht, ob er es geträumt hatte, daß mitten in der Nacht eine Stimme zu ihm gesprochen hatte: „Summa, Ihr seid ein kreuzbraver Kerl, Haldring, — könntet Ihr mir wohl mit wenigen Talern unter die Arme greifen?"

* * *

Das Zimmer war noch völlig dunkel, als Krams um die gewohnte Stunde bei seinem Herrn zum Wecken eintrat. Haldring meinte, er habe doch gut geschlafen, ein liebliches Behagen durchströmte ihn. Seine erste Frage

galt den Pferden. Krams berichtete ganz zufrieden, er sei schon früh im Stall gewesen und habe alles in Ordnung gefunden. Dem Guhr sein Knecht habe gestern in der „Leutestube" so übel herumturnieret, daß er, Krams, mit einmal im Stalle obenauf sei. Der alte Bursche zog im Sprechen die Vorhänge von dem Fenster, was so viel Geräusch verursachte, daß Herr und Diener das ärgerliche Quieken aus dem Nachbarbett überhörten.

„Krams!" rief Haldring, „mir ist, als ließe sich heute alles gut an!"

Der Bediente blieb am Fenster stehen und blickte in die verschneite Welt, über der in bräunlichem Grau der tiefe Herbstmorgenhimmel hing. Es düsterte noch im Garten.

„Herr", sagte er, den Ausruf überhörend „es hat akkurat die ganze Nacht geschneit. Das Wetter kann leicht wieder auf Tau gehn. Ich möchte für die Wege nicht stehen."

Haldring lachte innig: „Was uns die Wege noch angehen! Komm und putz mir Rock und Stiefel." In heiterem Behagen gingen sie an die Toilette. Erst jetzt kam ihnen die Miteinwohnerschaft des Herrn von Guhr zum Bewußtsein, die Stimmen wurden darum nicht gedämpft, — man tat so zu Hause als möglich. Krams bediente den Alten, wie nur ein Fürst bedient werden kann. „Wohlgeboren" hier! und „Wohlgeboren" da. Er hatte ein Waschbecken mit warmem Wasser mitgebracht, was Haldring einen unnötigen Luxus fand. „Man käme hier ja aus dem Waschen gar nicht heraus!"

Während er sich die Tropfen aus dem Bart rieb, fragte er dann mit listigem Augenzwinkern, wie ihm gestern der Sauerbraten gemundet hätte? Und ob sein alter Herr ihn nicht verwöhne wie einen Schoßhund? Krams dankte höflich für die Aufmerksamkeit. Dann aber, wie es immer seine Gewohnheit war, wenn Haldring sich einen guten Herrn nannte, strich er sich selbst als guten Bedienten heraus. An ihm sei eben keine Guttat verschwendet, ob klein oder groß. „Aber dem Guhr seiner", er dämpfte die Stimme, „man braucht ja nur den Diener anzusehn, um zu wissen, daß der Herr nichts taugt!" Haldring lächelte befriedigt und bat um ein wenig Reiben des kranken Beines. Darauf verstand sich Krams wie keiner und fing sogleich kräftig an.

„Mit Verlaub", begann er von neuem, „der Herr von Guhr soll ein altes, schmutziges Buch haben, worin lauter Histörchen und galante Abenteuer stehen, darin liest er jeden Morgen wie in einem heiligen Predigtbuche. Und weiß damit alle Frauenspersonen im Hause zu kirren und sich recht in den fettesten Schmalz zu setzen — so sagt der Knecht."

Haldring lachte mühsam, denn Krams machte ihm Schmerzen.

„In den ersten drei Tagen macht er sich an die Alten, ist es nicht so?" — „Das mag sein!" — „Dann kommen die Jungen an die Reih" — „Hoho!" rief Haldring. „Hoho!" spottete Krams. „Ei gewiß! Glaubt Euer Wohlgeboren, daß die Jungen nicht ihre Neugierde haben?"

Haldring richtete sich auf und schob Krams bei Seite: „Da wäre ich noch da, ehe der sich bei dem Mädchen ein geneigtes Ohr verschafft!"

„Vielleicht auch bald ein anderer" — meinte Krams.

„Was?!" Haldring stellte sich auf die Füße.

„Nun, in der Küche spricht man so hin und her, sie sei zu hübsch, um noch lange Jungfer zu bleiben."

„Gott ja!" knurrte er. „Warum nicht, warum nicht! Das muß ja wohl einmal sein."

Bei sich dachte er: aber heute bin eben ich es, der das Kind zu bewahren hat. Weder Frau von Haldring noch Tante Wendchen schoben sich störend in diesen Gedanken. — Er fühlte, er war heute ein ganzer Mann!

„Sieh einmal nach, Krams, ob der Herr von Guhr noch schlafen!" — Sie hatten zuletzt nicht eben leise gesprochen. „O nein", flüsterte der Bediente, „dies möchte mir wenig anstehn . . ."

Da ging Haldring mit ruhigen Schritten hinüber und steckte Nase und Augen durch den Schlitz des Bettvorhangs. Guhr lag mit geschlossenen Augen da, das gewürfelte Bettuch bis unter das Kinn heraufgezogen. Während Haldring ihn herausfordernd betrachtete, schien er allmählich zu erwachen. Er reckte sich, gähnte — mit zugedrückten Augen. Endlich konnte er nicht länger widerstehen, dem Blick zu begegnen.

„Gott, wie süß ich schlief!" lachte er mit breitem Munde. „Ihr seid schon gestiefelt und gespornt und ich hab von allem nichts gemerkt!"

„Freut mich" — sagte Haldring. „Wie könnt ihr mir aber das Gestiefelt- und Gespornt-sein an der Nase abgucken?!"

Guhr lachte wieder: „Ich weiß nicht, welcher Narr immer sagt, der Herr von Haldring sei kein witziger Kopf!"

Haldring sah ihn böse an und verschwand. „Krams", rief er befehlerisch, „Du kannst jetzt gehn!" Als er allein war, begann er in seinem Felleisen zu kramen. Einen Blick noch warf er rückwärts auf das Bett, dessen Gardinen in unbeweglichen Falten herabhingen, dann holte er ein Etwas hervor, sorgfältig in ein blaues Tuch geschlagen. Er nahm es unter den Arm und verließ das Zimmer auf den Zehen. Jetzt hätte er dem Nachbarn noch einen langen Schlaf gegönnt!

* * *

Auf dem morgenfrischen Hause lag frohe Erwartung. Als Haldring an der Küche vorüber kam, strömte ihm der lieblichste Bratengeruch aus der halboffenen Tür entgegen. Er hörte drinnen schon lebhaft hantieren und lachen.

Im Speisezimmer fand er sich allein. Auf dem Tisch stand noch die warmverwahrte Morgensuppe. Aber der alte Herr war doch zu aufgeregt, um sich gleich hinter die Schüssel zu setzen. Er spazierte im langen Zimmer auf und ab und inspizierte dabei die Bouteillen auf dem Kredenztisch und die bauchigen irdenen Krüge, die für das Hausbier bestimmt waren. Auf einem anderen Tisch sah er sauberbedeckte Brote. Haldring hob einen Zipfel des warmen Leintuches empor und betrachtete die rosinen- und mandelgespickten Gelbbrote. Seine Nase zog vergnüglich den zuckersüßen Wohlgeruch ein. Er vertrieb ein paar dicke Herbstfliegen, die sich gleich mitten in den weißen Streuzucker gesetzt hatten, und legte das Tuch wieder zurück. Dann ging er wieder hin und her. Der weiße Sand knirschte bei jedem seiner Tritte und der gehackte „Grünstrauch" duftete würziger, wenn sein wuchtiger Stiefel ihn verwundete. Haldring wurde es selbst ganz festlich zu Mut. Wenn er Benigna jetzt noch allein traf, war alles gestrige Unbehagen vergessen. . . . . Aber sie kam nicht. Niemand kam. Oft hörte er Schritte und Stimmen, aber sie war es nicht. . . . Haldring trat an ein Fenster und sah hinaus. Eine Krähe flog vor ihm auf und stäubte mit den breiten Flügeln Schnee von dem Ast, auf dem sie gesessen hatte.

Wie das Weiße draußen blendete! Im Hofe ging ein Knecht, ein

großes Reisigbündel auf dem Rücken. Vor ihm her tanzte und hüpfte ein zottiger Hund, mit jedem Seitensprung die unberührte Fläche des Schnees zerstörend. Haldring kehrte den scharfgezeichneten Figuren von Mann und Hund den Rücken.

Da öffnete sich die Tür und Benigna kam. Benigna allein. In jäh hervorbrechender Freude traten sie rasch auf einander zu und reichten sich die Hände. Haldring hatte seinen Schatz bisher immer unter dem Arm getragen — jetzt holte er ihn hervor, nahm vorsichtig das blaue Taschentuch herunter und überreichte Benigna ein kleines, zierlich gearbeitetes Kästchen. Es war von Rotholz mit schöner Perlmuttermosaik. Benigna mußte erst die Hände zusammenschlagen, ehe sie es ergreifen konnte. Dann lief sie damit bis zu einem Tisch, stellte es darauf, drehte den Schlüssel und öffnete vorsichtig den Deckel. „O, Onkel Haldring!" und wieder mußte sie die Hände zusammenschlagen. Das Kästchen enthielt die nettesten Nähutensilien, die sich auch ein verwöhnterer Geschmack, als der Benignens war, denken konnte. Das beinerne Nadeldöschen hatte einen feindurchbrochenen Rand. Der kleine Fingerhut ein künstlich-wunderliches Futteral. Jeder Seidenstern war anders geformt. Die Schere schien silbern und hatte die Gestalt eines seltsamen Vogels. Und dieses alles befand sich in einer Polsterung von himmelblauem Sammet. Benigna war sprachlos. Ihre Finger spielten mit den goldenen Glasperlchen, die sauber neben roten, schwarzen und blauen ihr eigenes Kassettlein hatten. Sie lachte lautlos, ihre feinen Nasenflügel zitterten vor Entzücken. Haldring war beinah gerührt. So, so hatte er sich die Freude des Kindes ausgemalt, so hatte sie sich als Kleines gefreut. Jetzt brach Benigna in Jauchzen aus und bedeckte seine alte Hand mit Küssen. Er wehrte ab, er lächelte — und wehrte wieder ab.

„Aber Onkel, Onkel, wo Sie das nur herhaben! So was Schönes habe ich mein Lebtag nicht gesehen!"

Der Alte schmunzelte: „Feinste holländische Arbeit —" sagte er glücklich. „Das war damals bei der Strandung des Holländers, Kindchen, da hat es der dumme Krams noch im Sande gefunden, in einem Bündelchen, weißt du, von so allerhand."

Benigna machte große Augen — „Und der Strandhöffsche hat es Ihnen gelassen? . . ." fragte sie zögernd „Seine Frau Liebden hat ja eine Passion. . . ."

Gert Haldring machte eine kleine Handbewegung: „Was! Viel gefragt hab ich ihn nicht! Krams fand es ja am anderen Morgen, als sie schon alles geborgen hatten. Ich weiß ja, daß er es mir gern gelassen hätte, wenn ich ihm sagte, ich wollte dir damit eine Freude machen. Aber sie, die Strandhöffsche, ist ja ganz närrisch . . . da hab ich mir die Geschichte für ein andermal aufgespart."

Benigna senkte den Kopf, aber nicht zu tief, weil sie fürchtete, das Wasser, das sich in ihren Augen sammelte, würde sonst über die Wangen rinnen. Sie schämte sich. Sie hätte das Kästchen am liebsten vom Tisch gestoßen und alle seine Zierlichkeiten in Trümmer geschlagen. Die Augen wagte sie nicht zu erheben, denn das konnte doch ihr alter Onkel Haldring nicht sein, der bettelhafte Greis, der neben ihr stand!

„Kindchen", sagte da seine altgewohnte, treuherzige Stimme — „Es fehlt noch was. Nicht wahr? Es fehlt noch was! Sag's nur gleich frei heraus! Krams und ich haben alles kreuz und quer überlegt. Er ist selbst einmal nach Goldingen geritten, um Perlen und etwas Band zu kaufen. Aber jetzt haben wir doch etwas vergessen, nicht wahr?!"

Benigna lächelte — und zwischen Lachen und Weinen fiel sie ihrem alten Freunde um den Hals. Und weil sie ihm abbitten wollte, küßte sie ihn warm auf den Mund und streichelte seine hagere Wange. „Du, Onkel Haldring", — du sagte sie ihm zum ersten Mal — „das wollen wir aber dem Strandhöfschen schreiben, sonst attrapiert er uns noch einmal als Kontrabandisten. Ja!?"

Haldring stand bei dieser plötzlichen Zärtlichkeit starr wie ein toter Baum da. „Das mußtest du erleben, Gert, das mußtest du noch erleben!" — sagte etwas in ihm. Die Arme hingen ihm schlaff rechts und links herab — er umfaßte sie nicht einmal, wo sie sich an ihn gedrängt hatte.

Da war auch schon alles vorüber. Benigna stand wieder mit leichter Befangenheit vor ihrem Kästchen. Er ermannte sich. — Ja, ja schreiben wollte er dem Strandhöfschen. Heute noch! Seine Augen blitzten keck, sein Knebelbart (Mode Herzog Jakob) zitterte.

„Danke!" sagte Benigna aus vollem Herzen und wollte ihren bittersüßen Schatz forttragen. „Danke" sagte auch Gert Haldring, in seinem Herzen läuteten alle Glocken. . . Herr von Haldring hat es Herrn von Rappe nie vergessen können, daß er diese glücklichste Stunde seines Lebens zerstörte und seine Feierglocken in Sturmglocken verwandelte.

Die beiden im Eßsaal hatten es nicht gehört, daß sich unten der Hof mit Jägern, Pferden, Hunden und Hundejungen angefüllt hatte. Kräftige Gestalten schwangen sich aus den Sätteln. Pferde schnoben und Dampf wirbelte von ihren heißgelaufenen Flanken in die klargewordene Luft. Rüden legten sich auf den Schnee, ließen die triefende Zunge weit aus dem Maul hängen und stießen den heißen Atem so heftig und keuchend heraus, daß ihre buntgefleckten Leiber davon in zitternde Bewegung gerieten. — Lärm war unten im Hof, Rufen, Lachen, Schimpfen — und die beiden im Eßsaal hatten es dennoch überhört. — Jetzt begannen im Hause die Treppen zu krachen und die Fußböden zu dröhnen. Türen fielen ins Schloß und wurden wieder aufgerissen. Benigna hielt noch das Kästchen mit beiden Händen — jetzt merkte sie auf und drückte es wie im Schreck an die Brust. Sie blickte nach der Tür, die Augen weit offen, die ganze Gestalt voll Erwartung . . . Aber er kam vom Gang her, der Herr von Rappe, stand mit wenigen Schritten hinter ihr und riß sie an sich. Benigna schrie auf — vor Freude, nicht vor Schreck. Aber das Kästchen lag am Boden, sein Inhalt war zerstreut und der Deckel war aus den Fugen.

Haldring war alles zu plötzlich gekommen, er sah hier nur Frevel und Gewalt. Mit einem Satz stand er neben dem Eindringling, den blanken Degen schon in der Faust, die Augen sprühend, auf den Lippen einen halben Schrei. „Herr!" — donnerte er. „Augenblicks laßt ihr die Demoiselle frei, oder es soll mich nichts hindern, Euch hier auf der Stelle zum Teufel zu schicken!"

Gert Rappe umfaßte das Mädchen noch fester. Ihm war vor Staunen das helle Blut in die Wangen geschlagen. Da er alle Wehr abgelegt hatte, hielt er einen Arm vor sich.

„Wer ist der verrückte Kerl?" — rief er aus. Benigna machte sich mit Anstrengung frei: „Um Gott, Onkel Haldring, das ist mein Verlobter!" Sie trat auf den Alten zu, der ihr wie verstört in das Gesicht sah. „Mein Verlobter, Gert Rappe!"

Haldring schien immer noch nicht zu begreifen. „Onkel Haldring", bat das Mädchen, sein lebloses Gesicht erschreckte sie: „Ich wollte es Ihnen schon gestern sagen. Wissen sie noch, aber es kam immer etwas dazwischen!"

„Ah“ — machte der Alte und steckte den Degen ein. Er sah sich nach irgend einem Sitz um. Herr von Rappe streckte ihm freundschaftlich die Hand entgegen: „Ich bin froh, daß diese Querel nur auf einem Mißverständnis beruht, mein Herr! Wahrhaftigen Gott, ich dachte schon daran, mich hier auf dem Platze, so hundemüde wie ich bin, mit ihnen schlagen zu müssen.“ Er lachte herzlich.

Haldring legte seine eiskalten Finger auf einen Augenblick in die Hand des jungen Mannes. Dann setzte er sich schwer. Rappe nahm ungeniert neben ihm Platz und schwor, er würde keinen Schritt mehr tun, eh' er nicht seinen leeren Magen bis zum Rand angefüllt hätte. Benigna lief schon hin und her und brachte Suppe und Brot. Aber er bat für den Anfang um etwas Herzstärkenderes und einen guten Kümmel. Zwischendurch einmal bückte sich das Mädchen, um die Sächelchen, — nicht lieblos, aber hastig, — in das Kästchen zurückzufüllen. Manche kleine Perle blieb am Boden liegen.

In Haldrings Schädel taumelten die Gedanken durcheinander: „Dieser Rappe — er hatte wohl von ihm gehört — Sohn des Klaus Christoph Rappe auf Dikkeln. Reich? — ja — schwer reich. War jetzt im Ausland gewesen auf drei, vier Universitäten. In Paris auch, so viel er gehört hatte. Ein frohes Leben! Duelle? — gewiß, ja! Da, da war ja wohl noch eine Narbe auf der Wange. Nein, er war als Knabe vom Pferd gestürzt. Wie ihm alles einfiel! — In Kriegsdiensten? Holländischen oder . . . in Teufels Namen — Und jung, jung ist er!“ schrie es in ihm auf. Wie ein Berg von Anklagen türmten sich alle diese Gedanken übereinander, und der Gipfel war dieses Furchtbare: Er ist jung! Jung ist er! . . . Der Alte stöhnte, es klang wie ein dumpfes Knurren. Er sah dem braven Esser zu, der unbefangen Bissen auf Bissen in den Mund schob. Haldring ging durchs Herz: er wolle ihm etwas anhaben, ihn kränken, den feinen Herrn. „Monsieur“, sagte er fast flüsternd, damit ihn Benigna nicht hören sollte, — er strich sich frech den Schnurrbart: „Ich hab vorhin Eure Braut recht herzhaft geküßt. Ihr habt da ein feines Mädchen!“

Der Alte schämte sich der Worte, die ihm eben dreist über die Lippen gegangen waren. Und doch, als Rappe nur kaum den Kopf hob, zischelte er noch einmal: „Ich hab Eure Braut geküßt! „Immerhin,“ sagte Rappe ganz gelassen, „das schadet ja nichts.“ Bei sich dachte er: „Der Alte scheint also doch verrückt.“

Haldring kniff die Lippen zusammen, ein eigentümliches Lachen preßte seine Brust. „Ja, ja, er war ein jämmerlicher Greis, der sich schon dies und das erlauben durfte! Da war von Beleidigung keine Rede, nur lächerlich hatte er sich gemacht. Man hatte gar noch Mitleid mit dem Alten, der seine Füße ungefragt wie ein Bettler unter den Mittagstisch steckte! Durch all die langen Jahre hatte er sich kein Recht auf das Kind, kein Recht auf ihr Vertrauen erworben. Nur etwas Mitleid. . .“ Er hob seine Augen auf — Rappe war fort. Fort, ohne weiters fort — das gab einen neuen feinen Stich ins Herz, eine neue Blutwelle, die ihm zum Kopf schlug. „Mitleid!?“ jetzt lachte er auf — voll Bitterkeit. „O, nein.“ — Wo war aber der Mensch geblieben? Ah, dort im Fenster lehnte er und beugte sich zu jemandem herab, den er mit der Gestalt verdeckte. Der Alte wandte sich.

Jetzt begann sich das Zimmer mit Gästen zu füllen. Benigna löste sich aus der Fensternische und ging ihnen entgegen.

Man setzte sich zwanglos an den Tisch, aß und trank und erhitzte sich

über Hund und Pferd und Wild. Die „Nachjagd" wurde begangen. Haldring sah und hörte alles wie in einem leichten Nebel. Hier und da war's ihm, als ob sich jemand mit einem Gruß zu ihm hin wandte, vielleicht äffte ihn auch sein müdegehaspeltes Hirn, er rührte sich nicht. Mägde und Bediente gingen mit Schüsseln, Krügen und Tellern umher und an ihm vorüber. Einmal erschien Tante Wendchen an der Gangtür wie ein Geist, winkte und rief mit einer abgehetzten Stimme: „Wo bleibt das faule Mensch! Dahrte!" und verschwand sogleich.

Herr von Dorthöven erschien zwischen den lauten Gästen mit seiner Frau am Arm. Er war groß, breit und rot, man sah ihm sogleich den Militär an. Seine kräftigen Züge mochten entfernt an Tante Wendchens erinnern. Er hatte sich umgekleidet, sein Anzug, seine Perücke waren von tadelloser Eleganz. Mit sichtlichem Vergnügen überflog er die Tischgesellschaft. Benigna kam zu den Eltern und hängte sich an des Vaters Arm. „Heda, Rappe!" Dorthövens Stimme übertönte alle, — „Mars und Adonis in einer Person, komm mal her, daß ich deiner Braut ein bißchen was von ihrem künftigen Eheherrn erzähle! —" Haldring schoß es durchs Hirn: „Also alle wissen schon darum, sind alle orientiert gewesen, und nur Du...!" Rappe verließ einen hitzigen Disput und stellte sich in soldatischer Weise vor seinem Schwiegervater auf: „Et bien, Benigna, kommen Sie lieber zu mir!" Benigna lachte, aber sie blieb beim Vater.

Haldring wollte nichts mehr hören, nicht einen Laut mehr. Und doch hielt es ihn wie mit Stricken an seinem Stuhl fest. Er blickte über die Schulter weg aus dem Fenster hinaus und summte vor sich hin. Dorthövens Stimme war schwer zu überhören, so konnte Haldring nicht umhin zu erfahren, daß die Herren dort und dort die Nacht alle nebeneinander wie die Strömlinge auf einer Strohhütte verbracht hatten. Herr von Rappe aber, den jungen Damen zu Liebe, die eine allgemeine Ausfahrt beabsichtigten, das Wecken am Morgen übernommen hatte. (Haldring hörte jetzt doch zu.) „Na, weck einmal Tote!" lachte Dorthöven dröhnend. „Aber was tut man nicht für die lieben Herzchen, hörst du Benigna! Kurz, er holt sein Reiterpistol heraus und „krach" geht ein Schuß über uns alle weg in die Wand." Einige fuhren mit dem Kopf hoch. „Kopf weg!" kommandiert er und „krach" geht der zweite Schuß über uns weg. Na, in einer halben Stunde hatten die Demoiselen ihr Vergnügen."

Haldring stand auf, Gelächter erfüllte das ganze Zimmer, er stürzte vorwärts. „So würde das fortgehn heute und morgen und länger! Wer fragte auch nur nach ihm." Er besann sich aber und ging mit Anstand durch die Lärmenden. Er wollte nicht rechts und links blicken und hatte doch Benigna gesehen — in den Armen des Herrn von Rappe. Im Gang fing er an zu laufen. Der Schmerz zeigte ihm unbarmherzig alle freundlichen Bilder, die er sich für diesen Winter ausgemalt hatte. Er konnte keine Worte für seine Enttäuschung finden, nur denselben Satz wiederholten seine Lippen immer wieder: „Und das soll kurische Gastfreundschaft sein!" — Als er an der Küche vorbeilief, hörte er die Bratpfannen prasseln und das Holz im Herde knacken.

Tante Wendchens Stimme schallte vernehmlich. Ein Junge mit einer Schüssel in den Händen kam ihm im schmalen Gang entgegengelaufen. — Sie wären beinah übereinander gefallen. — Den packte er bei den Schultern und beschwor ihn, bei einer Tracht Prügel, alles stehen und liegen zu lassen

und ihm seinen Bedienten Krams auf sein Zimmer zu schicken. Der Junge leckte hastig an seinen Fäusten, über die ein Teil des Schüsselinhalts gelaufen war, und versprach alles.

Als Haldring in seinem Zimmer allein war, setzte er sich auf die Bettkante und wartete. Zu diesem Bett, in dem er doch schon eine Nacht geschlafen, hatte er ein unbewußtes Heimatgefühl. Drüben bei Guhr lag alles in wüster Unordnung durcheinander. Das Nest war leer. Auf dem Fußboden standen noch zwei bauchige Wärmekruken. Haldring war es, als ging ihm im dumpfen Betrachten dieser Gegenstände eine lange Zeit hin. Endlich klopfte es, und gleich darauf trat Krams ein — sein fahles unbewegliches Gesicht hatte er mitgebracht.

„Krams, pack ein. Wir gehn fort."

„Wann?" fragte Krams langsam.

„Jetzt, in dieser Sekunde!"

„Ist Euer Wohlgeboren, mit Verlaub zu sagen, nicht ganz richtig?"

Haldring fuhr auf: „Ich hab dich verwöhnt, verzärtelt hab ich dich, du Schuft! Zum Dank behandelst du mich wie einen kindischen Narren! Wenn ich Dir sage, „pack ein!" so heißt es „pack ein!" — Viel lieber will ich ewig durch die Welt ziehn, als in diesem Hause nur noch eine Stunde bleiben!"

Krams wurde es weh ums Herz. Besonders erschreckte ihn der Ton, in dem sein Herr sprach, das war bis jetzt immer der Ton, kurz vor dem er, nämlich Krams, zu gehorchen pflegte. Und das konnte doch diesmal nicht geschehen!

„Euer Wohlgeboren", begann er noch einmal, jetzt in sehr unterwürfigem Ton, „werden hier kleine Affaires gehabt haben, die sich ordnen lassen. Ist geradezu kein Mirakel, wo so viele streitlustige Kavaliers beisammen sind. Ich bitte Euch untertänig, doch noch ein wenig mit dem Aufbruch zu verziehen. Wenn Euer Wohlgeboren nur wüßten, was alles zu Mittag und zum Abendtisch besorgt wird! Eben sind auch 3 Schlitten Wild angekommen, alles was die Herren zusammengemeistert haben. Einen gespickten Hasen essen wir beide doch so gern!"

Krams spitzte den Mund, aber er hatte nicht den rechten Weg eingeschlagen. Sein Herr seufzte und blickte starr auf den Fußboden: er sah dort springende Glasperlen und ein umgeschlagenes Nähkästchen. . . .

„Euer Wohlgeboren . . .?" — „Hast du das Felleisen schon gepackt?" — „Nein!" — brüllte Krams. — „So tu's!" —

Krams machte sich jetzt daran, die wenigen Habseligkeiten in den Ranzen zu stopfen, aber während seine Hände dem unerwünschten Befehl nachkamen, protestierte und schalt sein Mundwerk um so ungezwungener, — dies war so seine Art. Ob der Herr sich den Tod zu holen wünsche? Nach seiner schweren Krankheit wie ein Jüngling von Hof zu Hof zu ziehen! Ob sein treuer Diener das wohl verdient hätte, von den gebratenen Hühnern fort zu müssen, wo das Haus von Speis und Trank schier berste und sich jeder für sein Leben satt essen könnte? Und wohin soll es eigentlich gehen, und warum soll es eigentlich fortgehen?! — Diese beiden letzten Fragen brachte Krams mit lauterer, tief gekränkter Stimme vor.

Haldring stand auf und ging hin und her. Er blieb bei Krams stehen und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Treuer Kerl", sagte er. „Weiß Gott, wenn ich etwas besäße und sei's am eigenen Leibe, ich nähm es herunter und schenkte es dir, um dir dein gut Leben hier zu entgelten. Aber du

weißt ja, ich hab nichts mehr als du — nicht ein lumpiges Stück. Aber versteh mich, Krams!" — Haldring klopfte gegen seine Brust. „Man hat mich gekränkt, beleidigt, enttäuscht, man gibt mir zu fühlen, wie arm und vagabund ich bin. . . Du kennst mein Gefühl für Ritterlichkeit. Was besitz ich noch, als meine Ehre? Kurz gesagt — ich würde am Bissen ersticken, den ich hier aus Gnade zu essen bekäme."

Krams schwieg eine Weile. „Und das Kästchen?" fragte er dann, die fahlen Wimpern hebend. Es war dies der Schluß einer längeren Gedankenkette.

„Krams!" Haldring sah den Diener nach Worten suchend an, bis sich plötzlich seine Augen mit Wasser füllten. Dann wandte er sich und machte eine kurze Handbewegung, als schnitte er die Frage ab. Krams brummte vor sich hin und beendete schweigend seine Arbeit. „Wohin denn?" fragte er und hob den Sack auf. „Wohin? Wohin der Weg führt, immer weiter, einmal wird schon das Ende kommen!" Dieser dunkle Nachsatz schlug Krams wie eine Kralle in das Herz. Er sagte, er begriffe nicht, daß man den Herrn hier so schlecht hatte behandeln können, wo man doch seine Ehre kennen sollte. Die letzten Worte, so ungeschickt sie auch hervorgebracht waren, taten dem wunden Gemüt des alten Herrn doch wohl. „Also . . ." Krams versuchte noch einmal zu zögen, aber ohne Überzeugung. „Du sattelst!" Haldring hatte seine gewohnte herrische Kürze wieder. „Aber ohne Aufsehn zu erregen!" Krams machte eine Bewegung, die sagen sollte, daß dies heute nicht zu befürchten sei.

Während er mit seinem Bündel über den Gang schritt, kamen ihm wieder Zweifel an der Notwendigkeit ihres überstürzten Abzuges: „Es weiß ein jeder, daß er empfindlich ist wie eine Laus, aber so hereingesetzt wie heute hat er uns damit noch nie." Krams beschloß jedenfalls nicht zu gehen, bevor er Benigna vom Stand der Dinge in Kenntnis gesetzt hatte. —

Wieder klopfte es an des Alten Tür, und wie er mit ärgerlicher Stimme „herein" rief, rauschte ein seidenes Kleid und Stöckelschuhe klapperten auf dem Fußboden. Benigna! Und mit ihr kam der ganze Zauber ihres Wesens in das öde Zimmer mit den weißgetünchten Wänden. Strahlend, wie eine von den gemalten Göttinnen, erschien sie ihm. Haldring hob abwehrend die Hand: Wozu noch das?..... Sobald sie sein Aussehn bemerkte, wurde sie besorgt. Sie setzte sich zu ihm auf den Bettrand. „Onkel Haldring!" bat sie ganz leise, indem sie seine Hand ergriff. „Warum willst du fort, gerade jetzt, wo ich so glücklich bin?"

Er wußte wohl, daß er ihr nicht lange widerstehen könnte, darum erhob er sich: „Keine Sorge, Benigna. — Möge der Himmel dich segnen! Ich paß nicht mehr in dieses glückliche Haus. Muß sehn, mir ein anderes Quartier zu schaffen." Er lachte etwas, um seinen Worten die Herbheit zu nehmen. Auf der Zunge brannte es ihm zu fragen: Seit wann? Seit wann denn? Aber er schämte sich, ihr den eigentlichen Grund seiner Abreise zu eröffnen.

Als ob Benignas weibliches Gefühl dies nicht erraten hätte! Sie war verwundert und beinah weh davon berührt. Der alte Onkel! Mein Gott, wie wenig ihm der Liebhaber stand! Sie war zu jung und im Augenblick zu glücklich, um dem überzarten Gemisch, einem Kaleidoskop der mannigfachsten Gefühle, in Haldrings alternder Seele gerecht werden zu können. So saß sie an seiner Seite, vertraulich und doch fremd, und schwätzte dies und das, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Von der Tante, wie sie so fachée sei, daß nun die Hochzeit komme und die Badereise hinausgeschoben wäre. Sie meinte

immer, es würde sich später schon wieder ein Hindernis finden; entweder die Pest oder die Schweden ... Haldring indessen dachte an die langen Winterabende, die er gehofft hatte mit ihr in Dorotheenruh zu erleben, und schloß die Augen.

Nach einer Weile fing Benigna an, ihn zum Dableiben zu überreden. Sie bat, sie redete ihm zu, sie schmeichelte und schmollte. Sie schmiegte sich an ihn und streichelte ihm die mageren Wangen. Ja sie hätte ihn, wärmer werdend, geküßt, wenn er nur den Kopf um einen Schatten ihr zugeneigt hätte. Aber er dachte an Herrn von Rappes: „Das schad't nichts" und machte einen steifen Nacken. Und doch hätte er sich bestechen lassen und Vergangenes und Zukünftiges über ihrer Gegenwart vergessen — wenn nicht, auf einen kurzen Augenblick nur, Benigna die Geduld verlassen hätte. Sie preßte die Lippen aufeinander und dachte: „Ei, so mag er gehn." Und Haldring las diese Gedanken von ihrem Gesicht — schärfer, klarer als sie selbst empfunden hatte. „Benigna!" sagte er in höflichem Ton — er spürte die herbe Genugtuung, Recht behalten zu haben — „du hältst dich auf; man könnte dich erwarten!"... Das Mädchen sah nun ihr Spiel verloren. Ihre alte Kinderliebe trat ihr mit eins wieder klar in das Bewußtsein — sie weinte fast. „So seh ich, daß Sie mich nicht lieb haben!" — klagte sie. Er zog statt aller Antwort ihre Hand an die Lippen.

Er gefiel ihr wieder; es lag etwas Ernstes und Männliches in seinem Wesen, und sie war froh, wieder stolz auf ihn sein zu können. So sah sie ihn dankbar an und seufzte auf: Es war jetzt also vorüber!

„Mon dieu!" — wie das Mädchen erschrak — sie hatte ja noch ihre schwere Mission zu erfüllen: der alte Herr sollte, im Fall er sich nicht halten ließe, doch noch „das Übliche" bekommen. „Das Übliche" nun trug Benigna in ihrem Busen verwahrt, beim tiefen Atemholen hatte sie der kleine Lederbeutel ordentlich gedrückt.

„Wenn Sie schon gehen, Onkel Haldring" — fing sie vorsichtig an — „laß ich Sie nicht ohne Gastgeschenk fort. Vergessen Sie nicht, Onkel, wie Sie mich mit dem Nähkästchen verwöhnt haben. Ja, ich hab Gert Rappe so gescholten! Er muß mir mit feuchtem Finger noch jede Perle vom Boden aufheben." „Oh" — machte Haldring nur. Benigna zog ihren kleinen Beutel hervor. Sie errötete. „Die Frau Mutter bittet ... nicht zu vergessen, daß Sie doch ihr Verwandter sind und ..." sie hob die Augen bittend zu ihm auf, „wenn wir es einmal brauchen, Sie retournieren es uns dann ..." — „Heiliger Himmel! Sollte er nun noch Geschenke nehmen. Sich demütigen, damit sie später miteinander davon reden könnten!" — „Nein", sagte er fest, „heute nicht, Benigna." Und schon während er die Worte aussprach, zogen alle Nöte, denen er entgegen ging, die neuen kleinen Demütigungen hier und dort, zog all sein Elend an ihm vorüber. Da ließ er es zu, daß das Mädchen, indem sie ihn umarmte, den Beutel in seine Tasche schob. Er tat, als merkte er es nicht.

Krams, der die Tür öffnete, um sein Bereitsein zu melden, sah noch gerade diesen kleinen Vorgang. Das war genau, was er bezweckt hatte. Haldring drückte Benigna in seiner Verlegenheit einen Kuß auf den Scheitel: „Kindchen, ich bin sehr elend, sehr elend ... Nicht besser, als ein Vagabund." — Dann bat er sie, ihn nicht zu begleiten. Sie sagte ihm herzlich „Lebewohl" und „Auf Wiedersehn", dann ging sie mit elastischen Schritten — „leicht und glücklich", dachte Haldring, — den Gang hinab.

„Wollen der Herr durch die Küchentür kommen?“ fragte Krams. „Mensch“, knurrte der Alte „ich schleich mich nicht durch Hintertüren fort.“ — „Nun“, meinte Krams „wie Ihr wollt. Bereit wäre es.“

Im Vorübergehen sah Haldring Guhr in einem Anrichtezimmer stehen. Neben ihm hantierte Gulberg und lachte auf, wie verbotener Weise. „Der bleibt“, dachte Haldring, „der ißt sich hier erst satt, dann mischt er sich bescheiden unter die Gäste. Hört hier zu und dann wieder da; lobt, lacht und sagt, was die Leute gern hören wollen. Heute noch setzt er sich hin und beginnt ein Hochzeitskarmen zusammenzuschustern, damit man ihn auf die Köste lädt. Katzsapperlot, ich versteh diese Kunst nicht!“

Der Alte ging durch das Haus, indem er das Eßzimmer vermied, und kam unbemerkt auf den Hof. Da stand schon Melohn mit hängendem Kopf; um seine Nase her trieben freche Spatzen ihr Wesen. Er hatte sich auch alles anders gedacht! — Der Schnee im Hof war beschmutzt und zertrampelt — Heu und Stroh lag umher. Eben zog Krams den Klepper aus dem Stall, vor dessen stolpernden Hufen vier Hühner schreiend davonstoben. Auf dem Dache saßen die Tauben in der blanken Sonne, drehten sich und gurrten. Bei Schlitten und Wirtschaftsgerät aber stand ein Knecht und sah alledem zu. Haldring stieg das Blut zu Kopf. „He!“ rief er. „Hergekommen! Hilf mir aufs Pferd, du Lümmel!“ — Der Knecht kam langsam. Haldring erkannte denselben von gestern abend. Als er im Sattel saß, zog er ein ansehnliches Geldstück hervor und reichte es ihm, ohne es zu besehen. Der Knecht zog die Mütze und trabte zum Hoftor, um — da es eigentlich schon offen war — nur dienstwillig noch etwas an seinen breiten Eichenflügeln zu rücken.

Krams konnte nicht mehr hindern, was er gern gehindert hätte. Sein Gesicht blickte so sauer, als wenn er Essig getrunken hätte. Jetzt bemühte er sich auch weiter nicht, die dickgeschwollenen Säckchen, die ihm rechts und links am Sattelknopf hingen, zu verbergen. Wie sich Haldring nach ihm umwandte, erblickte er sie. — Scham und eine kleine, ganz gedrückte Befriedigung stritten in seinem armen Herzen. Er erinnerte sich, daß er heute noch nichts gegessen hatte — ein liebliches Bild von gebratenen Hähnchen umgaukelte ihn. Ob aber der Knecht nicht lachte?! Haldring warf einen mißtrauischen Blick auf ihn — der verzog keine Miene. So trieb der alte Kavalier Melohn an mit Peitsche und Sporen.

Und vor ihm dehnte sich der kaum befahrene Weg — eine lange, bläuliche Spur im Schnee. Am Feldrain ein runder Busch mit verschneiten Ästchen, ein gelbfahler Grashalm, der sein Fähnchen über den Schnee gerettet hatte — alles warf seinen bläulichen Schatten. Er selbst, der alte Haldring, und Melohn mit dem nickenden Kopf — ihr Abbild, wie aus bläulichem Papier geschnitten und genau an die Hufen des Tieres gepaßt, lag neben ihm auf der Fläche und begleitete ihn in drolligen Verschiebungen. . . . In jähem Widerwillen hob der Alte den Arm und gab seinem Zerrbild einen Peitschenschlag über den Kopf.

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Baltische Landschaftsbilder.

Von Mathilde Boettcher (Dorpat).

Landstraße.

Da geh' ich neben dem Pferde,
Die Leinen lässig zur Hand;
Die nackte braune Erde
Lüftet ihr Schneegewand.

Es rinnen die Wasser leise,
Und über Busch und Baum
Senkt sich heimlicherweise
Ein sternklarer Frühlingstraum.

O kühle mir Stirn und Wangen,
Du zauberssüße Nacht,
Daß nicht mit heißem Verlangen
Mein schlafendes Herz erwacht!

Meer.

Die Sonne brennt im Fieber,
Ihr Atem geht stockend schwer
Und fährt mit schwärzlichem Kräuseln
Böig über das Meer.

Die Sonne brennt im Fieber,
Sie streut mit irrer Hand
Die Kissen des Himmelbettes,
Die Wolken, über das Land.

Die Sonne brennt im Fieber
Und sinkt in Todesruh',
Mit Tränenschauern drückt ihr
Die Nacht die Lider zu.

Heide.

Blühende, rötlich-schimmernde Heide
Weit, so weit das Auge reicht —
Über die sonnendurchglühte Heide
Fröstelnd nur ein Lüftchen streicht.
Mein süßes Glück hat mich so lieb,
Doch zürnet es und schweigt.

Über die nebelumwogte Heide
Zog mein Wandervogel weit,
Über die stille, verödete Heide
Brachte der Winter schneeiges Leid.
Lieb, warum sprachst du nicht ein Wort,
Ein gutes Wort zur Zeit?

See.

Flutende Wasserbahn
Der Mondesstrahlen,
Wie goldig-blinkender Wein
In flachen Schalen,

Laß meinen heißen Blick
Genesung trinken,
Im kühlen Schimmerstreif
Mein Leid versinken!

Moosmoraſt.

Hochmoor! — Sowie ich den Fahrweg verlaß,
Spült um die Füße das kalte Naß.
Mooshügel rings und ein Meer von Gras,
Im Herbstwind zittern die Halme.
Verkrüppeltes Birken- und Weidengeäst
Hält zähen Mutes am Leben fest.
Es braut der Nebel im Hochmoor.

Stundenweit Moos, bis der Blick verschwimmt,
Die Seele befreit, zum Himmel gestimmt,
Wo still das Abendrot verglimmt
In breitem Flammenstreifen.
Kein Laut! Nur das Wasser quillt in den Schuh
Und zieht sich gurgelnd wieder zur Ruh!
Es steigt der Nebel im Hochmoor.

Aufatmend hab' ich den Rand erreicht,
Wo Heugeruch süß von der Wiese streicht,
Der Vollmond die Birkenstämme bleicht
Und in dunkler Lache schimmert.
Dort im Gesinde wiehert mein Pferd,
Rasch trägt es mich heim zum wärmenden Herd,
Und Nebel bedeckt das Hochmoor.

Holzſchlag.

Über dem Reisigfeuer
Zittert erwärmt die Luft,
Und die gefällten Fichten
Hauchen harzigen Duft.

Kräftige Schläge tönen
Weit durch den Winterwald,
Krachend splittern die Stämme,
Knirschend die Säge schallt.

Schlich mir krankhaft und träge
Lang in den Adern das Blut,
Hier ist Vollkraft des Wirkens,
Siegender Lebensmut.

Insel.

Ein Lindenblütenduft hat sich ergossen,
Erinn'rung an Ekholm,
Die kleine Fischerinsel meerumflossen.
Von struppigem Wacholder eingeschlossen
Die Linde von Ekholm.

Sie blickt auf nichts als weißen Sand hernieder,
Die Linde von Ekholm,
Am Ufer sonnen Möwen ihr Gefieder,
Die Wogen rauschen ihre dunklen Lieder
Der Linde von Ekholm.

Sie greift ins All mit ausgereckten Händen,
Die Linde von Ekholm.
Noch einsam will sie freudig Schatten spenden
Und ihren Blütendank zum Himmel senden,
Die Linde von Ekholm.

Schneefeld.

Leise, leise
Verzittert Geläut in der Luft;
Leise, leise
Hüllt sich der Himmel in Duft;
Leise, leise
Stöbert hernieder der Schnee
Leise, leise
Entweicht dein Weh.

Gerhart Hauptmanns Christus-Roman.

Von Johannes Öhquist (Helsingfors).

I.

In einem seiner ersten Werke — der Novelle „der Apostel" (1890) —, die zwischen die beiden naturalistischen Dramen „Vor Sonnenaufgang" und „Das Friedensfest" fällt, schildert Gerhart Hauptmann die Verzückungen des religiösen Wahnsinns. Mitten im modernen Zürich, auf einer Reise nach Italien begriffen, wird ein junger Geistlicher von ihm befallen. Er kleidet sich in biblisches, phantastisches Gewand, bindet in sein Haar ein Band, das einem Heiligenschein ähnelt, und läuft in die Berge, um sich vor der Allmacht der Natur in tiefer Zerknirschung niederzuwerfen. Unter die Menschen zurückgekehrt, sieht er sich verspottet und flieht zurück in den Buchenwald, eingesponnen von den Wahnideen seiner eigenen Heiligkeit und Gottähnlichkeit.

Der pathologische Stoff ist hier mit großer Feinheit und Folgerichtigkeit durchgeführt. Unentrinnbar umklammert das Verhängnis den Kranken. Aus geringfügigen, zunächst harmlosen Kleinigkeiten und Äußerlichkeiten entwickelt sich in stetem Schwanken zwischen Hochmut und Kleinmut der Riese der Selbstüberhebung.

Diese kleine Novelle ist eine Vorstudie zu dem großen Roman, dem Hauptmann den Titel „Der Narr in Christo Emanuel Quint" *) gegeben hat. Dies zeigt, wie früh schon dieser Stoff ihn beschäftigt hat.

II.

Ein armer schlesischer Tischlersohn beginnt eines Tages — es ist um das Jahr 1890 — auf dem Marktplatz seines Dorfes Buße zu predigen. Er donnert gegen die Reichen und die Herrscher, „die die Sache der Armen beugen und Gewalt üben im Recht der Elenden". Er wird verhaftet, aber als harmloser Schwärmer wieder entlassen. Das Volk verhöhnt ihn; da kommt ein stolzes Gefühl der Genugtuung über ihn, daß er gewürdigt wurde, für das Evangelium Christi zu leiden. Nicht ganz wirkungslos bleibt sein Auftreten. Zwei Brüder, arme Webersleute, hat er für immer an sich gefesselt: als getreue Jünger folgen sie ihm auf den Fersen. Er flieht vor ihnen, wie vor der Welt in die Berge. Grübelnd irrt er in der Wildnis umher. Immer tiefer erfüllt ihn hier das Glücksgefühl der Gotteskindschaft, und mit ihm beginnt die Menschenliebe an ihm zu nagen. Er will wieder zurück zu seinen Brüdern und Schwestern. Er vergißt sich selbst und seine eigenen Leiden. Ihm geht die Erkenntnis auf, daß die Menschheit die Wohnung der Gottheit ist. Entdeckerfreude beherrscht ihn und er geht, ganz Milde, ganz Liebe, ganz unendliches Verstehen, wieder hinab zu seinen leidenden Mitbrüdern und Schwestern.

*) Bei S. Fischer, Berlin, 540 Seiten, 6 Mark.

Seine Wirkung ist ungeheuer. Eine Gewißheit und Erleuchtung geht von ihm aus, daß die, die ihn hören, zu ihm bekehrt werden und ihm staunend nachfolgen. Was er sagt, ist nichts Neues: es sind die altbekannten biblischen Sätze und Wendungen, oft in einem Zusammenhange, der dem rohen und unwissenden Volk unverständlich bleibt. Aber die Macht seiner schlichten und klaren Persönlichkeit spricht unmittelbar zum Herzen, und was er selber nicht tut, dafür sorgt der gläubige Eifer seiner nächsten Anhänger; wohin er sich wendet, ist ihm auf Windesflügeln das Gerücht vorangeeilt: es ist des Menschen Sohn, es ist Christus, der unter den Menschen wandelt.

Nun wird sein Auftreten zu einem öffentlichen Ärgernis, das die Polizei zum Einschreiten veranlaßt. Er wird verhaftet und eingesperrt. Und hier im Gefängnis erlebt er die große Heiligung, die seinem eigenen Leben die Weihe des Wunders gibt und seine weiteren Schicksale bestimmt. In halluzinatorischem Zustande hört er den Heiland eintreten, er erkennt jeden Zug in seinem Gesichte, die bestaubten Füße, die Wundenmale, und indem er sich aufrichtet und die Arme ausbreitet, geschieht das Wunderbare: „nämlich, indem Quint und die Gestalt des Heilands wie Brüder, die sich lieben und lange vermißt haben, mit geöffneten Armen einander entgegenkamen, schritten sie ganz buchstäblich einer in den andern hinein, derart zwar, daß Quint den Körper des Heilands, das ganze Wesen des Heilands in sich eintreten und in sich aufgehn fühlte. Dieses Erlebnis war zugleich so unbegreiflich und wunderbar durch seine vollkommene Realität: denn es schien nicht anders, als daß wirklich fühlbar in jedem Nerv, jedem Pulsschlag, jedem Blutstropfen zu innerst und innigst die mystische Hochzeit stattfand und Jesus in seinen Jünger einging und in ihm sich auflöste".

Von diesem Augenblick an spricht er von sich selber als von Christus. „Nicht ich lebe, sondern Christus lebt in mir", dieses apostolische Wort wird ihm nun zur eigenen Natur. „Ich habe die mystische Hochzeit gefeiert", sagt er sich, und der Traum im Kerker steht täglich vor ihm mit der Kraft einer Wirklichkeit. „Bin ich Jesus, so trage ich seine Verantwortung. Ich bin Jesus und trage sie und die, die mich den Heiland nennen und die seine Werke von mir fordern, haben in diesem Sinne recht". Aber vergebens sucht er den aus primitivster Selbstsucht emporsprießenden Glauben seiner nächsten Anhänger zu läutern und sie von der Geistigkeit seines Heilandsbewußtseins zu überzeugen. Bei einer nächtlichen Predigt auf offenem Felde wird er mit seiner Gemeinde vom Pöbel überfallen und von seinen Nächsten im Stiche gelassen. Er zieht sich wieder scheu in sich selber zurück und findet Zuflucht auf dem Gute einer frommen Dame; hier verlebt er eine glückliche Zeit des Friedens im Verkehr mit verstehenden, freundlichen Menschen von höherer Gesittung.

Inzwischen ist seine Gemeinde, vor deren grober Glaubenssucht und Anbetung er in diese Stille geflohen, auf gefährliche Abwege geraten. Diese an Geist und Gut Armen hungern nach Gerechtigkeit; in das Staunen und Grü-

beln über das Elend dieser Welt mischt sich die Angst vor dem Gespenst der Not, die wie ein Raubtier auf den Augenblick wartet, wo den Belauerten die Müdigkeit überfällt. Für sie ist Quints Erscheinen die Erlösung von allen Rätseln und aller Not des Lebens. Im Rausch der Einfalt, im Rausch der Ängste und des Suchens, im Rausch des Blutopfers Jesu, sind sie davon überzeugt, daß der Heiland erschienen und das neue Jerusalem vor der Tür ist. Aber diesen übelberatenen Hungerleidern, die nach den üppigen Freuden des tausendjährigen Reiches begehren, steigt der Rausch in verhängnisvoller Weise zu Kopf. Ihre Hoffnungen werden eine starre unbewegliche Einbildung. Das Liebesgebot der Schrift tritt aus dem allzu geringen Bereich, das in ihrem Wesen dem Geistigen übrig behalten ist, in die Tiernatur ihrer Leiber aus, deren eingeschläferte Triebe es aufreizt. Das ängstliche Harren und die Sehnsucht der Kreaturen nach Erlösung wird in einen glühenden Durst, wird in eine fiebernde Gier, in eine unstillbare Sucht verwandelt, die einer verzehrenden Krankheit gleicht. Und eines Nachts, nachdem man viele lange Stunden hindurch Himmel und Hölle, ewige Seligkeit, Sünde, Strafe, Gnade, Gott, Vater, Sohn und heiligen Geist, das neue Zion und das jüngste Gericht in Bewegung gesetzt, artet alles in einem bösen, ja schrecklichen Paroxismus aus.

Die Nachricht über diesen Unfug wirkt erschütternd auf Quint. So heiß sein Wunsch gewesen, von allen Menschen erlöst zu sein, die ihn umlagerten und von ihm eine Erlösung forderten, die er zu geben nicht fähig war, so kann er nun die wenigen, die auf ihn vertraun, nicht enttäuschen und in Verzweiflung zurücklassen. Er sammelt seine Getreuen, um nun im offenen Kriege mit den Spöttern, die den Lästerer steinigen, zu kämpfen, und zieht mit ihnen nach Breslau, dem letzten Schauplatz seiner Leiden und Enttäuschungen. Aber alles Lehren und Beispiel zerflattert schließlich machtlos an ihren grob sinnlichen Vorstellungen vom ewigen Heil. Sie pochen auf das tausendjährige Reich, das ihnen Glück und Reichtum bringen soll; sie fordern Wunder von ihm, handgreifliche Beweise für seine göttliche Sendung. Und als er sie doch nur mit Worten, deren geistiger Gehalt ihnen verschlossen bleibt, abspeist, fallen sie von ihm ab und verlassen ihn, als er, unter dem Verdachte, einen scheußlichen Mord an einem Mädchen begangen zu haben, von neuem eingekerkert wird. Trotzdem er sich, in wildem Verlangen nach Märtyrertum, selber des Verbrechens bezichtigt, wird er, da die Wahrheit an den Tag kommt, als unschuldig entlassen und irrt nun, ungekannt, mißachtet, gemieden, durch Deutschland südwärts zu armen Hirten in die unwirtlichsten Schluchten der Alpenwelt, wo er im ewigen Eise den ersehnten Tod findet.

III.

Ich habe in diesem summarischen Referat nur den Gang der seelischen Entwicklung Emanuel Quints in ihren Hauptzügen wiedergegeben, weil die einzelnen Stationen der äußeren Handlung hierbei meist eine nebensächliche

Rolle spielen. Für die Beurteilung der Tendenz des Buches sind sie aber nicht ohne Bedeutung. Hauptmann hat nämlich in dem Leidensweg seines Helden eine genaue Spiegelung oder Wiederholung der Passionsgeschichte Christi gegeben. Es ist eine vollständige, ins 19. Jahrhundert verlegte Evangelienharmonie: Quint ist ein Tischlerssohn, er empfängt von einem temperamentvollen Schwarmgeist die Taufe (sogar die Taube schwingt sich über dem Täufling), er geht in die Wüste, er wird versucht, er speist mit den Sündern und segnet die Kinder, er hält mit seinen Anhängern das Abendmahl und nimmt an ihnen die Fußwaschung vor; da sind die zweifelnden und kleingläubigen und die eifernden Jünger, der vielgeliebte getreue Johannes taucht auf, bei dem liebenden Schwesterpaar Maria und Martha findet er ein Heim in der Fremde, die büßende Sünderin wirft sich ihm zu Füßen und Judas, der Verräter, erhängt sich an dem Ort, wo er an dem Meister den schlimmsten Verrat geübt.

Dies alles ist weder eine müßige Spielerei, noch eine billige Effekthascherei. Jede Einzelheit gliedert sich naturgemäß ohne Aufdringlichkeit in den Gang der Ereignisse ein. Es war ein gewagtes Experiment, aber in Hauptmanns Hand ward es zu einem feinen und glücklichen Kunstgriff in doppeltem Sinn: einerseits wird das Schicksal des armseligen Toren Emanuel Quint in eine welthistorische Perspektive hinaufgerückt; er ist nicht bloß ein beliebiger Dorfsektierer wie sie zu Dutzenden in der Welt umherlaufen, er ist der religiöse Schwärmer überhaupt, der Mensch, über den die Erleuchtung kommt, das kleine und zerbrechliche Gefäß, das vom Geist zersprengt wird und in Scherben geht und das trotzdem, weil es Geist ist, Wunder wirkt.

Andererseits werden die übermenschlichen und überirdischen Umrisse der überlieferten Christuslegende auf psychologischem Wege auf ihr menschlich begreifliches Maß zurückgeführt und uns nahe gebracht. Es ist eine Exegese des neuen Testaments in modern religiösem Sinne: so dürfte die Geschichte Jesu sich abgespielt haben. Und zwar nicht nur im äußeren Betracht, in dem Gang der Ereignisse, im Wechsel von Ursache und Wirkung, vom eigentlichen Sinn der Worte und mißverstandener Auffassung und entstellter Weiterverbreitung, sondern auch in tiefstem innern Betracht: In der Entstehung des Gottessohnsgedankens, der mystischen Identifizierung des eigenen begrenzten Ichs mit dem Unendlichen und Ewigen.

Mit Absicht hat der Verfasser jeden Schein von Idealisierung vermieden, jedes Wort der Bewunderung unterdrückt. Schon im Titel deutet er an, wofür er seinen Helden hält, und er läßt sich keine Gelegenheit entgehen, dessen Torheit und Verstiegenheit als das zu bezeichnen, was sie ist. Ja, die Grenzen des geistigen Horizonts sind möglichst eng gezogen, so eng, daß auch nur ein annähernder Vergleich mit dem geistigen Urheber der überlieferten Jesugedanken unmöglich erscheint. Eine Bewertung der letzteren hat dem Verfasser dabei selbstverständlich ferngelegen. Was er damit zeigen wollte, ist,

daß die Kraft der religiösen Erweckung und Erleuchtung unabhängig ist von der Beschaffenheit des Gefäßes, in das sie sich ergießt, und daß sie selbst in einem kindlich engen Geiste imstande ist, hinzureißen und zu bezwingen, wenn sie ein wirkliches Erlebnis ist. Um wieviel gewaltiger muß diese Kraft der Bezauberung von dem Geiste ausgegangen sein, von dem uns die Evangelien berichten.

IV.

Diese gedanklich psychologische Seite des Buches verdient hohe Bewunderung. Die wirkliche Erweckung und Erleuchtung läßt sich auf verstandesmäßigem Wege weder erklären, noch anderen beibringen. Entweder hat man sie persönlich erlebt oder nicht, und im letzteren Falle hilft alles Denken, Lernen und Suchen nichts. Eine unüberbrückbare Kluft trennt den Erweckten von allen übrigen, selbst den gläubigsten Anhängern, wenn deren Religiosität nicht aus demselben Grunde persönlichsten Erlebnisses sprießt. Der Erweckte handelt stets unfehlbar logisch, aber nicht reflektierend, nicht aus gedanklich logischen Erwägungen heraus (denn dann würde er — besonders der mit geringen Verstandeskräften Begabte — sich immer wieder logischer Fehler schuldig machen), sondern aus einer innern Überzeugung, die ihm zur zweiten Natur geworden ist und deshalb mit der Sicherheit eines Instinktes funktioniert. Wenn Quint prinzipiell kein Geld in die Hand nimmt, wenn er die Faust, die ihn blutig schlägt, sofort demütig küßt, so tut er dies nicht, weil er etwa, wie ein gelehriger Schüler, im geeigneten Moment die gut eingepaukten Regeln seiner Grammatik anzuwenden weiß, sondern weil er nicht anders kann, weil ihm das ebenso selbstverständlich ist, wie daß er auf den Füßen geht und nicht auf den Händen. Darum bleibt er den meisten seiner Anhänger und Anbeter innerlich vollkommen fremd; nur diejenigen unter ihnen, wie z. B. der dem Johannes entsprechende Jüngling Dominik, die gleich ihm die Erweckung *erlebt* haben, sind imstande, den eigentlichen Sinn seiner Worte und seines Tuns zu verstehen. Sie allein wissen, warum er sich Gottes Sohn nennt, und was es damit für eine Bewandtnis hat. Allen andern gegenüber hilft alles Reden nichts und bleibt der Schluß aller Weisheit nur das Verzweifelte: „Wer es fassen mag, der fasse es!"

Ebenso bewundernswert ist die Kunst, mit der Hauptmann die Entwicklung des Heilandbewußtseins in Quint schildert. Quint hat nichts vom Scharlatan, nichts von Pose. Sein Wollen ist rein, sein Denken klar, manchmal scharf, sein geistiger Horizont aber eng; die Haupttriebfeder all seines Tuns ist Mitleid und Liebe. Daß seine Anhänger ihn für den wiedergekommenen Jesus halten, ist für ihn zunächst ein Greuel, eine Blasphemie, eine Profanation. Er müht sich vergebens, von ihrer Auffassung zu der seinigen eine Brücke zu bauen. Er flieht sie, aber das Mitleid treibt ihn zu ihnen zurück. Und in dem Maße, als er genötigt ist, sein Heilandsbewußtsein den rohen und grellen Forderungen ihrer niedrigen Bedürftigkeit anzupassen, vergröbert es sich auch

in ihm. So vollzieht sich in ihm der Umschwung, der ihn aus den stillen und tiefen Seen des Friedens gegen die schnellen und reißenden Strömungen seichterer, aber breiter und wilder Flüsse treibt. Er wird aus dem sanften und scheuen, Jesuserleuchteten Prediger der streitbare und bewußte Usurpator eines Thrones, vor dem er selber innerlich als ein Bettler steht. Aus dem Erweckten ist ein Wahnsinniger geworden.

Daß diese psychologischen Schlußfolgerungen schon über den Rahmen neutestamentlicher Exegese hinausgehen, ist selbstverständlich. Das Schicksal Quints ist eben nicht bloß ein psychologischer Kommentar zum Schicksal Jesu, weil es nicht wie jenes nur aus erster Hand schöpft, sondern auch unter dem Bann der historischen Suggestion steht. Aus so unselbständigen Elementen entwickeln sich keine Helden und Märtyrer, sondern nur Toren und Narren.

V.

Von der literarischen Kritik hat Hauptmanns Roman eine sehr verschiedene Beurteilung erfahren, von der unumschränktesten Bewunderung über kühle Reserviertheit bis zur verständnislosesten Verurteilung. Erich Schlaikjer spricht ihm überhaupt jedes Verdienst ab. Übrigens ist es auffallend, wie wenig im ganzen das Buch besprochen worden ist. Es ist mit seinen 540 eng gedruckten Seiten wie ein unbequemer Riese, um den man lieber einen Umweg macht. So ist man diskussionslos zur Tagesordnung übergegangen, als handelte es sich um einen beliebigen historischen Schmöker.

Zum Teil trägt daran allerdings das Buch selbst die Schuld. Zunächst die ungeheure Länge: es bedarf manchmal tatsächlich der Selbstüberwindung, diese endlosen, zum Teil armseligen Religionsgespräche durchzuackern, die sich oft inhaltlich beinahe wörtlich wiederholen. Sie könnten gut um die Hälfte verkürzt werden, ohne daß die Glaubwürdigkeit der psychologischen Analyse dadurch im geringsten Einbuße erlitte. Ferner die Charakteristik: es ist merkwürdig, daß Hauptmann, der als Dramatiker (in den Webern, im Fuhrmann Henschel, in der Rose Bernd) gerade in der Prägnanz, der Kürze und der blutdurchfluteten Handgreiflichkeit der Charakteristik das Stärkste leistet, was die deutsche Gegenwart zu bieten hat, in dem Roman in dieser Beziehung versagt. Der größte Teil der ungeheuren Masse von Personen, die vorüberziehen, bleiben Schemen. Selbst mehrere der Hauptfiguren, die durch das ganze Buch den Emanuel Quint begleiten, sind kaum auseinander zu halten; sie verschwimmen ineinander oder bleiben als leere, mit Etiketten versehene Hülsen in der Erinnerung haften. Die krasseste Gestalt des Buches, der böhmische Joseph, — der Judas Ischarioth der Bibel —, wird wiederum geradezu zu einem oberflächlichen Zerrbild, das aus einem Durchschnittsräuberroman herausgeschnitten zu sein scheint. Auch die gelungeneren Gestalten wie der Bruder Nathanael, der Jüngling Dominik und einige andere, sind, an der Gestaltungskraft gemessen, die Hauptmann sonst eigen ist, in den Umrissen

unsicher und langweilig. Der Dichter hat seinen Blick ununterbrochen so ausschließlich auf die eine Gestalt, die im Mittelpunkt steht, gerichtet, daß seine Hand bei den übrigen wie im Finstern tappt.

Aber trotz dieser Mängel, trotz aller Weitschweifigkeit und trotz geflissentlicher Vermeidung aller künstlichen Spannung vollbringt das Buch das Wunder, von der ersten Seite bis zur letzten zu fesseln. Das ist das Geheimnis des Stils. Dieser ruhig umständliche, schlicht vornehme Stil, der immer sachlich, immer darauf bedacht ist, nichts mehr erscheinen zu lassen als es ist, der chronikenartig Menschen und Ereignisse in leichter Distanz hält und doch von inniger Teilnahme beseelt ist, wirkt auf den unbefangenen Leser von vornherein berückend.

Könnte der Dichter sich dazu entschließen, dieses Buch von dem überwuchernden Unkraut der Konventikelpredigten zu reinigen, und durch straffe Schürzung den einförmig grauen Ton des Gefolges und des Hintergrundes farbiger zu beleben, so würde er das Werk vor dem Schicksal bewahren, blos als das tiefste Buch, das er gegeben, in den Literaturgeschichten begraben zu werden.

❀ ❀ ❀

Das St. Petersburger Deutsche Botschaftspalais.

Von Karl Meißner (Dresden).

Dem Deutschen, der im Auslande reist, begegnet dort nicht viel von künstlerischen Leistungen seiner eigenen Nation, das ihn freuen kann — aber manches vom Gegenteil. Mir fallen da zunächst drei Hervorbringungen unserer offiziellen Kunst ein, deren Beschauen mich ihrerzeit stark beelendet hat. Es ist wirklich nicht erquicklich, mitten in einem großen, echten Architekturbilde nahe der Hagia Sophia in Konstantinopel auf dem Alt-Meidan daran erinnert zu werden, daß wir eine trübe Zeit des historischen Eklektizismus, der Wie-wenn-Architektur hinter uns haben. Diese Erinnerung aber zwingt der Brunnen von Raschdorff dort unentrinnbar auf. Es ist noch weniger angenehm, mitten im edlen Grün der Villa Borgheſe in Rom plötzlich mit einer Statue stofflich aus Marmor, geistig aus Zucker unseren größten deutschen Dichter „verherrlicht“ zu finden und durch Eberleins jungen Goethe an die Überflutung unserer deutschen Plätze und Parks mit mittelmäßigen und schlechten Denkmälern gemahnt zu werden. Und zum dritten: Wem an Hermann Prells nordisch mythologischen Freskogemälden im Palazzo Caffarelli mehr als die Handwerksfaust imponiert, der ist vielleicht ein sehr guter Mensch, aber die rund ums Kapitol gebotene Gelegenheit, „Unterschied zu lernen“, hat er nicht genutzt. Unterschied zwischen wahrem Gefühlsausdruck und kecker Phrase, zwischen erlebtem Symbol und zurechtgemachter Allegorie, kurz zwischen echt und unecht.

Gottlob läßt sich dieser Unterschied auch im Vergleich mit einer anderen deutschen Schöpfung auf italienischem Boden lernen. Hans von Marées' Fresken für die Bibliothek des Aquariums in Neapel waren bisher, soweit ich sehe, das einzige an den Ort gebundene Kunstwerk aus unsern Zeitläuften, das deutscher bildender Kunstkraft da draußen schlechtweg Ehre macht — sogar auf dem alther kunstgesättigten Boden Italiens.

Seit in diesem Jahre nun Peter Behrens sein Deutsches Botschaftspalais in St. Petersburg vollendet hat, haben wir nun aber auch im ausländischen Nordosten eine Schöpfung, auf die wir als auf ein Dokument neuer deutscher Kunst stolz sein dürfen.

Deutsche Stimmen haben das in den letzten Monaten mehrfach ausgesprochen, bei der russischen Kunstkritik aber hat die Bauschöpfung eine zum Teil leidenschaftliche Ablehnung und Verurteilung erfahren. Es passe mit seinen Stilformen nicht nach Petersburg, es passe nicht auf den Platz, auf dem es stünde, seine Formgestaltung sei kalt und dürftig usw.

Da wäre es nun verhältnismäßig bequem den Spieß einfach umzudrehen und die Frage nach der Höhe und Sicherheit spezifisch russischen Architekturgefühls überhaupt zu stellen, zu fragen, wo denn die neueren Bauten voll Selbständigkeit und überlegener Eigenart seien? Es steht damit geradezu wunderlich dürftig dortzulande. Die wesentlichen öffentlichen Bauten vergangener Jahrhunderte sind in Rußland fast durchweg von eingewanderten Baumeistern geschaffen. Und was man — ich denke an alte Kathedralen in Moskau und Kiew — als russisch eigenartig mit oft starken Stimmungen empfindet, kommt eigentlich nur aus dem Reiz der selbständigen farbsatten ornamentalen Dekorationskunst und bedeutet, soweit es ins Architektonische eingreift, fast die frei mit der Form spielende Auflösung dessen, was unserem westlichen, konstruktive Klarheit heischendem Architekturgefühl zugrunde liegt. Das letzte halbe Jahrhundert hat dem künstlerisch reich begabten Volke der Russen zwar eine selbständige Dichtung und eine temperamentsstarke eigenartige Malerei gebracht. Aber damit verglichen, sieht es in den beiden körperlich im Raum gestaltenden Künsten, Plastik und Baukunst, noch erstaunlich leer und öde aus. (Denn die neue reiche Architekturenentwicklung in Helsingfors und Finnland ist ja doch durchaus suedo-finnischen Ursprungs.) Die Gründe liegen wohl in der Eigenart dieser beweglichen Volkspsyche, in der die streng organisch aufbauenden Kräfte überhaupt noch schwach entwickelt sind.

Erwähne ich noch die russische Neigung zum prunkvoll Großartigen, so mag das genügen, um uns die Ablehnung der Behrensschen Schöpfung begreiflich zu machen. Wir dürfen uns aber auf die Kraft allmählicher Überzeugung, die dem Guten innewohnt, verlassen.

Daß der Bau in seinem Stilcharakter nicht nach Petersburg passe, ist eine recht unbegründbare Behauptung. Seine Formen sind mit Zopf- und mehr noch Empireformen frei verwandt — und kein Stil hat so tiefe Spuren

im russischen Bauwesen hinterlassen wie der Empirestil. Lange Jahrzehnte hat man im vergangenen Jahrhundert in Rußland noch bewegungslos darin verharrt, als schon im Westen ganz andere Dinge Mode waren. Die Fassade aus finnischem, rötlich schimmerndem, gestocktem Granit, die ruhig monumental von vierzehn Halbsäulen gegliedert wird, läßt allerdings ihrem Material mehr rauhes Eigenleben, als man dort und als man vom Empirestil her gewohnt ist, der ja meist Verputz anwandte. Aber gerade dieses kräftige Geltenlassen eines dauerstarken edlen Materials gehört zum Besten, was unsere geschmacklichen Neugefühle uns gebracht haben.

Fast noch unverständlicher ist die Behauptung, der Bau passe nicht an den Ort, an dam er stünde. Er ist sogar meiner Meinung nach ganz musterhaft „in die Gruppe gebaut". Er steht in starker Längsausdehnung in der Häuserreihe der Westseite des Platzes, der sich südlich an die Isaak-Kathedrale anschließt, und bildet zugleich die kurze Ecke einer abzweigenden Straße. Die mächtige Kirche beherrscht den Platz. Es war also die doppelte Aufgabe zu lösen, als Bau, der im Block steht, sich nicht vorzudrängen und doch die Würde eines Botschafterpalais zu betonen. Mit der ruhig groß aufgeteilten Längsfassade geschieht unaufdringlich und vornehm das Zweite. Die leicht zurückspringende Ecke aber ist architektonisch unbetont gelassen und gliedert den Bau in den Block ausgezeichnet ein. Das entspricht zudem der inneren Gliederung. Hinter der Fassade liegen die Repräsentationsräume, in der anschließenden Ecke die Arbeits- und Wohngemächer.

Das flache Dach wird über einem leichten Sockel bekrönt von der mächtigen Bronzegruppe zweier Rosse und zwei nach außen stehenden Lenkergestalten. Erinnerungen ans Brandenburger Tor sind naheliegend. Die Gruppe zeigt schon in ihrer massigen zusammengehaltenen Formgebung, daß wir wieder gelernt haben, Architekturplastik zu bilden. Aber ganz besonders gelungen ist ihr Maßverhältnis zum Bau, das mir sozusagen bis auf den Zentimeter getroffen erscheint. Sie wirkt als krönender, zusammenfassender Schmuck, und die Fassade wiederum wirkt als ihr gewaltiger Sockelunterbau, dem die eine kräftige Horizontale des Dachfirstes und darunter die klaren Vertikalen der Halbsäulen etwas edel Tragendes geben.

Diese vertikal aufgeteilte Fassade, in der die Fensterreihen gewissermaßen hängen, öffnet im Parterre, von drei leichten Balkons überragt, zwischen den vier Mittelsäulen Durchgänge zum Haupteingang, der also nicht mit schwer beweglichen Portalen betont, sondern ganz sachlich und bequem gestaltet ist. Hinter dieser Pforte liegt ein Bauinneres, das fast mehr noch als das Äußere mich, der ich vielen früheren Leistungen von Peter Behrens zweifelnd oder ablehnend gegenübergestanden habe, aus einem Saulus zu einem Paulus gemacht hat. Dies ist alles so ruhig verständig, so sicher und vornehm und doch auch wieder, was Behrens bisher ganz fehlte, so diskret behaglich, daß fast nichts zu erinnern, sondern eigentlich nur herzlich zuzustimmen übrig bleibt.

Das vornehme Behagen entsteht wohl stark mit dadurch, daß nirgends die Etage — auch zugunsten der Repräsentationsräume nicht — durchbrochen und unorganisch in die Höhe gestreckt ist. So ergibt sich natürlich kein „pompöses" Treppenhaus, wohl aber der Eindruck nobler Zweckmäßigkeit. Wie links vom Vestibül, das zum Hofe durchgeht, zwischen lauter zurückhaltenden Materialfarben das volle wuchtige Blau des Treppenläufers die Wirkungen sammelt, ist in seiner einfachen Stärke fürs Auge geradezu beglückend.

Noch ein anderes kleines Treppenhaus innerhalb der Privaträume entzückt durch seine zweckklare Schönräumigkeit. In diesen Privatgemächern ist dem erlesenen Kunstbesitz des deutschen Botschafters — u. a. Werken von Böcklin, Thoma, Klinger usw. — eine sehr angenehme ruhige Folie geschaffen. Die Repräsentationsräume tragen deutlichen Peter Behrens' Stempel. Aber den Stempel eines Behrens, der zur künstlerischen Noblesse, die er immer hatte, eine Zweckerkenntnis und weltmännische Liebenswürdigkeit gewonnen hat, die ihm sehr gut steht. Besonders tritt das im weißen Speisesaal mit blauen Stühlen und seinem ganz reizenden Ersatz für die alte „Musikempore" hervor. Dies ist so würdig und so traulich zugleich wie wenige neuere repräsentative Innenräume. In den größten, den Thronsaal mit gelblichem Stucco, wirkt der kleinere Preußensaal an der Langseite des ersteren bei weggeschobenen Wandtüren so trefflich mit seinen tieferen Farben und seinem volleren Goldglanz hinein, daß man die auch getrennt brauchbaren Räume als ein Raumgebilde empfindet. Die Beleuchtungskörper sind überall reizvoll und mannigfaltig sinnreich gestaltet. Nirgends ist vergängliche Mode-Modernität, aber jede Form, so sehr sie den vertrauten Stimmungswert, den für uns heute die Stilformen der Zeit um 1800 haben, nutzt, ist doch deutlich aus dem zwanzigsten Jahrhundert.

Nicht nur in sich, auch als Symptom ist der Bau wichtig. Es ist ein Bau des Staates. Das Auswärtige Amt hat ihn erbauen lassen. Und daß es einem Baukünstler neuer Art ziemlich freie Hand ließ, ist das erstemal — und ist wohl gelungen. — So wird es nicht das letztemal gewesen sein.

❀ ❀ ❀

Zuschrift an die Redaktion.

Verehrliche Redaktion!

Die deutschsprachliche Ausgabe meines letzten Romans „Alexander I." habe ich bei der Firma R. Piper & Ko. in München veranstaltet. Da zur Zeit des Erscheinens des Werkes die Literaturkonvention zwischen Deutschland und Rußland noch nicht in Kraft war, habe ich, um der deutschen Ausgabe den gleichen Schutz zu sichern wie sie deutsche Originalwerke genießen, Fürsorge getroffen, daß das deutsche Buch noch vor Erscheinen der Schlußkapitel

in einer russischen Monatsschrift und vor Erscheinen der russischen Buchausgabe fertig gedruckt vorlag und zur Ausgabe gelangte. Nun erfahre ich, daß die Firma Schulze & Ko. in Leipzig eine Ausgabe dieses Romans in unautorisierter Übersetzung beabsichtigt und zwar unter Fortlassung des ganzen 6. Teiles, welcher am Erscheinungstage der deutschen Ausgabe im Original noch gar nicht vorlag. Meiner Ansicht nach ist eine weitere deutsche Ausgabe meines Werkes in vollständiger oder verkürzter Form nach dem Gesetze verboten. Hier möchte ich nur feststellen, daß die von der Firma Schulze & Ko. beabsichtigte Ausgabe keine verkürzte Ausgabe im literarisch gebräuchlichen Sinne, sondern eine Verstümmelung meines Werkes darstellt. Der weggelassene Teil umfaßt etwa ein Fünftel des ganzen Werkes und ist für den Inhalt und Aufbau des Romans von außerordentlicher Bedeutung. Ich wende mich an das deutsche Leserpublikum und den deutschen Buchhandel mit dem energischen Protest gegen das Vorhaben der Firma Schulze & Ko.

Gez.: Dm. Mereschkowski.

St. Petersburg, 12./25. Juni 1913.

❀ ❀ ❀

Bücherbesprechungen.

Baron Woldemar von Üxkull: „Die Schwurbrüder", „Kaukasische Novellen". „Der heilige Ilà vom Tpau".

Den Schreiber dieser Zeilen, der nun schon über 40 Jahre im Kaukasus lebt und auf seinen zahlreichen Reisen dieses wunderbare Gebirgsland und seine Bewohner gründlich kennen gelernt hat, überkommt jedesmal ein freudiges Gefühl, wenn ihm ein neues Buch, das irgend welche Beziehung zu diesem Lande hat, in die Hand fällt. Leider ist das selten der Fall; denn noch ist dieses herrliche Stück Erde eine terra incognita. Nur wenigen Glücklichen ist es vergönnt gewesen, auf schweren Pfaden und mit mancherlei Entbehrungen und Gefahren in sein Inneres einzudringen und abseits von den ausgetretenen und ausgefahrenen Wegen die erstaunlichen Wunder der geheimnisvollen Pracht dieser wilden Gebirgswelt, die verschlossenen Hochtäler, das Reich des ewigen Schnees und Eises mit verzücktem Blick zu schauen und dann der erstaunten Menschheit das Erlebte und Erschaute in Wort und Bild mitzuteilen. Spärlich ist die Literatur über den Kaukasus überhaupt, am spärlichsten sind die Schilderungen der Sitten und Gebräuche der Bergvölker, die in ihrer einsamen Abgeschlossenheit noch so manches Urwüchsige und Originelle erhalten haben. Ihr Studium erfordert zum mindesten einen längeren Aufenthalt am Ort, wenn die Kenntnis der einheimischen Sprache fehlt. Sie zu fixieren ist die höchste Zeit, da die Kultur, wenn auch tropfenweise, mehr und mehr in die bis jetzt verschlossenen Täler eindringt und das Alte, das Originelle bald gänzlich verdrängen wird.

Baron Uxkulls Bücher, über die ich hier berichten will, habe ich mehrere Male durchgelesen und habe mich gefreut über die gewandte, plastische und schöne Sprache, die von einer poetischen Ader zeugt, über die prächtigen Naturbilder, die scharfe Beobachtung beweisen und mit kräftigen Farben gemalt sind, über die großen, ausgesprochenen Charakter, ebenso stark im Lieben, wie im Hassen, über die durchdachte und vielfach meisterhafte Schilderung der seelischenVorgänge in diesen wilden Menschen, in denen doch immer noch ein göttlicher Funke lebt, so daß sie sich zu den hohen Idealen der sich völlig hingebenden Liebe und Freundschaft, zu der unwandelbaren Treue bis in den Tod aufschwingen können. Das größte Interesse beanspruchen auch die treu und bis ins Einzelne geschilderten religiösen Gebräuche, die sich bei den Bergvölkern trotz des Christentums, das sie wenigstens dem Namen nach bekennen, aus der Heidenzeit erhalten haben, nicht nur bei den Osseten, sondern in noch viel höherem Grade bei den Chewsuren und ihren Nachbarn, den Pschawen und Tuschen.

Von diesem Gesichtspunkt aus müssen wir die Werke des Barons von Uxkull mit Freude begrüßen. Nur muß derjenige starke Nerven haben, der diese Schilderungen liest, welche oft das Blut erstarren machen und uns den Ausruf entlocken: Laß, Vater! genug sein das grausame Spiel! Da wird mir der Leser Dank wissen, wenn ich ihn vom Gruseln einigermaßen befreie mit der Erklärung: das kann wohl einmal gewesen sein, aber gottlob, es ist schon lange her! Dabei hat der Dichter seiner wilden Phantasie zum öfteren die Zügel schießen lassen in einer Weise, daß die Phantasie des Lesers nicht mehr mitkommen kann.

Und diese Übertreibungen sind nicht jedermanns Geschmack, wenn sie auch in der modernen Literatur, im Haften nach dem sogenannten Realen, das so leicht ins Unnatürliche ausartet, zur Mache gehören. Zwar habe ich es mit eigenen Augen gesehen, wie ein Bluträcher das Blut seines Opfers, das an die Wand spritzte, mit Wollust abgeleckt hat, aber solche mehr als tierische Scheußlichkeiten, wie sie Gabo an Murad begeht — er drückt ihm beide Augen mit dem Daumen aus den Höhlen und zerschmettert ihm den Unterkiefer, um die Zunge herauszureißen — kann ich mir nicht vorstellen, ebensowenig wie die gräßliche, entsetzliche Verstümmelung der unglücklichen Salihan durch das Abschneiden der Brüste, schon ganz abgesehen von der schauerlichen Situation jener grusinischen Fürstin („das Lied von Niassr"), über deren an den Bodengefesselten Leib der in Verwesung übergehende Leichnam ihres vermeintlichen Liebhabers, eines Stallknechts, angebunden ist. Erleichtert atmen wir auf, wenn wir auf dem Titelblatt diese schreckliche Geschichte als „eine Überlieferung der Inguschen" bezeichnet finden. — Kalt überläuft es uns auch, wenn wir in den „Schwurbrüdern" lesen, wie Gabo, um sich vor seinen Verfolgern zu retten, sich mitten im Winter lange Zeit in das eisige Wasser des Bergbachs legt und dann in Frost und Schnee, durchnäßt bis auf die Haut,

frierend und ausgehungert den Weg fortsetzt, ohne zu erkranken. Wahrhaftig unglaublich! aber schwarz auf weiß zu lesen!

Wenig angenehm berührt den Leser auch die auf Schritt und Tritt begegnende Schilderung der grenzenlosen Korruptio nund Bestechlichkeit der Beamten, der Polizei, ja sogar der Pädagogen, sowie die unverzeihliche Gleichgiltigkeit und Nachlässigkeit der höheren administrativen Organe und des Militärgerichts, die den gräßlichen Justizmord zweier Unglücklichen veranlassen. Zu leicht kann der Leser solche bedauerlichen Vorfälle, deren Möglichkeit ja nicht ausgeschlossen ist, verallgemeinern und wird damit das größte Unrecht begehen. Wer die Verhältnisse näher kennt, merkt die Tendenz und wird verstimmt.

Offen gesagt, es tut mir leid, daß die angeführten Übertreibungen, die zu stark und grell aufgetragenen Farben den schönen Erzählungen viel von ihrem Werte nehmen. Aufrichtig ist mein Wunsch, daß der begabte Dichter sein Talent in andere, weniger rauhe Bahnen lenke; ich bin fest überzeugt, daß sein Erfolg dann noch größer sein wird.*)

Tiflis. C. v. Hahn.

❀ ❀ ❀

*) Die „Schwurbrüder" und die „kaukasischen Novellen" sind bei E. Runge-Gr. Lichterfelde, „Ilà von Tpau" bei E. Fleischel-Berlin erschienen.

Engl. Magazin J. Redlich, Riga.

Englische Fussbälle
sowie
sämtliches Zubehör für das Fußball-Spiel.
Tennis-Schläger
erstklassiger Firmen.
Illustrierter Sport-Katalog zu gefl. Verfügung.

A. C. Fitzner, Riga, Gr. Königsstraße Nr. 39, gegr. 1867.
Gas- u. Wasserleitungsanlagen, Badeeinrichtungen, Klosetts, Rohre, Krähne, Pumpen etc.

Eine Kraftquelle

ist der konzentrierte pasteurisierte kurländische

Malzextrakt

von **E. W. Rutt. Billiger als jeder andere Malzextrakt, fast 3 mal billiger als Biomalz.** Eine energetische Kraftquelle, ein Energiereservoir erster Ordnung. Die Neutralisierung der schädlichen Harnsäure, die wichtige Verbrennung im Körper, die Alkaleszens des Blutes, die Blutbildung und die Nervenernährung, die Neuschaffung gesunden Stoffes und verjüngender Kraft, das alles ist die Wirkung von Malzextrakt.

Malzextrakt schafft keine Korpulenz,

sondern nur diejenige Fülle gesunden markigen Fleischansatzes, die normaler Weise und individuell zu erreichen ist. Er ist leichtest verdaulich, wohlschmeckend, natürlich, rein und frei von Alkohol, Essenzen, Salicyl, Zucker, Glyzerin und dergl. Eine Kur mit Malzextrakt ist eine Auffrischungs- und Verjüngungskur. Malzextrakt schafft Fleisch und Blut! Er ist ein berufener „Lebenssaft" für Frauen, Mädchen, Kinder und Kranke. Preis pro Pfund 35 Kop. 10 Pfund inkl. Blechdose R. 3.30.

Versandhaus H. Sööte, Riga, Alexanderstr. 13. Tel. № 54-62.

1-е заочные кулинарные курсы.

Полный курсъ лекцій для самообученія „СКРОМНЫЙ и ПОСТНЫЙ СТОЛЪ" около 1000 рецептовъ кушаній, напитковъ, печенья, компотовъ, вареній, сладкихъ блюдъ, пироговъ и др., слишкомъ 300 стр. убористаго шрифта. Цѣна съ пересылк. наложеннымъ плат. 2 руб. 60 коп.

НАСТАВЛЕНІЕ какъ правильно вести домашнее хозяйство и приготовлять экономическіе вкусные и питательные обѣды съ приложеніемъ разрѣзки мяса и украшенія стола и блюдъ около 100 стр. съ рисунками. Цѣна 1 руб. 20 коп. Объ книги вмѣстѣ 3 р. 35 к., (можно марками). Съ заказами обращаться исключительно къ Я. К. ПЕТЕРСУ, С.-Петербургъ, Петерб. стор., Большой просп. № 56.

Herren- und Damen-Garderoben-Geschäft

A. LUKASCHEWITZ & Ko.

RIGA, Grosse Königstrasse Nr. 8. — Telephon Nr. 35-28.

Elegante und schnelle Ausführung.

Grosse Auswahl von in- und ausländischen Stoffen.

PRÄMIERT
Chicago 1893. Riga 1901. Jurjew 1903.

Vergoldungs- und Bildereinrahmungs-Atelier **GUSTAV FEDROWITZ,** gegr. im Jahre 1885

RIGA, Wallstraße № 12. — Malerstraße № 12. Telephon № 4369.

Gemälderahmen in allen historischen und neueren Stilen. Moderne und antike Vergoldungen an Rahmen, Möbeln, Innen-Architekturen u. s. w. **Preiswerte und schnelle Bedienung.**

ПОЛЬЗУЙТЕСЬ СЛУЧАЕМЪ.

Поступили въ продажу по удешевленной цѣнѣ **3** большихъ тома около **800** страницъ убористаго текста.

ПОСМЕРТНЫЯ ХУДОЖЕСТВЕННЫЯ ПРОИЗВЕДЕНІЯ
ГЕНІАЛЬНАГО ПИСАТЕЛЯ

Л. Н. ТОЛСТОГО.

Высылаемъ съ пересылкой наложеннымъ платежомъ вмѣсто **3** р. **50** к. за **2** р. **50** к. или по полученіи всей стоимости, можно марками, заказы выполняетъ единственный складъ для всей Россіи:

С.-Петербургъ, Петербурск. стор., Большой пр., № 56-1. Я. К. ПЕТЕРСЪ.

Kaukasisches Magazin

M. J. Chodsheinatoff,

Riga,

Scheunenstrasse № 11.

Telephon 66-36.

✧

Teppiche: Persische, Tekinsche, Bucharische, Palassen, Kaukas. Silbersachen, Seidenstoffe, Möbel, Divans, :: :: Portieren. ;; ::

✧

Filiale Majorenhof,
Johmenstr. 30.

Въ настоящій моментъ кровавыхъ событій въ **Турціи** и на **Балканахъ** нѣтъ болѣе популярной и занимательной книги для чтенія, полной невѣроятныхъ любовныхъ и политическихъ интригъ и разоблаченій жизни мусульманскаго Востока, столкнувшагося съ цивилизаціей Запада, какъ сенсаціоннѣйшій романъ

„ТУРЕЦКІЙ СУЛТАНЪ“

ИЛИ

„ТАЙНЫ КОНСТАНТИНОПОЛЬСКАГО ДВОРА“

популярнѣйшаго въ Европѣ романиста-историка

ГЕОРГА БОРНА.

Свыше 1.000 страницъ убористой печати большого формата на роскошной бумагѣ.

Въ виду ограниченнаго количества остающихся экземпляровъ этой занимательнѣйшей книги, предлагаемъ поспѣшить съ заказами на книгу, которая высылается **немедленно** по полученіи **3 руб.** (съ упаковк. и пересылкою) или налож. платежомъ при задаткѣ въ **1 руб.** (можно почтов. и гербов. марками), безъ чего заказы не выполняются.

Всю корреспонденцію: денежную, заказную и простую надлежитъ адресовать:

С.-Петербургъ. Петерб. Стор., Большой просп.
№ 56 А. Я. К. ПЕТЕРСУ.

Reklame-Institut u. Zeichen-Bureau J. J. Liebermann, Riga, Elisabethstr. 22. Tel. 81-81.
Anfertigung von Bauplänen, sowie für Villen und andere Gebäude. Maschinenzeichnungen. Pläne für Feldmessungen und elektr. Beleuchtungen. Künstl. Anfertigung von Porträt-Vergrößerungen, Plakaten, Clichés und modernen Dekorationen.

40 ДНЕЙ
!!! БЕЗПЛАТНО !!!

Если Вы въ теченіе 40 дней не выучитесь свободно говорить, читать и писать по нѣмецки, французски, англійски и латински по нашимъ самоучителямъ, составлен. по новѣйшему методу (всѣ другіе — реклама), **ДЕНЬГИ ВОЗВРАЩАЕМЪ ОБРАТНО.** Цѣна самоучителя одного языка съ перес. налож. плат. 1 р. 10 к., 2-хъ — 1 р. 90 к., 3-хъ — 2 р. 80 к., 4-хъ — 3 р. 65 к. Заказы исполн. един. складъ для всей Россіи: **С.-Петербургъ,** Петерб. стор. Большой пр. 56., **Я. К. ПЕТЕРСЪ.**

F. Stadler, Riga, Telephon 5917. Kl. Königstr. 17
Photographische Apparate und Bedarfsartikel, Projektionsartikel, Lichtbilder-Serien.
Kataloge kostenlos.

Tafelsalz „Kristall“ der Fabrik J. J. Komen, Riga.

Das Tafelsalz „Kristall“, welches an Stelle des gewöhnlichen Tischsalzes als Zusatz zu unseren Speisen dient, zeichnet sich durch seinen angenehmen Geschmack und durch seine Appetit erregende Reinlichkeit und Weiße aus.

Das Tafelsalz „Kristall“ enthält Bestandteile, die zur Erhaltung des menschlichen Organismus notwendig sind, d. h. solche Stoffe, die von letzterem beständig ausgeschieden werden und daher auch unbedingt bei der Nahrungsaufnahme dem Organismus wieder zugeführt werden müssen. Dank dieser seiner Eigenschaft kann das Tafelsalz „Kristall“ mit Recht nicht nur als nützliches, sondern auch als notwendiges Mittel bezeichnet werden.

Das Tafelsalz „Kristall“: 1. erhält sich stets trocken, indem es keine atmosphärische Feuchtigkeit auffaugt; 2. es ballt sich nicht; 3. läßt sich immer bequem aus den mit durchlöcherten Metalldecken versehenen Flakons schütten.

Das Tafelsalz „Kristall“ ist hygienisch: 1. dank seiner Bestandteile, welche eine bessere Verdauung, sowie auch Entwicklung der Knochen und Muskeln bewirken; 2. durch die Art und Weise der Herstellung und Verpackung, welche vom Sanitäts-Arzte begutachtet sind; 3. dadurch, daß beim Konsum desselben aus den Originalflakons der Möglichkeit einer Verunreinigung des Salzes vorgebeugt wird; 4. dadurch, daß die Verschlüsse der Originalflakons unter atmosphärischem Einfluß nicht oxydieren und in Berührung mit Salz keine giftigen Säuren, wie Nickelsäure und andere, entwickeln. **Ökonomisch:** 1. da beim Gebrauche des Tafelsalzes „Kristall“ aus den Originalflakons nur das jeweilig nötige Quantum geschüttet wird und daher nichts verloren geht; 2. weil das Tafelsalz „Kristall“ beim Gebrauche nicht verunreinigt wird, wie beim Konsum gewöhnlichen Salzes aus offenen Schalen, daher auch kein Wegschütten verunreinigten Salzes nötig ist. 3. Weil die Originalverpackung volles Nettogewicht enthält, während die bei gewöhnlichem Tafelsalz übliche Verpackung nur 3/4 bis 7/8 Pfund faßt.

Das Tafelsalz „Kristall“ dürfte in keinem Haushalte, in keinem Restaurant fehlen. In allen größeren Kolonial- und Delikateßwaren-Handlungen zu haben.

ПО УДЕШЕВЛЕННОЙ ЦѢНѢ!

ВРЕМЕННО РАСПРОДАЕТСЯ

Вмѣсто 10 руб. за 4 руб. 50 коп.; въ роскошн. золотомъ тиснен. переплетѣ 7 руб. 50 коп.

15 ТОМОВЪ ПОЛНАГО СОБРАНІЯ около **5.000** стран. большого формата. **СОЧИНЕНІЙ**

Гюи де-Мопассана.

Имя Гюи де-Мопассана гремитъ славою не только среди соотечественниковъ, но и среди всего міра. Достаточно указать отзывы И. С. Тургенева и Льва Толстого, чтобы судить о томъ высокомъ положеніи, какое Гюи де-Мопассанъ занялъ въ исторіи всемірной литературы. Памятникъ, воздвигнут. ему въ Парижѣ, краснорѣч. говоритъ о симпатіяхъ французской націи. Его произведенія разошлись разновременно болѣе 300 изданій въ сотняхъ тысячъ экземплярахъ и переведены на языки всѣхъ народовъ. Сочиненія его особенно большой интересъ представляютъ теперь, когда такъ много говорятъ О ПОЛОВЫХЪ ОТНОШЕНІЯХЪ МУЖЧИНЪ и ЖЕНЩИНЪ. Въ его романахъ читатель найдетъ разрѣшеніе этого вопроса въ изображеніи правдивой дѣйствительности. Книги высылаются наложеннымъ платежемъ: пересылка за счетъ покупателя по почтовому тарифу, упаковка безплатно.

Задатокъ въ размѣрѣ **2 р. 50 к.** прошу выслать, можно марками почтовыми или гербовыми, безъ сего заказы не высылаются.

Единственный складъ для всей Россіи: С.-Петербургъ, Петерб. Сторона, Большой пр. 5—61, Я. К. ПЕТЕРСЪ.

Buchdr. der „Revalschen Zeitung“, Reval. — Verantwortlicher Redakteur: **Hans J. Eggers.**

FR. WIEGAND'S

Naphthamaschinen „RUSS“

sind innerhalb **2** Jahren über **300** Stück mit ca. **6000** PS in Betrieb genommen

MASCHINENFABRIK
FR. WIEGAND

|| REVAL ||

1910	St. Petersburg	**goldene Staats-Medaille**
1910	Jekaterinoslaw	**große goldene Medaille**
1911	Reval	**goldene Medaille**
1912	Baku	**große goldene Staats-Medaille**
1912	Reval	**goldene Medaille**
1912	Rostow am Don	**große goldene Medaille**

Außer diesen **15 erste Preise.**

Das Original steht immer höher als die Kopie!

UNDERWOOD allen voran!

Der Allerwelts-Siegeslauf

der **Original-Underwood-Schreibmaschine,** der ersten und maßgebenden Maschine mit sichtbarer Schrift, hat Anlaß gegeben zu zahlreichen Nachahmungen. Diese Anerkennung selbst der Konkurrenz ist der beste Beweis der mustergültigen Konstruktion der **Original-Underwood-Maschine.** Seit 13 Jahren 700.000 „**Underwood**"-Maschinen verkauft. Tägliche Produktion 500 Maschinen. Überall höchste Auszeichnungen und Siege bei internationalen Wettschreiben. Viele tausend **Underwood**-Maschinen in Petersburger ersten Institutionen. Größte Schreibmaschinen-Fabrik der Welt (4000 Arbeiter).

Generalvertreter für ganz Rußland:

G. Gerlach,

St. Petersburg, Newsky Pr. 7. (Haus Wawelberg.)
Warschau, Czysta 4.
Moskau, Große Lubjanka 14.

Vertreter in allen wichtigen Orten Rußlands.

Deutsche Monatsschrift für Rußland.
Herausgegeben von Alexander Eggers.

Nr. 9. Reval, 1. (14.) September. 1913.

Nachdruck verboten.

Eduard Graf Keyserling.

Von Helene Klingenberg (Charlottenburg).

Im Osten — dort wo das Meer um weiße Küsten rauscht, alte Burgen zerfallen und einsam aus dunkeln Wäldern sich heben, wo zur Sommerzeit der Duft der Wacholderbüsche über weites, ebenes Land hinweht und unendliche Kornfelder zu beiden Seiten der Wege sich hinstrecken, die, vorbei an stillen Wassern und Mooren, an Krügen und einsamen Bauernhöfen, durch uralte Alleen zu den tief in schützendes Grün gebetteten Schlössern des baltischen Landadels hinführen — dort ist die Heimat Eduard Graf Keyserlings*), die Heimat fast all seiner dichterischen Gestalten.

Ererbter Großgrundbesitz, ererbte Traditionen und Grundsätze, eine ererbte, sorgfältig gepflegte Kultur, deren Ästhetizismus nicht sowohl auf Gebiete der Kunst als auf unendliche Lebensverfeinerung sich erstreckt, prägen die Physiognomie des baltischen Adels. Jahrhunderte langes „Stehen auf geschützten Höhen" hat hier eine Rasseverfeinerung bewirkt, die gegen das laute, unruhvolle Getriebe der Welt weite Distanz hält. In ihren „weißen, stillen Schlössern" leben sie der Bewirtschaftung ihrer Güter, dem Wohle des

*) Graf Keyserling ist Kurländer (geb. 1855); seit vielen Jahren in München ansässig. Die Redaktion.

Landes und einem glücklichen Familienleben nach „wohlbewährtem, altadeligem Rezept". Haltung, Reserve bestimmen die Form dieses hübschen Herrschaftslebens — eine alles Laute, alles Grelle sehr vornehm ausschließende Form. Das Leben wird nur gleichsam bis zu den Parkgittern dieser Schlösser vorgelassen. Was hinter denselben auf der Landstraße geschieht, wird lediglich als Zuschauer, von geschützter Stelle aus, verfolgt oder auch ignoriert. Freilich kann diese Taktik es nicht verhindern, daß die brutalen Vorgänge auf der Landstraße — wie erst vor wenigen Jahren — rücksichtslos die Parkgitter niederreißen und in die schönen, alten Schlösser die Brandfackel revolutionärer Leidenschaften schleudern.

Man mag über Formen denken, wie man will, schließlich müssen wir zugestehen, daß unser ganzes Erdenleben auch nur eine Teilexistenz, eine Beschränkung in der Form „Mensch" ist. Form ist im Grunde alles. Jedes nationale oder staatliche, politische, religiöse, ethische oder philosophische Bekenntnis ist die jeweilige wechselbare Form für unsern jeweiligen wechselbaren Standpunkt, von dem aus wir unsern Blick auf den Sinn des Lebens gerichtet halten. Diesem letzten, tiefen Sinn können wir überhaupt nur in Formen näher kommen, d. h. immer in einer Begrenzung irgend welcher Art. So besteht denn auch, inmitten all der großen Formen und Beschränkungen, die kleine aristokratische Form und Beschränkung zu Recht für jeden, dem sie innerlich Wahrheit und Notwendigkeit ist. Die strenge Selbstbeherrschung, die das oberste Prinzip der Aristokratie ist, und die — wenn auch zunächst in der äußern Haltung — ja doch selbstverständlich nicht ohne Rückwirkung auf die Seele bleibt, ist gewiß nicht etwas gering Einzuschätzendes. Wie weit diese „tenue" gehen kann, zeigen einige Beispiele bei Keyserling. In dem Roman „Dumala" sagt der todkranke Baron Werland zu seinem Diener: „Jakob, du hast mich heute nicht frisiert." Und als der Diener entschuldigend erwidert: „Der Herr Baron waren müde, da dachte ich —," schüttelt Werland mißbilligend den Kopf: „Ich lieb es nicht, wenn Diener denken. Mir fehlt etwas, wenn ich nicht frisiert bin — etwas an Haltung. — — — Für die Herren hier ist es eine Unhöflichkeit, wenn ich so dasitze. — — — Manche haben den Tag über ein Gefühl der inneren Unordnung, wenn sie am Morgen nicht ihre Andacht abgehalten haben. Ich hab ein Gefühl innerer Unordnung, wenn ich nicht frisiert bin." Und nachdem Jakob mit der Brennschere ihm vorsichtig die Bäckchen eingebogen hat, sinkt er in sich zusammen und stirbt. In „Wellen" wendet Graf Köhne-Jasky auf die Enthüllung seiner Frau, daß sie ihn mit ihrem Geliebten verlasse, ihr sein aschfarbenes aber ruhiges Gesicht zu, zieht seine Uhr aus der Westentasche und sagt mit seiner diskreten, höflichen Stimme: „Fünf Uhr dreißig geht der Zug." — Hierbei fällt einem die berühmte Geschichte von Lord Abercon ein, der seiner Gattin, die ihm durchgegangen war, seinen Wagen nachschickte, weil er es unpassend fand, daß eine Lady Abercon in einem gewöhnlichen Miet-Cab durchginge.

Laute, rücksichtslose Auseinandersetzungen, „Szenen", finden in dem aristokratischen Milieu nicht statt, ebenso wenig wie Auflehnung gegen die Gesetze der Kaste geduldet wird. Darum sind diese Schlösser sicher Eines: die allerhübscheste Kinderstube der Welt. In der reinen Luft dieser „alten, tiefberuhigten Räume," hinter vorgezogenen Vorhängen, durch die das Licht nur gedämpft Zutritt erhält, umflüstert von diskreten Stimmen, umweht von der gesunden Luft duftender Wiesen und Parks, da mag ein Menschenkindlein gern und lächelnd die Augen aufschlagen zum Leben und seine ersten Schritte in dasselbe hineintun. Mädchen von „wunderbar naiver Reinheit" wachsen hier „unter feiner berechneter Obhut" heran, die „das Gute und Schöne" vom Leben erwarten, „wie das Selbstverständliche." Aber ist das genug, das Gute und Schöne vom Leben zu erwarten? Muß man nicht lernen, das Leben selbst zu erwarten? Nicht nur einen Auszug aus ihm, wie ein für die Jugend bearbeitetes Buch? „Was erziehen wir da für Wesen?" sagt der alte Graf Hamilkar von Wandl-Dux in einer der Keyserlingschen Novellen („Bunte Herzen" S. 138). „Denen kann man ja das Ding, das wir Leben nennen, garnicht anvertrauen. -- — — Was wir da erziehen, das sind kleine, berauschte Gespenster, die vor Verlangen zittern, draußen umzugehen, und wenn sie hinauskommen, nicht atmen können." Das ist die Gefahr. Auch hinter den Parkgittern zittert und fiebert die Sehnsucht nach dem Leben, und Leben heißt immer: Schranken durchbrechen, Vorhänge wegschieben, Türen aufreißen. So kommt es, daß die Männer, die andächtig mit ihren Frauen umgehen, um sie die strengen Schranken der Konvention ziehen, wie die Gitter um ihre Parks, nicht selten diese Parks durch ein Hinterpförtchen verlassen, um draußen weniger „andächtig", weniger skrupulös ihren Durst nach Leben zu löschen. Und so geschieht es, daß die Frauen, die nur gelernt haben, Schönes vom Leben zu erwarten, mitunter von ihren Postamenten herabgleiten und raffinierten oder auch sehr wenig raffinierten Lebemännern zum Opfer fallen, um dann die Erfahrung zu machen, daß diese noch eben so hübsche und schonende Gesellschaft die „aus Reih' und Glied" Getretenen unbarmherzig aus ihrer Mitte ausstößt. Oder sie wählen den Tod als Schutz vor dem Leben, mit dem umzugehen sie nicht gelernt haben. „Der Tod ist nicht schlimm," sagt eine der Keyserling'schen Frauengestalten, (Annemarie in „Harmonie" S. 45), „Vorhänge, die fest vorgezogen werden, — das ist sicher." Es ist immer gefährlich, die Sicherheit in die „Vorhänge" zu verlegen, statt in den Menschen. Die meisten Frauen freilich bleiben in ihren Schranken, die ihnen natürlich und angenehm zu tragen sind, wie gutsitzende Kleider, wenn auch einige, wie Ellita in der Novelle „Schwüle Tage", sich dafür „peitschen" könnten, daß sie „von denen" sind. Frauen und Männer sind im allgemeinen „zu gut erzogen, um in ein Drama hineinzupassen." Sie behalten ihre „tenue" über das ganze Leben hinaus bis in den Tod, diese tenue, die mit dem Leben ein etwas höfisches Französisch spricht. Manche unter ihnen, die gehen still hinaus aus

diesen wunderhübschen Schlössern, in denen sie ihre Kindheit verlebt, dorthin, wo sie wachsen können nach eigenem Maß und Müssen und keine Schranke für sie verbindlich ist, als allein die materiale Schranke des Menschseins in dieser Welt der Relativität, die zu durchbrechen alle Tiefe des Menschengeistes fort und fort an der Arbeit ist.

* * *

Graf Keyserling hätte nicht schreiben können, was er geschrieben, wäre er nicht einer der Ihren. Aber er hätte nicht schreiben können, wie er geschrieben, wäre er nicht ein Künstler allerersten Ranges. Wie er seine Stoffe komponiert, wie er Menschen hinstellt, ganz plastisch und so lebendig, daß man sie in jeder Geste vor sich sieht, wie er schildert, nie in Worten beschreibend, immer in Situationen und Szenen, farbig und malerisch, nie posiert, nirgends unterstreicht und selbst ganz hinter sein Werk zurücktritt, — das ist unbeschreiblich künstlerisch erlesen und reizvoll. Ich glaube, es hielte schwer, auch nur einen Satz aus seinen Büchern zu streichen; und was sich so leicht und mühelos hingeschrieben liest, ist ganz bewußt angewandte Kunst dieses durch und durch bewußten Künstlers.

Seine Menschen sind meist nicht sehr interessant, Persönlichkeiten, die selten über das Durchschnittsmaß hinausragen, mitunter darunter bleiben — Dekadents. Man würde — begegnete man ihnen im Leben — sich nicht lange mit ihnen aufhalten. Aber das ist das Erstaunliche und ein Maßstab seines eminenten Könnens, daß diese Menschen, in das kostbare Gewand seiner Kunst gekleidet, so reizvoll werden, so stark interessieren. Um diese Menschen zu schildern, schafft er eine Reihe von Situationen — läßt sie sprechen. Hier stoßen wir wieder auf eine außerordentliche Feinheit seiner Technik. Sie sprechen niemals, was ein anderer auch sagen könnte. Ihre Worte und Vergleiche charakterisieren sie, und nur dazu werden sie gesprochen. Darum kann man keine dieser Äußerungen fortnehmen, ohne einen feinen Strich in der Zeichnung des Menschen zu verwischen. Darum aber auch dürfen diese Bemerkungen und Vergleiche niemals als „objektive" Wahrheit oder „subjektive" Ansicht des Verfassers angesehen werden. Wenn Günther in „Beate und Mareile" beispielsweise vom Duft des Geißblatts sagt: „Ich mag ihn nicht, er riecht nach Liebe von Pfarrerstöchtern", so sagt Keyserling damit etwas Bestimmtes über Günther aus — dem es immer „als die bedeutsamste Kunst" erschienen, „für jede Stimmung das richtige Weib zu finden" — und nur über Günther, nichts über Pfarrerstöchter.

Um seine Menschen und ihre Erlebnisse breitet sich auch in bemerkenswerter, ganz individueller Weise die Landschaft. Einmal ist es der Jäger, der sie anschaut, ohne sonderliches Sentiment, aber mit der Schärfe und Prägnanz von Augen und Ohren, die in der Erwartung erregender Ereignisse jeden Laut, jede Erscheinung, jeden Schatten noch registrieren. Beispiele hierfür:

die Rehpürsch in „Schwüle Tage“ (S. 154), ein Schnepfenstand, die Birkhahnjagd in „Harmonie“ (S. 42 und S. 58). Dann wieder wird die Natur rein ästhetisch angesehen: „Mitten im Felde blühte eine Weide, ganz bedeckt von weiß und gelben Puscheln, die süß nach warmem Honig dufteten. Der Baum war voller Bienen, so daß es klang, als singe er schläfrig vor sich hin.“ Meist aber schließt sich die Naturschilderung mit dem Erlebnis der Seele organisch in einen Stimmungsausdruck zusammen. In der Novelle „Schwüle Tage“ gelangt Bill zu folgender Erkenntnis: „Seltsam ist es, wie ein Mensch von dem andern nichts weiß, und doch sitzt und lauert in dem einen Menschen gerade das, was dem anderen Schmerz bereiten kann.“ Und dann heißt es weiter: „Es ist wie hier im Walde. Ich sitze auf dem kleinen, hellen Fleck. Um mich ist die Nacht ganz schwarz und voll von dem Knistern und Gehen unsichtbarer Wesen. Jeden Augenblick kann aus dem Dunkel etwas hervortreten, etwas Entsetzliches.“

Wie kennt er die Tiere des Waldes und ihre Stimmen: das „ölige Quarren“ der Schnepfe, das „gespenstische Lachen“ der Bekassine, die Feldgrille, die „eifrig leidenschaftlich immer denselben Ton vor sich hingeigt“, Fledermäuse, die „mit dem kleinen, schrillen Jauchzer über die mondbeglänzten Wipfel flattern,“ Erdkrebse, „die ihr helles, eintöniges Klingen an den schwarzen Wassern beginnen,“ den Igel, der den Wegrain entlang auf die Mäusejagd geht, den Dachs, der schnaufend vorüberläuft, Birkhähne, die auf ihren Tannen am Waldrande erwachen und fauchen — sie alle sind ihm ebenso vertraut wie die Pflanzenwelt, sei es die bescheidenere der Wiesen und Wasser oder die prunkvolle der Schloßgärten mit ihren Gladiolen und Skabiosen.

Man hat Keyserling den „vornehmsten Sprach- und Stilkünstler“ genannt, den wir zur Zeit besitzen. In diesem Stil erblicken wir, wie in einem Spiegel, den Mann, der so völlig hinter sein Werk zurücktritt. Außerordentliche Vornehmheit, Zurückhaltung, ruhige, selbstbewußte Sicherheit, Überlegenheit, geistreiche, feine Ironie, Diskretion, äußerste Sensibilität, unfehlbarer Takt charakterisieren diesen Stil, in dem als dunkler Unterton ein mitunter erschreckendes Einsamkeitsgefühl anklingt. In dem Roman „Dumala“ sagt Erwin Werner zu seiner Frau: „Ach Kind! Was wissen wir, was verstehen wir von dem, was in anderen vorgeht! Wie können wir urteilen! Du und ich, wir leben nah bei einander. Was wissen wir von einander? Was können wir für einander tun? Wie die Pakete im Güterwagen, so stehn die Menschen nebeneinander. Ein jeder gut verpackt und versiegelt, mit einer Adresse. Was drin ist, weiß keines von dem andern. Man reist eine Strecke zusammen, das ist alles, was wir wissen.“ Dieses schwermütige Motiv wird durchkreuzt und abgelöst von einem andern, ganz hellen, immer wieder variierten Thema: der Liebe zum Leben: „Der Mensch will leben, nur das, das ist sein Beruf, sein Ziel, sein Pathos.“

Graf Keyserling hat an Werken bisher veröffentlicht: Vier Dramen, „Ein Frühlingsopfer" (1899), „der dumme Hans" (1901), „Peter Hawel" (1903) und „Benignens Erlebnis" (1905); drei Romane: „Beate und Mareile" (1903) „Dumala" (1908) und „Wellen" (1911), und fünf Novellen: „Harmonie", „die Soldatenkersta", „Schwüle Tage" (1908), „Bunte Herzen" und „Seine Liebeserfahrung" (1909) — alle im Verlage von S. Fischer, Berlin, erschienen

* * *

In der Erzählung „Schwüle Tage" steigt Bill auf eine Bank in der Veranda zu Wamow und schaut durch das Fenster in den Saal. Es ist die Feier der Verlobung Ellita's mit dem jungen Vetter Went. Und dann heißt es bei Keyserling: „Da saßen sie alle beieinander. Wie sie die Lippen bewegten, ohne daß ich ihre Worte hörte, wie sie den Mund aufsperrten, ohne daß ein Ton zu mir drang, das sah gespenstisch aus." Und nun kommen, wie Bilder einer Laterna magica, zwei Gestalten vor seinem Fenster aufeinander zu: „Ellita aufrecht und weiß, den Kopf ein wenig zurückgebogen, die Lippen fest geschlossen. — — —" „Von der andern Seite kam mein Vater. Sie standen sich gegenüber. Er sagte etwas, lächelte, strich mit der Hand über den Schnurrbart. Sie aber lachte nicht, ihr Gesicht wurde streng, böse — sie schaute meinem Vater gerade in das Gesicht wie jemand, der kämpfen will, der nach einer Stelle sucht, auf die eine Wunde gehört. Ich fühlte es ordentlich, wie ihr Körper sich spannte und streckte. Mein Vater machte eine leichte Handbewegung, sein Ausdruck jedoch veränderte sich, er biß sich auf die Unterlippe, seine Augen blickten scharf erregt, gierig in Ellita's Augen, grell von der Lampe beleuchtet sah ich, wie sie flimmerten, wie sie sich in Ellita's Gesicht festsogen. Sie beugte langsam den Kopf, schlug die Augen nieder, schloß sie. Sie wurde sehr bleich und stand da demütig, als wäre alle Kraft von ihr genommen."

In dieser Szene ist die ganze meisterliche Kunst der Komposition enthalten, die diese Novelle auszeichnet. Wir werden Zeugen von Erlebnissen, die wir gleichsam in einer Strahlenbrechung, die ein seltsam kontrastierendes Farbenspiel aufleuchten läßt, empfangen. Bill, der Achtzehnjährige, erlebt durch Zufall die Tragödie seines Vaters, und wir erleben Bill und durch ihn den Vater, von dem sein Sohn sagt: „Behaglich war es nicht, ihm gegenüber zu sitzen, aber nicht alltäglich." Das Thema wird durch zwei Tonarten hindurch entwickelt, miteinander verknüpft, gegeneinander ausgespielt. Graf Gert, Bill's schöner, ihm ganz fremder Vater ist viel auf Reisen gewesen. Wenn er heimkommt, füllt er das Haus mit dem Duft seiner ägyptischen Zigaretten, starker englischer Parfüms und Unbehaglichkeit. Die Mama bekommt „rote Flecken auf den sonst so bleichen Wangen," die Diener sind aufgeregt, die Kinder ängstlich. Dieser Vater hat eine leidenschaftlich empfundene und erwiderte Neigung zu seiner schönen Nichte Ellita. Vater und Sohn sind

den Sommer über allein auf ihrem Gute Fernow. Bill, weil er im Abiturientenexamen durchgefallen ist und nachlernen soll, Graf Gert, um in der Landwirtschaft nach dem Rechten zu sehen. Ellita's Familie bewohnt das benachbarte Gut Warnow. Während dieses Sommers wird Bill, durch eine Kette von Zufällen, Zeuge der Beziehungen zwischen seinem Vater und Ellita. Und diese unverstandenen, ihn verwirrenden und erregenden Dinge, im Verein mit der brütenden Sommerglut, in der die Heimlichkeiten liegen und locken, und „Träume und Möglichkeiten das Blut heißer machen", werden für ihn zu dem starken inneren Erlebnis, mit dem seine Jugend einsam in Schmerz und Ergriffenheit die Kinderschuhe von den Füßen streift. Das Leben scheint ihm „ein gefährliches riskiertes Unternehmen, das wenig Freude bereitet und doch schmerzhaft auf Freuden warten läßt."

Graf Gert bestimmt Ellita zu der Heirat mit dem schönen Vetter Went. Ich lasse hier eine jener Szenen folgen, die Bill von einer Linde herab, in der er seine Nachmittagssiesta hält, beobachtet:

„Ellita und mein Vater kamen den Weg entlang, Ellita trug ihr blaues Reitkleid und den kleinen blanken Reithut. Mit der Rechten hielt sie ihre Schleppe, in der Linken die Reitpeitsche, mit der sie nach Kümmelstauden am Wege schlug. An der Ulme mir gegenüber blieben sie stehen. Ellita lehnte sich an den Baum. Ihre Wangen waren gerötet. Ich sah es gleich, daß sie böse war. Die kurze Oberlippe zuckte hochmütiger denn je. „Gut, ja. Ich gehorche dir, du siehst es", begann sie.

Mein Vater stützte sich mit der Schulter leicht gegen ein Birkenstämmchen, kreuzte die Füße und klopfte nachdenklich mit seinem Stöckchen auf die Spitzen seiner Stiefel, jetzt neigte er den Kopf und sagte höflich: „Du weißt, wie sehr ich dir dafür danke."

„O! Du hast mich wunderbar erzogen," fuhr Ellita fort, „das hast du wunderbar gemacht! Als du wolltest, daß ich das einsame kleine Mädchen vom Lande sein soll, das nur an dich denkt und auf dich wartet, da war ich es. Und jetzt soll ich wieder — wie sagtest du doch — „die Blüte der adeligen Kultur" — so war es — also — die Blüte der adeligen Kultur sein, gut — ich bin es."

Mein Vater nahm seinen Strohhut vom Kopfe und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Er fing an zu sprechen mit leiser diskreter Stimme, als führe er eine Unterhaltuug an einem Krankenbette. „Ich komme jetzt nicht in Betracht. Nur du. Ist es dir ein Bedürfnis, mir all das zu sagen, mir Vorwürfe zu machen, bitte tue es. Nur geh den vorgeschriebenen Weg weiter . . . nur das." „Ich will keine Vorwürfe machen," sagte Ellita heftig. „Warum ließest du mich nicht weiter hier einsam sitzen? Ich hätte weiter auf dich gewartet und wäre schlecht gegen Mama und Gerda gewesen und hätte mich um das dumme Geld gesorgt, das nie da ist, wenn man es braucht . . . . und, wenn du dann kamst, hätte ich geglaubt, „das ist

das höchste Glück" — schlecht sein —, mit dir schlecht sein, glaubte ich, sei groß. . . ."

„Sag es nur heraus," warf mein Vater ein und schaute wieder auf seine Stiefelspitzen.

„Gewiß," fuhr Ellita fort, „darum hätte ich dir keine Vorwürfe gemacht. Aber jetzt, wo all das nur eine häßliche Inkorrektheit sein soll, die vertuscht wird, jetzt schäme ich mich. Wie deine Nippfigur komme ich mir vor, die du wieder in den Salon auf die Etagere zurückstellst —, sie soll wieder ihre Pflicht tun, repräsentieren."

„Sehr hübsch," bemerkte mein Vater und lächelte matt. Das brachte Ellita noch mehr auf:

„Du siehst, ich habe von dir und deinem Türken gelernt, Vergleiche zu machen. Ach, wie das alles häßlich ist! Was ging es dich an, was aus mir wurde? Wenn ich in den Parkteich gegangen wäre wie Mama's kleine Kammerjungfer um den neuen Gärtner, das wäre schöner gewesen, als all dies jetzt."

Mein Vater zuckte die Achseln. „Ich glaube", sagte er, „du und ich sind zu gut erzogen, um in ein Drama hineinzupassen." Da hob Ellita ihre beiden Arme empor, die Augen flammten, zwei große Tränen rannen ihre Wangen herab: „Gott, wie ich sie hasse, alle diese Worte — — nicht wahr, ich muß auf ein Postament — und ich bin ein Kunstwerk — und eine Kulturblüte, ich kenne deinen Katechismus gut. Wie ich das hasse!"

Gott! wie schön sie war! Mein Vater schien das auch zu sehn. Er blickte sie einen Augenblick mit gierigen, flackernden Augen an, wie an jenem Abend in Warnow. Dann sagte er leise und sanft: „Es schmerzt mich, dich leiden zu sehen. Das geht vorüber. Du bist von denen, die sicher ihren Weg gehn, wie — wie Nachtwandlerinnen —, die dabei vielleicht auch ein wenig wild träumen."

„Und ich könnte mich peitschen, dafür, daß ich von denen bin," antwortete Ellita und schlug mit der Reitgerte gegen ihr Knie.

„Und dann — er — der arme Junge — er liebt mich doch?"

„Ehre genug für ihn," meinte mein Vater.

„Du bist sehr genügsam für andere!" höhnte Ellita.

Er lächelte wieder sein müdes Lächeln: „Gott! ja — jetzt kommst nur du in Betracht."

„Das klingt ja fast, als ob du mich noch liebtest?"

Mein Vater zuckte schweigend die Achseln. Sie schwiegen beide, Ellita ließ ihre Arme schlaff niedersinken, wie ermüdet, und müde klang auch ihre Stimme, als sie sagte: „Wozu? Jetzt ist ja alles gleich. Ich tu ja, was du willst. Das ist nun alles vorüber."

„Ich danke dir, Kind," die Stimme meines Vaters klang wieder metallig und warm. „Wenn du nur in Sicherheit bist — wenn sie dir nichts tun

dürfen, nur das." Er trat jetzt ein wenig vor, eine flüchtige Röte auf Schläfen und Wangen: „Ich danke dir dafür, Kind — und — auch für — für das, was hinter uns liegt . . . für das letzte Glück — daß du einem alternden Manne gabst —." Jetzt zitterte seine Stimme vor Erregung — er breitete die Arme aus. Ellita drängte sich fester an den Baum, sie reckte sich an ihm hinauf — bleich bis in die Lippen: „Rühr mich nicht an, Gert!" stieß sie leise hervor, und die rechte Hand mit der Reitgerte hob sich ein wenig. Mein Vater trat zurück, bückte sich, hob den Handschuh, der ihr entfallen war, von der Erde auf und überreichte ihn ihr. Dann schaute er nach seiner Uhr und sagte ruhig: „Es wird spät. Du mußt sehn, daß du vor dem Gewitter nach Hause kommst, denn wir kriegen es heute doch endlich."

„Ja — gehn wir —" meinte Ellita.

Sie gingen wieder den Weg zurück. Wie friedlich und höflich diese beiden Gestalten nebeneinander herschritten; Ellita mit ihrem sachte wiegenden Gang, schmal und dunkel in dem Reitkleide, mein Vater ein wenig seitwärts gewandt, um sie beim Sprechen ansehn zu können; dabei machte er Handbewegungen, die seine hübschen Hände zur Geltung brachten...."

Graf Gert gehört zu den Männern, die „von vorn herein wissen, welch eine Art Leben sie leben wollen."

„Bin ich mir einmal des Stils bewußt," sagt er, „dann kann ich an Ornamenten, Grillen, Liebhabereien manches wagen, denn ich werde all das mit dem Ganzen in Einklang zu bringen wissen." — — „Jede architektonische Waghalsigkeit ist erlaubt, wenn wir sie schließlich mit den großen, edlen Linien des Ganzen in Einklang zu bringen verstehn. Und dann können wir auch genau den Zeitpunkt bestimmen, wenn es fertig ist, wenn es geschmacklos wäre, noch etwas hinzuzutun."

Und er bestimmt den Zeitpunkt. Bill findet ihn, kurz nach der Abreise der Warnower, tot im Park, die kleine goldene Morphiumspritze neben ihm im Moos.

In Bill kämpfen Gedanken und Gefühle: „Wenn ein Vater stirbt, dann weint man, nicht wahr? Aber ich konnte nicht."

Er fühlt, daß all das nicht *sein* Leben war, daß er das nicht zu erleben brauchte, daß er es fortschieben konnte, das gehörte nicht zu ihm. Widerspruch und Widerwille regt sich gegen die Lehre des Vaters. Leidenschaftlich lehnt er den Tod ab. „Leiden, unglücklich sein — alles — nur nicht so kalt und schweigend daliegen."

Und er beugt sich weit aus dem Fenster, atmet den heißen, süßen Duft des Gartens ein, sieht den Leuten bei der Arbeit zu, lauscht den Stimmen —: „Drüben hinter den Johannisbeerbüschen lachte jemand. Das Leben war wieder heiter und freundlich an der Arbeit; es umfing mich warm und weich und löste in mir alles, was mich drückt. Jetzt tat der stille, feierliche Mann dort nebenan mir leid, der all das nicht mehr haben sollte, der aus-

geschlossen war. Ich mußte weinen. Edse, der kleine Hilfsdiener, ging unten am Fenster vorüber. Er blickte scheu zu mir auf. Es war gut, daß er mich weinen sah, denn ein Sohn, der nicht um seinen Vater weinen kann, ist häßlich."

* * *

Auch Annemarie in der Novelle „Harmonie" gehört zu denen, die genau wissen, welch eine Art Leben sie leben wollen, die es selbst herrlich für sich zurechtbiegen und ruhig alles fortschieben, was ihnen nicht recht ist. „Nein, ich danke, das ist nicht für mich." — „Der echte, letzte Sproß einer Rasse, die immer davon überzeugt gewesen war, daß für sie die Auslese des Lebens bestimmt sei. Annemariens Vater, die Exzellenz, hätte auch um keinen Preis einen Wein getrunken, der ein wenig nach dem Korken schmeckte, und ihm schmeckte ein Weiu sehr leicht nach dem Korken. Auch von ihrem Mann konnte Annemarie nur eine Auslese gebrauchen, sie sah das, was ihr an ihm gefiel, das andere wies sie ab mit dem leichten, ein wenig grausamen Zucken der Lippen, das er fürchtete. Gott, er hatte sich oft höllisch zusammennehmen müssen, um so zu sein, wie sie ihn sah." Zwar ist auch er stolz, zu der Welt „hinter den Vorhängen" zu gehören. Seine Mutter war ja auch eine Raafs-Pelsock, ebenso vornehm wie die Elmt's, d. h. so vornehm, daß sie schon kaum mehr leben können. Darum hatte er sich auch gleich in Annemarie verliebt. Vor zwei Jahren hatte er sie geheiratet. Dann war das Schreckliche gekommen, „das Kind und der Tod des Kindes und die grausame Krankheit." Annemarie wurde in ein Nervensanatorium gebracht und Felix ging auf Reisen. Jetzt war sie gesundet, und Felix kehrt heim. Er sehnt sich wieder nach Arbeit und Verantwortlichkeit.

Der Faulbaum blüht. „Die Luft ist erregend voll der bitteren Düfte von Knospen und Blättern." Während er durch den dämmernden Frühlingsabend seinem Gute zufährt, sieht er, wie in einer Vision, Annemarie: „Das weiße Körperchen mit den abfallenden Schultern, den feinen Gelenken, den kleinen spitzen Brüsten, diese Haut, die bleich und glatt war wie Blätter von Blumen, die im Schatten blühen. Und in ihm fiebert wieder das köstliche Gefühl, das ihn ergriff, wenn er Annemarie in die Arme nahm — das Gefühl, etwas sehr Erregendes und Kostbares zu halten." Aber Felix von Bassenow ist nicht nur der Sohn seiner vornehmen Mutter. Von seinem Vater hat er kräftigere Instinkte geerbt. Seine gesunde starke Jugend liebt es mitunter selbst zuzugreifen, er freut sich, wenn seine laute Stimme den großen blonden Bauernburschen in die Glieder fährt und er einen nichtsnutzigen Knecht emporheben und schütteln kann. „Mußt du das selbst machen?" fragt Annemarie erschreckt. „Kann nicht Pitke" — — — und sie schaut auf seine Hände, als wären sie ihr in diesem Augenblick nicht sympathisch. Und als Felix sehr laut über etwas lacht, bemerkt Annemarie: „Aber lachst du jetzt so?"

Felix gelangt bald zu der Erkenntnis, daß das einmal gewaltsam gestörte Leben sich nicht leicht wieder zusammenfügt.

„Alles hatte hier Nerven, alle Menschen, alle Möbel, alle Blumen. Er selbst bekam auch Nerven." — „Wie in 'nem Glasladen geht man hier herum!" seufzt er, und er hat Lust, „einmal in dieses hübsche, glatte Leben einen Ton hineinzurufen, der sie alle aufhorchen machte." Sein Schwiegervater und der Onkel Thilo kommen zum Besuch. Thilo hat nicht geheiratet, um der letzte Reichsgraf zu Elmt zu sein — „aussterben ist vornehm." Er sieht prachtvoll aus „mit dem klassischen Profil und dem seidigen aschblonden Backenbart." Er ist sehr förmlich, spricht mit „leiser singender Stimme" und liest mit Annemarie im blauen Zimmer Dante oder er verordnet ihr „Blütenbäder", das heißt Annemarie stellt sich unter die Obstbäume im Garten und der Wind wirft die Blütenblätter aus den weißen Wipfeln auf sie nieder. Thilo schlägt seine schweren Augenlieder auf und betrachtet sie mit „wohliger Verträumtheit." Amalfi mit dem „blauseidenen Meer" ist in seinen Augen der rechte Hintergrund für Annemarie, „diesen Einfall des Schöpfers, der keine Striche verträgt." Und er rät Felix, und findet es natürlich, eine Reise zu machen, um ihr den rechten Hintergrund zu geben. So, wie „man seiner Frau eine Toilette kauft, die ihr steht." Der Duft von Thilo's englischen Zigaretten und Atkinson'schem Parfüm fällt Felix allmählich auf die Nerven. Er fühlt sich elend und schämt sich, eifersüchtig zu sein. Es ist ihm, „als rücke er von dem Leben seines Hauses weiter fort." Die ewige Harmonie und Schönheitsverehrung darin wird ihm zuwider, und endlich bricht er los: „Wir leben wie in einem verzauberten Schloß. Der eine darf nicht kommen, weil er Knöpfmanchetten trägt, der nicht, weil er lange Geschichten erzählt, Hermann darf nicht bedienen, weil er rote Augen hat. Nächstens wird jeder, der über unsere Schwelle kommt, ein Examen in Ästhetik ablegen müssen. Das ist lächerlich. Wo haben wir denn unser Diplom als Engel?" — Es tut ihm wohl, „dieses so laut und brutal herauszusprudeln." Als er mit Thilo ein offenes Wort sprechen will, weil er „an den Masken, die man sich vorband," erstickt, läßt dieser es nicht dazu kommen. Er reist nun — dringender Geschäfte halber — noch denselben Tag fort. Beim Abschied von Annemarie fragt Thilo: „Könntest du etwas wie eine Schuld — das Symbol einer Schuld — um meinetwillen ertragen? Sieh — so etwas wie eine Schuld austauschen, das bindet fester, als — die Ringe tauschen. Und er beugt sich über sie, berührt ganz leicht mit seinen Lippen ihre festgeschlossenen Lippen." Nach seiner Abreise geht Annemarie mit einem „beruhigten, glücklichen Ausdruck im Gesicht" umher. Wenn Felix sich zu ihr gesellt, unterhält sie sich „freundlich und wohlerzogen" mit ihm, „wie wir mit einem Besucher sprechen, von dem wir hoffen, daß er bald gehn werde."

„Sie ist immer mit ihm zusammen, immer," denkt Felix. Das „tolle Blühen" in der Natur, Annemariens kühle abweisende Haltung machen ihn

krank. Eine seltsame Unruhe quält ihn, nimmt ihm den Schlaf. Da geschieht es, daß nachts in dem weißen Zimmer unter der weißen Ampel Annemarie ihm angstvoll entgegenschaut. -- „Und der schmale, kühle Körper lag regungslos in seinen Armen. Das bleiche Gesicht hatte den Ausdruck hochmütig verschlossener Qual."

„Nach solchen Nächten war das Herz ihm wund von einem bittern grausamen Machtgefühl. Und doch — er mußte das immer wieder erleben."

Aber Annemarie läßt nichts Fremdes zu sich herein.

Eines Nachts, als Felix mit der Pflegetochter von Annemariens Gesellschafterin, die heißes Blut hat und „angenehm leicht" zu verstehen ist, im Park sitzt, hört er ein helles Singen. Annemarie geht langsam an ihnen vorüber —: „Einen Fliederzweig hielt sie in der Hand und bewegte ihn sachte, als schlüge sie den Takt zu ihrem Lied. Die Schleppe des weißen Musselinkleides rauschte leise auf dem Kies. Es war, als wendete sie den Kopf einen Augenblick nach der Seite, wo die beiden im Schatten saßen. Felix sah deutlich das schmale Gesicht — ruhig und fremd, die Lippen waren im Singen halb geöffnet. So ging sie vorüber. Der Gesang entfernte sich, wurde schwach. Dann kam er wieder deutlicher über das Wasser, wie ein Wiegenlied klang es, ein Lied, das eine Mutter im Schein der Nachtlampe an einer weißen Wiege singt, wenn ihr die Augen halb zufallen. Jetzt war sie auf der andern Seite des Teiches. Die helle Gestalt ging den Brettersteg entlang, der in das Wasser hineingebaut war. Am Ende des Stegs blieb sie stehen, wiegte den Fliederzweig und sang. Felix war aufgesprungen.

„Annemarie," rief er.

Aber die weiße Gestalt war fort. Ein Ton im Wasser. Wildenten flogen aus dem Schilf auf. Das Mondlicht auf dem Wasser drüben wurde einen Augenblick unruhig, fuhr kraus hin und her."

Felix hat die Tote an's Land gebracht. Die Oberlippe war ein wenig hinaufgezogen, hochmütig und abwehrend. Es war, als hätte Annemarie sich müde ausgestreckt und sagte:

„O nein — ich danke — nicht für mich."

* * *

Der intensive, scharf beobachtende Blick Keyserlings erhebt nicht nur Typen und Milieu der baltischen Aristokratie in seine exquisite Schilderungskunst, auch die Bauern jenes Landes dienen seinen Schöpfungen als Stoff und Vorwurf. Diese grauen, schweren Gestalten, die Weiber in farbigen Kamisolen und Kopftüchern, mit dem schläfrigen Blick der wasserblauen Augen und dem starren Lächeln — „auch eine Rasse", für die er „was übrig" hat.

Die Geschichte der kleinen Kersta mit dem runden blanken Apfelgesicht, die den langen Thome heiratet, der andern Tags mit den Soldaten fortmuß, nachdem er die ganze Hochzeitsnacht im Rausch verschlafen, ist köstlich

erzählt. In seiner Abwesenheit betätigt sie sich nach zwei Seiten sehr erfolgreich: sie führt den Prozeß um ein Gesinde, und sie erliegt den Lockungen des Frühlings in Gestalt eines Forstgehilfen. Als der Hohn und das Lachen des ganzen Dorfes über sie herfällt, schweigt sie und denkt: „Sie werden sich schon ausreden und aushöhnen und dann wird Ruhe sein." Und als Thome heimkehrt und sie halbtot prügelt, denkt sie wiederum in heimlicher Wollust: „Na ja, ein Mann ist einmal nicht anders. Was kann man da machen? Er wird sich schon gewöhnen." Als der Prozeß gewonnen und Kersta Dundur-Wirtin ist, hat er sich ganz „gewöhnt." Er kauft ihr ein rotseidenes Kopftuch und „dem Balg" eine Semmel. Andächtig drückt Kersta sie gegen ihr Mieder: — „So —, jetzt kam vielleicht auch für sie ein bißchen gute Zeit!"

* * *

Boris Dangello in der Novelle „Bunte Herzen" gehört zu den Leuten, „die ihr Leben damit verbringen, wie die Schauspieler vor dem Spiegel zu stehen und sich Gesten einzuüben für ein Publikum. Ich liebe — wie steht mir das? Ich bin unglücklich, ich sterbe — wie steht mir das, was werden die andern dazu sagen? Tod und Leben — Toilettensache, und ein hübsches Mädchen, das uns liebt, ist auch nur Toilettensache, wie eine Gardenie, die man sich in's Knopfloch steckt." Schön, sentimental und leichtsinnig, hüllt dieser Polenjüngling im „rahmfarbenen" Seidenanzug mit nelkenrotem Gürtel sich in Vaterlandsschmerz und das Bewußtsein eines tragischen Ausnahmeschicksals. Billy, Graf Wandl-Dux siebenzehnjährige reizende Tochter, wird von seinen großen, dunkeln Worten und Gefühlen zu unverstandenem Mitleid und Bewunderung hingerissen. Boris hält bei seinem Onkel um Billy's Hand an. Dieser antwortet ihm kurz: „Da du um all das weißt, was ich von dir weiß, so wirst du verstehen, daß ich für das Glück meiner Tochter auf dich in keiner Weise gerechnet habe." Billy, die sich mutig für Boris erklärt, sagt er: „Ich verwalte dein Leben und habe es dir, wenn du anfängst es selbst zu verwalten, ungeschmälert zu überliefern; die Zugabe des polnischen Vetters aber würde ich für eine unvorteilhafte Belastung dieses mir anvertrauten Kapitales halten." Selbstverständlich läßt die mutige kleine Billy sich von Boris entführen, um in dem ekelhaften Judenkruge an der polnischen Grenze zur Besinnung zu kommen und — ebenso schnell entschlossen und mutig — davonzulaufen, zurück zu den schützenden Parkgittern von Kadullen.

„Sie ist ein Kind," sagte Tante Betty, „sie weiß nicht, sie wird vergessen, die andern werden vergessen, es wird alles gut werden, Gott hat sie behütet." Aber Graf Wandl-Dux antwortet ihr: „Daß sie das nicht vergißt, dafür hat der interessante Herr gesorgt, dafür hat er gesorgt, daß diese lächerliche Tragödie an dem Mädchen hängen bleibt, wie eine häßliche Krankheit. Er hat es für

gut befunden, sich dort in dem Judenkruge zu erschießen." Graf Wandl-Dux hängt finstern und zornigen Gedanken nach. Seine beiden schönen Töchter! Auch die ältere, Lisa, die geschiedene Fürstin Katakasianopulos, schleppt die Erinnerung an eine verfehlte Ehe wie eine Krankheit mit sich. Warum mußte das Leben sie so zerzausen und knicken? „Warum diese Barbarei? Warum diese Verschwendung? — War sie nicht vielleicht ein Mißverständnis, diese hübsche Kultur, die er sorgsam um sich und die Seinen eingehegt hatte? Konnte man hier leben lernen?"

Aber während die elegische Lisa mit ihrem Schmerz einen Kultus treibt, gewinnt Billy's kerngesunde frische Natur — nach Überwindung einer langen, schweren Krankheit — den Sieg über alle lebensfeindlichen, lebenzerstörenden Mächte. Mit ihrem unzerstörbaren Glauben an das Leben hegt sie die Überzeugung, daß „noch sehr viel Gutes kommen muß." Überrascht blickt der Graf auf „das wunderbar erwartungsvolle Lächeln" auf ihren Lippen. Das will das Leben, denkt er, „geliebt werden, um grausam zu sein." Er läßt sie allein unter dem großen Birnbaum, in dem die kleinen goldgelben Birnen in der Abendsonne leuchten. Hier hatte er nichts mehr zu trösten. Eine große Mücke kommt an ihm vorübergeflogen. „Verrückt das Leben," denkt er, indem er heiter lächelnd zuschaut, „wie dieses wunderliche Bündel von Florflügeln und Goldfäden durch den Sonnenschein taumelt." Als die große Mücke wieder schnurrend zurückfliegt, hat ein Schlaganfall den alten Grafen über die Seitenlehne der Bank hingestreckt.

„Ringsum fielen die reifen Früchte schwer in den Rasen."

Der letzten der fünf Novellen: „Seine Liebeserfahrung" liegt ein Motiv zu Grunde, das Keyserling in ein wunderschönes Bild erhoben hat. Die Szene spielt auf der einfachen Veranda eines kleinen Weinrestaurants. Seite 187 heißt es:

„Es ist seltsam ergreifend, auf weite, von Dunkelheit verschlungene Flächen hinauszuschauen. Wir alle — der alte Herr, der Mann mit dem faltigen Gesicht, der Wirt und sein alter räudiger Hund, ich — wir sehen wie gebannt da hinaus. Der Hund stößt zuweilen ein heiseres asthmatisches Heulen aus. Hunde müssen ihre Gedanken aussprechen. Dort unten leuchteten nur einzelne Lichtchen ferner Wohnungen, winzige rote Pünktchen, die blinzelten, als wären sie in Not vor der großen Dunkelheit. Darüber ein dunstiger Himmel mit bleichen, verwischten Sternen. Und plötzlich erwachte in dieser stillen Dunkelheit eine Stimme — dort fern auf einem Wege ging ein Mann und sang laut und heiser — eine klagende Tonfolge, dann ein Vorschlag, dann wieder la-la- la. Sehr einsam klang diese Stimme so in der Dunkelheit, verloren, irrend — suchend. Und dann auf der anderen Seite der Wiese erklang eine zweite Stimme, eine schrille Frauenstimme, die dieselbe Notenfolge sang, la-la-la und der kleine Vorschlag. Die beiden Stimmen begegneten sich — verschmolzen dicht ineinander, wurden zuversichtlich in diesem Beieinandersein.

Der alte Herr, der Mann mit dem faltigen Gesicht, der Wirt, alle hoben die Köpfe und lauschten, der Hund spitzte die Ohren, die Kellnerin sah von ihrem Buch auf. Es war, als hätten wir alle darauf gewartet, daß die beiden Stimmen sich begegnen. Plötzlich schwieg der Gesang. Es wurde wieder still in der Dunkelheit."

Herr von Brühlen, ein zweiunddreißigjähriger Schriftsteller, der bisher die Menschen nicht nahe an sich herankommen ließ, ein wenig befangen, mit einem regelmäßig etwas feierlichen Gesicht, graublauen Augen, mit einem intensiven, ernsten Blick, verliebt sich in die schöne, rothaarige Frau des ältlichen leberleidenden Weltreisenden Baron Daahlen. Als er als Gymnasiast seine Cousine Alma liebte, folgte er ihr, wenn sie die Gartenwege entlang ging, „stach mit einem kleinen Spaten ihre Fußspuren aus dem Wege — legte den Sand in ein Körbchen und trug ihn zu einem stillen Platz im Park, dort häufte er ihn zu einem Hügel auf, dem Almahügel — das Monument seiner Liebe." Mit Claudia schweigt er viel, weil ihm ist, „als verstände sich ihr Schweigen", als setzte sich jeder stumm mit der Gegenwart des andern auseinander. Was man sagt, erscheint ihm gleichgültig gegenüber dieser geheimnisvollen Unterhaltung „von Körper zu Körper, von Wesen zu Wesen." Wenn ihre Hände nahe beieinander liegen, empfindet er einen stärkern Rausch beim Gedanken, daß sich die Hände nach einander sehnen, als wenn er sie faßte — erscheint ihm doch die wirkliche Berührung nur als „das letzte Symbol, die letzte Hilflosigkeit dieser heimlichen Zwiesprache unserer Körper." Und er will zwischen sich und Claudia Distanz halten, bis zu dem Augenblick, wo sie beide empfinden werden: „wir können nicht mehr."

Aber da ist ein anderer, Baron Fred Spall, mit einem „hübschen, frechen Knabengesicht," das zuweilen „einen ältlichen, fast kranken Ausdruck annehmen kann," mit „sentimentalen Augen," in deren einem ihm ein Monokel sitzt, „blanken, blonden Locken" und einem „bösen Lächeln" auf den roten Lippen. Der hält keine Distanz. Er fühlt sich „angenehm aufrichtig als Automat." In ihm „schnurrt" es, und er tut „alles um eines Weibes willen, und dann schnurrt es wieder und es ist aus."

Claudia, der ewigen Reisebeschreibungen ihres Mannes überdrüssig, des Wartens müde, „daß etwas kommen sollte," läßt sich von Fred Spall entführen. Den Abend zuvor, als sie Brühlen spottend einen Lebenskünstler nennt, sagt dieser zu ihr: „Was bin ich denn für ein Lebenskünstler? Ich warte, wie alle, auf die Hand, die etwas Wertvolles in mein Lebeu hineinlegt. Wir sind ja doch alle einer auf den anderen angewiesen, damit aus unserem Leben etwas wird."

„Wie hübsch Sie das sagen," entgegnete Claudia lachend. „Wenn man das so hübsch sagen kann, dann, glaube ich, braucht man es garnicht mehr zu erleben. Nicht? Aber auf andere warten... Und wenn nun ein Pfuscher kommt?"

Diese Frau von Daahlen, die mit dem „Pfuscher", Herrn von Spall, durchgeht, erscheint Brühlen ganz fremd. „Was ist es, was ich erlebt habe?" fragt er sich, und ihm fällt „der Abend auf der einsamen Veranda bei Bohrer ein. Die weite, dunkle Ebene, die einsame Stimme, die dort erwachte, und die andere, die ihr antwortete. War es vielleicht nur ein Echo? Sind unsere sogenannten Liebeserfahrungen nicht vielleicht alle nur ein Echo unserer selbst?"

* * *

Diese letzte philosophische Wahrheit, die all unser Erleben, als durch unsere Individualität bestimmt, erkennt, von ihr Farbe und Form und Größe entlehnt, die uns in der letzten Tiefe ganz einsam zeigt, kehrt bei Keyserling oft wieder. Seine Art des leisen, tiefen Herauslösens einer geistigen Wahrheit aus dem sinnenfälligen Schein führt ihn bis an die Grenze der Realität, bis dahin, wo nur noch eines zu tun übrig bleibt — und dazu drängt die tödliche Qual dieser furchtbaren Einsamkeit —: den bunten, schillernden Vorhang der sogen. Wirklichkeit zu heben, mit der ganzen Kraft der Seele zu heben und zu zerreißen und hindurchzudringen in die geistige Wirklichkeit und Wahrheit des ewigen, unzerstörbaren All-Einen Seins.

In dem Zweiakter „Benignens Erlebnis" steht ein junges starkes, heißes Geschöpf im Mittelpunkt des Interesses. In ihr ist die Sehnsucht nach wirklichem Leben wie ein „Schrei, der lange schon hinauswill." Es ist das Revolutionsjahr 48. „Draußen geschehen die tollsten Sachen," sagt sie, „aber zu uns wird nichts hereingelassen. Seit ich denken kann, glaubte ich, wenn es schellte — jetzt — jetzt — kommt ein wirkliches Erlebnis. — Aber wäre es etwas Besonderes gewesen, Kronberg hätte doch melden müssen: die Herrschaft empfängt nicht. Bei uns muß alles grau — grau — grau sein. — Ich glaube, wenn einer hier bei uns stirbt, dann wird das auch zu etwas Fadem, Alltäglichem, bei dem keinem was passiert. — Wir sind hier wie die Abgeschiedenen, wie Gespenster. — Für uns ist nur die Schönheit! Schön — schön, das sagen wir uns immer vor. Wie eine Kette ist das, an die wir gelegt werden. Ich glaube so, das wirkliche Leben fängt erst an, wo das ewige Schönsein aufhört. — Die da draußen machen so prachtvoll viel Lärm, und zuweilen — da hab ich einen so wütenden Durst nach Lärm." Dieses schöne 23-jährige Geschöpf ist mit einem jungen Leutnant, einer „Gesellschaftsdekoration", verlobt. Ihr vierzig Jahre alter Onkel, Baron Went Hochsattel, liebt sie ebenfalls, aber Benigne sagt ihm: „Ich glaube, was du sagst, ist schön — und traurig. Aber warum sagst Du das nicht anders? Warum sagst Du das so — so — wie wenn Du mir die französische Seife und das neue Parfüm abgibst — die Du mir jedes Jahr zum Geburtstag schenkteſt?"

„Daran wird es liegen," entgegnet Hochsattel. „Wir verstehen nicht mehr zu unterstreichen. Unterstreichen ist geschmacklos, und die da draußen leben vom Unterstreichen."

Sie sehen einen verfolgten Flüchtling am Hause vorüberlaufen. „Sahst du die Augen?“ fragt Benigne.

„Auf der Jagd beim Wild sieht man solche Augen,“ antwortet Hochsattel.

„Weißt du,“ sagt Benigne, „ich — ich möcht', daß einmal einer mit solchen Augen auf mich wartet — Augen, die warten — warten, daß es schmerzt.“

„Nun ja, erlebt werden, nicht erleben — davon träumt ihr alle,“ bemerkt Hochsattel bitter.

Der blutjunge Mensch, ein Student, Alois Fischer, mit den Augen, in denen „alles Leben“ brannte, wird tödlich verwundet in's Haus getragen. Und er, der sich für seine Überzeuguug eine Kugel in den Leib jagen ließ, wird zum Erlebnis für Benigne. „Dieser ist wirklich,“ sagt sie, „seine Wunden sind wirklich, und wenn er leidet, ist es wirklich, und wenn er sich freut, ist es wirklich.“ Auch Alois Fischer träumt einen Augenblick in seiner tödlichen Schwäche von „vornehmen, weißen, glücklichen Dingen.“ Alles andere ist fort: die Freiheit, die Kameraden, das starke Wollen. Nur noch Benigne ist für ihn da — „man träumt und träumt und kann nicht erwachen.“ Aber als sie ihn wie ihr Eigentum an sich nimmt, als sie sagt: „Mir gehören Sie,“ da erwacht Alois zu einem letzten Aufraffen seiner Willenskraft: „Ich bin's nicht gewöhnt, einem zu gehören, wenn ich auch krank und verwundet bin, so in 'n Glaskasten gestellt zu werden. So 'n Glaskasten, das ist doch diese Liebe, von der Sie sprechen. Nehmen und behalten, das könnt ihr. Ich glaube unten, wo's nach Pulver riecht und wo Lärm ist, da könnt ich wieder atmen. Hier — nein, hier ist's wie in 'nem lauen, süßen Wasser, das steigt, steigt. Nein — fort will ich! Loslassen sollt ihr mich —.“ In Gedanken ist er zurückgekehrt in seine Welt, wo die Freiheit ist, die stark macht. Benigne kann nicht begreifen, daß sie für ihn nur ein Traum ist: „Ich will kein Traum sein und kein Gespenst“, sagt sie erregt. „Ich bin für ihn wirklich.“

„Gott!“ antwortet ihr Hochsattel, „wir alle gehen herum und suchen jemanden, für den wir wirklich sind, der uns unsere Wirklichkeit bestätigt. Wir sind unserer Wirklichkeit so unsicher — —“

„Verstehst du denn nicht, was er hier hereingebracht zu uns mit seinen Schmerzen und seinem Leben,“ fragt Benigne.

Hochsattel: „O, das versteh ich sehr gut. Er hat dir gezeigt, wie reich du bist. Du stehst mit deinen vollen Händen vor ihm und willst, daß er an dich glaubt, daß er sich beschenken läßt. — Aber er — er lebt in seiner Welt, du und deine freigebigen Hände sind ihm ein fremder Traum.“ — „So ist nun einmal diese Welt. Diejenigen, die mit vollen Händen dastehn und schenken wollen, an die glauben die nicht, die beschenkt werden sollen, und den Hungernden wird ihr Hunger nicht geglaubt.“

Benigne: „Er weiß, daß ich ihn verstehe —, daß ich mit ihm lebe — —“

Hochsattel: „Wir erleben doch nur uns selbst.“

Benigne: „Dort, die da unten — —“

Hochsattel: „Die — die drängen sich auch wohl aneinander und schreien und lassen sich von großen Worten das Herz warm machen, um aus ihrer Einsamkeit herauszukommen.“

Alois ist während dieses Gesprächs erwacht: „Die andern warten — warten —“ ruft er nach Atem ringend. „Er hat seinen einsamsten Augenblick“ — er stirbt.

* * *

„Was weiß einer von dem, was er ist? Das muß alles auch erst erlebt werden.“ Peter Hawel in dem gleichnamigen Drama ists, der diese tiefsinnigen Worte spricht. „Weiß man denn, was so in einem was tut?“

Der „Häusler-Peter“ ist Volontär auf dem Gute Salanten bei dem alten Herrn von Chalinsky gewesen. Er erbte, und als der alte Herr Bankrott machte und sich erschoß, kaufte er mit dem Gelde das Gut und heiratete Marga, dessen wunderschöne Tochter. Aber in ihr lebt das leichte Chalinskysche Blut, in das „so viel lustige Geschichten“ reingeerbt worden sind, und das paßt schlecht zu dem schweren Bauernblut, das in Peters Adern fließt. Die große, wortkarge Liebe dieses prachtvollen starken Menschen versteht Marga nicht, und eines Tages ist sie aus dem Hause, in dem es immer nur Pflicht und Arbeit gibt, verschwunden, um draußen in der Welt, auf der Bühne und in einem leichtsinnigen Leben das Glück zu suchen. Peter konnte bisher „noch jedes Mal, was er wollte.“ Mit dem Land wird er fertig und mit den Leuten, und als die Revolution ihnen die Köpfe verwirrt, da stellt er klug und stark und mutig auf seinem Gut die Ordnung wieder her. Aber eines kann er nicht: Marga aus seinem Blut reißen. Verlassen und elend kehrt sie zu ihm zurück, und Peter nimmt sie auf. Aber er verzeiht nicht und vergißt nicht! Er verachtet sie aus tiefster Seele. Und dennoch schreit alles in ihm nach ihr. Eine meisterhafte Szene, die zum Bedeutendsten dieses Dramas gehört, ist die der Abrechnung zwischen Mann und Frau. „Wie'n Verbrechen, das ich will und vor dem mir graust, so — so will ich Dich.“

Aber Marga antwortet ihm: „Mein Lieber, Männer, die mich verachten und doch wollen, die finde ich in der Welt genug. Dazu brauchte ich nicht wie 'ne Bettlerin an Deine Türe zu kommen. Ich glaubte, hier ist's still, hier ist's reinlich, hier ist's sicher. Er ist nicht wie die andern — sagt ich mir. Er wird mich schlagen, vielleicht — er wird böse sein — aber dann — mit der Zeit... Mein Gott! Das gibt's doch. Das muß es geben, Menschen — bei denen wir gut werden.“

Aber Peter sagt: „Ich soll vergessen, daß Du mich betrogen hast? Daß du mein Leben zu einer Pfütze gemacht hast? Daß Du meinen Namen in allen Gassen 'rumgeschleppt hast? Daß Du mir das Leben aus dem Leibe stiehlst?“ Meinst Du, „während Du dich rumtriebst in der Welt, hat das

Verzeihen und das Geachtetsein auf Dich hier gewartet?" Damals, als Du zu mir kamst und mich nahmst —: was an mir war und was mein war, hab ich Dir damals gegeben, Dir vor die Füße gelegt. Ja — mit Füßen hast Du es auch getreten."

„Wir waren beide damals töricht," entgegnet Marga. „Was gabst Du? Wie deinen Sonntagsrock hast Du mich behandelt — den Du putzest und schmunzelnd ansiehst — mit dem Du nicht zur Arbeit gehst, — in dem Du steif und lächerlich bist —; und ich — ich verstand das nicht — und so — — —"

„So 'n dummer Bauersjunge war gut genug dazu, dem gnädigen Fräulein aus der Not zu helfen und dann — dann — gut genug dazu, fortgeworfen zu werden."

„Warum konntest Du mich nicht halten?" wendet Marga ein.

„Und jetzt," sagt Peter, „ist der dumme Bauer wieder gut genug dazu, genommen zu werden, weil es der gnädigen Frau dort draußen nicht mehr geh'n wollte."

„Nein, Peter — nicht das ... An den Bauernjungen habe ich gedacht, wie an das Gute, an dem ich mich versündigt habe und nach dem ich mich sehnte. Weiß Gott! Ich wollte nicht herrschen. Beschützt wollte ich sein, gehorchen wollt ich. Ich meinte, das müßte gut tun zu gehorchen — einem ... Ich glaubte, das muß ich jetzt haben. Da kam ich."

„Weil alles, was schlecht in mir ist und was gemein in mir ist, nach dir schreit, deshalb bist du hier. Was kann ich tun! Aber knieen vor diesem Gemeinen, das uns beide zusammenkoppelt — das — ne — das nich'! Wer hat denn den aus mir gemacht, der hier steht? Du! Du! Verflucht sollst du dafür sein! Und weil du das aus mir gemacht hast, mußt du mir auch dienen." Aber Marga sagt: „So einem, wie er hier steht, so einem, mein Lieber —, dem gehorche ich nicht. Die Männer, die sich vor sich selber schämen und von mir nicht los können, die gehorchen mir; die kenne ich — — —."

Und Marga singt und tanzt und flirtet mit dem jungen Chalinsky, ihrem Neffen, der Volontär bei Peter ist. Vergeblich beschwört er sie, nicht zu einem Rendez-vous mit Chalinsky zu gehen. Sie tut es dennoch. Und da erlebt Peter, was in ihm ist. Er schleicht ihr nach und stürzt sie von einer Höhe in den See.

„Wollte ich das? — — Ich mußte — etwas in mir tat das," sagt Peter. „Die Tat ist mein. Peter Hawel ist ein Mörder."

Und mit dem „Furchtbaren," was er getan, will er leben.

„Unsereiner gibt nich' weg, was er hat. Ich lebe mit dieser Hand, vor der mir ekelt, weil sie das tun konnte — und ich lebe — mit — mit dem Fremden in mir immer zusammen, mit dem, der das tun konnte — — und ich lebe und — muß immer mich sehnen nach ihr — die ich selbst ... und dann den Leuten in die Augen sehn —: Wißt Ihr was? Das auch ...

Ja, das wird 'ne Bestie von Leben sein, wie 'n wütiger Stier, der auf mich zurennt, und ich kann keinen Augenblick die Peitsche aus der Hand lassen, sonst wirft er mich um. Ja, aber Leben is Leben."

Keinen Augenblick denkt er, sich den Gerichten zu stellen.

„Meine Schande soll ich erzählen, die ganze Schande von ihr und von mir? Und das schreiben sie in 'n Protokoll — und ich bitte —: bestraft mich, denn ich kann's nich' tragen?" — — — Er heftet den Blick auf das Zimmer, in dem Marga's Leiche aufgebahrt liegt: „Die Kleine dort wird schon Abrechnung halten. Die braucht kein Gericht. Ein ganzes Leben werden wir Gericht halten. Sie und ich, kein anderer soll mitsprechen." —

Aber es kommt anders. Einer hat die Tat belauscht und will sein Wissen dazu benutzen, Peter Hawel zu einem willenlosen Werkzeug in seiner Hand zu machen. Aber Peter Hawel ist keiner, der sich das Narrenhemd überziehen läßt. Wohl ist Leben ihm was Heiliges, aber zu etwas Gemeinem läßt er es sich nicht machen.

Er erschießt sich an der Leiche seiner Frau.

(Schluß folgt.)

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Zur Psychologie der neuesten Kunstbewegung.

Von R. v. Engelhardt (Riga).

Vom Realismus zur Romantik, vom Naturalismus über den Impressionismus zum Expressionismus, so scheint es im Gesetz ästhetischer Entwicklung beschlossen zu liegen! Kaum hat die Hand als treuer Diener des Auges das Objekt der äußeren Erscheinung in Form oder Farbe nachgebildet, lehnt sie sich in kindischem Trotz allem Sichtbaren gegenüber auf, zerstört, was eben noch Wunsch und Ziel ihres Schaffens war, um mit prometheischem Gelüst sich selbst im Bilde neu erstehen zu lassen: „ein Bild, das mir gleich sei." Schrankenloser Subjektivismus an Stelle gegenständlicher Objektivität wird das Losungswort der Kunst. Wer nicht mit in den Chorus der Selbständigen einstimmt, wird für rückständig erklärt, wird als Verkünder veralteter Maximen, als Verteidiger des ewig Mittelmäßigen, des zum Prinzip erhobenen Epigonentums mit überlegenem Lächeln bei Seite geschoben.

Auf die Gefahr hin, dieses Los mit allen denen zu teilen, die mit aufrichtiger Freude bisher dem Gang der künstlerischen Entwicklung folgten, sie zu fördern bestrebt waren und nun enttäuscht und angewidert vor dem Kubismus und Futurismus Halt machten, soll die Frage untersucht werden: wohin führt uns diese neueste Phase der Kunst und läßt sich auf kritischem oder genetischem Wege die ästhetische Wage finden, die mit vernehmlicher Stimme das Mene-

tekel — „Gewogen, gewogen und zu leicht befunden" — über das ausspricht, was sich heute als expressionistische Kunst geberdet?

Man fühlte sich versucht, mit einem überlegenen Witzwort dieses Gebahren abzutun und zur Tagesordnung überzugehen, wenn es sich bloß um ein paar pinselnde Sonderlinge handelte, aber die Seuche hat schon die besseren Viertel des künstlerisch interessierten Gemeinwesens ergriffen, und da wird ein ernstes und energisches Eingreifen zur Pflicht.

Wer in den letzten Jahren eine der großen Futuristenausstellungen besucht hat, wird in erster Linie von zwei widersprechenden Elementen dieser Kunst — wir wollen diese Tätigkeit der Einfachheit wegen noch „Kunst" nennen — überrascht, die an und für sich nichts mit einander zu tun haben: der übertriebenen Primitivität der Formgebung und einer völlig ausgeschalteten Sachlichkeit. — Die primitive Kunst hat in ihren ersten Anfängen — der Steinzeitperiode —, wie es die bekannten Höhlenzeichnungen dartun, die Sachlichkeit in ganz besonderer Weise betont, die schlichte Konturzeichnung ist von einer überraschenden Treffsicherheit und Belebtheit. Die Bilder des Wisents, der Antilopen in den Dordogner Höhlen erinnern an die herrlichen Linienzeichnungen eines Reihers auf altjapanischen Fayencen. Erst einer späteren Zeit war es vorbehalten, diese primitiven Anfänge stilistisch zu entwickeln, d. h. aus der Gesamtdarstellung einige Hauptmomente herauszugreifen und diese nun schematisch zu benutzen, wie sie etwa die Zeichnungen von Menschen in der altägyptischen oder altjapanischen Kunst oder die traditionellen Kinderzeichnungen zeigen. Aber auch hier überwiegt noch so stark das gegenständliche Motiv, daß ein Irrtum im Erkennen des Vorwurfs ausgeschlossen erscheint. An unzähligen Beispielen könnte gezeigt werden, daß Primitivität in der Kunst bisher die Sachlichkeit immer betont hat, — nur später mit vereinfachten, schematischen Mitteln.

Das führt uns zu der Frage: woraus entsprang der Wunsch nach der Vereinfachung, dem Schema?

Wenn die Vermutung zu Recht besteht, daß die roh geritzten Tierbilder auf den Bogen des Steinzeitmenschen ihm eine Art mystischen Herrscherrechts über das dargestellte Wild verleihen sollten, so liegt in diesem Aberglauben ein Stück psychologischer Berechtigung. Wer das Bild seiner Feinde in der Tierwelt kannte und es aus dem Gedächtnis wiedergeben konnte, war gegen die Gefahr, die ihm drohte, mehr geschützt, als der Neuling, dem ihre Erscheinung noch unbekannt war. So bildet sich aus dem Wunsch, Gewalt über seine Umgebung zu gewinnen, zuerst die Kenntnis ihrer wesentlichsten und machtvollsten Erscheinungen heraus und diese Kenntnis ruht nun als festes Bild in der Erfahrung. Der Verstand zeichnet den Umriß der Erscheinung nach, um den Bereich seiner Wirkungsmöglichkeit auf den Gegenstand genau zu umgrenzen — wie etwa Bergson sagen würde. Noch heute fürchtet der Chinese die photographische Kamera, weil er dadurch einem andern eine Art Besitzrecht an seinem Wesen einzuräumen meint.

Unzweifelhaft ist nun der Wunsch nach sachlicher Besitzergreifung nur die eine Quelle primitiver Kunstübung, während die andere, wohl allgemein als Spiel- oder Schmucktrieb bezeichnete, ihre Betätigung im Ornament zeigt. Anfangs reinlich geschieden, verschmelzen bald diese beiden Kunstrichtungen, und die ornamental behandelte Tierform läßt das Sachliche in den Hintergrund treten.

Nicht nur die Verwendung des in der Natur gegebenen Motivs als Schmuckform trägt zur Schematisierung, zur Entkörperung bei, sondern auch der Wunsch nach bequemerer Handhabung des Bildes, nach vielfältiger Anwendung, und ebenso — wenn auch unmerklich — arbeitet das Gedächtnis an dieser Vereinfachung und mit ihm die Tradition.

Viel späteren Kulturepochen ist es vorbehalten, durch absichtliches Akzentuieren und Fortlassen gewisser Details besondere künstlerische Ziele zu verfolgen, differenzierteren ästhetischen Absichten Rechnung zu tragen.

Die Bilder eines Matisse, Le Fauconnier, Picasso, Pechstein etc. zeigen nun eine Primitivität und Brutalität, die weder sachlich noch ornamental wirkt. Sie ist in dem Sinne zwar noch gegenständlich, daß das Objekt als Mensch, als Stuhl ꝛc. noch erkennbar ist, jedoch ohne jede Spur einer Individualisierung. Man könnte versucht sein, diese Kunstrichtung vom Gesichtspunkt der beabsichtigten Karrikatur aus zu betrachten, aber dagegen spricht der priesterliche Ernst ihrer literarischen Interpreten und auch das bekannte ästhetische Gesetz, daß das Wandbild seinem ganzen Wesen nach nicht zur Verkörperung dieser literarisch zugespitzten Essaykunst geeignet ist.

Noch einem Einwand muß hier begegnet werden. Das Primitive sei immer wieder Ausgangspunkt ästhetischer Reformbestrebungen gewesen, wird richtig hervorgehoben. Nur werden hier zwei sehr verschiedene Begriffselemente des Primitiven verwechselt, von denen nur das eine als fruchtbar in Frage kommt. Primitiv in dem Sinne von Ansatz, Möglichkeit, noch nicht erreichter Reife ist gewiß oft die Wurzel belebender Wirkung auf erstarrte Kunstformen gewesen, — nie aber primitive Kunst im Sinne der Erstarrung und Schematisierung, wie etwa die altägyptischen Darstellungen von Soldaten oder der Faltenwurf der Geishas des Utamaro oder die traditionell geprägten Kinderzeichnungen. Vielleicht noch peinlicher wirken die völlig gegenstandslosen Phantasmagorien jener Expressionisten, wie Picasso („la femme à la monde fine"), Burljuk, Marc, Delaunay, Macke, die den Ehrgeiz zu besitzen scheinen, kaleidoskopisch wechselnde Bildserien der Außenwelt, anstatt sie kinematographisch, also zeitlich zu verwerten, räumlich übereinander zu schichten, — und nun der Überzeugung leben, das Bild sei bewegt. Man kann diesen Irrsinn nicht besser charakterisieren, als wenn man diesen Künstlern den Gegenvorschlag machen würde, den zeitlichen Ablauf eines Musikstücks durch einen einzigen momentanen Akkord vollkommen und restlos zu ersetzen.

Hat nun dieses völlige Verkennen der Möglichkeiten bildender Kunst mit

Primitivität auch nicht die geringsten Berührungspunkte, so erscheint es um so absonderlicher, daß beide Bestrebungen — zeitliche Abläufe von Erscheinungsserien bildlich darzustellen und den ruhenden Gegenstand auf die roheste, kaum erkennbare Form oder geometrische Formel zu zwingen — sich innig verschlingen und mit einander verbinden, um höchst bemitleidenswerte Geschöpfe zu erzeugen.

Völlig unbegreiflich erscheint es nun, daß sich doch Liebhaber und Bewunderer einer Kunst finden, die sich absichtlich außerhalb der noch möglichen Grenzen ihres Bereichs herumtummelt, entweder darauf verzichtet, das erreichbare Motiv zu erkennen, festzuhalten und zu beherrschen, — weil das nach Epigonentum aussieht, — oder danach trachtet, um es ganz drastisch auszudrücken, die Eindrücke einer langen Eisenbahn- oder Karussellfahrt auf einer größeren Leinwand in Ölfarben niederzulegen. Man könnte dazu stillschweigen, wenn alberne Snobs und Höhenmenschen, die das Übermorgen schon heute wittern, die Paladine dieser Kunst wären, aber wenn vornehme Kunstsalons wie die von Arnold in Dresden, Gurlitt in Berlin und die diesjährige Berliner Sezession dieser Verpöbelung der Kunst die Hand bieten, wird die Sache zum bedenklichen und sehr ernsten Symptom.

Die Folge ist eine schlimme Irreführung des kunstunverständigen Publikums, und eine Unsicherheit im künstlerischen Urteil wird großgezogen, die in kürzester Frist auch den ernsteren Teil des Kunstpublikums nicht nur jeder neuern Kunstregung gegenüber mit Mißtrauen erfüllen, sondern sie überhaupt dem Kunsttreiben entfremden wird.

Es wäre der Frage näherzutreten, ob die Jahrzehnte kunstkritischer Überproduktion nicht mit dazu beigetragen haben, diesen unerträglichen Zustand zu schaffen. Ich möchte an die Herren Kunstkritiker, deren Stimme in Deutschland viel galt und die jetzt auch mit schmerzlicher Resignation diese letzte Phase erleben, die ernste Frage richten, ob nicht ein großer Teil der Schuld in jenem uneingeschränkten Loben und Verhimmeln einer Kunstrichtung lag, die dank ihres halbpathologischen Einschlages am prägnantesten mit dem Worte „steril" bezeichnet werden könnte. Jede Übertreibung mußte an diesen krankhaften Stämmen zu krüppelhaften Wucherungen führen, die wir jetzt in schönster Reife erblicken.

Ich meine die literarische Produktion, die sich an die Namen Cézanne, van Gogh, Gauguin und Munch, — ja in gewissem Sinn auch Hodler knüpft.

Wohin mußte der Antrieb führen, den die junge Künstlergeneration durch die Überschätzung dieser Künstler von seiten stimmführender Kritiker erfuhr? Unbedingt in den heutigen Kubismus und Futurismus, denn einen andern Ausweg gab es nicht.

Das Losungswort des Impressionismus lautete: der bildmäßige Eindruck der Außenwelt soll ungetrübt durch die Kenntnis der materiellen Erscheinung oder des Raumbegriffs vorurteilslos dargestellt werden. In

diesem Prinzip lag bereits eine Entsachlichung der Natur beschlossen, die Natur wurde immer mehr zu einem Licht- und Farbenspiel ohne Erdenschwere. Das Pleinair wurde der rechtmäßige Erbe des Impressionismus. Die Kontur verlor ihre Wesenhaftigkeit: wo alles in Licht und Farben zerfloß, durfte die Linie nur leise andeuten, vibrieren. Licht und Farbe wechselten, das Materielle wurde unter seinem Einfluß entmaterialisiert und erschien als ein ewig Verschiedenes. Jetzt galt es das Momentane im Wechsel zu erhaschen, und das Bewegte wurde Stoff und Aufgabe der Malerei.

So sehen wir hier schon im Keime die beiden bestimmenden Momente der heutigen Zukunftskunst: Entkörperung des Körperlichen und Zeitdarstellung an Stelle von Raumdarstellung. — Bleiben wir einen Augenblick bei der Raumdarstellung stehen. Der Impressionismus verzichtete bewußt auf die perspektivische Tiefenwirkung des alten Bildes, weil er keinen Raum, sondern das Nebeneinander von Farbflecken darstellen wollte. Trotzdem verfiel er gerade durch die feinste Nachempfindung der Luftwerte in eine Tiefenwirkung — man denke nur an den Luftraum in Liebermanns „Netzeflickerinnen" und Ähnliches. Heute schreibt ein Kritiker der neuen Richtung: „Wir sind nun einmal müde geworden der raumtäuschenden Zentralperspektive" — und man fragt erstaunt: soll an ihre Stelle die Karussell- oder Aeroplanperspektive treten?

Gewiß kann die Aufrollung der räumlichen Tiefe auf die Bildfläche berechtigt sein, wie auf den japanischen Kakemonos, aber man denke daran, wie der Reiz dieser Kunst völlig versagt, wo nicht der illustrative oder dekorative Charakter des Bildes als Ganzes gewahrt bleibt. Aber die modernste Kunst leugnet die dekorative oder plakatartige Absicht ihrer Bilder!

Bei der prinzipiellen Aufgabe der Tiefenwirkung mußte der Impressionismus nun in der gegenseitigen Kontrast- oder Harmoniewirkung der farbigen Flächen seine Aufgabe erblicken: das Resultat war die moderne Plakatkunst. Die Linie mußte wieder zu ihrem Recht gelangen, ja sie wurde zur Dominante in der Komposition. Hier setzen van Gogh und Hodler mit ihrer Kunst ein. Steht van Gogh noch mit seinen zitternden, gebrochenen Farben und den wellig bewegten Linien auf dem Boden eines morbiden Impressionismus, so setzt Hodler seine michelangelesk bewegten oder präraffaelitisch gleitenden Menschenfiguren mit scharf betonter Plastik auf die plakatartig gemusterte raumlose Bildfläche.

Begreift man auf den Landschaften van Goghs, daß reifes Korn sich in wirbelnden Spirallinien bewegt, so bleibt es unverständlich, warum ein Abglanz dieser Bewegung — des einheitlichen Stiles wegen — auf starke Baumstämme und Hauswände fällt. Aber gerade diese Einheit des Stiles, die nur auf Kosten der Gegenständlichkeit erreicht werden konnte, wurde von den Kritikern gepriesen. Gerade das linear Betonte sei Hodlers Stärke, so hieß es, nur vergaß man dabei, daß — abgesehen von dem bekannten großen Freskoentwurf der „heimkehrenden Krieger" — die geschlossene Komposition nur

dadurch erzielt wurde, daß der raumlose Hintergrund durch irgendwelche dekorative Künsteleien mit den sehr körperlichen Figuren in Verbindung gebracht wurde. Die gewaltsam bewegte Kontur mußte jede feinere psychische Nuance ersticken, und so wird „das entzückte Weib" Hodlers zur parodistisch verrenkten Darstellung eines Weibes, dessen Entzücken sich nur in Rumpf und Extremitäten, aber nicht mehr in den Gesichtszügen ausprägen kann. Ein Anachronismus, wie Sent' Maheſas falsche Übertragungen ägyptischer Bildkunst in den choreographischen Jargon.

Cézanne's „Badende", seine Selbstporträts sind von einer bäurischen Plumpheit der Zeichnung, primitiv bis ins Karrikaturistische, die Farben roh und schwer, ohne irgendeinen Ausgleich. Aber seine Unbefangenheit gegenüber der traditionellen Zeichnung wurde gerühmt, die Schonungslosigkeit seiner Farben gepriesen.

Gauguins Versuche, sein malerisches Empfinden durch die Sprache Tahiti's auszudrücken, endeten in schlaffen matten Farben und gerundeten Konturen, die irgend welche zusammenhangslose, ausgestopfte, bräunliche Menschenpuppen darstellten. Ich habe mich in den Tropen vergeblich nach Gauguins Motiven umgesehen.

Munch's Landschaften gehen schon energischer vor in der Entseelung der Natur: falsche Farben und falsche Linien schaffen eine neue Flachnatur, der die Gotteswelt sicherlich überlegen ist.

Überblicken wir diese Reihe, so sehen wir alle die Momente bereits mehr oder weniger deutlich in ihren Werken zu Tage treten, die heute das Banner bilden, um das sich die Modernsten gruppieren: roheste, nur um keinen Preis richtige Zeichnung, Verzicht auf Raumdarstellung, willkürliche Farbenwahl, die kaum mehr Berührungspunkte mit der Wirklichkeit hat, und der Versuch, durch Zerrissenheit der Bildwirkuug Bewegung vorzutäuschen.

Nun möchte ich die Gegenfrage stellen: ist die Gardine auf dem köstlichen „Balkonzimmer" Menzels nicht bewegt ohne diese zweifelhaften Zutaten? Ist Leibl's Porträt des Malers Paulsen nicht ohne Kontur unendlich viel seelenvoller und — was die Hauptsache ist — malerischer behandelt, als Cézanne's rohe Köpfe? Oder sind nicht Karl Schuch's Stillleben Farbensymphonieen von äußerster Kraft gegenüber den stolpernden Versuchen Cézanne's? Wer würde Anstoß daran nehmen, die genannten Werke neben die köstlichsten des Quatrocento oder Cinquecento zu hängen, ohne ihnen etwas von ihrer Stärke zu nehmen? Als Gegenbeispiel denke man sich Henri Matisse's „Reigen" neben dem „Frühling" von Botticelli!

Osthaus hat in seinem Hagener Folkwangsmuseum den Versuch gewagt, die Gauguin, van Gogh, Munch, Hodler und Cézanne in die entwicklungsgeschichtlich verwandte Gruppe der Daumier, Renoir, Monet, Trübner, Leibl und Schuch zu bringen. Der Versuch erscheint mir mißglückt: die Genannten zeigen etwas Pathologisches, Krüppelhaftes, das peinlich unter dieser Fülle künstlerischer Frische und Urkraft berührt, — der gleiche Gegensatz, der wie

eine unüberbrückbare Kluft zwischen Rodin's lebensprühender Faungruppe und den morbiden Seelen des Belgiers Minne klafft.

Der prinzipielle Gegensatz in der Wertung dieser Künstler erklärt sich aus dem Konflikt der genetischen und kritischen Betrachtungsweise ästhetischer Probleme. Die Verwirrung, die durch eine Vermischung beider Methoden entsteht, ist schuld daran, daß heute die ästhetische Literatur so entwertet ist. Was vor der kritischen Betrachtung als Kunstwerk nicht stand hält, kann in jedem Fall genetisch motiviert werden, denn vom Standpunkt des naturwissenschaftlichen Beobachters aus, dem es nur darauf ankommt, die Bedingungen festzustellen, unter denen eine Erscheinung gerade so und nicht anders werden konnte, der sich also der genetischen Methode bedient, gibt es weder bessere noch schlechtere, weder gesunde noch kranke Kunst. Der gröbste Unsinn kann sich, genetisch erklärt, auf dem Kunstgebiet breit machen, weil er eben als Glied in der Kette der Erscheinungen motiviert ist. Auch ernste Kritiker, wie Scheffler, sind von diesem Vorwurf nicht freizusprechen.

Um nur eine einzige, aber wichtige Frage zu streifen, so führt Schefflers entwicklungsgeschichtliche Analyse der impressionistischen Kunst („Deutsche Maler und Zeichner". Diederichs. Jena.) zu einem einseitigen Resultat, das in seinen Konsequenzen nur die extravagant revolutionierenden Künstler auf den Schild erheben mußte.

Wenn der Impressionismus in seinem Gegensatz zur Gedankenkunst in der rein farbigen Darstellung der Natur seine Aufgabe erblickte und nun in seiner Weiterentwicklung zu einer Abschwächung, ja weiterhin zur Vernichtung des Gegenständlichen führte, so sieht Scheffler darin eine geistige Unabhängigkeitserklärung der Vergangenheit gegenüber, eine bewußte Entwertung und Herabsetzung der geschaffenen Welt und ihres Schöpfers, eine Entthronung alter geheiligter Werte und eine Verschiebung des Verhältnisses von Mensch und Welt. Der Mensch war wie alles in der Schöpfung zum Spielball der Notwendigkeit geworden, in diesem mechanisierten Weltall spielte der Mensch nicht mehr mit der Schöpfung, wie mit einem Objekt seiner künstlerischen Laune, sondern er selbst wurde ihr Spielball, er war ebenso untertan den Gesetzen der Optik und ihren relativen Erscheinungen, wie Luft und Erde, Baum und Blume. Er war der Spiegel seiner Umgebung geworden, und je reiner und unverfälschter dieser Spiegel war, unbeschwert von Vorurteilen, Tradition und Begriffen, um so besser. Da mußte das Unbeholfene, Kindlich-Naive als hoffnungsvoller Ansatz zu Neuem gelten, denn auch das war Bruch mit der Vergangenheit, Revolution.

Man sieht, wie das einseitige Betonen der revolutionären Bedeutung des Impressionismus zu einer schiefen Stellung in der Beurteilung der modernsten Kunstbewegung führen mußte! Am klarsten zeigt sich das Problem in Liebermanns und Slevogts Kunst. Bei Liebermann ein vielleicht unbeabsichtigtes Ablehnen der Würde des Objekts, das schließlich bei Slevogt zur bewußten

Trivialisierung homerischer Helden führt. Die Angst vor der Pose veranlaßt Liebermann, seine Modelle in Zufallsmomenten festzuhalten, die losgelöst von einer räumlich bestimmten Umgebung den Eindruck eines riesenhaften Skizzenblattes machen (Porträt des Bürgermeisters Borchardt!); die Furcht vor dem Verdacht traditioneller Abhängigkeit läßt Slevogts Stift in fahriger Weise Indianergeschichten zum Text der Ilias komponieren.

Mit dem Grundproblem des Impressionismus hat diese verbogene Entwicklungslinie durchaus nicht das Wesentliche gemein. Sucht man nach den Momenten, die diese so ungemein fruchtbare Bewegung mit der neuesten Formulierung philosophischer Fragen verknüpft, so finden wir, daß die Kunst hier bereits einen Weg betreten hat, den die Philosophie Bergsons erst ein halbes Jahrhundert später präzise formulieren konnte. Der Begriff des Werdens im Gegensatz zu dem des Seins, die Abhängigkeit der Einzelerscheinung von dem allgemeinen Fluß des Geschehens, die Unfähigkeit des Verstandes, das Leben in seiner schöpferischen Entwicklung zu begreifen, sein Verfahren, den Einzelgegenstand künstlich aus der Umwelt herauszuschneiden, um ihn isoliert — daher aber des Lebens beraubt — zu betrachten: alle diese Momente werden im Impressionismus vorausgeahnt. Aber zugleich mit dieser Erkenntnis der Relativität erhebt der Menschengeist seine Flügel in freier Entfaltung, über den gegenständlich und dürftig arbeitenden Verstand hinaus blickt die Intuition schöpferisch in den Zusammenhang der Dinge, fühlt sich jeden Augenblick lebendig und erfaßt so das Leben selbst in seinem ganzen Umfang.

Wenn wir diesen tiefen Sinn im Impressionismus angedeutet finden, so erscheint die Rückkehr zum Kindlich-Naiven, zum Primitiven, wie eine grobe Verwechslung von Instinkt und Intuition. Der Instinkt muß sich vom Ballast Jahrtausende langer Züchtung des Intellekts befreien, um ungetrübt mit seinen Fühlfäden das Wesen der Dinge zu umtasten, soweit sie für sein natürliches Leben in Betracht kommen, ohne je in die Lage zu kommen, sie künstlerisch im Sinne des Bildes zu gestalten, die Intuition dagegen wirkt wie die Strahlenzone um den bereits organisierten Intellekt und erhellt das ganze Gebiet der lebendigen Erscheinungswelt, indem sie es schöpferisch mitgestaltet.

Je höher die Kultur des Intellekts, desto intensiver dringt jene halbbewußte intuitive Kraft in das Geheimnis des Lebens. Diese Kraft *kann* durch den Intellekt lahmgelegt werden, wenn er sich irrtümlicher Weise anmaßt, mit seiner mathematischen Logik das Leben zu verstehen, und das Ahnen geheimer Zusammenhänge verächtlich ins Gebiet metaphysischer Phantastereien verweist. Vor dem größten Erlebnis bleibt der Intellekt stumm, und nur ahnungsvolle Schauer lassen uns stark, aber undeutlich die Tiefe des erlebten Moments empfinden. Eine verhängnisvolle Verwechslung wäre es, wollte man Undeutlichkeit in jedem Fall für Tiefe halten. Man nenne das

Ding, das Erlebnis getrost bei Namen und ergreife in Wort oder Bild Besitz von ihm, aber nicht, um es starr und tot dem geistigen Besitzstand zu überweisen, sondern um es lebendig in ihm weiter wirken zu lassen. Das zeigt uns am deutlichsten das Genie, das mit dehnbarem Wort, mit elastischer Linie das Wesen der Dinge packt, um es als Kunstwerk ein Eigenleben weiterführen zu lassen, damit es, trotz der Gefangenschaft in Wort, Klang oder Farbe, frei und lebendig im Wechsel der Zeiten weiterwachse. Nicht ausgeschaltet soll der intellektuelle Besitz werden, sondern durch ihn hindurch und über ihn hinaus wirkt die intuitive Kraft. Mit schlichten, eindrucksvollen Worten hat Christiansen diesen Vorgang bei der Porträtkunst alter Meister geschildert: „Bei einigen ist es wohl, als ob der Blick gerade Dich suchte; doch trittst Du vor sie hin, so bleibt er nicht bei Dir und Du fühlst, daß Du in Deiner empirischen Existenz ihm nicht Widerstand bist und Grenze: und wie er über Dich hinaus weitergeht, als reichte er hinaus in eine Gegenwart jenseits des Lebens, die uns andern verborgen ist."

Nicht Abwendung von der Natur, sondern tiefste Durchdringung lehrt uns dieser Gedankengang, nicht Rückkehr zur Primitivität der Urvölker, sondern Befreiung von der Fessel der Konvention durch ihre Überwindung. Das ist das revolutionierende Element, das wir brauchen, — mit der Leugnung jeder ästhetischen Grenze ist noch nie eine Kunst neugeboren worden. Mögen die Propheten des neuen Kunstevangeliums — Kandinsky, Marc, Macke, Glaser, Burger etc. — noch so geschickt die Propaganda betreiben und die allzu gefügige Sprache der Ästheten zu ihren Zwecken prostituieren, dem Einsichtigen wird die tönerne Unterlage ihres Kunstbaus bald nicht mehr verborgen bleiben, und in nicht allzu ferner Zeit wird auch die große Masse der Irregeführten umkehren.

Aber solange noch die Bewegung in Wachsen ist, müssen wir die Frage stellen, welche Momente in unserem Kulturleben eine so eigenartige Verschiebung des Geschmacks und natürlichen Empfindens zu Wege gebracht haben. Im Kunstleben trägt neben der literarischen Überproduktion gewiß auch das Ausstellungswesen einen Teil der Schuld an dieser Erscheinung: der Markt ist von Kunstwerken überschwemmt, die Technik der Herstellung so überreich an Handgriffen und Methoden, daß für den weniger orientierten Teil des Publikums eine sichere Wertung des Einzelprodukts nach Absicht, Stil und Bedeutung sehr schwierig geworden ist. Das übersättigte Gefühl kann nur noch durch außergewöhnliche Reize aufgepeitscht werden, und für diese sorgt der Expressionismus. Unsere ganze Kultur ist durchzogen von der Sucht nach dem Wechsel, in bunter Hast zieht der Strom des Lebens an uns vorüber, an allem will jeder sein Teil haben, ohne sich lange dabei aufzuhalten. Die Ausdehnung des Erdballs, der Raum an sich — als Ferne gedacht von jeher das Reich der Wunder und der Geheimnisse, nach denen unsere Sehnsucht sich streckt — sind zusammengeschrumpft: das Automobil, bald auch der Aeroplan

rücken die Reihe der Ereignisse so nah aneinander, daß der Wechsel keine Unterbrechung mehr bedeutet, sondern einen Zustand. Die natürliche Folge ist die Unfähigkeit unseres Nervensystems, die Reihe der Eindrücke anders als zeitlich zu empfinden: das Gegenständliche wird zur Episode, — man jagt in der Hast nach Neuem am Neuen vorbei und fühlt sich nur noch in dieser ziellosen Bewegung als Mensch. Das, was Mittel zum Zweck sein sollte, ist Selbstzweck geworden, — nicht das Ziel, das ich erreichen wollte, sondern die Schnelligkeit, mit der ich es erreichte, ist das Wesentliche.

Graf Alexander Keyserling sprach vor einem halben Jahrhundert die Befürchtung aus, daß die Extensität unserer Beziehungen ihre Intensität vernichten würde, — sein Wort ist nur zu wahr geworden.

So birgt die Hast unsres Lebens, der überreiche zivilisatorische Erwerb unserer letzten Jahrzehnte die Gefahr in sich, unser Besitzrecht an der Natur zu verlieren, ihres beglückenden Einflusses verlustig zu gehen, das Raumgefühl aufzulösen in ein zeitliches Hingleiten ohne Markstein und ohne Ziel, — ein Ahasver des modernen Lebens zu werden! — Die Besinnlichkeit geht uns verloren und damit die Möglichkeit der Vertiefung in unsere Umgebung, in uns selbst. Die instinktive Reaktion, die ohne Bedenken und Überlegung im Moment eintritt, wird in diesem jagenden Lebenstempo zum Führer. Sie wird als Quelle tiefster Lebenserkenntnis gepriesen an Stelle der intuitiven Kraft, die sich aus dem Erwerb der Vergangenheit, der Erfahrung, den Blick für die Zukunft schärft.

Zum künstlerischen Prinzip erhoben, lautet das Programm der neuen Lebensordnung: kehrt zurück zum instinktiven Urzustand des Menschen, sucht eure Vorbilder auf den Osterinseln und Neukaledonien, in Kamerun und Alaska, werdet primitiv und brutal, befreit euch vom Zwang des Gegenständlichen und der natürlichen Farbe, vom Gesetz raumtäuschender Perspektive, von individueller Charakteristik, — deutet Typen an, zeitliche Bildfolgen, nicht Erlebnisse, sondern das Leben!

Wahrlich ein ungeheueres, chaotisches Programm, das vergeblich die Aufgabe stellt, das Chaos der Eindrücke zu gestalten, eine Aufgabe, die schon die geistig getrübten Elemente des Größenwahns erkennen läßt, Wahres und Falsches in absonderlicher Mischung.

Zu einer Zeit, da das menschliche Ausdrucksvermögen in Wort, Klang und Bild die feinsten Differenzierungen zeigt, predigt diese neue Bewegung die Rückkehr zum kindischen Naturlaut, zum Lallen und Stammeln in der künstlerischen Sprache, weil hier allein der Menschengeist in seiner unbewußt schöpferischen Tendenz rein und tief zur Selbstdarstellung gelange.

Man nennt einen solchen psychischen Vorgang — Loslösung des Ich's von den gewordenen Beziehungen zur Außenwelt, zur Umgebung, Lallen und

Stammeln mit prophetisch ekstatischer Geberde — Verblödung. Möge das Übel, das psychiatrisch betrachtet bisher nicht infektiös war, nur auf die unheilbar Umnachteten beschränkt bleiben!

❀ ❀ ❀

Nachdruck verboten.

Träumereien in Delphi.

Von Ernst Friesendorff. (Freiburg i. Br.)

Ein köstlicher Morgen im jungen Mai. Wolkenlos wölbt sich der tiefblaue Himmel über den Golf von Korinth und das Städtchen Neu-Korinth mit seinen ärmlichen, niedrigen Häusern und staubigen Straßen.

Wir sind eben erhitzt und müde von der Trümmerstätte des alten Korinth, dessen letzte Reste ein Erdbeben im Jahre 1858 zerstört hat und das jetzt von einer amerikanischen Gesellschaft ausgegraben wird, ins Hotel zurückgekehrt und löschen den quälenden Durst mit einem fragwürdigen moussierenden Wasser. Da meldet unser fürsorglicher Dragoman, daß der Wagen bereit stehe und wir nicht länger im Schatten ruhen dürften, wenn wir den Dampfer, der uns durch den Kanal nach Itéa führen soll, erreichen wollten. Bei der geringen Entfernung unseres Zieles scheint Eile zwar unnötig, wir vertrauen aber der besseren Einsicht unseres kundigen Reisemarschalls und brechen seufzend auf. Ein letzter Blick streift die hochragende Feste Akrokorinth. Es war doch ein großes Glück, daß wir gestern beim Ritt abwärts mit den häufig stolpernden Pferden nicht in den jähen Abgrund stürzten! Behaglich dehnen wir die heilen Glieder.

Nun fahren wir auf staubiger Straße an den spärlichen Überresten der alten Befestigungsmauer, welche die Landenge sperrte, entlang, dem Städtchen Isthmia zu.

Schneller als wir vermutet hatten, ist die Besichtigung der geringen Überbleibsel antiker Heiligtümer beendet. Hier, durch eine muldenartige Einsenkung deutlich erkennbar, lag das weltberühmte Stadion, in dem die isthmischen Spiele gefeiert wurden, in dem Alexander d. Gr. sich zum Heerführer der Griechen ausrufen ließ, in dem Titus Quinctius Flaminius 196 v. Chr. den Griechen die ihnen von den Römern geschenkte Unabhängigkeit verkünden ließ, eine Gabe, welche der griechische Partikularismus weder zu würdigen, noch zu gebrauchen wußte.

Am Ufer des Golfs von Ägina, vor einem winzigen ländlichen Wirtshause sitzen wir um einen Tisch, auf dem der Dragoman uns einen schmackhaften Lunch serviert: Spiegeleier, kaltes Huhn, Käse und unbeschreiblich schöne Orangen. Dazu der feurige Landwein, für uns Franken natürlich ohne den landesüblichen Harzgeschmack.

In träger Mittagsruhe liegt die weite Fläche des Saronischen Meerbusens zu unseren Füßen, kein Lüftchen kräuselt seinen blanken Spiegel. Rings alles still und ernst, als träumten Land und Meer von alten, fast vergessenen Erlebnissen einer größeren, besseren Zeit.

Wir können uns dem Zauber dieser eigenartigen, erinnerungsreichen Umgebung in behaglicher Ruhe hingeben, denn vom Piräusdampfer, der uns aufnehmen soll, ist noch nicht das kleinste Rauchwölkchen zu erspähen. Orientalische Unpünktlichkeit ist die Muse beschaulichen Genießens.

Das Gespräch ist allmählich verstummt, die Gedanken schweifen ins Weite, verirren sich, brechen ab, — die müden Lider senken sich unter dem Druck der Mittagsglut, — Pan schläft.

„Signori, il vapore!“ ruft plötzlich unser Dragoman und schleppt das Handgepäck ans Ufer. Rasch nähert sich das Schiff und hält vor der Einfahrt in den Kanal. Ein Boot stößt ab und holt uns an Bord. Ein schriller, weithin gellender Ton der Dampfpfeife — und wir gleiten in den schmalen Isthmuskanal hinein, wo uns nach dem blendenden Flimmerlicht des Mittags eine wohltuende Dämmerung umfängt. Denn die fast senkrechten Wände sind bis 78 Meter (255 Fuß) hoch und am Wasserspiegel nur 22 m von einander entfernt, oben aber scheinen sie sich bis auf einen schmalen Spalt zu nähern, wodurch eigentümliche Beleuchtungseffekte erzeugt werden. Zuweilen fährt das Schiff so nahe an den Wänden des Kanals entlang, daß wir versucht sind, von den bunten Blüten zu pflücken, die aus den Ritzen des Kalkgesteins in üppiger Fülle hervorleuchten.

In regelmäßigen Pausen gellt die Dampfpfeife durch den engen Hohlweg, um ein entgegenkommendes Schiff rechtzeitig an den nächsten Ausweicheplatz zu bannen. So gleiten wir gemächlich durch den mehr als 6 klm langen Kanal des Isthmos. Über uns, in schwindelnder Höhe, saust ein Bahnzug über die Kanalbrücke nach Korinth und weiter nach Patras.

Allmählich erhellt sich die Dämmerung, das Schiff strebt dem Ausgange zu, hält einige Minuten an der Westküste im kleinen Hafen von Poseidonia, dann geht es mit Volldampf hinein in den Golf von Korinth.

Das Meer ist vollkommen ruhig und leuchtet in wundervollem, gesättigtem Blau. Ist es die Farbe des Wassers oder Reflex des wolkenlosen Himmels? Unser Freund Th. Groenberg hält einen belehrenden Vortrag über die Ursachen der intensiv blauen Farbe des klaren Meerwassers: Tiefe, Brechung des Sonnenlichts u. a. m. Er weiß das herrliche Blau des Wassers wissenschaftlich zu erklären, ist er doch Professor der Physik, — wir aber lauschen dem interessanten Vortrag nur mit halbem Ohr, denn uns fesselt der stärkere Reiz der lebhaften Färbung und der scharfen Konturen des bergigen Ufers. Die Theorie ist grau, und das Begriffliche versinkt beim Anblick des Schönen.

Das fühlt wohl auch der Professor. Denn auch er schwelgt eine Weile

stumm im ästhetischen Genuß. Plötzlich aber nimmt er den Gedankenfaden wieder auf und sagt auf das Wasser deutend: „Nein, das kann nicht natürlich sein. So unverschämt blau! Es muß doch gefärbt sein."

Die Sonne neigt sich zum Pentelikon hinab und ihre Strahlen vergolden die Bergketten des achäischen Ufers. Im Norden treten die Gipfel des Musenberges Kithäron und des Helikon hervor und bald darauf auch die zum Teil mit Fichten bewachsenen Kalksteinwände des Parnaß.

Die Mittagsglut ist vorüber, sanfter wird das Licht, zarter der Farbenton, weicher erscheinen die Umrisse. Auf dem jetzt silberglänzenden Wasserspiegel tummeln sich Delphine in munteren Sprüngen, folgen eine Strecke dem Schiff wie Hunde einem vorbeirattelnden Auto, geben dann die nutzlose Jagd auf und tauchen tiefer in die laue Flut.

Nun halten wir scharf nach Nord auf die Felsenküste des alten Phokis zu, fahren um das Vorgebirge Opus in den Busen von Salona (dem alten Amphissa) und werfen nach fünfstündiger Fahrt vor dem kleinen, freundlichen Orte Itéa Anker.

Eine Schar flinker Boote umkreist den Dampfer. Laut schreiend stürmen ihre halbnackten Ruderer über die Schiffstreppe aufs Deck, um sich der Passagiere und ihrer Koffer zu bemächtigen. Unser Dragoman würdigt seine aufgeregten Landsleute keiner Antwort, höflich geleitet er uns in ein Boot, trägt das Gepäck hinein und bereits nach wenigen Minuten sitzen wir in einem bequemen Landauer, der am Ufer auf uns wartete. Der Dragoman nimmt neben dem Kutscher Platz, und unter dem obligaten Peitschengeknall fahren wir in munterem Trab aus Itéa.

Nach etwa 25 Minuten biegen wir von der Landstraße, die nach Salona führt, ab und schwenken östlich in die fruchtbare Ebene von Amphissa ein. Überall, wohin wir blicken, reiche Wein- und Ölpflanzungen. Aus dem üppigen Grün des Bodens ragen uralte, knorrige Olivenbäume mit phantastischen, pittoresken Formen empor, die Reben stehen hoch und kräftig im welligen Gelände, eine lange Reihe beladener Kamele zieht gemessenen Schrittes dahin. Ein neuer, fesselnder Anblick für den Nordländer.

Vor uns, diese Oase im Halbkreise begrenzend, erhebt sich das phokische Bergland, das im Parnaß zu 2500 m. emporwächst. Zu seinem Massiv gehört die schroffe Gruppe der Phädriadenfelsen, an deren südlichem Abhang in erhabener, schwer zugänglicher Einsamkeit der heiligste Ort des alten Griechenlands liegt — Delphi.

Die Fahrstraße schlängelt sich in langen Serpentinen am Berge empor. Immer freier und weiter wird der herrliche Rückblick auf den Olivenwald unter uns und die Bucht von Itéa, zu der in zarten violetten Farben die Berge des Peloponnes den Hintergrund bilden.

Die letzten Strahlen der Abendbeleuchtung sind verglommen, über den Bergrücken vor uns steigt langsam die Scheibe des Vollmondes empor und

schwimmt nun hoch am dunklen Himmel, die wilde, einsame Umgebung mit ihrem magischen Licht überflutend. Müde und träge schleppen die mageren Gäule den schweren Wagen aufwärts, unser Gespräch ist verstummt, rings alles unheimlich still und tot, nur der Kies knirscht leise unter den Rädern. Plötzlich gleiten am Wegr. nde die Silhouetten zweier Männer mit langen Flinten über den Rücken dahin, — nur für einen Augenblick, — dann tauchen sie in das Dunkel der Felsen unter. „Sono briganti", flüstert uns der Dragoman zu und schaut den Kerlen mißtrauisch nach.

Der Kutscher schlägt auf die Pferde ein, und in einem Renommiertrab durchqueren wir das kleine Dorf Kastri, das 1891 von der Stätte des heiligen Bezirks hierher verlegt worden ist, und halten gleich darauf vor dem Grand Hotel d'Apollon Pythion. „Nachdem die Begierde des Tranks und der Speise gestillt ist", sinken wir, ermüdet durch die wechselnden Eindrücke des Tages, in einen tiefen, langen Schlaf.

Sengende Sonnenglut brütet über der Felsenmulde, in welcher der Delphische Tempelbezirk eingebettet liegt, als wir ihn am nächsten Morgen ehrfurchtsvoll betreten. Ein weites, wüstes Trümmerfeld, aus dem die Schatzhäuser der Knidier und der Athener als einzige Rekonstruktionen hervorragen, — das ist der erste, ernüchternde Eindruck.

Was bedeuten all diese Fundamente und Basen, diese antiken Marmorblöcke und Säulenstümpfe? An der Hand des allwissenden Baedekers und der trefflichen Monographie von Dr. Luckenbach beginnen wir die allgemeine Orientierung und darauf die Bestimmung und Besichtigung jedes einzelnen Stücks. Immer lebhafter wird das Interesse, immer eingehender unser Studium. Wir merken es kaum, wie die Stunden enteilen, bis wir endlich, müde vom Schauen und Lernen, gedörrt von der Mittagshitze, am letzten Punkt unserer Wanderung, dem antiken Theater, angelangt sind. Hier, an der nordwestlichen Mauer des Bezirks, sinken wir auf einen beschatteten Stein, um ein wenig auszuruhen.

Wer diese Glut des Südens am eigenen Leibe gespürt hat, versteht leicht, wie der berühmte Archäologe Karl Otfried Müller beim Entziffern von Inschriften hier von den Strahlen des Delphischen Gottes zu Tode getroffen wurde (1840).

Am Nachmittage besuchen wir das Museum, das die archäologisch wertvolle Ausbeute an Skulpturen uud Bronzen birgt, vor allem die berühmten Erzstatuen des Wagenlenkers und des Agias. Das Museumsgebäude, in dem diese zahlreichen, für die griechische Kunstgeschichte und die historische Forschung unschätzbaren Denkmäler ein würdiges Heim gefunden haben, verdankt seine Errichtung zum Teil der Opferwilligkeit des griechischen Bankiers Syngros, der auch die Mittel zum Bau des schönen Museums in Olympia gespendet hat. Welch edler Gebrauch des Privatkapitals!

Wohin wir uns in der Umgebung des Tempelbezirks auch wenden mögen, überall ist der Boden getränkt mit Erinnerungen an die Glanzzeit Delphis.

Dort oben, westlich vom Theater, lag das Stadion, in dem der Sieger in den pythischen Spielen den Lorbeerkranz gewann. Dort östlich fließt in einer dunklen stimmungsvollen Schlucht der Phädriaden die Quelle Kastalia, in der die Pilger sich wuschen, bevor sie den heiligen Bezirk betraten.

Es dunkelt bereits, als wir von unserer Exkursion ins Hotel zurückkehren und uns am Speisetisch zusammenfinden. Natürlich gibt es nur ein Gesprächsthema, denn, wes das Herz — und der Kopf — voll ist, des fließt der Mund über.

Meine Frau wirft die Frage auf, wie es möglich war, aus den geringen Überresten die einstige Form und Bedeutung der Denkmäler im heiligen Bezirk zu bestimmen. Da muß ich meine verblaßten philologischen Kenntnisse aufwärmen und von Pausanias, dem Periegeten, erzählen, der etwa 176 n. Chr. eine genaue Beschreibung Delphis verfaßt hat. Mit dem geschwellten Selbstbewußtsein eines zünftigen Philologen erkläre ich, wie aus einzelnen Worten einer Inschrift, aus unscheinbaren Bruchstücken eines Bildwerkes, aus der Art des verwendeten Marmors, ja, sogar aus seiner technischen Bearbeitung der untrügliche Scharfsinn des Archäologen die geistreichsten Kombinationen und Bestimmungen fertig bringt, die so lange unbedingte Geltung haben, bis ein noch feinerer Kopf das allein Richtige einleuchtend nachweist. Das geht dann so weiter „mit Grazie in infinitum", denn in der Wissenschaft kann nie das letzte Wort gesprochen werden.

Aber trotz aller menschlichen Unzulänglichkeit, — was die Wissenschaft hier geleistet hat, erfüllt uns mit dankbarem Staunen. Das führt uns zu der Geschichte des Verfalls und der Ausgrabung Delphis. Was wir darüber zu sagen wissen, ist gar lückenhaft und ungenau. Doch der praktische Blick meiner Frau schafft hier Rat. „Da liegt ja unser guter Luckenbach", sagt sie, schlägt das Buch auf und liest: „Als im Jahre 394 n. Chr. in Rom der Tempel der Vesta geschlossen und in Olympia die Spiele verboten wurden, war es auch um Delphis heiligen Bezirk geschehen. Der Verfall trat ein, und Erdbeben, die gerade Delphi seit alter Zeit häufig heimgesucht haben, vollendeten die Zerstörung. Auf den Trümmern der heiligen Stätte bauten sich Menschen an. Das ärmliche Dorf Kastri hat dort bis zum Jahre 1892 bestanden. — Erst das 19. Jahrhundert sollte aufdecken, was verborgen war. Nachdem allen anderen zuvor Ulrichs sich um die Erforschung der Örtlichkeit verdient gemacht hatte, empfand namentlich K. O. Müller die Notwendigkeit einer Ausgrabung. Gemeinsam mit E. Curtius hat er 1840 zuerst Hand ans Werk gelegt. Zwanzig Jahre später gruben mit größeren Mitteln die Franzosen Wascher und Foucart; ihre Ausbeute an Inschriften war groß. — Abermals zwanzig Jahre später folgte Haussoulier, der ebenfalls viele Inschriften fand und die Athenerhalle aufdeckte. Danach war es wieder ein Deutscher, der sich um Delphi besonders verdient machte: H. Pomtow. Durch mehrfache Besuche in den Jahren 1884 und 1887 und kleinere Grabungen, die daran

anknüpften, sah er sich in den Stand gesetzt, neben anderen Arbeiten seine „Beiträge zur Topographie von Delphi" 1889 zu veröffentlichen. — Inzwischen hatten die Deutschen 1875—1881 Olympia freigelegt, und dies gab den Franzosen den Ansporn, für Delphi Gleiches zu leisten. Th. Homolle, der Leiter der „französischen Schule" in Athen, ist es, dem die Ehre gebührt, die vollständige Aufdeckung der Reste sich zum Ziele gesetzt und sein Ziel erreicht zu haben. Nachdem schon im Beginn des Jahres 1891 von der französischen Regierung die nötigen Mittel bewilligt waren, vergingen immerhin noch $1^1/_2$ Jahre, bis mit dem Wegräumen des Schuttes begonnen werden konnte. Denn erst mußte das Dorf Kastri, das bisher ausgedehntere Grabungen unmöglich gemacht hatte, völlig abgebrochen und weiter westlich aufgebaut werden, etwa 300 Besitzer mußten für 350 Gebäude mit 200.000 Franken entschädigt werden. Im Oktober 1892 konnte dann die Arbeit beginnen, die erst 1901 ihr Ende fand."

Begeistert erheben wir die Gläser zu Ehren der Männer, deren Wissen und Energie das altehrwürdige Heiligtum der Griechen aus dem Schutt von anderthalb Jahrtausenden erstehen ließ.

Die Zigarrre ist ausgeraucht, die Flasche geleert. Ich schlage meinen Reisekameraden einen Abendbummel zum Tempelbezirk vor, sie fühlen aber die Last des Tages und ziehen die Nachtruhe vor. So beurlaube ich mich denn und trete hinaus auf die Rampe des Hotels.

Taghell ist die Landschaft vom weichen Licht des Vollmondes beleuchtet. Vor mir der öde Felsenabhang der Kirphis, an dem sich das wasserleere Bett des Pleistos wie ein graues Band hinschlängelt. Weithinaus nach Süden verschwimmt der Horizont im silberglänzenden Dunst des Busens von Korinth.

Langsam schlendere ich die Fahrstraße entlang, am Museum vorüber, und betrete den heiligen Bezirk. Welche Todesstille in diesem weiten Trümmerfelde. Unwillkürlich tritt der Fuß leiser auf. Kein profaner Laut soll die weihevolle Stimmung stören, die mich in diesem Friedhof antiken Lebens umfängt. Langsam, fast andächtig steige ich die „heilige Straße" hinan, höher und höher, bis zum Tempel des Apollon. Hier schwinge ich mich am Stylobat auf einen Block und kann nun unbehindert den heiligen Bezirk überblicken.

Wie die hellen Marmorreste im grünlichen Licht des Mondes glänzen! Ein märchenhaftes Bild!

Lange schaue ich unbeweglich, wie traumumfangen auf diese steinernen Zeugen griechischer Geschichte. Und die alten Denkmäler erheben sich wieder in früherer Pracht und erzählen alte, vertraute Geschichten aus längst verschwundenen Zeiten.

Da liegt in meiner nächsten Nähe das Adyton des Apollotempels, in dem die Pythia weissagte. Von hier aus lenkte ein schlaues Priesterkollegium, das Apollo selbst dazu berufen und eingesetzt hatte, die Geschicke der gläubigen

Pilger und der Rat heischenden Staaten. Welch gewaltigen Einfluß auf alle politischen und öffentlichen Angelegenheiten der Griechen ist durch Jahrhunderte von dieser Stätte des Apollokultus ausgegangen! Die Wanderungen und Siedelungen der griechischen Stämme, die Gestaltung und Abänderung der Staatsverfassung, die Gründung von Pflanzstädten, die kriegerische Unternehmung wie der friedliche Vergleich — alles wurde durch das mystische Ansehen des Orakels beeinflußt und geleitet.

Mit staunenswerter Gewandtheit und welterfahrenem Scharfblick lenkten die lebensklugen Priester des allwissenden Gottes das Tun und Lassen der tiefreligiösen Griechen nach ihrem eigenen Ermessen und zu ihrem eigenen Vorteil. Denn nicht mit leeren Händen nahte der fromme Pilger dem heiligen Stuhle der Pythia: Gold und kostbare Weihgeschenke bezeugten seine Verehrung und Dankbarkeit. Und mit dem Reichtum wuchs die Macht und das Ansehen des delphischen Orakels und seiner Priester. Die dunkeln, deutbaren Sprüche galten für unfehlbar, vor den Entscheidungen des heiligen Dreifußes beugte sich widerspruchslos die weltliche Macht.

Wie viele feine Fäden egoistischer politischer Interessen liefen einst aus dem gesamten Griechenland und den umliegenden Barbarenstaaten hier zusammen, wurden von geschickten Priesterspinnen zu festen Intriguennetzen verwoben, in denen sich das vertrauenselige Opfer unentrinnbar verfing. Denn durch den Mund des Priesters sprach der Gott.

Es ist alles schon dagewesen! Roma locuta causa finita est. Aber was Menschenwitz erfunden und geübt, muß verblassen und vergehen, wenn es nicht auf Wahrheit gegründet ist.

Es kam die Zeit der Aufklärung, die Sophisten trugen die Skepsis ins griechische Denken, das reiche delphische Orakel betrieb lohnende Finanzgeschäfte. Da sank das Ansehen des uralten Orakels und sein Einfluß erlosch. Der prächtige Tempel des einst so mächtigen Orakelgottes, — — heute nur noch ein archäologisch interessanter Trümmerhaufen, ein memento mori für andere Stätten angemaßter unfehlbarer Entscheidung und gotterleuchteter Weisheit.

Dort unten, gleich links vom Eingange in den heiligen Bezirk, stand eine figurenreiche Erzgruppe, -- das Denkmal für den Sieg von Marathon. In der Mitte der Sieger Miltiades, zu seinen Seiten Athena, die Schutzgöttin Attikas, und Apollon, der Helfer im Streit; neben diesen die Heroen der attenischen Phylen.

Marathon! Welche Begeisterung weckte dieser Name einst in meiner Seele. Die kleine Schar attenischer Hopliten und bundestreuer Platäer wirft sich todesmutig dem mächtigen Perserheer entgegen, schlägt die Barbaren in die Flucht, errettet das Vaterland vom drohenden Joch der Fremdherrschaft.

Marathon! Das erste helle Aufflammen des griechischen Patriotismus beim Beginn großen Freiheitskampfes, in dem die Hellenen mit Aufbietung aller Kräfte gemeinsam einen äußeren Feind abwehrten, die einzige Phase

ihrer Entwickelung, in der sie durch die bittere Not der Verhältnisse zeitweilig ihre kleinlichen Eifersüchteleien und den egoistischen Partikularismus vergaßen, in der sie sich den Barbaren gegenüber als ein einzig Volk von Brüdern fühlten.

Weiter aufwärts, an die große Terassenmauer gelehnt, stand die prunkvolle Ruhmeshalle der Athener zum Gedächtnis an die Schlacht bei Salamis, den ersten großen Seesieg der Griechen.

Anders als bei Marathon war der Sieg bei Salamis errungen worden. Nicht mehr die patriotische Begeisterung, das todesmutige Draufgehen für Freiheit und Vaterland, — nein, — es war der unerwartete Erfolg einer günstigen Position in einem unausweichbaren Kampf ums Leben.

Zehn Jahre waren seit dem Siege bei Marathon hingegangen, ohne daß die Perser einen neuen Angriff auf Griechenland unternommen hatten. Eine Frist von zehn langen Jahren, um sich für einen neuen Kampf zu rüsten, Städte und Häfen zu befestigen, das Landheer zu vergrößern und kriegstüchtig auszubilden, eine starke Kriegsflotte zu schaffen.

Die junge Demokratie in Athen war selbstbewußt und tatendurstig. Das souveräne Volk wollte seine Macht betätigen, etwas Großes leisten und dadurch die Vorherrschaft in Griechenland erringen. Aber einer Volksmasse fehlt der scharfe politische Blick. Die Athener sonnten sich in der Gloire von Marathon: Der Meder war vertrieben, wohnte fern jenseit des Meeres. Er würde sich nicht nochmals blutig heimschicken lassen. So dachte die große Menge und pilgerte zu den Denkmälern am marathonischen Ufer.

Aber zum Glück für Griechenland und die Kultur der Menschheit lebte in Themistokles das staatsmännische Genie, das die drohende Gefahr erkannte und zielbewußt die Rettung vorbereitete: Athens Zukunft liegt auf dem Meere. Also müssen wir eine starke Kriegsflotte schaffen.

Es bedurfte der staatsmännischen Gewandtheit und weitgehenden Skrupellosigkeit eines Themistokles, um dieses Ziel zu erreichen. Den gegnerischen Einfluß des gerechten, aber vertrauenseligen Aristides wußte Themistokles durch das Scherbengericht zu beseitigen, vom selbstsüchtigen Volke die Verwendung der reichen Einkünfte aus den Bergwerken zu Schiffsbauten zu erlangen, wohlhabende Bürger zur Ausrüstung der Trieren zu veranlassen, und eine opferwillige Begeisterung für sein Flottenprogramm zu entfachen.

Während Athen jährlich 20 Kriegsschiffe baute und seinen Kriegshafen Piräus befestigte, schufen Sparta und Korinth durch den peloponnesischen Bund ein starkes Landheer und sperrten den Isthmus von Korinth durch eine lange Mauer. Der geeinigte Peloponnes bereitete sich nach Kräften vor, in einem zweiten großen Ringen mit den Barbaren den Siegeslorbeer auf die eigene Stirn zu drücken.

Die Gelegenheit dazu ließ nicht lange auf sich warten. Wie ein vernichtender Heerwurm wälzte sich das barbarische Kriegsvolk des Xerxes heran,

verschlang die kleine Heldenschar bei Thermopylä, verwüstete Phokis, Böotien und Attika und drang würgend und zerstörend auf die Burg Athens.

Am Ufer von Salamis halten die Admirale der griechischen Seemacht Kriegsrat. In ihrer Nähe ankert angriffsbereit die weit überlegene Flotte des Feindes. Es scheint ein aussichtsloser Kampf, ein nutzloses Aufopfern von Mannschaft und Schiffen. Also gibt es nur einen Ausweg — unbemerkte Flucht nach Norden um die Insel herum und weiter fort ins saronische Meer. Kein Widerspruch, keine Drohung des Themistokles vermag diesen feigen Beschluß zu ändern.

Aber Themistokles beherrscht auch hier die Situation. In dunkler Nacht verläßt lautlos ein Nachen sein Admiralschiff, gleitet unbemerkt durch die Vorposten und bringt dem Großkönig als Danaergabe die Nachricht von der bevorstehenden Flucht der griechischen Flotte. Und die List glückt! Noch während der Nacht verlegt die persische Flotte den Griechen alle Ausgänge und drängt beim ersten Morgengrauen mit voller Wucht in das schmale Wasser zwischen Attika und Salamis, um mit einem mächtigen Stoß den schwachen Gegner zu vernichten. Doch das Fahrwasser wird für die vielen großen Schiffe der Perser bald zu eng, sie können nicht mehr manövrieren und bieten dadurch den kleineren, flinkeren Schiffen der Griechen ein unerhofft günstiges Angriffsobjekt. Brandpfeile fliegen in die persischen Trieren, einige werden in den Grund gebohrt, andere geentert. Nicht mehr auf Sieg, nur noch auf Rettung hoffen die Perser. Wer fliehen kann, entkommt. Ein Teil der stolzen persischen Armada war vernichtet. Rot färbten sich die Fluten bei Salamis. — Den Rest seiner Flotte sandte Xerxes zum Hellespont, um den Rückzug seines Heeres zu decken.

Dort unten, im Westen der heiligen Straße, steht das wieder aufgebaute Schatzhaus der Athener. Das umgaben sie mit Trophäen aus den Siegen bei Marathon und Salamis und bargen in seiner Cella kostbare persische Beutestücke.

Und dort, im Osten des heiligen Bezirks, dem Eingange des Apollotempels gegenüber, erhob sich die berühmte eherne Schlangensäule, drei ineinander geschlungene Schlangenleiber, die mit ihren Köpfen einen goldenen Dreifuß trugen. Das war die Weihgabe der Griechen für den Sieg bei Platää und für die ungeahnt glückliche Beendigung des Krieges gegen den Perserkönig Xerxes. Der kostbare Dreifuß wurde geraubt, die eigenartige Säule schleppten die Türken nach Byzanz, aber der Ruhm des Spartanerkönigs Pausanias lebt fort durch die Jahrhunderte. — — — — — — —

Die Abwehr des mächtigen Feindes hatte die Griechen zeitweilig zu gemeinsamem Kampfe verbunden, nicht aber dauernd zu einem Großstaat verschmolzen. Dem griechischen Volkscharakter fehlte der nationale Zug politischer Größe, das Verlangen nach einem einigen, starken Vaterlande. Es fehlte daher auch die Verkörperung des nationalen Gedankens: ein griechischer

Bismarck, der nach dem Siege über den persischen Erbfeind die Kleinstaaten zu einem Reiche zusammenschweißen und so ein machtvolles Kulturreich schaffen konnte, soweit die griechische Zunge reichte, weit hinaus über den Archipel bis zu den Küstenländern Kleinasiens.

Das unverhoffte Kriegsglück hatte das Selbstbewußtsein der Griechen hoch geschwellt, die Kriegsbeute bot ungekannten Reichtum, die Stadtstaaten blühten auf und in ihnen Kunst nnd Philosophie.

Unter Perikles kunstsinnigem Einfluß erhob sich Athen aus dem Kriegsschutt zu seinem höchsten Glanz, und das leuchtende Vorbild der attischen Metropole weckte in vielen anderen Städten das im Griechen schlummernde Verlangen nach Schönheit. Auch den heiligen Bezirk von Delphi schmückten bald herrliche Werke der bildenden Kunst. Prachtvoll stand er da: zwischen den zierlichen Schatzhäusern ein Hain von Statuen, ein Zeichen der Dankbarkeit und Pietät, vielleicht auch eitler Prunksucht.

Herrlich war die Blütezeit Griechenlands, ein goldenes Zeitalter der Kunst in Wort und Stein. Was damals in wenigen Jahrzehnten aus der Fülle genialer Begabung an ästhetischen Werten geschaffen wurde, das galt durch Jahrhunderte den Epigonen als unerreichbares Muster, und seine spärlichen Reste sind noch heute die unentbehrliche Wegzehrung aller, die eine feinere Geistesbildung erstreben.

Herrlich war die Blütezeit Griechenlands, — aber leider nur ein kurzer, leuchtender Frühlingstag. Denn die schöne Blüte barg bereits bei ihrer Entfaltung den Wurm der Zersetzung in sich: endlose Bruderkämpfe aus neidischem Egoismus, infolge politischer Gegensätze oder zur Wahrung wirtschaftlicher Interessen hemmten und schädigten das gesunde Ausreifen der edelen Früchte griechischer Kultur. Eifersüchtiger Partikularismus und selbstsüchtiger Parteihader entzogen den Kleinstaaten den Nährboden einer ungestörten, freien Entwickelung, spalteten allmählich ganz Griechenland in zwei feindliche Lager, öffneten dem makedonischen Einfluß die Tore, beschleunigten den Übergang von der klassischen Blütezeit zum Hellenismus und machten aus Griechen — Gräculi.

Wehmütig ruht mein Blick auf den steinernen Merkzeichen jenes folgenschweren inneren Zwistes.

Wie eine schrille Dissonanz in reinen Harmonien stand neben dem Denkmal für den Sieg bei Marathon das erste Monument stolzen Triumphes über den eigenen Bruderstamm. Die Argiver sollen es errichtet haben, nachdem sie etwa 456 die Spartaner mit Hilfe der Athener besiegt hatten und Argos sich vom peloponnesischen Bunde lossagte.

Es lag eine unbewußte bittere Ironie in der Wahl des Gegenstandes, den die Argiver damals aus ihrer ruhmreichen Vergangenheit heranzogen, um an dieser heiligen Stätte ihrer Siegesfreude würdigen Ausdruck zu verleihen: die Sieben gegen Theben, jener verhängnisvolle Bruderzwist um die Herrschaft,

jener blutige Kampf, in dem Polyneikes und Eteokles durch Bruderhand fielen und sechs von den sieben Heerführern den Tod fanden.

Wie ein böses Omen für das Schicksal Griechenlands stand neben diesem Siegesdenkmal der Argiver in einem mächtigen Rundbau das Monument der Epigonen, die Verherrlichung der Fortsetzung jenes brudermordenden Kampfes.

Auch das aus Erz gegossene „hölzerne Pferd" sollte einen späteren Sieg der Argiver über Lakedämon verherrlichen.

Und alle nun folgenden Denkmäler, Schatzhäuser und Weihgeschenke der Griechen danken dem delphischen Gott für den Beistand im Kampf gegen — Griechen.

Waren es wirklich zwingende Gründe, die mit der Gewalt unabänderlicher Naturnotwendigkeit Dorer und Jonier in den unversöhnlichen Bruderzwist verstrickten?

Freilich, die Gegensätze und Reibungsflächen zwischen dem attischen Seebunde unter Athens anmaßender Vorherrschaft und dem lakedämonischen Landbunde unter Spartas stets kriegsbereiter Führung waren groß und mannigfacher Art.

Die dorischen und achäischen Staaten des Peloponnes waren durch spartanischen Einfluß konservativ in Sitten, Gesetzen und ihrer aristokratischen Verfassung, ihre Stärke lag im Landheer, ihre Existenzmittel zogen sie aus dem Ackerbau.

Die leichter beweglichen Jonier dagegen beherrschten durch ihre Flotte das Meer, seine Inseln und Küsten und bereicherten sich durch Handel und Industrie. Ihr Stammescharakter und ihr Reichtum bedingten ein schnelles Fortschreiten auf geistigem und sozialem Gebiet, die allen gemeinsame Bildung führte zur nivellierenden Demokratie und das souveräne Volk strebte im Bewußtsein seiner Macht nach der Hegemonie über ganz Griechenland.

Athens stolzes Aufblühen und seine rivallose Suprematie zur See hatte längst den Neid der Peloponnesier geweckt. Als aber die Handelsschiffe des attischen Seebundes aus Aegypten, Sizilien und den neu erschlossenen Ländern am Schwarzen Meer billiges Korn nach Griechenland brachten und dadurch Attika und seine Verbündeten unabhängig vom peloponnesischen Getreidemarkt machten, da fühlten sich die dorischen Agrarstaaten in ihrem Lebensnerv getroffen. Mehr als die Gegensätze des Stammescharakters und der staatlichen Prinzipien galten die wirtschaftlichen Fragen. Auch im Leben der antiken Völker waren sie die treibenden Kräfte. Nicht ein Kampf ums Dasein im Sinne unerläßlicher Lebensbedingungen, sondern ein blutiges Ringen um den materiellen Wohlstand und um den eigenen Machtzuwachs durch die Schwächung des andern, eine brutale Betätigung des allzumenschlichen Egoismus, — das waren die tieferen Gründe des unseligen peloponnesischen Krieges, der in fast dreißigjährigem Morden und Plündern beide Gegner

aufrieb und den Untergang der griechischen Selbständigkeit beschleunigte. Denn von Norden her schielte bereits als tertius gaudens der Makedonier auf die ersehnte Beute, um sie im geeigneten Moment fast mühelos zu verschlingen.

Weder die große Flotte, noch das angehäufte Gold konnten Athen den allendlichen Sieg verleihen. Es fehlte dem attischen Bunde nach Perikles frühem Tode an einer starken, einheitlichen Autorität in der Kriegsleitung. Der athenische Demos wachte mit Argusaugen über die Unverletztheit seiner Souveränität. Durch Parteiagitatoren mißleitet und gehetzt, duldete seine Eifersucht keine hervorragende Persönlichkeit in der Politik. Das arrogante athenische Volk glaubte sich sowohl der Staatsleitung wie der Kriegsführung gewachsen. So beseitigte es den einzigen Mann, der Athen den entscheidenden Sieg über seine sich mehrenden Feinde und dadurch die Hegemonie über Griechenland hätte erringen können, — den genial begabten Alkibiades.

Die großzügig geplante Expedition nach Sizilien war schmählich mißglückt, Athens Machtstellung zur See vernichtet, die wirtschaftliche uud politische Bedeutung des attischen Bundes für immer dahin.

Wie tief der jähe Fall dieser attischen Großmacht gewesen sein muß, bezeugt hier im heiligen Bezirk von Delphi das Schatzhaus der Syrakusaner, das sie 413 als Dankesopfer für den ruhmreichen Sieg über zwei athenische Flotten in nächster Nähe des Schatzhauses der Athener zu erbauen wagten. Und zum ätzenden Hohn über den früheren Kriegsruhm des besiegten Gegners stellte der tapfere Spartanerkönig Lysander das große Denkmal für seinen entscheidenden Sieg am Ziegenfluß gerade gegenüber dem athenischen Siegesdenkmal für Marathon auf.

Weil das am Anfange der heiligen Straße stark ansteigende Terrain für das figurenreiche Denkmal des Lysander nicht den nötigen Platz bot, wurde eine große Nische in den Felsen gesprengt. In ihr standen gegen 40 Statuen: im Mittelpunkt Lysander, dem Poseidon in Gegenwart anderer Göttergestalten den Siegeskranz aufs Haupt drückt.

Bedauern müssen wir den Zusammenbruch des attischen Staates wegen des Verlustes kultureller Güter, die seine längere Blütezeit zweifellos der Menschheit beschert hätte. Aber Mitleid verdient das harte Schicksal der besiegten athenischen Demokraten nicht. Ein Volk, das seine großen Staatsmänner und siegreichen Feldherren nicht zu ehren weiß, sie mit kleinlichem Neide verfolgt und zu erniedrigen sucht, ihre hervorragenden Verdienste und ihre Vaterlandsliebe vergißt und sich ihrer durch Verbannung oder Tod entledigt, — ein solches Volk verdient ebensowenig Mitleid, wie Freiheit und Macht. Miltiades starb im Gefängnis, Themistokles in der Verbannung; den gerechten und geliebten Aristides und den kühnen Perserbesieger Kimon vertrieb zeitweilig das Scherbengericht; Alkibiades floh vor der grausamen Leichtgläubigkeit des verblendeten Pöbels, selbst ein Sokrates mußte den Giftbecher leeren, und wenn nicht die Pest den königlichen Perikles dahingerafft hätte, wer weiß,

welches Schicksal auch ihm noch das jeder Agitation leicht zufallende Volk der Athener bereitet hätte? Diese athenische Demokratie à outrance bietet die grelle Illustration zu Schillers politischem Seherwort:

„Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist Unsinn,
Verstand ist stets bei wen'gen nur gewesen.
Der Staat muß untergehn, früh oder spät,
Wo Mehrheit siegt und Unverstand entscheidet."

Und heute? Wie ein Krebsschaden wächst im Organismus des nationalen Staats der radikale Demokratismus, durchsetzt stetig und unaufhaltsam immer weitere Teile, beeinflußt immer hemmender und empfindlicher die normalen Funktionen und wird dadurch für die Machtstellung des Staates und für die Kultur der Gesellschaft zu einer ernsten Gefahr.

Immer wieder lehrt uns die Geschichte der Völker, daß wir aus ihr nichts gelernt haben.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Niedergang der attisch-jonischen Staaten bedeutete den Aufstieg der peloponnesischen. Nach dem Siege bei Aegospotami war Sparta auf dem Gipfel seiner Macht. Aber der starre konservative Sinn der Spartiaten verstand nicht die Zeichen der Zeit. Aus den wechselvollen Ereignissen des entsetzlichen peloponnesischen Krieges hatte Sparta nichts gelernt. Mit brutaler Rücksichtslosigkeit und herzloser Grausamkeit brachte es in den Kleinstaaten sein Übergewicht zur Geltung, vernichtete es in ihnen individuelles, fruchtbringendes Leben und säte durch seine Herrschsucht und Habgier überall Haß und Empörung.

Und aus dieser Drachensaat erwuchsen wieder neue Bürgerkriege, welche die letzten Reste nationaler Lebenskraft aufrieben und Griechenlands Selbständigkeit preisgaben.

Die delphischen Siegesdenkmäler aus jener traurigen Periode danken alle dem pythischen Gott für die Befreiung vom tyrannischen Druck der lakedämonischen Hegemonie und bezeugen zugleich den jähen Zerfall des peloponnesischen Bundes.

Nach der furchtbaren Niederlage des spartanischen Heeres bei Leuktra erbauten die siegreichen Thebaner im Südwesten des heiligen Bezirks ein prächtiges Schatzhaus mit doppelter Halle. Im folgenden Jahre warfen die Messenier und Arkader, unterstützt von den Argivern, das drückende spartische Joch ab und machten sich zu selbständigen Staaten. Diese Schwächung Spartas verherrlichten die Argiver durch ein prunkvolles Denkmal, das sie in Delphi hart neben die großartige Ruhmesnische des Spartanerkönigs Lysander aufstellten. Den Epigonen gegenüber standen da in einer halbrunden Nische die Heroen von Argos, von Danaos bis auf Herakles.

Die Arkader aber setzten in höhnender Rücksichtslosigkeit ihr Siegesdenk-

mal gerade vor das des Lysander, so daß dieses zum Teil verdeckt wurde. Noch ein gutes Stück in die heilige Straße hinein drängte sich dieses Denkmal der Arkader: Apollo und Nike, die Landesheroen Kallisto und Arkas mit seinen Söhnen. Und damit dem frommen Pilger ja kein Zweifel über die Bedeutung der Figuren bliebe, verkündeten stolze Inschriften den Sieg der arkadischen Waffen über Sparta.

Von ebenso kurzer Dauer wie die Hegemonie Spartas war auch Thebens Machtstellung: sie endete zugleich mit ihrem Schöpfer Epaminondas auf dem Schlachtfelde von Mantinea. Die unseligen Kämpfe der griechischen Kantone gegen einander hatten keinen lebensfähigen nationalen Staat ergeben. Nutzlos waren die Kräfte und Mittel aufgebraucht, nutzlos durch mehr als hundert Jahre Ströme griechischen Blutes durch Griechen vergossen worden.

Nun schienen alle Parteien am Ende ihrer Kraft zu sein. Die völlige Erschöpfung hätte ihnen endlich Ruhe und Sammlung zu produktiver Friedensarbeit gebieten müssen. Doch nein — die Lust an Streit und Fehde lag so tief im Volkscharakter der Hellenen, daß weder die schlimmen Erfahrungen, noch die eigene Schwäche sie mit den Nachbarn in Frieden leben ließen. Reichte die eigene Kraft nicht aus zum Niederwerfen des Gegners, so wandten sich jetzt Griechen offenkundig um Hilfe an Barbaren. Ein schmähliches Zeichen nationaler Gesinnungslosigkeit!

Die Thebaner glaubten diesen ebenso kläglichen wie unpolitischen Schritt dadurch motivieren zu können, daß es sich um eine „heilige Sache" handele, um nichts Geringeres, als um den Schutz des delphischen Orakels. Das aber war die Pflicht der Amphiktyonen, eines Bundes von etwa zwölf Staaten, der sich den Gottesfrieden in Griechenland zur Aufgabe gestellt hatte und in seinen Zielen und Erfolgen unserem Haager Schiedsgericht zu vergleichen ist.

Das rauhe Bergvolk der Phoker hatte Ländereien des delphischen Kirchenstaats annektiert und unter den Pflug genommen. Für dieses Sakrilegium verlangte die Priesterschaft zu Delphi energische Sühne. Die Phoker aber vermochten das ihnen auferlegte hohe Sühnegeld nicht zu zahlen und behaupteten ihr Besitzrecht mit dem Schwerte. Die Amphiktyonen fühlten sich dem Kampfe mit dem kräftigen Bergvolk nicht gewachsen und baten daher den König Philipp von Makedonien um Hilfe, die dieser mehr als gern gewährte. Doch hatte er die Widerstandskraft der Phoker unterschätzt. Zehn Jahre lang tobte der grausame Krieg, in dem die Phoker sich des heiligen Bezirks von Delphi bemächtigten, den reichen Tempelschatz und alle goldenen Weihgeschenke zur Anwerbung roher Söldnerscharen verwandten, durch die viele herrliche Kunstschätze Delphis vernichtet wurden.

Als die Phoker endlich besiegt und als Tempelräuber geächtet worden waren, erbauten die Böoter ein Schatzhaus im Südwesten des heiligen Bezirks. Philipp aber ließ sich in den Bund der Amphiktyonen aufnehmen. So faßte der Makedonier festen Fuß in Griechenland und konnte sich jederzeit nach

Belieben in die Händel der Kleinstaaten einmischen. Was dem Könige für seine weiteren Pläne aber noch weit wichtiger war, — in den Augen der Griechen war er als Mitglied der Amphiktyonen nicht mehr der Barbar, sondern hellenisiert. Die Kolossalstatue des Apollo Sitalkis in der unmittelbaren Nähe des delphischen Tempels mag wohl damals von dem mächtigen Schutzherrn des heiligen Priesterstandes gestiftet worden sein, – das erste Denkmal eines Nichtgriechen.

Nur noch ein kurzes Aufflackern des Freiheitsgedankens, geweckt durch die zündenden Reden eines Demosthenes, noch einige krampfhafte Zuckungen des Patriotismus, — dann endete auf dem Schlachtfelde von Chäronea die Selbständigkeit Griechenlands, und der Genius Alexanders des Großen einigte das gesamte Volk der Hellenen zu einer epochemachenden Tat, — zur Vernichtung des persischen Weltreiches.

Fortan fristete Hellas politische Selbständigkeit ein wenig rühmliches Scheinleben, aber die attisch-jonische Kultur trug der siegreiche Alexander nach Asien und Aegypten, und als Hellenismus wurde sie zur geistigen Weltmacht.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Delphis Ansehen und Einfluß war versunken und vergessen. Der Tempelschatz war geleert, der nervus rerum also gelähmt. Aber auch die naive Ehrfurcht vor den alten Göttern war im Schwinden, der kindliche Glaube an das Orakel überwunden. Dem Siegeshelfer Apollo wurden nicht mehr kostbare Weihgeschenke dargebracht und im heiligen Bezirk zu Delphi wurden nicht mehr prächtige Denkmäler errichtet. Nur ganz vereinzelte Spuren pietätvoller Wahrung griechischer Tradition lassen sich auffinden.

Vor dem Bühnengebäude des Theaters stand in einer Felsenkammer eine große Bronzegruppe, die Löwenjagd Alexanders des Großen darstellend, ein Meisterwerk aus der Hand des Lysipp und Leochares.

Auf einem prächtigen, hohen Postament wollte König Perseus von Makedonien seine eigene Statue in Delphi aufstellen lassen. Aber noch vor ihrer Vollendung wurde er von Aemilius Paullus besiegt, und der makedonische Sockel erhielt das Standbild des römischen Siegers.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Auch unter der makedonischen Herrschaft konnten die griechischen Kleinstaaten ihre Fehdegelüste nicht bezähmen; sobald kein äußerer Feind abzuwehren war, loderte der alte Parteihader im Innern des Landes wieder auf und brachte unsagbares Elend und arge Verwilderung in die Gauen Griechenlands. Wie bissige Hunde, die von der Kette gelöst worden, fielen Sparta und der achäische Städtebund, dieser und der ätolische Bund einander an und zerfleischten sich grausam, ohne irgend einen realen Gewinn für sich oder die Freiheit des Landes. Nicht eher herrschte in Hellas Friede und Ordnung, als bis Roms starke Hand in die sich stets erneuernden Wirren eingriff und Griechenland dem Imperium Romanum einverleibte.

Finis Poloniae!

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die herrlichen griechischen Kunstschätze wurden nach Rom und in die italischen Städte verschleppt, fanden dort Bewunderung und Nachahmung. Auch die Bildwerke im heiligen Bezirk von Delphi blieben nicht verschont. Der Kunstdilettant Nero und die folgenden Kaiser ließen in Griechenland gründliche Ährenlesen übriggebliebener Kunstwerke halten.

Nur eine Statue hat zur römischen Kaiserzeit den delphischen Tempelbezirk bereichert: Antinoos, der schöne Liebling Hadrians, fand auch hier in einem kleinen Tempel an der Westmauer ein stilles Asyl. An Stelle der anthropomorphischen Götter genossen längst die Gestalten römischer Cäsaren göttliche Verehrung, und in dieser devoten Apotheose bildet der sagenumwobene Jüngling Antinoos wohl die lieblichste Schöpfung der ersterbenden Antike.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die leuchtende Mondscheibe hat sich allmählich tief hinab zum fernen Gebirgskamm gesenkt. Nun schwebt sie nur noch wie ein erlöschender Heiligenschein um das Haupt eines Gipfels. Dunkle Schatten decken den heiligen Bezirk, über dem Parnaß türmen sich schwere Wetterwolken, aus denen zuweilen grelle Strahlen zucken, die den Marmor gespenstisch erglänzen lassen, — — Leichensteine auf einem alten, verlassenen Friedhofe.

Von den Phädriaden weht ein kalter Hauch in den heiligen Bezirk. Mich fröstelt, und ein unheimliches Grauen erfaßt die Seele. Müde erhebe ich mich von dem harten Stein, dehne die erstarrten Glieder und schreite langsam dem Ausgange zu, Wehmut im Herzen über das tragische Geschick des so reich veranlagten Griechenvolkes, von dessen politischer Unfähigkeit und kleinlicher Streitsucht die Denkmäler in Delphi ergreifend zu erzählen wissen.

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Praktische Frauenkurse.

Es war gewiß nicht Zufall, daß grade gleich nach der Revolutionszeit in den baltischen Provinzen eine Dame den Mut fand, sich mit einer neugegründeten Zeitschrift speziell an die baltischen Frauen zu wenden, um auch sie grade in dieser bewegten Zeit endgültig aufzuwecken aus ihrem langjährigen Blütenschlummer, um auch sie heranzuziehen zu regerem sozialen Leben und Wirken.

Und so streute die „Baltische Frauenzeitschrift“ ihre Samenkörnchen aus rings in den baltischen Landen ...

Was sie bezweckte? „Zur Freude am Leben, zur Freude am Wrenk will es seine Leser anregen. Gute Gedanken will dieses Blatt bei seinen Lesern wecken, denn gute Gedanken bewirken gute Taten."

So schrieb die Herausgeberin, Frl. Elsbet Schütze, in einem ihrer Geleitworte in der später „Leben und Wirken" umbenannten Monatsschrift. Wenn sich die Zeitschrift trotz reicher Anerkennung, die sie im In- und Auslande gefunden, auf die Dauer pekuniär doch nicht halten konnte, weil der Kreis der in Betracht kommenden Interessenten eben an sich zu klein war, so ist dies Werk von Frl. Elsbet Schütze und die Arbeit ihrer Mitkämpfer doch nicht vergebens gewesen. Immer wieder entdeckt man die Folgen jener Anregungen, immer wieder findet man, daß ein feines Wurzelgeäst durch die baltischen Lande zieht, das sich auf jene Saatkörnchen zurückführen läßt. Daher wird der einstige Geschichtsschreiber der baltischen Frauenbewegung des 20. Jahrhunderts auch jener Zeitschrift gedenken müssen, denn sie stand an ihrem Eingang . . .

Wir stehn ja noch immer ganz am Anfang dieser Bewegung, aber Ansätze, Anfänge zum Wollen und Werden, sieht man doch schon überall. So vieles ist uns auch so neu, so fremd, so ungewohnt, so garnicht in unsere althergebrachten baltischen Sitten und Bräuche hineinpassend, da muß man sich erst langsam daran gewöhnen.

Und dann sind wir Balten, speziell auch unsere Frauen, wohl auch viel zu „idealistisch" für unser heutiges Zeitalter erzogen, wo der unerbittliche materielle Kampf ums Dasein an so viele herantritt. Daher kommen wir vor lauter schönen Traumidealen im praktischen Leben oft auch so schwer vorwärts. Mehr praktisches Denken, mehr praktisches Wissen und praktisches Können sollte daher unter den neuen Verhältnissen schon von klein auf unseren Kindern beigebracht werden.

Selbst wir Männer, die wir doch fast ausnahmslos später mitten im beruflichen Leben stehn und somit wohl direkt dafür vorbereitet werden sollten, — was haben wir in unseren Schuljahren praktisch Verwendbares fürs gewöhnliche spätere Leben gelernt? Es ist wirklich herzlich wenig! Aber da gibt es staatlich festgesetzte Programme, da gibt es Militärpflichten und Dienstvorrechte, da gibt es endlich nur das eine Tor zur Hochschule, das Abiturium, — deshalb muß man eben aus äußeren Gründen so, wie es von obenher einem vorgeschrieben wird.

Anders steht's bei den Mädchen, die kein Freiwilligendienst zu einem bestimmten Bildungsgrade zwingt, die in der Regel auch noch keine Hochschule zu beziehen beabsichtigen, und auch sonst sehr viel freier sind in der Wahl ihrer Lehrfächer. Warum müssen sie denn alle sozusagen sich nur auf das „kleine" oder „große" Lehrerinnen-Examen vorbereiten? Das ist, logisch gedacht, doch eigentlich ein Unding.

Wie angreifend und nervenfressend der Lehrerinberuf gerade

neuerdings geworden durch die neuen pädagogischen Methoden, das scheint in weiten Kreisen unserer gebildeten Gesellschaft vielfach noch nicht zum vollen, klaren Bewußtsein gekommen zu sein, obgleich wir doch lehrende Beispiele zur Genüge nervös und schattenbleich durch die Straßen unserer Schulstädte huschen sehn!

Dazu kommt noch hinzu, daß in den Städten durch die große Zahl jener Stunden erteilenden Töchter wohlsituierter Eltern, denen es nur auf ein kleines Taschengeld und eine Nebenbeschäftigung ankommt, die Honorare für Privatstunden ꝛc. noch mehr heruntergedrückt werden infolge Unterbietung, obgleich diese Honorare bei der heutigen allgemeinen Lebensteuerung schon an sich oft beängstigend niedrig sind.

Das bedenke man bei Zeiten und sehe zu, ob man nicht besser für einen der vielen anderen weiblichen Berufe paßt, die in den letzten Jahren auch bei uns sich immer häufiger in Stadt und Land gerade den gebildeten jungen Mädchen bieten.

Wir wollen im Nachstehenden die schon vorhandenen weiblichen beruflichen Ausbildungsmöglichkeiten bei uns zu Lande Revue passieren lassen. Vielleicht findet sich da auch etwas für Sie, geschätzte Leserin, oder für Ihre Tochter, Schwester oder Freundin ...

Da ist zunächst ein Gebiet, das die Gemüter heute besonders bewegt, denn die eherne Notwendigkeit zwingt die Menschen zur Einsicht, daß es in der bisherigen gewohnten Weise einfach nicht mehr weiter gehen kann, gehen darf. Es muß da vieles anders werden. Das ist das weite, vielseitige Tätigkeitsfeld der ländschen Hausfrau.

Wer es heute nach neuen, modernen Grundsätzen, entsprechend dem heutigen Stande von Wissenschaft und Praxis betreiben will, der schafft's allein nicht mehr. Er braucht gebildete Hilfskräfte, die nicht bloß jünger, frischer und regsamer sind, sondern die auch zeitgemäß zu solcher Arbeit ausgebildet werden. So eröffnen sich grade auf dem Lande fortab den gebildeten jungen Mädchen nicht nur zahlreiche neue Stellungen, die als Erwerbsmöglichkeiten in vieler Hinsicht gewisse Vorzüge bieten, — durch die Vielseitigkeit der verschiedenartigen Branchen (Hausstütze, Buchhalterin, Gärtnerin, Geflügelzüchterin, Landpflege-Schwester u. s. w.) ist ihnen auch die Möglichkeit geboten, sich dem für jede besonders geeigneten Zweige zu widmen. Um Wiederholungen zu vermeiden, verweise ich hier auf den Vortrag von Lucie Baronin Staël v. Holstein: „Die Frau im haus- und landwirtschaftlichen Beruf" in Nr. 5 dieser Zeitschrift. Wohl aber möchte ich auf die Ausbildungsmöglichkeiten im Lande wenigstens in Kürze eingehn. Damit steht es nun eben nicht grade zum Besten.

Während es in Deutschland eine große Menge solcher Frauenschulen gibt, während auch die regsamen Letten in Freudenberg bei Wenden eine derartige Bildungsstätte für ihre jungen Mädchen geschaffen haben, während

die Esten selbst in manchen Kirchspielen auf dem Lande Haushaltungskurse durch angereiste Lehrkräfte für die einfache weibliche Dorfsjugend abhalten lassen, haben wir gebildeten baltischen Deutschen eben kaum etwas Zweckentsprechendes.

Ein bei Dorpat geplantes Unternehmen kam nicht zustande. Die einige Jahre auf dem Gute Jotma in Estland existierende, staatlich bestätigte „Hauswirtschaftliche Frauenschule" von Frl. Clara Hunnius ist eingegangen, doch beabsichtigt die Leiterin, dem Vernehmen nach, auch in Zukunft Hauswirtschaftselevinnen den Sommer über in Charlottenhof (Bahnstation in der Nähe von Reval in Estland) in Pension zu nehmen. Die weibliche Wirtschaftsschule der Baronin A. Budberg in Magnushof bei Riga ist gleichfalls eingegangen. Und von Kurtenhof, das anfangs so schwungvolle Reklame für sich machte, hörte man dazwischen, daß in jeder Abteilung, der hauswirtschaftlichen wie der landwirtschaftlichen, gerade nur eine Elevin vorhanden sei. Jeder dieser beiden Kurse dauert je ein Jahr, wobei der Pensionspreis (exklusive Exkursionen, Bücher u. s. w.) 450 Rbl. im Jahr beträgt.

Der Versuch von Frl. Else von Clodt in Reval, gebildeten jungen Mädchen praktische gärtnerische Kenntnisse zu vermitteln, die sie sich selbst im Auslande erworben und nun in ihrer Handelsgärtnerei in der Lindenstraße auch materiell verwertet, mußte aufgegeben werden, weil die betr. jungen Mädchen nicht Arbeit und ernste Pflichterfüllung suchten, sondern bloß angenehme Plauderstündchen mit etwas Blumenbinden zu finden meinten. Auch aus Kurtenhof wird darüber geklagt, daß unsere gebildeten jungen Mädchen vielfach dort nicht eine ernste Arbeitsstätte, sondern ein gemütliches „Erholungsheim auf dem Lande" erwarteten. In Deutschland dagegen gibt es Gartenbauschulen für junge Mädchen, in denen alle Arbeit, auch das auf die Dauer wirklich schwere Umgraben, ausschließlich nur von den Schülerinnen selbst bewältigt wird.

Auf einem Gute in Südlivland plant man z. Z. praktische Gartenkurse für junge Mädchen unter Leitung einer im Auslande ausgebildeten Gärtnerin.

In Zarnikau bei Riga dagegen sollen in Zukunft Geflügelzüchterinnen ausgebildet werden.

So erfreulich solche private Versuche auch sind, sie bleiben doch immer nur Ansätze, Vertretungen von Einzelbranchen, die erst dann zur vollwertigen Ausbildungsstätte werden können, wenn sie alle vereint unter einem Dach von fachmännisch ausgebildeten Spezial-Pädagogen systematisch den jungen Mädchen von annähernd gleichem Bildungsgrade beigebracht werden. Denn in den wenigsten Fällen dürfte es unter unseren heutigen Zuständen genügen, wenn die jungen Mädchen als Erwerb bloß mit einer Branche auf dem Lande anrücken. Es greift da auf mittleren Gütern noch so vieles ineinander, ist oft noch nicht groß genug angelegt, um damit eine gebildete Kraft voll zu

beschäftigen. Da muß man eben auch in seiner Ausbildung vor allem neben seinen besonderen Fähigkeiten das, was verlangt wird, berücksichtigen.

So drängt denn eben alles darauf hin, daß mit vereinten Kräften für alle drei Ostseeprovinzen eine große Frauenschule auf dem Lande ins Leben gerufen wird, zur Ausbildung gebildeter junger Mädchen für die vielen neuen landschen weiblichen Berufe und zur Führung der eigenen Hauswirtschaften auf dem Lande.

Und in der Tat wird auch in Livland eben an diesem Plan gearbeitet, so daß die Hoffnung besteht, daß in absehbarer Zeit dies Projekt zur Wirklichkeit wird. Große Schwierigkeiten werden da aber noch zu überwinden sein, wobei die sonst so schwierige Geldfrage in diesem Fall noch am leichtesten zu überwinden sein dürfte. Unendlich viel schwieriger dürfte es sein, unsere gebildeten jungen Mädchen und auch viele Frau Mamas von der Notwendigkeit zu überzeugen, daß auch die weibliche Berufsarbeit heute systematisch erlernt sein will und daß jede Berufsarbeit eben Arbeit und ernste Pflichterfüllung verlangt.

Obige Andeutungen aus der Praxis lassen eben doch erkennen, wie weit eben noch sehr viele grade unserer gebildeten jungen Mädchen vom Lande davon entfernt sind. Sie sind da noch viel zu „spielerisch."

Das unselige „Wir brauchens ja noch nicht!" sollte doch endlichmal verschwinden und das ernste Berufsleben so vieler junger Mädchen in der Stadt, die es ja eigentlich auch nicht brauchten, sollte doch auch auf dem Lande seine nacheifernde Wirkung ausüben, wo sich grade neuerdings soviel Arbeitsmöglichkeiten und soziale Pflichten für die vielen brachliegenden weiblichen Kräfte daselbst eröffnen, sei's im elterlichen Hause, sei's bei Bekannten oder Fremden.

Ohne dem Kuratorium der künftigen landschen Hausfrauen-Schule irgendwie vorgreifen zu wollen, möchte ich doch, um manche darüber zu orientieren, was in einer solchen Schule gelernt werden kann, hier das Programm einer Hauswirtschaftsschule wiedergeben, die ungefähr 2 Jahrzehnte an der Kurischen Grenze in der Nähe von Bauske auf dem Gute Poniemon existiert hat und deren z. T. ganz vortreffliche Exponate (Handarbeiten aller Art, Webereien, allerlei Eingemachtes u. s. w.) in früheren Jahren so manche Besucher der Nordlivländischen August-Ausstellung in Dorpat entzückt haben.

Von der Baronin A. Budberg geb. Gräfin Anrep-Elmpt ins Leben gerufen, hat diese weibliche Wirtschaftsschule als eine der ersten in ganz Rußland mehr als ein halbes Tausend junger Mädchen der verschiedensten Stände zu ihrem künftigen Lebensberuf vorbereitet. Wenn auch die Ostseeprovinzen relativ wenig Nutzen davon gehabt haben, so darf doch die Kulturarbeit, die von einer so großen Schar gewesener Schülerinnen ins Innere des Reichs hineingetragen und dort geleistet worden, nicht unterschätzt werden. Viele haben dort ihren guten Verdienst gefunden, manche

bekleiden als Leiterinnen größerer Meiereien sehr gut dotierte Stellungen, und nicht wenige sind später Fachlehrerinnen an neugegründeten ähnlichen weiblichen Wirtschaftsschulen im weiten russischen Reich geworden.

Wer die primitiven russischen Gutswirtschaften kannte, wie sie vor 10, 20 Jahren noch so häufig waren, der kann sich leicht vergegenwärtigen, welch ein Stück Kulturarbeit da direkt und indirekt durch eine solche Schule geleistet worden.

Programm der Wirtschafterinnen-Schule zu Poniemon.

1. Jahr.

1. Viehzucht und Viehpflege. 2. Milchwirtschaft: Zubereitung von Butter und div. Sorten Käse. 3. Schweinezucht: Verpflegung, Mast. 4. Geflügelzucht, Verpflegung und Mästung. 5. Garten- und Gemüsebau, Obstbaum- und Zimmerblumen-Kultur. 6. Wäschewaschen und Bügeln. 7. Spinnen und Weben. 8. Schafzucht und Verpflegung. 9. Schlachten des Viehs, Einteilung und Verwertung. 10. Feine und einfache Küche, Servieren. 11. Decken des Speisetisches und Garnieren zu besonderen Gelegenheiten. 12. Lichtziehen, Seifekochen, Stärkemehl machen. 13. Säfte einkochen, Früchte trocknen u. s. w. 14. Bienenzucht. 15. Lese-, Schreib- und Rechenunterricht in russischer Sprache. 16. Buchführung.

2. Jahr.

1. Russ. Sprache. 2. Briefschreiben, Buchführung. 3. Kurzer Kursus über Gesundheitslehre, Hülfeleistung bei Unglücksfällen, Verpflegung kranker Menschen. 4. Gesundheitslehre und Verpflegung kranker Tiere. 5. Wäschebehandlung, insbesondere feine Wäsche. 6. Zubereitung in- und ausländischer Käsesorten. 7. Salzen, Räuchern des Fleisches, Würstemachen. 8. Konservenbereitung. 9. Konditorwaren.

Da es sich in Poniemon vielfach neben ganz gebildeten Damen auch um einfache Gesindewirtstöchter mit geringer Schulbildung handelte, so mußte die völlige Ausbildung auf 2 Jahre ausgedehnt werden. Gebildete Menschen erfassen erfahrungsgemäß vieles eben viel schneller und namentlich der theoretische Unterricht, auf den doch in jeder Schule ein besonderes Gewicht gelegt werden muß, wird von ihnen weit rascher bewältigt. Daher muß auch in solchen Fachschulen darauf gesehn werden, daß der Bildungsgrad der Lernenden ein möglichst gleichmäßiger ist, da die Art und Weise des Vortrages ganz verschieden sein muß, je nachdem, an welche Bildungsklasse man sich wendet. Bei allzugemischter Gesellschaft, selbst wenn der Vortragende eine „mittlere" Linie einhält, geht so manches über die Köpfe der einen Kategorie hinweg während grade das, was jener besonders verständlich ist, die andere, gebildetere leicht langweilt und ihr zu kindlich erscheint. Beides aber muß unbedingt vermieden werden, soll der Erfolg ein guter sein. Daher sollten auch angehende Köchinnen und künftige Hausstützen getrennt von einander unterrichtet werden. Freilich, unter einem Jahr werden gebildete junge Mädchen auch bei gesondertem Unterricht alle Gebiete der landschen Hausfrau

nicht bewältigen können, schon deshalb nicht, weil die verschiedenen Jahreszeiten eben manches bringen, was man in einem anderen Monat gar nicht haben kann. Da gibt es auf dem Lande doch eine Beerenzeit und eine Pilzzeit und eine Wurstzeit und eine Brutzeit u. s. w. Was die Natur schon so festgesetzt, kann auch die fleißigste Wirtschafts-Elevin nicht ändern. Also — ein Jahr! Ein freiwilliges — nein! ein williges Freiwilligenjahr!..

Mögen auch diese Zeilen mit zum Nachdenken über so manche zeitgemäße Frage anregen, damit, wenn mal an unsere weibliche Jugend auf dem Lande der Ruf gerichtet wird: „Freiwillige vor!", aus allen drei Provinzen sich dauernd stets soviel melden mögen, wie nur irgend Platz vorhanden.

Im Gegensatz zu den augenblicklichen Ausbildungsmöglichkeiten auf dem Lande steht es in unseren baltischen Städten ganz unverhältnismäßig besser. Da gibt es selbst in kleineren Städten mehr oder weniger gute Kochschulen und allerlei kaufmännische Kurse. In Riga kann man schon für 5, ja selbst für 3 Rbl. „Tippfräulein studieren".

Was man aber sehr vielen Kochschulen heute zum Vorwurf machen muß, das ist ihre Beschränkung auf die rein mechanische Zubereitung der Speisen. „Man nehme", heißt es da bloß laut Rezept, „so und so viel Eier, Butter u. s. w., rühre, backe, brate das Ganze, bis es fertig ist," und damit basta!

Von der modernen Ernährungstheorie, vom Nährstoffverhältnis, das der einzelne Mensch braucht und das nur durch die richtige Zusammensetzung des Menüs ihm möglichst billig, möglichst rationell zugeführt werden kann, davon wird meist garnichts oder nur Ungenügendes den jungen Schülerinnen beigebracht. Auch ein anderes sehr wichtiges Nebenfach der edlen Kochkunst, das für so manche durchaus zum Hauptfach im späteren Leben wird, die richtige Berechnung der jeweiligen Kosten eines jeden zubereiteten Gerichts, wird noch ganz vernachlässigt, wenn es überhaupt in Betracht gezogen wird. Und doch stecken grade in diesen beiden Nebenfächern soziale Werte von größter Bedeutung, denn in ihnen vor allem steckt der langgesuchte Schlüssel zu einer bedeutenden Verbilligung der Haushaltführung. Daher sei das allgemeine Augenmerk auf diesen noch weitverbreiteten Mißstand gerichtet. Und das Erkennen und Bekennen eines Fehlers ist doch meist auch der Anfang zu seiner Beseitigung. Hoffen wir darum auch hier auf baldige Besserung!

Musterhaft nicht nur in dieser Hinsicht erscheint mir dagegen eine weibliche Fachausbildungsstätte, die mir von allen ähnlichen in den baltischen Provinzen ganz besonders gefallen hat. Das ist die

Mädchengewerbeschule in Riga.

(Puschkin-Boulevard Nr. 6.)

Nicht die hohen Räume, die großen hellen Fenster, durch die soviel Licht und Luft und Sonne hineindringt, nicht das schöne Aussehen oder der

anstoßende Garten sind es, die mir da allein so gefallen haben. Es ist auch nicht die geradezu musterhafte äußerliche Ordnung und Sauberkeit, die da auch an jedem Werktag herrscht, sondern der ganze Geist des Hauses, der auch auf den fremden Besucher eindringt. Aus allen Ecken, in allen Räumen strömt er einem entgegen: ob man nun unten in die große Schulküche tritt, oder in den Kindergarten, oder zur Baby-Krippe gelangt, ob man durch die Schneiderier- oder Kunsthandarbeitsräume wandert, oder ganz still mit am theoretischen Unterricht teilnimmt, — der Geist ist immer der gleiche. Und eben weil er so gleichmäßig frisch und freundlich ist, so arbeitsfroh, und dabei doch auf strenge Pflichterfüllung haltend, eben weil er kein mechanisches Anlernen gewisser Fingerfertigkeiten verlangt, sondern bei allem systematischen Übermitteln der nötigen theoretischen Kenntnisse doch stets zugleich auch die Schülerinnen zum Selbstdenken, Selbstbekennen ihrer Ansichten anregt und so alles herauslockt, was in ihnen noch schlummert, und sie so wach macht fürs spätere Berufsleben, erscheint sie uns so ganz und als gar die Vorbereitungsschule fürs Leben, die man einem jeden gebildeten jungen Mädchen von ganzem Herzen gönnen möchte, und wenn man es lieb hat, ganz besonders; eben darum möchte ich auch meinen Lesern wenigstens ein Atomchen, eine Ahnung davon hier übermitteln. Denn die allermeisten bei uns ahnen es doch garnicht, daß es solch eine Ausbildungsstätte für gebildete junge Mädchen aus allen drei Provinzen überhaupt gibt. Gewiß, man hat die Rigaer Mädchengewerbeschule nennen hören, aber sehr viele glauben doch eben noch, das sei so eine bessere Handarbeitsschule, oder ein Lokal für künftigen Bonnen und andere wenig gebildete Elemente. Offen gesagt, ich hatte es früher auch immer geglaubt. Aber wie ich das Glück hatte, den theoretischen Stunden beiwohnen zu dürfen, und hübsch still dasaß ganz hinten auf dem Ultimusplatz, den ich früher nie gekannt habe, — da überkam mich ein Gefühl des Neides. „Nein, haben es diese jungen Mädchen aber gut!" so wollte ich immer von neuem ganz laut ausrufen. Ja, das war ganz so, wie ich es einst selbst geträumt hatte, — eine Schule fürs Leben, fürs wirkliche Leben! Da lernte man ja bei jedem Satz, bei jedem neu angeregtenGedanken etwas fürs praktische Leben. . . .

Wir, die wir die alte Lernschule noch besucht haben, wir mußten bloß von Seite x bis Seite y ausbüffeln und damit Schluß! Und wir haben viel „gebüffelt", aber fürs Leben, fürs wirkliche kommende Leben, für das uns die Schule doch vorbereiten sollte, haben wir herzlich wenig gelernt. Das kam mir einst so recht zum Bewußtsein, als mal auf dem Lande ein Arbeiter plötzlich erkrankt war und die Leute zu mir eilten: „Herr, kommen Sie helfen!" Aber was wußte ich davon? Ich kannte bloß meine lateinische Grammatik und die griechischen Verba auf mi, einige tausend Namen und Daten aus dem Geschichtsunterricht, — von ärztlicher, nein! einfach mensch-

licher Hilfe bei Unglücksfällen und plötzlichen Erkrankungen hatte ich nichts gelernt. Was half mir da mein Reifezeugnis, was nützte es mir, daß ich damit dann die Universität bezog. Und bis zur Stunde klingt mir der Vorwurf jener einfachen Arbeiter in den Ohren: „Aber Jungherr, Sie sind doch ein geschulter Mensch!". . . Und wir alle sollen ihn hören, wir alle sollen ihn beherzigen, diesen großen, schweren Vorwurf, und jeder mit das Seine dazu beitragen, daß dies anders, besser werde. Es ist ja nicht nur auf dem Gebiet der ersten Hilfe bei Unglücksfällen, wir sollten uns überhaupt mehr fürs wirkliche Leben vorbereiten und vor allem das lernen, was wir dazu, darin brauchen! Reichen Zeit und Kraft noch zu anderen Dingen, desto besser!

Ich selbst kanns ja nicht mehr, aber Sie alle, meine jungen Damen, die Sie noch die Möglichkeit haben, eine Schule fürs Leben zu besuchen, zaudern Sie nicht lange, sie werdens nimmer bereuen, auch eine solche absolviert zu haben.

Wie vielseitig die Mädchengewerbeschule ist, deren theoretischer Unterricht, ich wiederhole es noch einmal, vor allem auf das Niveau gebildeter junger Mädchen eingestellt ist, ersieht man am besten aus nachstehendem Programm.

Programm der erweiterten Fachkurse

der Mädchen-Gewerbeschule des unter dem hohen Protektorat Ihrer Kaiserlichen Majestät Maria Feodorowna stehenden „Jungfrauen-Vereins" zu Riga (Puschkin-Boulevard 6).

1. Haushalt- und Kochkursus. Dauer 2 Semester 5—6 Stunden täglich. I. Semester 50—55 Rbl., II. Semester 35 Rbl. (6-mal wöchentlich). Hausarbeit, einfache Buchführung, Nähen, Stopfen, Flicken, Maschinennähen, Märken, Waschen, Plätten, Kochen, Nahrungsmittellehre (je 3-mal wöchentlich.)
2. Kochkursus (ohne Haushalt), Dauer 2 Semester und zwar I. Semester 3-mal wöchentlich, Preis 35 Rbl.; II. Semester 6-mal wöchentlich 35 Rbl. (5—6 Stunden täglich).
3. Haushalt (ohne Kochen) 1 Semester, 18 Stunden wöchentlich, 20 Rbl.
4. Handarbeitlehrerinnen-Kursus. Dauer 2 Semester, 22—24 Stunden wöchentlich. Pro Semester 30 Rbl. Zuschneiden, Nähen, Flicken, Maschinennähen, Märken, Sticken, Kunststopfen, Stricken, Zeichnen mit Anschluß an das kunstgewerbliche Zeichnen, Turnen, Unterrichtsmethode in Handarbeiten, Erziehungslehre, Gesundheitslehre.
5. Nähstube. 2 Semester, 4—6 Stunden täglich. Pro Semester 15 Rbl. Zuschneiden, Nähen, Flicken, Maschinennähen, Märken, Sticken, Stopfen, Stricken, Zeichnen.
6. Schneiderkursus für Frauen und Mädchen gebildeter Stände.

3 Monate. 12 Stunden wöchentlich. Preis 25 Rbl. Schnittzeichnen, Verfertigung eigener Kleidung (Blusen, Röcke, Kostüme u. s. w.).

7. Schneiderstube. 4 Semester. 42 Stunden. Pro Semester 15 Rbl. Schnittzeichnen. Verfertigung bestellter Kleider (Blusen, Röcke, Kostüme).
8. Kunstarbeitkursus. 2 Semester. 4 Stunden wöchentlich. Pro Semester 15 Rbl. Gold- und Silberstickerei, Nadelmalerei, Klöppeln, Filet-Guipüre, Weben, Japanische Technik, Applikation, Stickerei auf Gaze, Hardanger Arbeit, Point lace, Tülldurchzug.
9. Kaufmännischer Kursus: 1 Semester. a) Doppelte Buchführung 25 Rbl., b) Maschinenschreiben 10 Rbl., c) Stenographie 10 Rbl.
10. Wasch- und Plättkursus. 3—4 Monate, 5 Stunden wöchentlich. Preis 6 Rbl.
11. Samariterkursus. 2 Stunden wöchentlich. Preis pro Semester 10 Rbl.

Außerdem folgende Einzelfächer:

Zuschneiden, Nähen, Maschinennähen, Flicken, Märken, Sticken, Stopfen, Kunststopfen, Stricken, Unterrichtsmethode in Handarbeiten, Zeichnen mit Anschluß an das Kunstgewerbliche, Turnen (Preis pro Semester je 5 Rbl., wöchentliche Stundenzahl 2—4).

Ich kann hier unmöglich auf alle Einzelfächer näher eingehn und etwa all die, z. T. einfach musterhaft ausgeführten Arbeiten schildern, die ich in den verschiedenen Abteilungen gesehen habe und die teilweise meine aufrichtige Bewunderung hervorriefen. Nur beispielsweise möchte ich berichten, daß ich einem von den Kochschülerinnen der Gewerbeschule zubereiteten großen „Festessen" beigewohnt habe, das gewissermaßen auch ein Examen bildete und das auch bei verwöhntesten Ansprüchen als „ganz vorzüglich" präpariert und serviert gelten konnte. Nur eins entsprach nicht ganz dem im übrigen wirklich tadellos feinen Diner: das war das selbstgemachte Konfekt. Nicht als ob es schlecht oder gar verdorben gewesen wäre, aber man merkte die Ungeübtheit der Ausführenden in dieser Spezialität. Und das hat mich ganz besonders gefreut, denn grade solche scheinbare Kleinigkeiten zeigen einem, worauf in der Schule Gewicht gelegt und was als völlige Nebensächlichkeit behandelt wird. Sehr interessiert hat es mich auch, daß den Kochschülerinnen das Naschen streng verboten ist, denn, sagte man mir, wo eine naschhafte Hausstütze einzieht, da haben die Dienstboten bald das „Mausen" los, wo die Mutter naschhaft ist, werden es die Kinder sicher. Und dann — hört auch alle und jede Kontrolle über die Vorräte auf. Dies nur ein charakteristisches Beispiel, wie hier hinter jeder Anordnung tiefes pädagogisches Denken und Sorgen steckt.

Nachahmenswert ist auch die Anordnung, daß täglich alle in die Küche verabfolgten Vorräte am Morgen genau ausgewogen und genau gebucht werden. Dann wird von jeder Speise eine detaillierte Berechnung angestellt. Also etwa:

Zu einer Portion für 6 Personen nimmt man für die betr. Speise:
So und so viel Pfund Fleisch zum Marktpreise von
18 Kop. pro Pfund = ... Rbl. ..... Kop.
So und so viel Pfund Butter zum Marktpreise von
35 Kop. pro Pfund = ... " ..... "
So und so viel Eier zum Marktpreise von 3 Kop.
pro Stück = ... " ..... "
u. s. w. (bis alles berechnet worden).

Macht in Summa ..... Rbl. ..... Kop.

Also kostet die Einzelportion so und so viel Kopeken.

Endlich werden zum Schluß alle Eier (resp. alle Butter u. s. w.) aus den verschiedenen Rezepten des betr. Tages zusammenaddiert und der laut Rechnung vom Morgen zu verbleibende Rest der betr. Zutaten von den Schülerinnen wieder zurückgefordert. Und wehe, wenn da die Differenz zu groß ist! Welch eminente pädagogische Maßregel diese Erziehung für später ist, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden. Ich bin aber fest überzeugt, es würde weit weit weniger geklagt werden in so manchen unserer Haushalte, wie schwer es doch sei mit dem Vorhandenen auszukommen, wenn die Hausfrauen es eben schon vor ihrem Regierungsantritt gelernt hätten, so genau ihr Menü zu berechnen und so genau mit dem Berechneten auch auszukommen.

Wer sich aber „zu fein" dünkt, um eigenhändig eine Kartoffel zu schälen, der sehe sich folgende Spezialkurse der Gewerbeschule ganz besonders an. Sie zeigen so deutlich, wie sehr die Rigasche Mädchen-Gewerbeschule bestrebt ist, eben grade eine Schule für gebildete junge Mädchen zu sein, ob sie nun den ureigensten Beruf jeder Frau als gagierten Lebensdienst, als gutes Recht im eigenen Hause, als soziale Pflicht im öffentlichen Leben betätigen wollen, nicht bloß auf Grund ihres guten Wollens allein und ihres weiblichen Instinktes, sondern auf dem sicheren Fundament wirklichen Wissens und Könnens basierend.

Da gibt es Kurse für gebildete Kindergärtnerinnen und Kurse für ausgebildete Kinderpflegerinnen (Bonnen), da gibt es die Unterstufe der „sozialen Frauenschule", die so recht in unsere heutige Zeit hineingehört, zur Ausbildung fürs eigene Haus, da gibt es endlich auch die „Oberstufe" zur Ausbildung von Anstaltsleiterinnen.

Ich meine, jede gebildete Frau sollte heute einen solchen Kursus „fürs wirkliche Leben" durchgemacht haben. Und kein gebildetes junges Mädchen dürfte behaupten können: „Das werde ich nie brauchen!" Ja, die Zeit wird kommen, wo wir Männer ein junges Mädchen erst dann als völlig reif für die Ehe ansehen werden, wenn es auch solch eine Schule fürs wirkliche Leben absolviert hat. Und je knapper die Zeiten werden, desto mehr werden sich

bewußt gar viele Männer danach sehnen, daß ihre lieben Hausfrauen in der hier angedeuteten Weise sich für ihren Lebensberuf vorbereitet haben. . .
Wir bringen im folgenden das Programm der

Spezialkurse der Mädchengewerbeschule in Riga.

1. Kursus zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen.
Dauer 3 Semester, täglich 4—7 Stunden. Pro Semester 25 Rbl.
Theoretische Fächer: Erziehungslehre, Mutter- und Koselieder, Einführung in die pädagogische Literatur, Kindergartenlehre, Jugendliteratur, Gesundheitslehre, Naturkunde, Kulturkunde, Bürgerkunde, Deutsche Sprache, Russische Sprache, Methodik des Schreib-, Lese- und Rechenunterrichtes.
Technische Fächer: Fröbelsche Spiele und Beschäftigungen, Bewegungsspiele, Turnen, Nadelarbeit, Zeichnen, Ausschneiden, Modellieren, Gesang, Unterweisung in der ersten ärztlichen Hilfe.
Praktische Arbeit: Im Kindergarten und in der Krippe. Kinderbaden. Hausarbeit, Kochen von Kinderspeisen.

2. Kursus zur Ausbildung von Kinderpflegerinnen.
Dauer 3 Semester, täglich 4—7 Stunden. Pro Semester 25 Rbl.
Theoretische Fächer: Erziehungslehre (Mutter- und Koselieder) Jugendliteratur, Gesundheitslehre, Naturkunde, Kulturkunde, Deutsche Sprache, Russische Sprache.
Technische Fächer und praktische Arbeit wie bei den Kindergärtnerinnen.

3. Unterstufe der Sozialen Frauenschule. (Zur Ausbildung fürs eigene Haus.)
Dauer 2 Semester 4—5 Stunden täglich. Preis pro Semester 30 Rbl.
Theoretische Fächer: Erziehungslehre, Pädagogik, Hygiene in der Familie, Volkswirtschaftslehre, Bürgerkunde, Einführung in die soziale Literatur.
Technische und praktische Fächer: Unterweisung in der ersten ärztlichen Hilfe, Handarbeit, Handfertigkeitsunterricht, Arbeit im Kindergarten bezw. in der Krippe, Kinderbaden, häusliche Beschäftigung.

4. Oberstufe der Sozialen Frauenschule. (Zur Ausbildung von Anstaltsleiterinnen.)
Dauer 2 Semester 3—4 Stunden täglich. Preis pro Semester 30 Rbl.
Volkswirtschaftslehre, Familienrecht, Pädagogik, sozialhygienische Fürsorge, Einführung in die pädagogische Literatur, Einführung in die Probleme sozialer Arbeit, Theorie und Praxis des Armenwesens, Jugendfürsorge, Buchführung, Einführung in das freie Volksbildungswesen. Handfertigkeitsunterricht.

Außer der Mädchengewerbeschule in Riga, Puschkin-Boulevard 6, existiert dort für junge Mädchen aus einfacheren Kreisen noch die Haushaltungsschule von E. Schmidt u. O. v. Glaeser im Vorort Hagensberg, große Goldinger Straße Nr. 27 b, in der folgende Lehrfächer betrieben werden: Kochen, Waschen und Plätten, Weißnaht, Hausarbeit.

Sehr interessant, auch für weitere Kreise, und charakteristisch für unsere Zeitströmung erscheint mir die Tatsache, daß in Riga der Verein für Volkswohlfahrt beabsichtigt, Haushaltungskurse zur Ausbildung von Lehrerinnen für die Schulküchen der Elementarschulen zu eröffnen, da die Errichtung weiterer Schulküchen aus Mangel an Lehrkräften

nur langsam fortschreiten kann. Geplant wird die allmähliche Einführung einfacher Kochkurse in allen weiblichen Elementarschulen Rigas, nachdem die Versuche in einigen derselben so gute Erfolge erzielt haben und mit sichtlichem Eifer von den Schülerinnen besucht werden.

Im Gegensatz zu Riga scheint im gemütlichen Gottesländchen nebenan, in Kurland, fürs erste auf diesem Gebiet noch nicht viel gearbeitet worden zu sein. Mir wenigstens ist dort keine weibliche Fachausbildungsstätte bekannt, die auch für weitere Kreise von Bedeutung wäre. Erst neuerdings hat der dortige „Verein der Deutschen" auch diese Frage einer Beratung überwiesen.

Dagegen existiert in Dorpat nicht bloß ein Lehrerinnen-Seminar, sondern seit einigen Jahren auch das von Frl. Elly Schütze ins Leben gerufene Dorpater Deutsche Fröbel-Seminar (Jakobstraße 56).

Wie die Leser aus Nr. 7 dieser Zeitschrift erfahren haben, hat sich die Leiterin Frl. Elly Schütze verpflichtet, gemäß dem Antrage des Deutschen Fröbelverbandes, auch in ihr Seminar als Kindergärtnerinnen nur gebildete junge Mädchen aufzunehmen und den bisherigen 2-semesterlichen Kursus um ein drittes Halbjahr zu vermehren. Dieses dritte Semester umfaßt außer dem „Samariterkursus" und einem Papp- und Buchbinderkursus noch folgende Fächer: Bibelkunde, Geschichte der Pädagogik, Naturkunde, deutsche und russische Literatur, Zeichnen, Malen, Modellieren, Gesang, Turnen, Handarbeit und sozialpädagogische Fächer, wie: Volkslehre, Bürgerkunde, Armenpflege, soziale Hygiene und Jugendfürsorge.

Die Anstalt von Frl. Elly Schütze ist bereits in weiten Kreisen unserer Gesellschaft so bekannt und geschätzt, daß ich darüber weiter keine Worte zu verlieren brauche. Dagegen möchte ich die befremdliche Tatsache auch hier feststellen, daß man in unseren baltischen Provinzen, in denen doch seit 1905 wieder enorme Summen für die Kinderschulen verausgabt werden, für den Wert einer gebildeten und obendrein noch systematisch ausgebildeten Erzieherin meist noch kein rechtes Verständnis hat. Man gibt da irgend einer rohen, ungebildeten Person direkt aus dem Dorf, oder irgend einem fremden Halbwüchsling in der Regel noch immer den Vorzug vor einer gebildeten Kindergärtnerin.

Man vertraut solchen, oft schon äußerlich unglaublich unsauberen Elementen, die nicht selten einen wenig erfreulichen Lebenswandel führen, vielleicht auch mit ansteckenden Krankheiten behaftet sind — wer kümmert sich denn darum? — das Teuerste, was man besitzt, seine Kinder, seine Zukunft an.

Wie solche Vertrauenspersonen mit ihren Schützlingen verfahren, das kann der unbefangene Beobachter in den öffentlichen Gärten unserer größeren Städte zur Genüge sehn. Da spielen sich bisweilen Szenen ab, die nicht wiederzugeben sind. Und oft schon habe ich mich darüber gewundert, warum auf solchen öffentlichen Kinder-Spielplätzen nicht gebildete Damen gewissermaßen die Polizeiaufsicht übernehmen. Das ließe sich doch wahrlich einrichten!

Wodurch sich eigentlich dieses ablehnende Verhalten so vieler gegen die gebildete Kindergärtnerin, ja selbst gegen die ausgebildete Kinderpflegerin bei uns zu Lande erklären läßt, weiß ich wirklich nicht. Die paar Rubel mehr Gage dürften hier nicht den Ausschlag geben. Aber vielleicht ist es die bei sovielen Müttern zu beobachtende Eifersucht, die so schnell aufflackert, wenn sich jemand mit ihren Kindern beschäftigt und es dabei besser versteht, mit ihnen umzugehn, als die eigene Mutter. Das mag menschlich sein, aber pädagogisch ist es sicher nicht.

Da ist die als Erzieherin so oft ganz ungeeignete russische Mutter, die sonst ja so viele liebenswürdige und gute Eigenschaften besitzt, doch wieder einmal sehr viel weitherziger. Sie erkennt ihre Unfähigkeit, Kinder richtig zu erziehen, oft ohne weiteres an und sucht grade deshalb eine Spezialkraft, eine möglichst gebildete „njemka-fröbelitschka" zur Erziehung ihrer Kinder und knausert dabei auch nicht mit der Gage.

Sollten sich unsere baltischen Mütter, vor allem jene, die es Gottlob! auch dazu haben, nicht auch allmählich zu dieser Erkenntnis hindurchringen?

Und wer Gelegenheit gehabt zu beobachten, wie in den guten Kindergärten in den Städten sich so manches recht „haarige" Kind in kurzer Zeit zu seinem Vorteil verändert, wie dort selbst Kinder, die zu Hause auch das Einfachste nicht lernen wollten oder konnten, gar bald ganz eifrige Schulkinder werden, wie die Mürrischen heiter werden, wie die Eigenbrötler sich der Allgemeinheit fügen, wie vor allem schon vieses kleinen „Spuze" bei jedem Flickchen und Restchen nachgrübeln, was man wohl daraus machen könnte, — der wird sich der ganz eminenten Bedeutung, die grade eine Fröbelerziehung auf die Kinder ausübt, gar bald bewußt. Und da sagt man sich denn wohl mit Recht: das ist nicht mehr Sache des Einzelnen, das ist eine Frage der Allgemeinheit, vielleicht eine Lebensfrage unserer Zukunft.

Sehr beachtenswert und für das ganze Land von großer Bedeutung erscheint es mir daher, daß im Deutschen Fröbelseminar in Dorpat neuerdings auch ein „Haushaltungskursus" zur Führung eines einfachen Haushaltes eingerichtet werden soll. Wir stehen eben in einer Übergangszeit, wo neue Verhältnisse zu neuen Maßnahmen und neuen Berufsposten drängen. So sind bekanntlich durch die übergroße Abwanderung unserer einheimischen Landbevölkerung in die Städte und den damit entstandenen allgemeinen Landarbeitermangel manche Gutsbesitzer zum Import fremder Arbeitskräfte aus den inneren Gouvernements gezwungen. Da nun grade jetzt viele deutsche Kolonisten in Wolhynien dort ihres bisher genutzten Landes aus verschiedenen Gründen verlustig gehn, so liegt natürlich die Kalkulation vor, die Geschäftskonjunktur auszunutzen und diese Leute auf den betr. baltischen Gütern anzustellen. Nun sind aber diese Kolonisten in ihrer Jahrhunderte langen Abgeschlossenheit im Innern Rußlands in vieler Hinsicht stark zurückgeblieben, wodurch der Gedanke aufgetaucht und auf einzelnen baltischen Gütern auch

schon praktisch durchgeführt ist, sog. „Landpflegerinnen" für die Kolonisten anzustellen, deren Sorge es sein soll, diese Leute in kultureller Hinsicht auf jede Weise vorwärts zu bringen. Das scheint mir nur mit großen Schwierigkeiten, bei Anstellung eines besonderen Lehrpersonals auf dem Lande und somit unter großen Extrakosten, möglich. Dagegen sind, wie mir scheinen will, im Haushaltungskursus für einfache Lebensführung des Deutschen Fröbel-Seminars in Dorpat alle Vorbedingungen zur Ausbildung von solchen Landpflegerinnen schon fix und fertig da; deshalb seien alle Interessenten auf dieses Unternehmen nachdrücklich hingewiesen. Die jungen Mädchen erlernen hier die Führung eines einfachen Haushaltes, wozu folgendes gehört: A. Einkauf von Lebensmitteln auf dem Markte. B. Kochen, Backen und Einmachen. C. Theorie des Kochens. D. Hausarbeit.

In Reval müssen die praktischen Frauenkurse der Frau M. Pangratz hervorgehoben werden, die etwa folgendes Programm haben:

1) Zuschneide- u. Schneiderierkursus. 2) Wäsche-Zuschneide- und Weißnaht-Kursus. 3) Buchführung. 4) Kaufmännisches Rechnen. 5) Stenographie. 6) Maschinenschrift. 7) Koch-Kursus. Preis pro Einzelkursus 8—36 Rbl. (Näheres: Reval, Karlskirchenplatz, Deutsches Vereinshaus.)

Da in Reval erst in den allerletzten Jahren sich auch gebildete junge Mädchen immer mehr der kaufmännischen Hilfsarbeit widmen, so haben obige Kurse grade in dieser Hinsicht besonderen Anklang gefunden. Und da läßt sich hoffen, daß dort auch bald eine Sonderklasse für landwirtschaftliche Buchführung entsteht, denn nach weiblichen Buchhalterinnen auf den Gütern muß die Nachfrage unter unseren heutigen Zeitverhältnissen stetig steigen. Deshalb muß auch darin vorgesorgt werden!

Ich darf aber hier nicht verschweigen, daß ich den Eindruck gewonnen habe, daß die verschiedenen Kurse in Reval sich hauptsächlich mit der praktischen Seite befassen, und ein näheres Eingehn auf die theoretische Grundlage und die pädagogische Durchbildung, wie dies in der Rigaer Mädchengewerbeschule geschieht, nicht stattfindet. Erwähnt sei auch, daß diese Kurse vom „Deutschen Verein" subventioniert werden, so daß ihnen eine weitere Ausgestaltung bei zunehmender Beteiligung gebildeter junger Mädchen sicher sein dürfte.

Aber ohne solch eine stetig wachsende Beteiligung, ohne ein immer reger werdendes Interesse, ohne eine eifrige Mitarbeit von Seiten unserer baltischen Damen, der alten wie der jungen, ist alle Mühe und Sorge einzelner Personen doch fast umsonst.

Alle, alle müssen herbei Alle, alle müssen mithelfen, mitsorgen, mitarbeiten. Jede auf ihre Weise. . . .

Neue Lebensfragen stürmen doch heute von allen Seiten auf uns ein. Veraltetes stirbt ab, Neues sprießt hervor und wächst.

Die Hausfrau von gestern ist unzeitgemäß geworden. Aus dem Handgelenk allein kann man auch im Haushalt nicht mehr regieren. Theoretisches Wissen, systematische Ausbildung muß die Grundlage zu allem bilden. Das neue Ernährungssystem des Dr. med. Hindhede will eine Umwälzung und Verbilligung unsrer Ernährung bewirken und paßt daher so ganz in unsere Zeit der allgemeinen Verteuerung des Lebensunterhalts.

Die Produzentin von ehedem ist zur Konsumentin geworden. Vermittlungs-Büros, wie die neugegründete „Hausfrauen-Sektion" der „Estländischen landw. Genossenschaft", Käuferbünde u. s. w. entstehen und werden bald Nachahmung finden. „Warenkunde" wird da auch für die Frau zur Notwendigkeit. Die Dienstbotenfrage spitzt sich immer mehr zu und drängt die Hausfrauen auf neue Wege, zwingt sie zur Selbsthilfe.

Und die Männer können es bei der alten Gage und den neuen Lebenspreisen allein nicht mehr zwingen. Sie brauchen Hilfe. Sie brauchen den Beistand der Frauen.

Baltische Frauen, hört Ihr den Ruf, der an Euch ergeht aus tausend sorgenschweren Männerherzen?

Und Ihr lebensfrohen jungen Mädchen, könnt Ihr da wirklich noch froh sein? Wünscht Ihr da wirklich noch länger zur Last zu fallen? Oder wollt auch Ihr mit Eurem festen Willen und Eurer unverbrauchten Jugendkraft wirkliche Berufsarbeit, ernste Pflichterfüllung auf Euch nehmen? Wollt Ihr werden, was von jeher so recht der Beruf der Frau war: zeitgemäße Gehilfin des Mannes im Hause, im Beruf, im öffentlichen Leben?

Im vorstehenden sind Euch Wege zur Ausbildung gewiesen, Wege, die ins wirkliche, praktische Leben führen.

Welchen Weg wollt Ihr nun gehn?*)

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Nachtleben des menschlichen Geistes.

Von Pastor A. Malmgren (St. Petersburg).

Es ist Nacht. Ein brennendes Licht steht vor mir. Daneben auf dem Tisch liegen Mücken und Motten mit verbrannten Flügeln und verstümmelten Füßen. Was war dies für ein verzweifelter Flug, der die sonst behutsamen Tiere hineinführte in die Flamme das Lichts? Am Mittag, als die Sonne warm in das Fenster schien, da tummelten sie sich munter und ohne unge-

*) Auf Wunsch des Verfassers teilen wir mit, daß wir den Aufsatz aus Raumrücksichten stark gekürzt haben. Die Redaktion.

stüme Hast und freuten sich des Lichtes. Als aber der Abend kam, da war alle Ruhe und Besonnenheit dahin. Eine um die andere tanzt mit ungestümer Hast um das brennende Licht und stürzt in die Flamme und fällt mit halbversengten Flügeln zu Boden. Der Schmerz ist jedoch noch kein Schmerz zum Tode; — zu neuem Flug erhebt sich nach wenig Augenblicken das verletzte Tier und nun geht es gerade hinein in die Flamme. Da liegt es schwerverletzt am Boden, die Stummel der Füße bewegen sich zuckend. Es liegt nun länger als das erste mal. Doch die Lust ist immer noch stärker als der Schmerz. Ein letztes mal rafft sich das sterbende Tier auf, ein Flügelschlag noch oder ein Sprung, — und die Lust ist mit dem Leben gebüßt.

Was will dies sagen?

Dies will es sagen, daß aller Kreatur die Sehnsucht nach dem Licht eingeboren ist. Und zwar so mächtig, so zwingend ist diese Sehnsucht, daß sie in der Dunkelheit, in der Nacht, wo das lebenschaffende Sonnenlicht fehlt, — jene widersinnige verkehrte Richtung nimmt, die das getäuschte Tier in Tod und Vernichtung führt.

Der Tanz der Mücken und Motten veranschaulicht das Nachtleben des menschlichen Geistes, wie es im Aberglauben uns entgegentritt. Auch hier ist es ja ein an sich berechtigter Trieb, das Verlangen nach Erkenntnis und nach Macht, der — eine perverse Richtung nimmt. Denn Aberglaube ist ja doch nicht etwa ein Denkirrtum oder bloße Unwissenheit, sonst hätten Kirche und Schule längst schon mit ihm aufgeräumt; er ist auch nicht Verneinung oder Verleugnung des Glaubens, sonst wäre er schon längst an innerer Kraftlosigkeit gestorben; nein, Aberglaube ist starker, zuversichtlicher Glaube, nur freilich irrender Glaube, der statt seinen Zug zum milden Himmelslicht zu nehmen, vielmehr zu allerlei Irrlichtern strebt und zu allerlei bedenklichen Ersatzmitteln greift, die zumeist — Reste und Überbleibsel überholter wissenschaftlicher Anschauungen oder gestorbener Religionen sind.

Ein Blick auf das Gebiet der Sprachforschung bestätigt solche Behauptung.

Das Wort „Aberglaube" kommt erst auf am Ende des XV. Jahrhunderts, und zwar als genaue Nachbildung des lateinischen „Superstitio", entsprechend dem gleichfalls erst jener Zeit angehörenden „Aberwitz" und „Aberacht". Die vorlutherische Bibelübersetzung hat da, wo Luther „Aberglaube" übersetzt, noch die Bezeichnung „irrsäliger Glaube". Diese Übersetzung ist uns heutzutage fast verständlicher als der Ausdruck Luthers. Noch verständlicher aber und zutreffender nennt die niederländische Bibel den Aberglauben „Beiglaube", wie auch die holländische Bibel „bigelôf" hat, womit eben ein Beibehalten eines anderen Glaubens neben dem Christenglauben bezeichnet sein soll.

Offenbar entspricht der Ausdruck „bigelôf" dem lateinischen superstitio besser als Aberglaube, indem ja superstitio (von supersisto dabeistehen,

übrigbleiben) auch nichts anderes bezeichnet als „Überbleibsel" einer anderen älteren Anschauung.

Daß solche Überbleibsel bei den fortwährenden Veränderungen, die die Wissenschaft in ihrer Entwicklung erlebt, nur zu leicht sich finden, ist ohne weiteres klar; ich erinnere nur an die Grundgedanken der Astrologie, an die Lehren der Alchimisten, an den Stein der Weisen und ähnliches. Und auch die Kirche hat auf ihrem Gang durch die Jahrhunderte solche Erfahrungen gemacht, daß was zu einer Zeit von ihren angesehensten Vertretern als unerschütterliches Dogma hingestellt wurde, hernach von ihren Dienern als gefährlicher „Beiglaube" verworfen wurde. Ich denke hier an die Lehre von den Dämonen, Hexen, den Teufelsaustreibungen und ähnliches. Und schon im Heidentum, wo doch oft ein Kultus den anderen verdrängte, gab es „Beiglauben".

Somit bestätigt die kurze Abschweifung die oben aufgestellte Behauptung, daß der Aberglaube seinem Wesen nach irrender Glaube sei, der sich auf übriggebliebene Reste vormaliger religiöser oder wissenschaftlicher Anschauungen stützt. Ist er aber solch ein Niederschlag alles dessen, was von den Religionen aller Völker, die je gelebt haben, und von den wissenschaftlichen Anschauungen vergangener Zeiten sich bis auf uns erhalten hat, — dann ist verständlich, daß er nicht in allen seinen Erscheinungen gleichartig sein kann, ja daß seine Grenzen äußerst fließende sein müssen. —

Es gibt z. B. mancherlei Aberglauben, der geradezu einen sittlichen Charakter an sich hat, so wenn angenommen wird, daß dem Toten, der die Eltern geschlagen, die Hand aus dem Grabe wachse, — oder wenn behauptet wird, daß das Blut unschuldig Gemordeter nicht abzuwaschen sei. Und es gibt auf der anderen Seite ein ganzes weites Gebiet des Aberglaubens, das man nur mit Widerwillen und mit geheimem Schauder betreten kann, weil sittlicher Schmutz und Roheit und krasser Wahnwitz einem auf Schritt und Tritt begegnet.

Oder aber es gestattet mancher Aberglaube, wenn man ihn bis zu seinen Quellen zurückverfolgt, eine einigermaßen rationelle Erklärung, die das Nachdenken befriedigt. So z. B. wird die gemütliche Annahme, daß das Lecken und Sichputzen der Hauskatze einen Besuch (ursprünglich einen Freier) ankündige, erklärlich, wenn wir an die Anschauungen der alten Germanen uns erinnern, denen doch die Katze als der Liebesgöttin Frija oder Freyja geweiht galt. Und ähnlich mag es sich mit dem unheimlichen Wahn verhalten, daß das Heulen des Hundes einen nahen Sterbefall anzeige, denn bei Griechen, Römern und Germanen bewachte ein grimmer Hund das Tor der Unterwelt.

Dem gegenüber gibt es aber wieder eine schier unübersehbare Menge von Vorstellungen, für die auch bei angestrengtestem Suchen sich keine auch nur von weitem befriedigende Erklärung finden läßt. So wenn man annimmt, daß eine Ehe kinderreich sein wird, wenn es der Braut beim Aussteigen aus

dem Wagen vor der Kirchentür in den Kranz regnet; oder wenn geglaubt wird, daß der von den Eheleuten die Herrschaft im Hause bekommt, der in dem Augenblick, wo man sich bei der Trauung die Hand gibt, den Daumen oben hat.

Es gibt endlich eine Reihe abergläubischer Anschauungen und Meinungen, die in Sage und Legende erhalten oder in Sitten und Gewohnheiten gewurzelt sind, — auf die paßt leicht das Goethewort, daß dies „Poesie des Lebens" sei. Solchen Aberglauben muß man nicht mit liebloser Plumpheit anfassen, sondern ihn mit Geduld tragen und nach Möglichkeit läutern. Ich denke hier an alle die doch aus heidnischer Zeit stammenden Bräuche, die mit den großen Festen unserer Kirche zusammenhängen und die keinem frommen Gemüt heutigen Tages mehr zum Anstoß gereichen.

Es gibt aber auch eine ganze Reihe abergläubischer Vorstellungen, Auswüchse der Magie und der Zauberei, der Geisterseherei und der Totenbeschwörung und des entsetzlichen Blutaberglaubens, denen unter keinen Umständen Schonung zu Teil werden darf, weil davon gilt, was 5 Mos. 18, 12 geschrieben steht: „Wer solches tut, der ist dem Herrn ein Greuel."

Aus obigen Sätzen, die sich leicht vermehren lassen, geht deutlich hervor, daß es schlechterdings unmöglich ist, die Fülle alles dessen, was auf dem weiten, fast unübersehbaren Gebiet des Aberglaubens geschaut wird, auf einzelne wenige gemeinsame Grundgedanken zurückzuführen. Ich will dies auch nicht einmal versuchen. Ich will vielmehr meine Aufgabe ganz bescheiden fassen und nur einige Gruppen solcher abergläubischer Anschauungen vorführen, wie sie noch mitten unter uns lebendig sind. Vielleicht dient dies dem einen oder anderen zur Orientierung und zur — Selbstbesinnung.

Auffällig ist gleich die unterschiedliche Bedeutung, die den Zeitteilen zugewiesen wird, und zwar nicht nur hier und da bloß, sondern fast durchgängig in allem Land und an allem Ort. Und es herrscht eine gewisse Einmütigkeit in der Zumessung solcher Bedeutsamkeit. So gilt z. B. schon den alten Römern der Monat Mai als ein Unglücksmonat, und noch heute werden im Süden Frankreichs, in vielen Teilen Deutschlands und bei uns in Rußland Hochzeiten im Mai nach Möglichkeit vermieden. Warum dies? Ach, das sind „Überbleibsel" uralter astralmythologischer Vorstellungen, denen zufolge die Gestirne dort oben in ihren ewigen Bahnen die Fäden des Menschenschicksals auf Erden spinnen. Von größter Bedeutung für diese Weltanschauung ist da vor allem der Tierkreis, jene 12 den Himmel umspannenden Sternbilder, welche die Sonne in einem Jahr durchläuft. Dieser Tierkreis wird nämlich als eine Art Aufschüttung oder Damm gedacht, und so bildet er gewissermaßen eine durch den Weltenraum führende Straße, auf der die Götter einherwandeln. Und je nach dem Standort der drei Hauptgestirne oder Götter (Sonne, Mond und Venus), je nach ihrer Stellung im Tierkreis, bedeutet dies Glück oder Unglück den Menschen auf Erden.

In der gleichen Gedankenverknüpfung steht der Aberglaube, der an die Festzeiten sich anlehnt. Schauerliche Vorstellungen knüpfen sich beispielsweise an die sog. Zwölfnächte oder Zwölften von Weihnachten bis Epiphanias. Da rast die wilde Jagd oder Wotans Heer durch die Lüfte und Frau Holle oder Berchta geht um, die Hexen üben ihre Künste und die weiße Frau erscheint. Besonders zauberkräftig sind unter diesen zwölf die sog. 3 Rauchnächte (auf Weihnachten, auf Neujahr und auf Epiphanias); die Träume dieser Nächte gehen in Erfüllung und man hat in ihnen Einfluß auf die Gestaltung seines Schicksals, man kann den Schleier heben, der über der Zukunft liegt, und in Geheimnisse eindringen, die sonst verborgen und verschlossen sind, man kann die Welt geheimer Kräfte enthüllen und des Zaubers mächtig werden, von welchen Sage und Märchen berichten.

Gleich bedeutsam wie diese „Zwölften" sind nur noch wenige Tage im Jahr, so etwa der Gründonnerstag und die auf ihn folgende Nacht, weil dann gepflückte Kräuter heilsam und dann gelegte Eier sehr gesund sind, — wo man aber auch zugleich von der Straße nichts aufheben darf, weil die Hexen Umzug halten und mancherlei fallen lassen, was Unheil bringt. Ähnliches gilt dann noch von der Nacht auf Thomas und von der Johannisnacht und vor allem von der Walpurgisnacht.

Die kleinsten Zeiträume, auf die sich dieser Aberglaube bezieht, sind die Tageszeiten; unter ihnen gilt die Nacht als die Zeit des wirksamsten Zaubers uud speziell die Mitternacht als die Geisterstunde. Warum? Professor Leo Meyer erklärte uns dies einmal so, daß er sagte, die Alten hätten sich den Anschluß der Tage an einander ganz räumlich gedacht. Um 12 Uhr nachts werde nun der eine Tag durch den nachfolgenden abgelöst, und indem nun der eine geht und der andere an seine Stelle rückt, klafft zwischen ihnen ein Spalt und durch ihn dringen die Dämonen und die abgeschiedenen Seelen aus der Tiefe herauf und treiben ihr Wesen. —

In der astralmythologischen Weltanschauung galten als die eigentlichen Dolmetscher des göttlichen Willens die 7 der alten Welt bekannten Planeten. Jedem von ihnen war ein Tag der Woche zugeteilt. Und noch heute macht man in ihrer Schätzung einen Unterschied. Im ganzen als glückbringend gilt der Sonntag, weil er in Beziehung zur Sonne steht. Die an ihm Geborenen, die Sonntagskinder, werden als bevorzugte Leute angesehen, die mehr wissen und können und weniger zu leiden haben als sonst die Sterblichen. Sie haben namentlich mystische Gaben, und wer von ihnen gar noch am Sonntag getauft ist, kann Geister sehen. Von den übrigen Tagen der Woche ist zu einem Teil günstig nur noch der Dienstag. Der Montag dagegen als Tag des gefürchteten Mondes, der den häufigen Wechsel zeigt, ist meist unglücklich. An diesem Tage sollte man darum nichts unternehmen, wovon man wünscht, daß es Bestand haben soll, weder Wäsche noch Hochzeit, weder Schulanfang noch Dienstantritt, weder Reise noch Geldgeschäft. Ebenso

unglücklich ist auch der Mittwoch und vor allem der Donnerstag. Es gibt kaum etwas, was an ihm zu tun vom Aberglauben gestattet wird. Der jetzt am meisten verschrieene Tag ist jedoch der Freitag, und zwar wohl darum, weil er Jesu Todestag ist. Einst war er ein Glückstag, er war ja der Tag der Venus. Bei den Mohammedanern, Hindus und Tibetanern ist er auch heute noch glückverheißend; und bei den alten Germanen war er als Tag der Frija der eigentliche Hochzeitstag. In der heutigen Christenheit ist er jedoch der Unglückstag als solcher, und mancher, der das ganze Jahr hindurch keinen Tag des Herrn kennt, wäre um keinen Preis dazu zu bewegen, am Freitag ein Geschäft oder eine Reise zu unternehmen. Selbst ein Napoleon I. fürchtete ihn und ein Fürst Bismarck schrieb ihm in seinen Briefen ungünstige Jagd zu. Als ein Mittelding zwischen gut und böse gilt endlich der Sonnabend. An ihm soll nichts Neues begonnen werden, aber auch Angefangenes nicht unvollendet gelassen werden. Nach anderer Meinung soll man jedoch gerade am Sonnabend eine neue Arbeit anfangen, damit sie guten Fortgang nehme.

Diese kurze Charakteristik der Wochentage genügt wohl, um erkennen zu lassen, daß wer an derlei Dinge noch glaubt und sich mit Tagewählerei abgibt, die ganze Woche hindurch seines Lebens eigentlich nicht recht froh werden kann.

Uralt ist ferner die Bedeutung, die man gewissen Zahlen zuschreibt. In der Astraltheologie der alten Babylonier beruhte ja auch das Zahlensystem auf der Offenbarung der himmlischen Gewalten. Im allgemeinen ist festzustellen, daß nur ungerade Zahlen wirksam sind. So erklärt sich's, daß schon die Pythagoräer, die manchen alten Volksglauben als „Beiglauben" festhielten, die ungerade Zahl für gut und männlich, die gerade hingegen für böse und weiblich erklärten. Und vielleicht hatte aus eben demselben Grunde auch der alte römische Kalender nur Monate von 27, 29 oder 31 Tagen. Unter den einzelnen Zahlen behauptet die 3 den ersten Rang; denn 3 sind die Hauptgestirne und die obersten Götter. Alles Zauberwerk hat darum auch mit dieser Zahl oder ihrer Verdreifachung (9) zu schaffen. Drei Tage vor der Ausführung eines Zaubers muß man rein bleiben, dreimal spuckt man bei der Zauberformel aus; dreimal umschreitet man das Feld beim Bittgang, dreimal bestreicht man eine kranke Stelle. Drei Blätter braucht man zur Bereitung eines Heilmittels, drei Tage wendet man es an. Herrschend tritt die 3 auch im Totenkult hervor; am dritten Tag wird der Tote begraben, am 3-ten und am 9-ten Tage werden Totenmessen gehalten.

Nächst der 3 ist dann die 7 die bedeutsamste Zahl, weil 7 Planeten der alten Welt bekannt waren. Sieben Tage, Wochen, Jahre haben stets eine Rolle im Aberglauben gespielt. Die Zahl ist meist ungünstig, eine „böse Sieben".

Lassen wir nun die Zeiten und die Zahlen und wenden wir uns zu einem anderen Gebiet im Nachtleben menschlichen Geistes.

Die alte heidnische Weltbetrachtung vermochte keine scharfe Scheidung zu machen zwischen dem Menschen einerseits und zwischen der gesamten belebten und unbelebten Natur andererseits. Sie bevölkerte vielmehr die ganze Umgebung des Menschen mit geistigen Kräften, die ihm ähnlich waren, sie beseelte und belebte die ganze Natur, und zwar nicht nur die Tiere, nein auch die Pflanzen und die leblosen Gegenstände. So wenig wurde eine scharfe Scheidung zwischen Mensch und Tier gemacht, daß manche Völker geradezu ihren Ursprung von Tieren ableiteten; wie denn die Menangkabaus auf Sumatra noch heute den Tiger den „gestreiften Großvater" nennen.

Auf dieser Vermenschlichung der Natur beruht es, daß der Aberglaube den Tieren allerlei Weisheit und Einsicht zutraut, allerlei Kraft und Macht zuspricht, die noch über Menschenvermögen geht, und daß die Tiere in mancherlei Weise der Vorbedeutung, der Wahrsagung, der Krankenheilung, dem Zauber ꝛc dienen. Um nur einiges als Beleg anzuführen: Ameisen bringen Reichtum ins Haus; Spinnen je nach der Tageszeit und Laufesrichtung bald Glück, bald Unglück. Zirpende Heimchen künden den Tod an, Schlangen heilen Krankheiten und melden das Wetter. Frosch und Kröte dienen der Liebe; vor dem Krähen des Hahnes am Morgen weichen der Teufel und die Gespenster. Unter den Haustieren geben dem Aberglauben die meiste Ausbeute der Hund, der Schafbock, das Pferd und das Schwein; letzteres zumal ist das beliebte Hexentier.

Aller dieser Wahn ist mehr oder weniger harmloser Art und richtet im Grunde genommen nicht viel Unheil an. Unheimlich jedoch berührt der Glaube an Werwölfe. Man meint im Auslande so gut wie bei uns in Rußland, daß es Menschen gebe, die durch Überwerfen eines Wolfshemdes oder Wolfsgürtels die Kraft haben, auf einige Zeit Wolfsgestalt anzunehmen und dann allerlei Böses anzustiften. Charakteristisch ist folgender Vorfall, der sich im Jahre 1831 auf dem Heumarkt in Petersburg abgespielt hat. Es war Choleraepidemie und ein erregter Volkshaufe zerstörte auf der Gartenstraße ein Krankenhaus. Im Nachbarhause stand derweilen ein Mann und sah dem wahnwitzigen Treiben gelassen zu. Dies weckte bei einigen die Aufmerksamkeit. Als nun aus der Menge jemand rief, das sei wohl der Werwolf, der die Cholera gemacht habe, so genügte das sinnlose Wort, um die blinde Wut der erregten Menge zu entfachen. Man warf sich auf den Unglücklichen, zog ihn nackt aus und ging daran, ihn an Ort und Stelle auf einem rasch errichteten Scheiterhaufen zu verbrennen. Nur mit Mühe gelang es dem herbeigeeilten Militär, den Mann vor dem drohenden Tode zu retten.

Nach Ansicht des russischen Bauers sind noch immer Werwölfe die Ursache von Epidemien unter dem Vieh. Ihre Bosheit sucht man dann durch das sog. „Umpflügen" unwirksam zu machen. Es tritt nämlich um Mitternacht die alte Dorfwahrsagerin in die Umfriedung des Dorfes und schlägt auf eine Pfanne. Auf dies verabredete Zeichen laufen die Weiber zusammen,

eine jede hat eine Bratpfanne oder Feuerhaken oder Ofengabel oder Sense oder Knüttel in der Hand. Nachdem sodann das Vieh sorgsam eingesperrt und den Bauern angesagt worden, daß niemand das Haus verlassen dürfe, entledigt sich die Wahrsagerin des Rockes und verflucht den Tod, während die anderen einen Pflug herbeiziehen und an ihn eine Jungfrau oder ein mißgewachsenes Weib spannen. Darauf wird um das ganze Dorf in feierlicher Prozession mit dem Pflug eine abgeschlossene Linie gezogen und zwar in folgender Ordnung. Voran wird das Bild des heiligen Blasius getragen, oder (falls es sich um eine Pferdeseuche handelt) das Bild des heiligen Lawr, sodann reitet die Wahrsagerin auf einem Besen einher, allein mit dem Hemd bekleidet und mit losgelösten Haaren, ihr nach kommt das Weib mit dem Pflug, und den Beschluß macht der ganze übrige Haufe mit Lärm und Geschrei. Gelingt es, das Dorf zu umpflügen, ohne daß jemand dem Zuge begegnet, so ist das Werk gelungen und die Seuche bezwungen. Aber gerade dies sucht der Werwolf zu hintertreiben, indem er den Weg kreuzt. Begegnet nun ein Mann der Prozession, so ist er ohne Frage der Werwolf und wird von den rasenden Weibern unbarmherzig geprügelt und nicht selten totgeschlagen.

Auf eben dieser selben Verwischung der natürlichen Grenzen zwischen Mensch und Tier ruht auch der Glaube an die Existenz von Vampyren, der noch überall in Europa, besonders aber unter den slawischen Völkern anzutreffen ist. Es heißt, daß Leute, die unbußfertig und ohne Sterbesakramente gestorben sind, z. B. Selbstmörder, plötzlich Verschiedene, ja auch Sektierer und ebenso Zauberer und Hexen — im Grabe keine Ruhe finden können. Sie wenden sich im Sarge um, stöhnen, zerreißen das Leichentuch, mit dem sie bedeckt sind, steigen nachts aus dem Grabe, schweifen durch die Welt, kehren an die Orte zurück, wo sie früher gelebt haben, quälen das Vieh und saugen den Menschen das Blut aus. Hat ein Vampyr einem Menschen nur ein wenig warmes Blut ausgesogen, so muß dieser sterben. Am Morgen findet man ihn tot im Bett und nur eine kleine Wunde in der Herzgegend deutet darauf, daß der Mensch am Bisse des ungerufenen Gastes verschieden ist. Um den Vampyr von einer Wiederkehr abzuhalten, muß man bei jeder Beerdigung vor allem sorgfältig darauf achten, daß die Füße des Toten zuerst das Haus verlassen, sonst kehrt er zurück. Um ihn aber auch im Grabe festzuhalten, hat man sich die mannigfachsten Mittel ausgedacht. In Deutschland wird der Leichnam in ein Fischnetz gewickelt und mit Mohn überschüttet; in Finnland nimmt man Fetzen von Kleidungsstücken, die der Tote zuletzt getragen, und bindet sie unter gewissen Zeremonien an das Kreuz auf dem Grabe; in Rußland dreht man den Verstorbenen mit dem Gesicht nach unten und treibt ihm einen Pfahl aus Eschenholz durch den Rücken. Dies ist z. B. noch 1893 im Gouvernement Pensa gerichtlich konstatiert worden, wo auf Beschluß der Dorfversammlung das Grab der Bäuerin Marina Kusmin, die im Ruf einer Hexe gestanden, geöffnet wurde und ihr solch ein Pfahl in den Rücken getrieben

wurde. In den polnischen und litauischen Provinzen wieder hackt man der Leiche den Kopf ab und legt ihn ihr zu Füßen. Noch 1892 ist dies im Poniwieshschen Kreise des Kownoschen Gouvernements an der Bäuerin Galinaßow, die sich erhängt hatte, von den eigenen Söhnen geschehen.

Doch lassen wir diesen gräßlichen Aberglauben! Naiver und harmloser ist die Anschauung, die auch den Pflanzen eine Seele zuschreibt. Die alten Heiden dachten sich geradezu in jeder Pflanze eine Nymphe, welche in und mit ihr lebte. Dies meint wohl heute niemand mehr, — aber doch glaubt mancher noch irgendwie auf die Seele oder den Geist der Pflanze einwirken zu können. Wenn z. B. ein Baum nichts trägt, so geht an manchen Orten der Bauer mit der Axt auf ihn los und bedroht ihn. Und es heißt, schon mancher Baum habe davon einen heilsamen Schreck gehabt und sich gebessert. Statt durch Drohung kann man auch auf gütliche Art auf ihn einwirken. In Mecklenburg herrscht noch jetzt der Brauch, in der Neujahrsnacht den Bäumen Geld unter die Rinde zu stecken, auf daß sie dadurch veranlaßt werden, im kommenden Jahr reichlicher zu tragen.

Erstaunlicher noch als die Beseelung von Tier und Pflanze ist für uns der Aberglaube, daß auch Gegenstände, die keine Spur von Leben zeigen, eine Seele haben sollen. Wenn im alten Athen ein Mensch durch einen herabfallenden Stein getötet worden, so fand über diesen Stein ein besonderes Gericht statt, er wurde verurteilt und über die Grenze geschafft. Ähnlich ging es noch der Glocke des Klosters in Florenz, die der Sturm geläutet hatte, als man den Savanarola zu fangen kam, — sie wurde ausgepeitscht. Ein Beispiel solcher Verurteilung lebloser Gegenstände ist mir aus unseren Tagen nicht gegenwärtig, wohl aber kann man reichliche Spuren von Verehrung lebloser Gegenstände finden. An den Landstraßen Griechenlands konnte man einst allenthalben gesalbte und bekränzte Steine antreffen, denen der fromme Wanderer Verehrung bezeugte; — und in Estland konnte man noch vor 20 Jahren an den Landstraßen hin und wieder Steinhaufen sehen, zu denen jeder vorüberfahrende Bauer einen Stein hinzuzulegen sich verpflichtet fühlte. Und estnische Fischer lassen noch jetzt an ganz bestimmten Stellen des Ufers einen Stein oder sonst einen Gegenstand ins Wasser gleiten, um ungefährdete Fahrt zu haben.

Ganze große Gruppen abergläubischer Vorstellungen erklären sich aus solcher Naturbeseelung. —

Nicht so weit verbreitet, aber nicht minder bedeutsam und merkwürdig, sind die Anschauungen über Sympathie.

Ich denke hier nicht an die sogenannten „Sympathiemittel", wie sie als Arzenei an manchen Orten angewandt werden; im Grunde genommen nennt der einfache Mann ja alle abergläubischen Arzeneimittel so. Nein, ich denke an eine wirkliche *συμπάθεια*, an einen Parallelismus zweier Ereignisse. Der Abergläubische will einen bestimmten Vorgang hervorrufen und glaubt dies

bewirken zu können durch eine Handlung, die mit diesem Vorgang eine gewisse Ähnlichkeit aufweist. Ein solcher Zug findet sich im Märchen von den beiden Brüdern; das Verdorren des einen der beiden Bäume oder das Verrosten eines der beiden Messer zeigt den Tod des auf Abenteuer ausgewanderten Bruders an. In der Volksmedizin äußert sich diese Anschauung in der nicht seltenen Vorschrift, einen Teil eines Tieres oder ein Kraut auf die kranke Stelle zu legen und es dann in den Herdrauch zu hängen; wie es verdorrt, nimmt auch die Krankheit ab. Hühneraugen z. B. berührt man mit drei Bohnen und steckt diese darauf in den Düngerhaufen; je rascher die Bohnen verfaulen, desto schneller schwinden die Hühneraugen.

Der Glaube an Sympathie nimmt besondere Rücksicht auf die Mondphasen. Der Mond spielt ja überhaupt eine große Rolle im Aberglauben, und zwar auch seit den Tagen jener alten, längst überlebten Astraltheologie der Babylonier. Vor allem denkt man noch jetzt vielfach an einen sympathischen Zusammenhang zwischen den Mondphasen am Himmel und den Vorgängen auf der Erde. Der ganze sog. Bauernkalender ist beispielsweise auf den Mond gestellt. Alles, was wachsen und gedeihen soll, nimmt man vor bei zunehmendem Monde, — alles was schwinden und vergehen soll, bei abnehmendem Monde. Eier legt man den Bruthennen unter bei wachsendem Licht, Dünger jedoch fährt man aufs Feld bei abnehmendem Licht. In ähnlicher Gedankenverknüpfung schneidet man unseren jungen Mädchen das Haar bei zunehmendem Licht, es soll ja wachsen und üppig werden, die Nägel an den Händen und Füßen aber schneidet man bei abnehmendem Monde. Mit der Reihe solcher Vorstellungen hängt eng zusammen auch die Meinung, daß dem Leichnam und seinen Teilen gewisse Kraftwirkung eignet. Nichts ist ja geschwinder zum Untergang bestimmt als ein menschlicher Leichnam, darum ist auch kaum ein Mittel wirksamer, Feindliches zu zerstören, als wenn man es mit einem Leichnam in Berührung bringt. Geschwüre, Warzen, Muttermäler, Gerstenkörner, selbst Zahnschmerzen werden vertrieben, wenn man den kranken Körperteil mit der (linken) Hand einer Leiche bestreicht.

Eigentümlich verquickt mit der Sympathie ist die sog. Stellvertretung, d. h. man glaubt auf einen Menschen einwirken zu können, indem man an einem Abbild von ihm oder an einem ihn vertretenden Gegenstande eine gewisse Handlung vornimmt. Beim Liebeszauber z. B. hängt man ein Stück des Gewandes oder Haar der geliebten Person über ein Feuer, dann fühlt sie selbst verzehrende Glut und muß die Liebe erwidern. — In einzelnen Teilen Estlands sollen alte Weiber noch heute Rasen ausschneiden, den ihr Feind betreten hat, und ihn in den Schornstein hängen, damit auch ihr Feind sich abzehre. Und junge Mädchen wieder suchen ihre Nebenbuhlerin dadurch zu verdrängen, daß sie deren Fußspur auslöschen, indem sie mit dem rechten Fuß in die linke Spur und mit dem linken in die rechte Spur treten und dazu sagen: „Ich trete auf dich und bin über dir.“ Oder man bewegt

sich in solchen Gedanken wie jene Tatjana Timoschtschenkow, da sie auf Veranlassung und unter Zustimmung der Dorfgemeinde im Tscherkaskschen Kreise am 4. Mai 1880 wegen Kuppelei und Verübung kleiner Diebstähle ausgepeitscht worden war. Als die Gemeinde ihr nämlich außerdem noch mit Verschickung nach Sibirien drohte, faßte sie den Plan, den Richtern eine Neigung zu sich anzuhexen. Sie wusch sich mit Wasser ab, goß dieses dann in ein Fäßchen, trug es heimlich in die Gemeindehütte und stellte es in das Zimmer, wo das Gericht sich zu versammeln hatte. Die Richter, die natürlich ahnungslos waren und keinerlei Verdacht hegten, tranken das Fäßchen bis auf den letzten Tropfen leer und — schickten das Weib nicht nach Sibirien.

An dieses Gebiet der Sympathie, auf dem man sich leichten Kaufes in den Besitz geheimer Kraft zu setzen sucht, grenzt unmittelbar jenes andere Gebiet, auf dem der Vorwitz in die Geheimnisse einzudringen trachtet, die Gott den Menschen nach seiner Weisheit verschlossen hat. Aufmerksam achtet man hier auf geistige Äußerungen, die nicht vom reflektierenden Bewußtsein beherrscht erscheinen. Das unwillkürliche Vorgefühl, die unabweisbare Ahnung hält man für einen Reflex göttlichen Willens; ganz besonders aber schreibt man schon seit den ältesten Zeiten den Träumen Bedeutsamkeit zu. Der Schlaf ist ja wohl ein Ruhezustand, in dem alle körperlichen und seelischen Tätigkeiten herabgesetzt sind: die Muskeln erschlaffen, die Atmung wird langsamer, die Herztätigkeit sinkt herab ꝛc., — aber das Bewußtseinsleben hört damit doch nicht auf, sondern setzt sich auch während des Schlafens fort, nur eben in dieser besonderen Form des Traumes. Und da die psychologische Forschung erst der letzten Jahrzehnte etwas Licht in das Dunkel des Traumlebens gebracht hat, so begreift man, daß dieses Phänomen der Gegenstand der sonderbarsten Erklärungen und dadurch die Quelle zahlreicher abergläubischer Anschauungen geworden ist. Soweit unsere Nachrichten zurückreichen, hat es immer Menschen gegeben, die einen besonderen Ruf als Traumdeuter genossen und dadurch in hohem Ansehen standen. In den alten chaldäischen Heldengedichten, sowie in den isländischen Sagen werden solche Männer erwähnt; im alten Ägypten, sowie in der homerischen Welt, bei den alten Germanen und bei den alten Römern beschäftigten sich die Menschen damit. Und heute? In den weitesten Kreisen besteht noch immer der Glaube an die Bedeutung der Träume, und in Petersburg gibt es eine stattliche Zahl von Menschen, denen das Traumdeuten ein Gewerbe ist.

Erwartet man dergestalt vom menschlichen Geist, — sobald er im Zustande zeitweiliger Entfesselung von den Schranken der Reflexion und der nüchternen Überlegung ist, — gewisse Aufschlüsse über das, was verborgen ist und was man doch gern wissen möchte; so erwartet man dies natürlich ganz besonders von den Geistern der Abgeschiedenen, denen doch ein Blick in das Jenseits schon verstattet gewesen sein muß.

Der Glaube an die Wiederkehr Verstorbener und an die Möglichkeit, sie

zu beschwören und zu befragen, ist uralt und — ewig neu. Denn der Aberglaube nimmt ja nicht ab mit dem Steigen von Bildung und Wissen, er streift nur seine primitive, rohe Form ab und nimmt raffiniertere Gestalt an.

Ich erinnere hier an den Spiritismus. Es ist nicht leicht, seine Hauptgedanken kurz zusammenzufassen. Er tritt uns jetzt vornehmlich in zwei, nun schon ganz von einander gesonderten Erscheinungen entgegen: a) in dem eigentlichen Spiritismus, der alle magischen Wirkungen hervorgerufen sein läßt durch höhere intelligente Wesen resp. durch die Geister der Verstorbenen und b) in dem Okkultismus, der in mehr wissenschaftlicher Weise für die magischen Wirkungen eine noch unbekannte Naturkraft als Ursache annimmt.

Aber selbst wenn wir von den okkultistischen Theorien ganz absehen und allein nur beim eigentlichen Spiritismus stehen bleiben, so ist bei seinen Anhängern bei weitem nicht in allen Punkten eine Einigkeit vorhanden. Zusammenstimmen sie schließlich doch nur in diesen beiden Sätzen:

1) Die Menschenseele ist unsterblich und vermag nach dem leiblichen Tode mit den Nachlebenden in Verbindung zu treten und eine Reihe physikalischer und psychischer Phänomene hervorzurufen, die der Mensch — wenigstens nach unserer gegenwärtigen Kenntnis der Naturkräfte und des Seelenlebens — nicht hervorzurufen vermag.

2) Damit die Geister resp. die Seelen der Verstorbenen mit der Menschenwelt in Verbindung treten können, ist ein besonders beanlagter Mensch, ein sog. Medium, als Mittelsperson erforderlich.

Diese Sätze sind nicht neu. Es ist durchaus nicht schwer, in den allerältesten schriftlichen Überlieferungen ähnliche Gedanken zu finden, ja hin und wieder selbst bestimmte Anweisungen zu lesen, wie man sich mit den Geistern in Verbindung setzen könne. Ich denke unter anderem an die ausführliche Schilderung bei Homer, wie der Held Odysseus es anstellte, um mit seinen kürzlich verstorbenen Freunden zu reden. Neu ist im Spiritismus der Gegenwart nur die Form, die Methode.

Das Tischrücken, das die Amerikaner vor etwas mehr als einem halben Jahrhundert entdeckten, ist nachweislich die Veranlassung gewesen, daß der Spiritismus überhaupt in weiteren Kreisen bekannt wurde. Die sonderbare Behauptung, daß ein Tisch sich dadurch in Bewegung setzen soll, daß ein Kreis von Menschen sich um ihn setzt und die Hände ruhig auf ihm ruhen läßt, mußte notwendigerweise Aufsehen erregen. Das war etwas, was alle untersuchen konnten, denn ein Tisch fand sich schließlich überall. Es ist eine bekannte Tatsache, daß vor zirka 50 Jahren eine wahre „Tischtanzepidemie" in Europa wütete. Tische zum Tanzen zu bringen, war damals ein Gesellschaftsspiel, das alle probieren wollten. Erst als man sich davon überführt hatte, daß sich dies ohne Schwierigkeit machen ließ, schlief das Interesse dafür ein.

Natürlich wurde nicht jeder, der sich mit Tischrücken amüsierte, gleich schon ein gläubiger Spiritist; aber es trug doch wesentlich dazu bei, daß sich die

Leute nun auch mit den vielen anderen merkwürdigen Phänomenen beschäftigten, die in Gegenwart der Medien hervortraten, und daß sie sich über die Lehre, mit der das alles auf's Engste zusammenhing, Aufschluß zu verschaffen suchten. Indessen eigentliche Anhänger und gläubige Jünger fand der Spiritismus doch nicht so sehr wegen seiner Theorien über den Verkehr mit Geistern, als vielmehr wegen des religiösen Gehalts seiner Lehre. Der Grundgehalt aller der spiritistischen Lehren ist nämlich der: „Ein Gegensatz von Gut und Böse existiert nicht; man kann nur von mehr oder weniger Vollkommenen reden. Das Unvollkommene wird sich entwickeln und allmählich vollkommen werden. Demnach gibt es auch keine bösen Geister; alle, auch die untersten, werden zuletzt vollkommen und selig werden. Mithin gibt es eine ewige Verdammnis nicht".

Nur durch diesen religiösen Kern der Lehren ist der ungeheure Erfolg des Spiritismus in unseren Tagen verständlich. Für die große Masse seiner Anfänger ist er schlechthin die Religion, weil er den natürlichen Instinkten entspricht und vor allem mit dem unbequemen Kirchendogma von einem Gericht nach dem Tode gründlich aufräumt.

Nun verstehen wir auch, warum sich der Spiritismus so hartnäckig wehrt gegen jeden Versuch einer natürlichen Erklärung der mediumistischen Phänomene. Es ist ihm ja vor allem um das Eine zu tun, eine Garantie zu haben für die Richtigkeit seiner Mitteilungen über das Jenseits und über den Zustand der Abgeschiedenen, kurz über das, was ich den religiösen Kern seiner Lehre nannte. Diese Garantie aber hat er nicht, wenn er nicht länger glauben darf, daß diese Mitteilungen wirklich von Geistern herrühren.

Es ist somit auch ein Glaube, der dem Spiritismus zu Grunde liegt, aber ein „Beiglaube", ein Überbleibsel aus lange vergangener Zeit, ein Rest gestorbener Weltanschauung im modernen Gewande.

Wem vergleiche ich den Aberglauben?

Ich vergleiche ihn dem Meere. Friedlich liegt das Meer vor mir im Sonnenschein, froh wie ein Kind plätschert und wogt es auf und nieder, und seine murmelnden Wellen regen zum Sinnen und Träumen an. Aber dasselbe Meer, wie ist es so anders, wenn der Wind darüber hinfegt und der Sturm heulend, gellend darüber hinschreit, — dann rast es und schäumt es und grauschwer gehen die Wogen.

Geradeso ist der Aberglaube.

Bald ist er harmlos und lieblich, Sage und Märchen, „Poesie des Lebens;" — bald wieder schauerlich und unheimlich und erfüllt die Seele mit Grausen.

Aber sein eigentliches Wesen ist wie beim Meer die Tiefe, die Abwendung von der oberen Welt des Lichts.

Er ist Nachtleben des menschlichen Geistes.

❀ ❀ ❀

Zuschriften an die Redaktion.

Replik.

Von Heinrich Rosenthal (Reval).

In den Heften Nr. 6 (S. 513—526) und Nr. 7 (S. 601—613) dieser Zeitschrift hat der Redakteur der „Nordlivländischen Zeitung", Herr Arnold Hasselblatt, mein im September vorigen Jahres erschienenes Werk „Kulturbestrebungen des estnischen Volkes" einer eingehenden Besprechung unterzogen. Zuvörderst bitte ich den Herrn Rezensenten meinen verbindlichsten Dank zu empfangen für das rege Interesse und eifrige Studium, das er diesem Buch gewidmet hat. Leider ist das Resultat, zu welchem er gelangt ist, für mich ein höchst betrübendes. Er sagt (S. 515 der Rezension): „Und doch wird jeder historisch geschulte und mit dem heimatlichen Entwicklungsgange vertraute deutsche Leser das Buch mit bitterer Enttäuschung und nicht zurückzudämmendem Unwillen aus der Hand legen." Dieses Urteil ist hart und einseitig; hart, weil es zum Teil auf kleinlichen Ausstellungen beruht, einseitig, weil es von falschen Voraussetzungen ausgeht und an die Schrift Anforderungen stellt, deren Erfüllung in den Rahmen derselben nicht hineinpaßt. Ich habe keine umfassende, ausführliche Kulturgeschichte der baltischen Provinzen oder des estnischen Volkes geschrieben, auch nicht die Kulturentwicklung desselben in extenso behandelt, sondern ich habe, wie der Titel prägnant angibt, die hauptsächlichsten Kulturbestrebungen des estnischen Volkes während eines engbegrenzten Zeitabschnittes, „während eines Menschenalters", geschildert, also Bestrebungen besprochen, die vom Volk selbst und dessen intelligenten Vertretern ausgingen, um die Kulturgüter anderer Völker zu erwerben und bei sich einzubürgern. Die von einander abweichenden Anschauungen der hervorragenden Führer über die einzuschlagenden Wege, die Versuche zur Schaffung von Kulturstätten, das Leben und Treiben in diesen und die Leistungen derselben, das heiße Ringen um die alleinige Führerschaft, kurz die nationale Bewegung der Sturm- und Drang-Periode bildet den Gegenstand der Darstellung und eröffnet dadurch einen „Einblick hinter die Kulissen," wie der Herr Rezensent richtig bemerkt. Alles übrige ist Nebensache. Die Verdienste der deutschen Männer, die anfangs diesen Bestrebungen ihr Wohlwollen schenkten, später aber ihre Mitarbeit ablehnten, können in diesem Werke nur insoweit in Betracht gezogen werden, als sie den nationalen Unternehmungen förderlich oder hinderlich waren. Eine andere Beurteilung kann im Buche nicht gefunden werden. Dieser Standpunkt allein ist maßgebend. Es ist eine Tragödie, die vorgeführt wird. Ein Leser meines Buches schrieb mir, es mache einen ergreifenden Eindruck, denn fast alle Gründungen sind gescheitert, oder wenigstens nicht das geworden, was die Initiatoren hofften oder wünschten. Nichtsdestoweniger hat ihre Idee gesiegt. Darin ist eine weise geschichtliche Lehre enthalten. Die höhere Macht, welche

die Geschicke der Menschheit und der Völker lenkt, benutzt die auserkorenen Akteure nur so lange, als sie derselben zur Ausführung ihrer Absichten bedarf; dann beseitigt sie sie. Das wird einem Historiker leicht verständlich sein.

Ferner ist mein Buch auf Grund persönlicher „Erinnerungen" und privater Materialien verfaßt, die von einem zukünftigen Geschichtsschreiber der Kulturentwickelung unseres Landes als zuverlässige Quelle benutzt werden können. Sie würden nach meinem Tode für die Nachwelt verloren sein. Deshalb habe ich sie veröffentlicht. Darin sieht auch der Herr Rezensent den Hauptwert meines Buches (S. 515 d. R.). Mehr hätte er in demselben nicht suchen sollen, denn mehr konnte und wollte es nicht bieten. Ein Geschichtswerk ist es nicht.

Von diesem hier skizzierten Gesichtspunkt aus wird mein Werk betrachtet werden müssen, um zu einem richtigen Urteil zu gelangen, von diesem werden auch die Ausstellungen des Herrn Rezensenten zu beleuchten sein, um seine eingangs angeführte Resolution zu bewerten. Für die Zurechtstellung einiger mir leider untergelaufener Lapsuse quittiere ich dankend.

Auf S. 516 der Rezension wird mein Ausspruch auf S. 15 meines Werkes bemängelt, daß Dr. Robert Fählmann und Dr. Friedrich Kreutzwald bloß „die Vorgänger Hurts" genannt und ihre Verdienste nicht genügend gewürdigt werden. Was diese hochverdienten Männer für die Ausbildung der Sprache ihres Volkes u. s. w. geleistet haben, ist auf der angegebenen Seite meines Buches einwandfrei angeführt, ja sie sind als „Bahnbrecher auf diesem Gebiete" bezeichnet. Ihre Sammlung der Bruchstücke des Kalewipoeg und namentlich die poetische Verbindung dieser zu einem Ganzen durch Kreutzwald sind unvergängliche Verdienste. Das Nationalepos ist durch die Übersetzung ins Deutsche auch außerhalb des estnischen Volkes bekannt geworden. Aber die systematische Sammlung der Volkslieder durch Hurt übertrifft dieses Werk nicht nur an Umfang, sondern auch an wissenschaftlicher Bedeutung bei weitem. Bis jetzt sind erst drei starke Bände, von denen jeder den Kalewipoeg um das Doppelte, ja Dreifache an Seitenzahl übertrifft, gedruckt. Sie enthalten die Lieder der Setukesen, der Pleskauer Esten, und sind zum größten Teil von Hurt persönlich aufgeschrieben. Eine ausführliche Inhaltsangabe der Lieder in deutscher Sprache ist von Hurt jedem Bande beigefügt. Die übrigen Manuskripte, die vermutlich noch 10—15 ebenso starke Bände ergeben werden, liegen bis jetzt leider ungedruckt im Archiv des finnischen literarischen Vereins. Dem deutschen Publikum sind diese Sammlungen wenig bekannt geworden, obgleich Hurt in der „St. Petersburger Zeitung" Nr. 353 v. 18. Dez. 1888 und auf dem archäologischen Kongreß in Riga im August 1896 über seine Sammlungen ausführlich Bericht erstattet, und eine Schrift: „Über die Pleskauer Esten oder die sogen. Setukesen" (Helsingfors 1904) in deutscher Sprache veröffentlicht hat. Aber weder der Kalewipoeg noch diese Volksliedersammlungen haben einen unmittelbaren Einfluß auf die Förderung des

Volkes ausgeübt. Sie sind „Monumenta Estoniae antiquae“, wie der Gesamttitel der Hurtschen Sammlung lautet. Zu den Kulturbestrebungen können sie nur bedingungsweise gerechnet werden. Fählmann war zur angegebenen Zeit längst tot, und Kreutzwald, der zum Ehrenpräsidenten des estnischen literarischen Vereins gewählt wurde, hat den Sitzungen desselben nur fünfmal beigewohnt, an den Arbeiten aber nicht aktiv teilgenommen, auch kein Werk unter den Editionen veröffentlicht.

Die für die estnische Sprache grundlegenden Werke von Ahrens und Wiedemann sind wissenschaftliche Forschungen gelehrter Männer, aber keine Kulturbestrebungen des Volkes. Sie sind jedoch auf S. 340 m. W. ihrer Bedeutung gemäß hervorgehoben. Die von Ahrens begründete neue estnische Orthographie begann sich während der geschilderten Periode einzubürgern. Es wird in Betreff derselben (S. 205 m. W.) berichtet, wie die Einführung allmählich erfolgte, wer dafür tätig war und warum Jannsen sich nicht dazu entschließen konnte, sie auch in seinem Hauptblatte anzuwenden. Die drei bedeutenden Werke Wiedemanns, deren Erscheinen von den estnischen Schriftstellern mit Freude und Begeisterung begrüßt wurde, bedurften keiner speziellen Erwähnung oder eingehender Würdigung. Das konnte und mußte als bekannt vorausgesetzt werden. Bei der Besprechung des Jubiläums dieses Gelehrten brauchten nicht die Ovationen der Akademie der Wissenschaften und verschiedener gelehrter Gesellschaften angeführt zu werden, nur wie die Vertreter des estnischen Volkes, die Deputation des literarischen Vereins (S. 149 m. W.) und die Dichterin Koidula (S. 101 m. W.) ihren Dank dem hochverehrten, verdienstvollen Manne darbrachten, wird berichtet.

In meiner Schilderung der „nationalen Jubiläumsfeier“ vom Jahre 1869 findet der H. Rez. „manche nicht geschmackvolle nationalistische Bemerkung eingestreut“ (S. 517 d. R.). Diese Feier wurde zum Andenken an die vor 50 Jahren erfolgte Aufhebung der Leibeigenschaft veranstaltet, war also ein nationales Fest des estnischen Volkes, für die in Dorpat lebenden Deutschen hatte es keine Bedeutung. Daß diese aber in der freundlichsten Weise dasselbe förderten, ist in meinem Buch rückhaltlos hervorgehoben, ebenso auch genau auseinandergesetzt (S. 52 und 53 m. W.), warum es erforderlich war, an die Spitze des Festkomitees einen „angesehenen, hervorragenden Pastor“ zu berufen, und gleichzeitig berichtet, daß der Konsistorialrat Willigerode „bereitwillig darauf einging und voll edler Begeisterung an die Spitze des Unternehmens trat“. Sollte ein noch größeres Lob erforderlich sein? Das Bewußtsein einer uneigennützigen Tat ist doch wohl der beste Lohn für dieselbe. Meine Aufgabe bestand darin, das Verhalten und die Stimmung des Volkes wiederzugeben, das zum ersten Mal sich in großer Anzahl versammelt hatte, um ein Fest zu begehen, das einer nationalen Erinnerung gewidmet war, und mit musikalischen Leistungen hervorzutreten, die die Zuhörer befriedigen sollten. Die Erinnerung bezog sich auf die Aufhebung der

Leibeigenschaft. Nur ein stumpfes Gemüt hätte bei dieser Gelegenheit nicht an seine Vorfahren und deren Lebenslage gedacht. Diese von mir andeutungsweise erwähnte Stimmung mit beißendem Spott zu bekritteln, ist unschön. Daß die beiden Festpräsidenten, Willigerode und Jannsen, in ihren Zeitungsberichten die Leistungen der Sänger nur als „mehr oder weniger tapfer" und „selbstverständlich relativ — gut" bezeichnen, während ich „mit superlativischen Beiwörtern verschwenderisch umgehe" (S. 519 d. R.), findet seine natürliche Erklärung darin, daß die verantwortlichen Leiter des Festes doch wohl selbstverständlich nur in möglichst bescheidenen Ausdrücken urteilen konnten, während ich die Eindrücke der Zuhörer, der Laien, des Volkes wiederzugeben versucht habe. Diese waren aber „superlativisch", sonst hätte das Fest keinen nachhaltigen Einfluß auf die spätere Entwicklung ausüben können.

Da der H. Rez. auch auf das von mir erzählte Kuriosum der Farbenzusammenstellung schwarz-weiß-rot zurückkommt, so muß ich bemerken, daß die in der „N. Dörpt. Ztg." vielleicht absichtlich gegebene Erklärung von der „Dörptschen Bauerntracht" schon damals nur naiven Lesern genügen konnte; die eigentliche Tendenz, die noch durch das von Willigerode getragene Farbenband markiert wurde, war jedem vorurteilslosen Festteilnehmer klar. Sie zu leugnen, liegt auch kein Grund vor. Er sollte offensichtlich bekunden, daß er als nationaler Deutscher dem Fest seine Mitwirkung nicht versagt habe. Nur war die Ostentation bei dieser Gelegenheit nicht ganz passend, sie ist seiner „jünglingsfreudigen Schwärmerei", wie der H. Rez. sagt, zu gute zu halten. Die Imputation aber, daß es ihm „nicht ganz gut gegangen wäre, wenn damals der nachmalige Historiograph dieses Festes Polizeimeister gewesen wäre" (S. 518 d. Rez.), weise ich mit Entrüstung zurück.

Was die Begründung der St. Petri-Gemeinde in Dorpat (S. 519 d. R.) anlangt, so ist dieselbe, wie auf S. 87 meines Buches deutlich ausgesprochen ist, nur angeführt, um den für die neue Gemeinde gewählten Pastor Wilhelm Eisenschmidt, der bei der Gründung des ersten landwirtschaftlichen Vereins, des literarischen Vereins und namentlich als Kassenvorsteher des Hauptkomitees der Alexanderschule mit großem Eifer an den nationalen Unternehmungen mitgearbeitet hat, „den Lesern dieses Werkes vorzustellen". Die Gründung einer neuen Gemeinde ist keine Kulturbestrebung des Volkes, sondern eine rein kirchliche Angelegenheit. Die Geschichte der erwähnten Gründung gehört also nicht in mein Werk. Es konnten daher auch nicht die Verdienste des Justizbürgermeisters Kupffer und des Pastors der St. Marien-Gemeinde Willigerode, ohne deren tatkräftige Förderung und bereitwillige Zustimmung der Gründung beträchtliche Hindernisse entgegengetreten wären, näher beleuchtet werden. Sie erfolgte aber „auf Jannsens Initiative", was hervorgehoben werden mußte, weil er nicht nur mit den maßgebenden Persönlichkeiten in dieser Angelegenheit vielfach zu konferieren hatte, sondern auch bei der Predigerwahl einen bedeutenden Einfluß ausüben konnte.

Der Herr Rezensent hält es für gut, die Angabe (S. 17 m. W.) zu bezweifeln, daß infolge einer Verfügung des Kurators von Bradke (also nicht Bradtke) mir im Jahre 1856 die Aufnahme ins Gymnasium verweigert wurde, übersieht aber, was auf der folgenden Seite des Buches steht, daß diese Verfügung auf Protest der Bürgerschaft „nach kurzer Zeit" aufgehoben wurde, und dann erst die Gründung der Parallelklassen erfolgte. Wer die für diese als Schulgeld stipulierte „recht hohe Zahlung" zu leisten imstande war, konnte natürlich nicht zurückgewiesen werden. Daher sind auch „Bürgerliche" zu Klassenkameraden Friedrichs von Bradke geworden. Auch ich wurde es in Tertia (S. 20 m. W.). Der angeführte Schüler Edmund Jensen aus Dorpat hieß übrigens Edmund Jansen (also auch ein Lapsus seitens des Herrn Rezensenten *). Über ihn s. Album academicum № 8133. Eine Tatsache aber, die nicht ohne Einfluß auf mein Leben geblieben ist und im Gemüt des Knaben einen tiefen Eindruck hinterlassen hat, bestreiten zu wollen, hat keine Berechtigung.

Als „typisch dafür, wie lückenhaft und ungerecht die Vergangenheit und die Schilderung der allgemeinen Zustände von mir behandelt wird" (S. 522 d. R.), führt der Herr Rezensent zum Beispiel meine Schilderung der bäuerlichen Wohnhäuser (S. 29 m. W.) an. Sie ist dem Rückblick auf die Lebenslage der Esten (S. 21 m. W.) entnommen, für welchen die von mir benutzten historischen Quellen in der Anmerkung zitiert sind. Dieser sehr kurz gefaßte Rückblick, der allgemein bekannte geschichtliche Tatsachen rekapituliert, diente mir zum Entwurf des Hintergrundes, auf welchem die später dargestellten Ereignisse sich abspielen. Die Schilderung des Zustandes der Wohnhäuser bezieht sich also auf die Zeit vor den erzählten Geschehnissen, vor „der ersten Wirksamkeit Jannsens", womit das folgende Kapitel beginnt, demnach etwa auf die fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts. Hierüber kann auch kein Zweifel aufkommen, da in demselben Zusammenhang die estländische Bauerverordnung v. J. 1857 mehrmals angeführt wird. Zur Widerlegung meiner Ausführungen beruft sich der H. Rez. auf einen von Dr. Weske im J. 1876 in der Gelehrten Estnischen Gesellschaft gehaltenen Vortrag über den „Kulturfortschritt im Leben der Esten". Bei genauer Analyse ergibt es sich jedoch, daß die angeführtem Daten (S. 522 d. R.) meine Angaben nicht entkräften, sondern sogar bestätigen. Es heißt dort: „Die ersten Fenster mit Glasscheiben kamen in einigen Gebieten bereits 1816 auf, in andern aber erst 1846. Gegenwärtig (1876) existiert keine Wohnung eines Gesindewirts, deren Fenster ohne Scheiben wären; schon vor 10 Jahren (1866) mögen nur wenige solcher Bauerhöfe zu finden gewesen sein". Aber noch 10 Jahre früher (1856), aus welcher Zeit „meine frühesten Jugenderinnerungen"

*) Es handelt sich um einen Druckfehler, der nicht dem Autor, sondern dem Korrektor zur Last fällt. Die Redaktion.

stammen, gab es deren demgemäß doch wohl noch recht viele. Die vereinzelten Ausnahmen „in einigen Gebieten" vermögen das von mir gezeichnete Allgemeinbild nicht zu beeinträchtigen. Weiter heißt es: „Schornsteine für ihre Wohnhäuser begannen unsere Bauern schon 1821 zu errichten; hiermit ist es aber nur langsam vorwärts gegangen. Die große Mehrzahl wohnt aber in rauchfreien, warmen Kammern" (zur Zeit, als der Vortrag gehalten wurde, 1876). Zwanzig Jahre früher, in den fünfziger Jahren, waren also Schornsteine nur selten anzutreffen, da es mit deren Errichtung „nur langsam vorwärts gegangen ist" und 1876 erst „die große Mehrzahl in rauchfreien Kammern wohnte". Ferner: „Seit 10—12 Jahren (also um 1865) haben die Bauern Petroleum statt des Kienspans zu brennen begonnen". Folglich war letzterer auch nach dem Zeugnis des genannten Gewährsmannes das einzige Beleuchtungsmittel in der von mir geschilderten Zeit.

Im weiteren wendet sich der H. Rez. in allgemeiner gehaltenen Äußerungen gegen die Tendenz meiner Schrift, vermißt überall Anerkennung der Verdienste der Deutschen und sucht die letzteren wegen ihres Verhaltens zu den nationalen Bestrebungen zu rechtfertigen. Darauf führt er als Ergänzung „des unzulänglichen Bildes," das mein Buch bietet, statistische Angaben über „die Volksschule in Livland" von Seminardirektor Hollmann an, ferner eine Rede des Propstes E. Hasselblatt, die die Jahreszahlen der Aufhebung der Leibeigenschaft in den verschiedenen Staaten Europas enthält, betont darauf die evangelisch-lutherische Glaubensgemeinschaft der Esten und Deutschen und weist darauf hin, was im Bewußtsein dieser Gemeinschaft seitens der deutschen Pastoren für die Esten geschehen sei; behauptet weiter, daß das gemeinsame Rechtsbewußtsein in die „Denkweise des estnischen Volkes und in seine Rechtsanschauungen übergegangen" sei, was meines Wissens nicht zutreffend ist, da sonst die Gerichtsreform nicht mit Freuden begrüßt worden wäre, und lobt alsdann das von der Landesvertretung verteidigte heimatliche Eigenleben, wodurch auch die estnische Eigenart geschützt worden sei. Darlegungen über diese Themata konnten in meinem Buche keinen Platz finden, da sie wohl Leistungen *für* das estnische Volk, nicht aber *Bestrebungen des Volkes* behandeln. In seinem Eifer, die Verdienste der Deutschen zum Besten der Esten noch deutlicher hervorzuheben, läßt sich der H. Rez. dann dazu verleiten, einen argen Fehler zu begehen und eine Hypothese vorzutragen, indem er die Esten mit den ihnen stammverwandten Mordwinen, Syränen, Wogulen u. s. w. vergleicht. Er sagt (S. 607 d. R.): „Wäre hier der deutsche Ordensstaat nicht begründet worden, so hätten diese Gebiete dem Andrang der volkreichen Russen schwerlich widerstehen können und so wäre den Esten wohl eine ähnliche Entwicklung beschieden gewesen, wie etwa den Karelen, den Setukesen, Mordwinen u. s. w." Das ist absolut unhistorisch. Die Geschichtswissenschaft hat es nicht mit vagen Vermutungen zu tun, sondern darf nur mit realen Tatsachen rechnen.

Am Ende der Abhandlung zollt der H. Rez. meinem Buche aber doch auch einige Anerkennung. Er sagt (S. 611 d. R.): „Die Bedeutung des Sängerfestes finden wir übersichtlich dargelegt . . . . . Es bietet viel wissenswerten Stoff . . . . Wir sehen, was alles eine frisch aufschießende Jungkraft unternehmen kann." Nur dieses darzustellen, lag in meiner Absicht, mehr nicht. Wer Abschweifungen von diesem Thema erwartet hat, mußte enttäuscht werden. Das ist aber nicht meine Schuld. Im Schlußsatz der Rezension begegnen sich endlich unsere Wünsche (S. 612 d. R.): „Die Zukunft wird die Frage beantworten, ob den Bewohnern der Ostseeprovinzen Rußlands je eine Zeit anbrechen wird, wo der Nationalismus zu Gunsten einer tieferen Bewertung gemeinsamer Heimatinteressen und zu gemeinsamer Arbeit für das Landesganze von innen heraus mehr zurücktreten wird." In meinem Buche ist derselbe Gedanke in folgende Worte gefaßt (S. 368 m. W.): „Die Aufgabe des XX. Jahrhunderts wird es sein, die getrennten Nationen zu einen, die Völkerschaften, die auf einer gemeinsamen Scholle leben, in Eintracht zu verbinden und dieselben ohne Ansehen der Abstammung auf Grund persönlicher Tüchtigkeit zu positiver Kulturarbeit anzuspornen, die allen Völkern zu gute kommen kann." Das ist das hohe ideale Ziel, nach welchem sowohl die Parteigenossen des H. Rez., als auch meine Landsleute streben sollten. Ich hege die Hoffnung, daß mein Buch, trotz der gegenteiligen Ansicht des H. Rez., zur Verwirklichung dieser Idee doch etwas beizutragen vermag.

Es erübrigt noch, auf einen Passus meines Vorwortes kurz einzugehen, den der H. Rez. zweimal anführt. Er lautet (S. 6 m. W.): „Allerdings werden sich die deutschen Leser vom nationalen Chauvinismus emanzipieren müssen. Die Schrift erheischt eine objektive Beurteilung. Wenn in derselben die politischen Fehler, die vonseiten der Deutschen begangen worden sind, nachgewiesen werden, so ist das nicht aus Parteileidenschaft, aus Haß oder nationaler Verblendung geschehen, sondern mit aufrichtigem Bedauern, aus Liebe zur Heimat und zur Ehre der Wahrheit". Den ersten Satz hat der H. Rez. nicht beachtet, er ist der darin enthaltenen Aufforderung nicht nachgekommen. Nationale Chauvinisten gibt es nicht nur unter den Esten, deren Treiben in meinem Buche zur Genüge verurteilt worden ist, sondern auch unter den baltischen Deutschen in nicht unbeträchtlicher Zahl. Ich erinnere bloß an den im Februar des vorigen Jahres erfolgten Beschluß in der Gelehrten Estnischen Gesellschaft, „die Erforschung der Vorzeit und Gegenwart des estnischen Volkes in den Hintergrund treten zu lassen". Ähnliche Tendenzen machten sich schon während des von mir behandelten Zeitabschnittes bemerkbar und wurden von den Führern der estnischen Bestrebungen rechtzeitig erkannt. Sie haben, ebenso wie der estnische Nationalismus, viele der besprochenen Unternehmungen gefährdet und konnten daher in meinem Buche keine Billigung finden. Aus diesem Grunde mußten Tadel und Vorwürfe gegen sie ausgesprochen werden. Wer diese ungerecht findet, stellt sich auf

den deutsch-nationalistischen Standpunkt, von welchem aus kein objektives Urteil gewonnen werden kann. Daher hat der H. Rez. auch dem zweiten Satz des angeführten Passus nicht Genüge geleistet und einseitige Schlüsse gezogen. Im dritten Satz erkläre ich, daß in der Schrift die politischen Fehler, die von seiten der Deutschen begangen sind, nachgewiesen werden. Diese können keinenfalls meinerseits Lob beanspruchen. Ich füge aber die Versicherung hinzu, daß mich nicht Parteileidenschaft, Haß oder nationale Verblendung geleitet haben. Der H. Rez. kann nicht umhin, dieses, wenn auch mit Einschränkungen, zuzugeben. Er sagt (S. 516 d. R.): „Das Buch atmet nicht Haß wider die Deutschen" und (S. 523 d. R.): „Der Verfasser ergeht sich ja allerdings nicht in starken Ausdrücken wider die Deutschen", aber er vermißt (S. 525 d. R.) „einen wirklich überzeugenden Ausdruck des aufrichtigen Bedauerns, wenn der Verfasser auf Schattenseiten bei den Deutschen zu sprechen kommt". Ein solcher kann aber bei aufmerksamer Lektüre des Buches wohl gefunden werden. Er ist enthalten in der Konstatierung der beklagenswerten Tatsache, daß diejenigen Deutschen, die anfangs den nationalen Bestrebungen freundlich gesinnt waren und sie förderten, später denselben feindlich entgegentraten. Was aber die Liebe zur Heimat anlangt, die sich in der Arbeit zum Besten derselben äußern muß, so findet der H. Rez. offenbar, daß diese, ebenso wie seit Begründung des deutschen Ordensstaats, auch gegenwärtig noch durch die Landesvertretung in ausreichendem Maße geleistet wird und allen Bewohnern zugute kommen kann, sonst hätte er es nicht für notwendig gehalten, die Erfolge dieser Tätigkeit ausdrücklich als Ergänzung meiner Schrift hinzuzufügen. Ich dagegen suche das Wohlergehen unserer Heimat in der gemeinsamen Arbeit aller drei Völker, die dieselbe bewohnen. Deshalb habe ich die Vorzüge und Fehler, die Licht- und Schattenseiten jeder einzelnen dieser Nationen, sowohl der Deutschen und Russen, als auch der Esten ohne Vorurteil abzuwägen und in objektiver Weise zu beleuchten versucht, „soweit es einem Menschen überhaupt möglich ist" (S. 331 m. W.). Der Schlußabschnitt ist speziell dieser kritischen Sichtung gewidmet. Nicht Lob allein führt zur Selbsterkenntnis, sondern auch Tadel von unbeteiligter Seite. Auf solchem Wege suchte ich meine Heimatliebe zu bekunden, in dieser Weise hoffte ich zum Wohl meines Heimatlandes beitragen zu können. Daß dieser Standpunkt kein falscher ist, haben verschiedene Urteile, die mir schriftlich und mündlich zugegangen sind, bestätigt. Unlängst nahm ein sehr angesehener deutscher Literat Revals eine Gelegenheit wahr, um sich in ein längeres Gespräch mit mir über mein Buch einzulassen. Unter anderem sagte er, es sei schade, daß dieses Buch nicht schon vor zehn Jahren erschienen sei; denn dann hätte sich wohl manches in unserem Lande anders gestaltet, als es leider gekommen ist. Dieser und ähnliche Aussprüche bestärken mich in meinen Ansichten trotz mißbilligender Kritiken. Eine Polemik meines Buches wegen zu eröffnen, liegt mir fern. Habent fata sua libelli.

Antwort.

Von A. Hasselblatt (Dorpat).

Es ließe sich ja gegen diese „Replik" mit Gegenausführungen recht erheblich in allem Einzelnen anstreiten. Ich verzichte darauf. Ich ziehe es vor, in der Hauptsache es dem aufmerksamen Leser zu überlassen, das Urteil darüber zu finden, in wieweit meine Besprechung des Dr. Rosenthalschen Buches auf festem Boden beruht uud in wieweit die vorstehenden Entschuldigungs-, Rechtfertigungs- und Angriffsversuche der „Replik" das Gepräge innerer Überzeugungskraft oder aber den Stempel angestrengten Deutelns und Zurechtrenkens an sich tragen.

Über einige Dinge läßt sich ja überhaupt nicht gut streiten — z. B. über Geschmacksfragen, wie im Fall Willigerode. Er, der Deutsche mit dem so überaus estenfreundlichen Herzen, hatte sich für das 1. estnische Sängerfest dermaßen ins Zeug gelegt, wie nur sehr wenige nationale Esten, so daß man für das Andenken wenigstens dieses Deutschen bei dem estnischen Historiographen des Festes nur Gefühle reinen Dankes voraussetzen mochte. Da habe ich es nicht als geschmackvoll empfunden, daß Herr Rosenthal gerade ihm etwas aufmutzt, nämlich die „Farben des Norddeutschen Bundes" — dazu noch mit der spezifisch russisch-staatsbürgerlich gefärbten Loyalitätserinnerung an die „seit 1½-hundert Jahren zu Rußland gehörige Kreis- und Universitätsstadt Dorpat." — Es steht natürlich jedem frei, den Autor um den in diesem Falle bewiesenen Geschmack zu beneiden oder nicht. — — Beiläufig bemerkt, hat es mich eigenartig berührt, daß Herr Rosenthal in seinen „Erinnerungen" den betreffenden Passus mit dem Satze schließt: „Der Grund für die Wahl dieser Farben entzieht sich meiner Beurteilung", jetzt aber, nachdem ich Willigerodes eigene Erklärung dafür beigebracht habe, in seiner „Replik" ganz genau sehr andere, angeblich ganz klar und offensichtlich zutage getretene Motive hervorzuholen weiß.

In anderen Punkten verzichte ich auf eine Diskussion, weil deren Wert nicht im richtigen Verhältnis zu dem notwendigen Maße ihrer Ausdehnung stände — so in der Frage Kreutzwald-Hurt (wo ich behauptet hatte, daß Kreutzwald m. E. mit seinem „Kalewipoeg" auf literarischem Gebiet „für das estnische nationale Emporkommen Grundlegenderes" geschaffen habe, als Hurt), oder in dem angeblichen v. Bradkeschen Verbot, wo die „Replik" mit ihrem Hinweise auf die baldige Aufhebung der Anordnung gänzlich an der Sache vorbei disputiert. Ich mag es nicht unternehmen, hier lang und breit vorzudemonstrieren, wie für den vom Autor behaupteten ungeheuerlichen Zweck der Anordnung des Kurators: „zu verhindern, daß sein Sohn mit Kindern bürgerlichen Geblüts in einer Klasse unterrichtet werde," auch nicht der Schimmer eines aus den Tatsachen zu eruierenden Anhaltspunktes nachbleibt.

Am stärksten betont der Verfasser der „Erinnerungen" in seiner „Replik", daß ich an sein Buch zu weitgehende Anforderungen gestellt hätte, indem er, wie er in verschiedenen Wendungen wiederholt versichert, nicht eine „Kulturgeschichte" der baltischen Provinzen oder des estnischen Volkes habe schreiben wollen, sondern nur die hauptsächlichsten „Kulturbestrebungen des estnischen Volkes" während eines eng begrenzten Zeitabschnittes geschildert habe.

Ja, wenn Hr. Rosenthal doch wirklich das und nur das getan, wenn er doch nur das selbst von ihm Erlebte unparteiisch geschildert hätte! Dann wäre ihm und dem Buche geholfen gewesen. Er hat sich aber eben leider nicht darauf beschränkt. Er ist vielmehr auf die unglückliche Idee geraten, ohne alle historische Durchbildung geschichtliche Hintergründe entwerfen und „politische Fehler den Deutschen nachweisen", ihnen auch sonst gelegentlich eins auswischen zu wollen. — Wenn aber das von ihm proklamierte „Nachweisen" der Fehler der Deutschen in den „Rahmen" seines Buches von den „Kulturbestrebungen des estnischen Volkes" hineinpaßte, so gehörte eine adäquate Erwähnung des Nicht-Fehlerhaften, das hier von deutscher Seite getan oder angestrebt ist, durchaus auch in sein Buch. Noch mehr: sie mußte hinein, damit die Darstellung nicht einseitig, lückenhaft und historisch unwahr werde. Es war mein gutes Recht und meine garnicht abzuschüttelnde Pflicht als Rezensent, diese sträfliche Lücke wenigstens andeutungsweise zu ergänzen und mit allem Nachdruck auf die Einseitigkeit und historische Unwahrheit der angeblichen „Nachweise" den Finger zu legen.

Das Nämliche gilt von einer Reihe gelegentlicher Bemerkungen in dieser Sphäre, ganz speziell aber von dem auf S. 28—29 gegebenen „Rückblick auf die Lebenslage der Esten", der dem Vf. „zum Entwurf des Hintergrundes" der später dargestellten Ereignisse dient. — Nun wird kein Mensch dem Verfasser das Recht abstreiten, beliebig viele und beliebig lange Hintergründe zu entwerfen. Nur sollen solche Rückblicke — mögen sie nun lang oder kurz, in einer Kulturgeschichte oder in einer Geschichte von Volksbestrebungen sein — unter gar keinen Umständen schief und einseitig, sondern unter allen Umständen gerecht und historisch einigermaßen richtig sein. Das ist die billige und zugleich unerläßliche Forderung, von der nicht abgewichen werden kann, und dieser Forderung hat der Vf. nicht genügt. Wer etwa irgendwo tief in Rußland oder im Auslande, ohne eigene Kenntnis unserer Verhältnisse, den Rosenthalschen Hintergrund auf Treu und Glaube hinnimmt, wird in die gröblichste Täuschung über den damaligen kulturellen Zustand der Esten geführt; dem wird auch kein Schatten dessen aufdämmern können, was auf dem Gebiete des Schulwesens für das estnische Volk geleistet und von ihm selbst erarbeitet worden ist, keine blasse Ahnung von „gut gepflegten Obstgärten" der estnischen Gesinde schon am Ende des 18. Jahrhunderts und von all' den anderen Dingen der Art, wie ich sie aus den Dr. Weskeschen Ermittelungen in Erinnerung gebracht habe.— — Standen dem Vf. nicht genügende

historische Quellen und Kenntnisse zur Verfügung, so hätte er eben von dem im Ton erstaunlich sicher aufgetischten Hintergrunde u. dgl. m. einfach absehen müssen. Das würden weder er noch die Geschichtswissenschaft noch sonst jemand zu bedauern gehabt haben.

Wenn er aber in seiner „Replik" unverzagt nun doch behauptet, daß die Weskeschen Daten seine (Hrn. Rosenthals) Angaben „nicht entkräften, sondern sogar bestätigen", so kann ich den Leser nur bitten, durch einen nochmaligen Vergleich der Rosenthalschen Schilderung des estnischen grauen Elends und meiner Wiedergabe der Weskeschen Ermittelungen (S. 522 - 523 dieser Zeitschrift) sich gewissenhaft davon überzeugen zu wollen, welches Maß innerer Wahrheit dieser Behauptung des von Rechthaberei hingerissenen Hrn. Rosenthal einzuräumen ist.

Nach dem Vorausgeschickten nimmt es sich — um nicht mehr zu sagen — eigen aus, wenn der Herr Verfasser des „Hintergrundes" den Mut findet, über Objektivität und über das Wesen der Geschichtswissenschaft Belehrungen auszustreuen, und wenn er speziell meine — ihm, wie es scheint sehr unbequeme — Betrachtung über die mutmaßliche Entwickelung des baltischen Völkerlebens für den angenommenen Fall der Nichtbegründung des deutschen Ordensstaates als „absolut unhistorisch" in Grund und Boden verdammt. Als ob es nicht mit zur Aufgabe eines jeden denkenden Historikers gehörte, auch Entwicklungsmöglichkeiten und Entwicklungswahrscheinlichkeiten ins Auge zu fassen und als ob die von mir behandelte Frage noch niemals früher angeschnitten worden wäre! — So lege ich denn auch diesen Vorwurf, „absolut unhistorisch" verfahren zu sein, gelassen zu dem Übrigen.

Ich finde aber gerade in diesem Punkte doch noch einen unerwarteten Trost. Denn Herr Rosenthal treibt mit den von ihm verpönten historischen Entwickelungsmöglichkeiten in der „Replik" selbst sein munteres Spiel; er führt uns hier einen deutschen Literaten Revals für die historische Bedeutungsmöglichkeit seines Buches vor. Dieser habe gesagt: „Es sei schade, daß dieses Buch nicht schon vor 10 Jahren erschienen sei; denn dann hätte sich wohl manches in unserem Lande anders gestaltet, als es leider gekommen ist." — Hier erörtert also die „Replik" selbst eine historische Entwickelungsmöglichkeit — allerdings neuester Art.

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Neue Bücher.

Von Helene Hoerschelmann [Irene Kjerulf],
(Otrada, Gouv. Moskau).

Es ist ein einigermaßen bunter Knäuel in Farbe und Gestalt, der diesmal vor uns liegt, und doch läßt sich bei einiger weniger Mühe ein Faden herausrollen, sollte er auch oft von ungleicher Dicke und wechselndem Glanz sein. Denn die Spreu vom Weizen sondern und doch auf der Linie bleiben, ist ja des „Merkers" Amt, wenn er dieses Amts nur getreulich zu warten sucht, wie's in den alten Meistersingern heißt: „Der Merker werde so bestellt — daß weder Haß noch Lieben — das Urteil trüben, das er fällt", womit der berühmten Objektivität, die zu deutsch so oft Farblosigkeit heißt, keineswegs das Wort geredet werden soll, vielmehr eine warme und in sich selbst klare Subjektivität stets den Vorzug hat.

Fahren wir nun zuerst mit dem gediegenen Geschütz vor, so nennen wir dabei vorderhand Gerhard Ouckama Knoop's Roman: „Die Hochmögenden" (Egon Fleischel, Berlin). Vielleicht hat sich die zugleich starke und feine Kunst Knoops noch nie in dieser ruhigen Überlegenheit geäußert, wie im vorliegenden Roman, der zugleich farbig und gemessen, pastos und nüchtern wirkt — eine nicht gewöhnliche Mischung. Es sind die Patriziergeschlechter des alten Holland, diese „Hochmögenden", und es ist das Holland des großen van Ryjn mit seinen massiven, tiefbauchigen Häusern, die in ihrer dunklen Geräumigkeit und den unermeßlichen, drin verborgenen Schätzen den hochmastigen Schiffen ihrer alten malerischen und düsteren Häfen gleichen. Das Holland mit den schwerfällig übergediegenen Männern in weißen Halskrausen und mächtigen, schwarzen Filzhüten, an Massivität ihrem Silber und Leinen gleich — den hochstirnigen, hochblonden, rosig-vollbusigen Frauen mit dem phlegmatisch-schlauen Lächeln und den kostbaren Spitzenkragen, — den üppigen Gastereien und dem strengen Kirchgang — den Schöffen, Ratsherren und der Schützengilde . . . Und es ist ein wunderbar vertrautes Leben und Weben drin für jeden, der nur halbwegs heimisch in den Gassen und Stuben, Winkeln und Treppen Rembrandts und Franz Hals', ter Borchs und Metsu's ward. Eine sonderbar chronikhafte Kühle — Ouckama Knoops spezifische Atmosphäre — weht aus diesem Buch, die einen nicht immer bis zum Warmwerden kommen läßt, dafür aber den Blick klar zur Überschau hält, daß man wahrhaftig mit Augen jene alten Bilder zu schauen meint, die einem durch die „Nachtwache" und die „Tuchmacherzunft", den „l'homme à l'épée" und den „Liebesbrief" längst zu unveräußerlichem Eigentum geworden.

Enckhuysen, die kleine, durch Schiffhandel und Heringsfang mächtig und reich gewordene Hafenstadt mit ihrer Üppigkeit und ihrem sachte, doch unerbittlich bergabrollenden Schicksal, wird uns in einer stillen Konsequenz entwickelt, die wohl an die grausame Hand des leidenschaftslosen Sezierers gemahnen dürfte — klänge nicht, hier und da nur und gedämpft, eine leichte Wehmut durch, — so gedämpft, wie alles in dieser versunkenen Stadt, — die uns etwas vom Herzblut des Dichters ahnen lassen will. Die Gestalten der beiden Brüder Ornia,

der sanfte, gütig-vornehme Wybrand und Edzard, der bizarre, geniale Sonderling, sind lebendig geschaute Persönlichkeiten, und oft dünkt's einen schier, es seien dem Schöpfer Farben aus Rembrandts eigner, tragischer Schicksalspalette unversehens in den Pinsel geraten. Wie fein erkennen wir das unerbittliche Absterbenmüssen dieser Enckhuysener Bürger, sobald sie, losgelöst aus dem Stammboden der Tradition, voraussetzungslos, der alten Stützen beraubt, in Nichts zergehen. Scharf und gespenstisch zugleich, in wahrhaft künstlerischem Gemisch, leuchten diese Menschen zu uns herüber. Die stolznackige, großzügige Mutter Ornia, die Schwiegertochter Susanna mit den demokratischen Instinkten und dem kalten Überdruß am Althergebrachten, — Meynert Palensteyn, der alte Zyniker mit dem scharfen Kopf, und seine durch lange Inzucht nur noch statistenhaft wirkenden Söhne, — die zwei verschiedenartigen Geistlichen der Stadt, für Plebs und Patrizier, — Pieter Janssen, der hochstaplerische Parvenü, und dann die wenigen, die anders leben wollen, als es in Enckhuysen Sitte und Gebrauch, die da blühen — klingen — fliegen wollen, und von den Plattfüßen der kalvinistischen Bürgerschaft phlegmatisch, aber unweigerlich zertreten werden.

Ja, es ist ein starkes Buch, und auch ein stilles Leuchten ist drin, bei aller Kühle; tiefer, als in den ihm verwandten, vielgerühmten „Buddenbrooks", weil von intensiverem künstlerischen Gehalt. —

Ein ganz andres Kaliber, aber ein in seiner Art keineswegs wertloses Werk ist Alfred Schirokauers geschichtlicher Roman „Ferdinand Lassalle" mit dem Untertitel „ein Leben für Freiheit und Liebe" (mit zahlreichen Illustrationen, Porträts berühmter Zeitgenossen enthaltend; Verlag R. Bong. Berlin). Hier haben wir es mit einem Romane der Gattung zu tun, die, trotz zweifelhaften künstlerischen Gehalts, durch Stoff und Material packend wirken kann, und die oft guten Illustrationen geben dem Werk etwas Aktuelles, das belebend mitschwingt, auch wo es über ein halbes Jahrhundert zurückliegt.

Den ganzen Vordergrund nimmt die Gestalt Ferdinand Lassalles selbst ein, während der mit gediegener Sachkenntnis und nicht ohne Feuer geschilderte Hintergrund der sozialpolitischen Wirren der 50er und 60er Jahre wohl das Wesentlichste an dem Buche ist. Die ganze Entstehung der Arbeiterbewegung aus Marx' geistreichem, doktrinär-wissenschaftlichem Kopfe heraus, fast stoßweise emporsteigend zu den eruptiven Ideenausbrüchen des mehr vulkanischen als tiefgründigen Juden, breitet sich vor uns aus, daneben tauchen die sozialen, die politischen, die rein nationalen Denker, Helden und Künstler jener Jahre auf und wieder nieder.

Schulze-Delitzsch und Marx, Pietsch und Ernst Dohm, Bülow und Fritzsche, Wrangel und Roon, der junge Bebel, — dazwischen dann Freiligrath und Georg Herwegh, — und zuletzt der Überragende, Bismarck selbst, in einer in ihrer latenten Kürze nicht ohne Taktgefühl skizzierten Szene zwischen dem Heißkopf Lassalle und dem ihm mit einem gewissen ironischen Schmunzeln des Verständnisses zuhörenden Titanen. — Ein nicht unwesentliches und für Lassalles Leben unentbehrliches Glied in der langen Bilderkette aber sind die Frauen, seine Gestalt, die neben dem Arbeiterheros und Geistesmenschen nicht zum wenigsten auch den glühenden Erotiker und bel homme markiert, in dichtem Kranz umgebend .... Alle nur denkbaren Frauentypen: das einfache, schwärmerische Mädchen aus dem Volke vom Klärchen-Typus — die reife, abgeklärte Gräfin Hatzfeld — die feingebildeten, weiblichen Schöngeister jener Jahre, wie die saftige Sinnlichkeit, — alle strömen sie ihm zu

und alle finden sie freundliche Herberge in der Weitherzigkeit seiner durchaus demokratischen Natur....

Daß wir's nur gleich sagen, — und vielleicht gibt eben das der Figur Lassalles hier den Echtheitsstempel — es ist Schirokauer nicht gelungen, diesen hochstrebenden und unglücklichen Mann uns so zuzurichten, daß er das wird, was der Leser im gewöhnlichen Sinne sympathisch zu nennen pflegt. Und zwar nicht etwa nur in dem Sinne, wie das dem genial-unharmonisch Veranlagten überhaupt schwer gelingt, — sondern vielmehr wegen der unglücklichen Kombination, die in der germanisch-jüdischen Blutmischung des Helden liegt. Lassalles glänzende Redner- und Federbegabung, seine zweifellos zwingende Persönlichkeit, sein geniales Prophetentum sichern ihm einen Platz in der Reihe großer Menschen, aber seine hysterische Eitelkeit, das Weibische in seiner Natur, das in seiner speziellen Eigenart bereits zu einem der wichtigsten Untertöne seines Wesens, dem Jüdischen, hinüberleitet, zog ihn in die Tiefe. Und das machte ihn auch in Wahrheit zu dem tragischen Helden, der er war. Weit mehr als sein sensationell-berüchtigter Tod durch die Schuld Helene von Dönniges, jener schönen, niedrigen Spielart des Dämon-Weibes; mehr auch als das erschütternde Scheitern seiner utopischen Pläne, — im Grunde die verhängnisvolle Folge eben dieser seiner unseligen Anlagen. — Der Sozialhistoriker und Politiker findet reiche Anregung in diesem glänzendbewegten Buche, der feinfühlige Künstler empfindet die Farben vielleicht als grell und stark.

Und so springen wir, nicht ohne eine gewisse Erleichterung zu fühlen, zu dem feinen, weichen Wilhelm Holzamer hinüber, von dem uns hier drei Bändchen (bei Egon Fleischel-Berlin erschienen) vorliegen: „Pariser Erzählungen", „Pendelschläge" und „Gedichte". Alle diese Dichtungen des Reichbegabten, viel zu früh Heimgegangenen sind gesättigt von einer zarten, lauteren und wahrhaften Künstlerseele. Das ergreifende Vermächtnis einer leidgewohnten, in todesbangen Schwingungen sachte erbebenden Menschennatur. Wie Nebelschleier liegt hier ein müde abgeklärter, umflorter Schein über Form und Inhalt, und fast lähmte er den Leser mit leisem, doch lastendem Druck, wäre dann nicht doch wieder die starke Lebens- und Wahrheitsnote drin. Diese wirkt nun noch tragischer, wo man die starke Flugkraft der kranken Schwingen schier auf jeder Seite rauschen und erlahmen fühlt. Es ließe sich kaum empfehlen, zu viel Holzamer nacheinander zu lesen. Man wird müde. Von jener melancholischen Müdigkeit, die, ohne den modern-pathologischen Zug zu haben, doch unlustig zum Leben macht, und in dieser Feinheit um so gefährlicher auf indolente und verneinende Naturen zu wirken vermag. Wundervoll in ihrer Weichheit und Schlichtheit ist stellenweise die Sprache, in dunkler Molltonart oft direkt musikalische Wirkungen auslösend.

Von den „Pariser Geschichten" ist die kleine Geschichte des armen Pariser Mädeltypus von schlichter Lebenswahrheit, die „alte Geschichte, die immer neu bleibt". In der Skizze „aus dem Leben des Arno Strozzi" atmet die Gestalt des jungen Helden italienische Renaissanceluft, eine geniale Begabung von herber und unnahbarer Seelenreinheit, das Ganze durchsetzt von Pariser Bohême-Akzenten, in ihrer Verquickung nicht ohne zwingende Eigenart. Eine schmerzlich-süße Schönheit liegt über dem Leben dieses letzten Mohikaners aus dem alten Florenz.

Der Band mit dem für Holzamer charakteristischen Titel „Pendelschläge", in dem das Sachte, Latente schwingender Ticktacklaute dämmernd

liegt, gibt gleichfalls einige feine Schmuckstücke. Rein artistisch sind wohl die tiefsinnigen „Zwei Teppiche“ am feinsten, — von herber Schönheit „Tütje Kranje“, von zartem Duft leichter Ironie umflossen die Frühlingsgeschichte „Veilchen“, während in „Sein Sieg“ und „Der große Reichtum“ Holzamer plötzlich Töne gesunder Kraft und ethischer Tiefe findet, die wie ringendes Lebenwollen des Morituras anmuten.

Seine „Gedichte“ endlich enttäuschen auf den ersten Blick, denn sie machen uns ungeduldig mit der schier allzu stark scheinenden Versonnenheit und stillen Beschaulichkeit ihrer Klänge. Doch gilt es bei Holzamer von vornherein tiefer schürfen, um sein Edelmetall zu finden. Dann aber ertönt eine Melodie von so zarter Innigkeit, so schmerzvoller Innerlichkeit, wie ein Lied Schumanns aus seiner letzten Zeit, — eine ergreifende Klage, das Sterbelied eines allzeit bangen Lebens, das je und je sein frühes Scheiden geahnt. Das sind die zitternden Geigenstriche jenes alten Liedes „daß du so krank geworden —“, ... „und aus dem Traum dem bangen weckt mich ein Engel nur.“

Nun ein kräftiger Sprung auf massive Erde zurück, wenn wir zu Kurt Geuckes „Rust“ (Verlag von Jos. Scholz-Mainz) kommen. Dies ist ein sittlich ernstes, ideales und hochstrebendes Jugendbuch, speziell für reifere Knaben zugeschnitten, und da wohl geeignet eine fruchtbare Saat zu säen. Ein Kunstwerk ist dieser, technisch wie psychologisch gleich grob und naiv gezimmerte Roman jedenfalls nicht. Das technische Material für die Berg- und Hüttenwerke, für Hamburgs Hafenleben und Kauffahrerwesen, für Nautik und überseeisches Schiffswesen ist fleißig studiert, brav zusammengetragen. Dahinein spielt dann verwegensie Abenteuer- und Schauerromantik und ein sich zu kommunistischen Idealen steigerndes Robinsontum, wenngleich auch hier wahrhaft Erlebtes, Historisches hineinspielen mag. Das Buch mag manche träumende Tertianerseele entflammen, ist aber keins für erwachsene Leute, die das Leben kennen.

Nicht in einem Atem damit zu nennen sind die fünf neuen Erzählungen der trefflichen schwäbischen Dichterin Auguste Supper (bei Salzer in Heilbronn erschienen), so klug und so treffsicher in ihrer schlichten Knappheit, so voll tiefer Menschenweisheit und wahrer Güte, unaufdringlich durchleuchtet von einem herben, tief verinnerlichten Christentum. Dabei auch hier das, dieser begabten Frau eigene, gesunde Hereingreifen in Alltag und Wirklichkeit. Das tiefsinnige „Orakel“ und das fromme „Sein Damaskus“ scheinen uns die wirkungsvollsten der fünf kleinen Geschichten.

Als schier gar zu grell anmutender Gegensatz zur gediegenen, etwas herben Innerlichkeit der schwäbischen Dichterin präsentiert uns der Verlag Albert Langen-München zwei kleine Bändchen, von denen das eine Humoresken Robert Scheers, „Alltag eines Fröhlichen“ betitelt, im Simplizissismusstil winzige Wiener Tagessatiren aktueller und allgemeiner Natur bringt: oft mit beißendem Witz, manchmal mit wirklichem Humor, der dann auch den Nichtwiener erfreut, im allgemeinen aber doch von so stark lokaler, österreichischer Färbung in der politisch-gesellschaftlichen Nüance, daß der auswärtige Leser trotz öfteren Schmunzelns sich nicht ganz zurechtfindet. — Das zweite Bändchen aber, „Der Trampel“ von Em. Este, ist ein schlechtweg ordinäres Machwerk. Die Carrière einer schlauen und skrupellosen Bauernschönheit zur großen Kourtisane wird mit einer Grobheit, und in den Details oft mit einer Unverblümtheit geschildert, die zu

kommun ist, um witzig zu wirken, zu grell hingeschmiert, um zu interessieren. Der gebildete Leser wendet sich zugleich verekelt und gelangweilt ab. Wenn der Schmutz anfängt langweilig zu werden, ziehen wir selbst die fade Bravheit vor. —

Dafür hat Ingeborg Maria Sick bei E. Ungleich in Leipzig zwei neue Bücher herausgegeben, die beide voll Lieblichkeit und süßer Innerlichkeit sind, wie alles, was diese nicht starke, aber weiblichste aller Dichterinnen erdichtet, wenn auch nicht von dem Reichtum, dem duftenden künstlerischen Gestalt ihrer größeren Romane. „Carina" ist in Form wie Inhalt mehr eine Novelle mit der Einheitlichkeit und dem geraden, einfachen Faden einer solchen. Die Geschichte selbst ist alltäglich genug — das verträumte, blumenzarte Mädchen, das in eine brutale Ehe taumelt und mit gebrochenen Flügeln erwacht, um dann, den Geliebten ihrer Mädchenjahre wiederfindend, mit holdseliger und reiner Selbstverständlichkeit zu ihm, den sie einsam und verlassen glaubt, zu fliegen. Ein kurzes Paradiesesglück und ein jäher Tod von der Hand des geisteskrank gewordenen Gatten. Das ist das Ganze. Aber wie diese kleine Mimose Carina gestaltet ist, der Charme und die Keuschheit, die auf ihr ruhen, dies Gemisch von elementarer Natürlichkeit, süßester Wehrlosigkeit, Zerbrechlichkeit und Kinderreinheit, das eben ist die Kunst Ingeborg Sicks, die Mädchengestalten dichtet, wie neben ihr so wahr und so lieblich kaum ein andre.

„Im Schatten des Klosters" bringt acht kleine Skizzen von einer köstlichen Stille, einem Ton, der aus kühlen Gewölben und dämmrigen Kreuzgängen zu hallen scheint. Eine fast zärtliche Liebe zu dem Frieden und der Schönheit des Klosters steckt drin, aber keine katholische, sondern die des Künstlers und des müden Menschen. Alle diese Menschen drin singen das Lied vom Verzicht und der Einsamkeit, aber sie singen es ohne jene dunkle Schaurigkeit, die Klosterlieder so bitter macht, — sondern es ist ein weiches, stillgewordenes Pax vobiscum, das wundersam lockt und alle Lebenswunden heilt. Eine süße, schwermütige Frömmigkeit lebt in diesem Klosterschatten, ohne mystische Verzückung, die Frömmigkeit und die Süße von Böcklins „Geigendem Eremiten". — „Das starke Wort" und „Unser Bruder Wenzel" sind in ihrer inbrünstigen Liebesverklärung die tiefsten.

Von visionär vibrierender, unsagbarer Zartheit ist auch Anselma Heines Novelle „Die Erscheinung". (E. Fleischel, Berlin.) In unsrer pathologischen Zeit ist es etwas Seltenes um diese bei aller mystischen Übersinnlichkeit unhysterische Geschichte von den zwei Menschen, die in heißer und zarter Umschlingung verschmelzen, — zwei Seelen, die sich im All finden, als hätten sie sich Jahrtausende durch den Weltraum irrend gesucht, nur um dies eine Finden zu erleben, — und die sich dann auf rätselhafte, dämonisch scheinende Weise verlieren, wie Schemen, deren Besitz nur ein gespenstischer Traum gewesen. Trauriger als der Tod, doch voll schaurig süßer Musik zittert dies Geschehnis durch weißflimmernde Mittagsgluten. Man wird den Ton nicht los, wie etwa gewisse ahnungsvoll schmerzliche Klänge leiser, ferner Geigenstriche: „und mich schauerts im Herzensgrunde" . . . . singt Eichendorff. Anselma Heine ist hier sehr modern, aber nicht dekadent, sensitiv, aber nicht pathologisch. Und das ist das Ungewöhnliche dran.

❀ ❀ ❀

Hundert Ursachen ihrer Entstehung kann die lästige Migräne haben. Stets sind bei Migräne Kopf- und Magennerven gleichzeitig in Mitleidenschaft gezogen und oft ist das wirkungsvollste Mittel ein Umschlag mit „Nr. 4711 Eau de Cologne". — Sie dringt bis in die feinsten Hautporen ein, wo sich die Endverzweigungen der Empfindungsnerven verästeln. Der Schmerz wird günstig beeinflußt, die Übelkeit schwindet. — Vergessen Sie nie, sich nur der „Nr. 4711" (Blau-Gold-Etikette) zu bedienen. Destilliert nach ur-eigenstem Original-Rezept aus nur den besten, reinsten und edelsten Grundstoffen. Seit 1792. Preis der Flasche 60 Kop., 1 Rbl., 1 Rbl. 50 Kop. und teurer. Alleiniger Fabrikant Ferd. Mülhens, Glockengasse Nr. 4711, Köln, Riga. Zu haben in allen Apotheken, Parfümerie- und Drogenhandlungen.

Eine Kraftquelle

ist der konzentrierte pasteurisierte kurische

Malzextrakt

von **E. W. Rutt. Billiger als jeder andere Malzextrakt, fast 3 mal billiger als Biomalz.** Eine energetische Kraftquelle, ein Energiereservoir erster Ordnung. Die Neutralisierung der schädlichen Harnsäure, die wichtige Verbrennung im Körper, die Alkaleszens des Blutes, die Blutbildung und die Nervenernährung, die Neuschaffung gesunden Stoffes und verjüngender Kraft, das alles ist die Wirkung des Kurischen Malzextraktes.

Kurischer Malzextrakt schafft keine Korpulenz,

sondern nur diejenige Fülle gesunden markigen Fleischansatzes, die normaler Weise und individuell zu erreichen ist. Er ist leichtest verdaulich, wohlschmeckend, natürlich, rein und frei von Alkohol, Essenzen, Salicyl, Zucker, Glyzerin und dergl. Eine Kur mit Malzextrakt ist eine Auffrischungs- und Verjüngungskur. Malzextrakt schafft Fleisch und Blut! Er ist ein berufener „Lebenssaft" für Frauen, Mädchen, Kinder und Kranke. Preis pro Glas 40 Kop. 10 Pfund inkl. Blechdose R. 3.60.

Depot: H. Sööte, Riga, Alexanderstr. 13. Tel. № 54-62.

Engl. Magazin J. Redlich, Riga.

Englische Fussbälle

sowie

sämtliches Zubehör für das Fußball-Spiel.

Tennis-Schläger

erstklassiger Firmen.

Illustrierter Sport-Katalog zu gefl. Verfügung.

Chr. Haffelberg, Buchbindermeiſter,

Riga, Große Neuſtraße 13. — Telephon 1454.

Gegründet 1877.

Anfertigung und Lager ſämtlicher **Leder-** und **Galanteriearbeiten,** ſowie **Bucheinbände** von der einfachſten bis zur künſtleriſchſten Ausführung.

Spezialität: Künſtleriſche Adreſſen und Alben, gr. Lager ſämtlicher **Fröbelbeſchäftigungs-Artikel.**

Herren- und Damen-Garderoben-Geſchäft

A. LUKASCHEWITZ & Ko.

RIGA, Grosse Königstrasse Nr. 8. — Telephon Nr. 35-28.

Elegante und schnelle Ausführung.

Grosse Auswahl von in- und ausländischen Stoffen.

1-е заочные кулинарные курсы.

Полный курсъ лекцій для самообученія „СКРОМНЫЙ и ПОСТНЫЙ СТОЛЪ“ около 1000 рецептовъ кушаній, напитковъ, печенья, компотовъ, вареній, сладкихъ блюдъ, пироговъ и др., слишкомъ 300 стр. убористаго шрифта. Цѣна съ пересылк. наложеннымъ плат. 2 руб. 60 коп.

НАСТАВЛЕНІЕ какъ правильно вести домашнее хозяйство и приготовлять экономическіе вкусные и питательные обѣды съ приложеніемъ разрѣзки мяса и украшенія стола и блюдъ около 100 стр. съ рисунками. Цѣна 1 руб. 20 коп. Обѣ книги вмѣстѣ 3 р. 35 к., (можно марками). Съ заказами обращаться исключительно къ Я. К. ПЕТЕРСУ, С.-Петербургъ, Петерб. стор., Большой просп. № 56.

Въ настоящій моментъ кровавыхъ событій въ **Турціи** и на **Балканахъ** нѣтъ болѣе популярной и занимательной книги для чтенія, полной невѣроятныхъ любовныхъ и политическихъ интригъ и разоблаченій жизни мусульманскаго Востока, столкнувшагося съ цивилизаціей Запада, какъ сенсаціоннѣйшій романъ

„ТУРЕЦКІЙ СУЛТАНЪ“

ИЛИ

„ТАЙНЫ КОНСТАНТИНОПОЛЬСКАГО ДВОРА“

популярнѣйшаго въ Европѣ романиста-историка

ГЕОРГА БОРНА.

Свыше 1.000 страницъ убористой печати большого формата на роскошной бумагѣ.

Въ виду ограниченнаго количества остающихся экземпляровъ этой занимательнѣйшей книги, предлагаемъ поспѣшить съ заказами на книгу, которая высылается **немедленно** по полученіи **3 руб.** (съ упаковк. и пересылкою) или налож. платежомъ при задаткѣ въ **1 руб.** (можно почтов. и гербов. марками), безъ чего заказы не выполняются.

Всю корреспонденцію: денежную, заказную и простую надлежитъ адресовать:

С.-Петербургъ. Петерб. Стор., Большой просп.
№ 56 А. Я. К. ПЕТЕРСУ.

Reklame-Institut u. Zeichen-Bureau J. J. Liebermann, Riga, Elisabethstr. 22. Tel. 81-81.
Anfertigung von Bauplänen, sowie für Villen und andere Gebäude. Maschinenzeichnungen. Pläne für Feldmessungen und elektr. Beleuchtungen. Künstl. Anfertigung von Porträt-Vergrößerungen, Plakaten, Clichés und modernen Dekorationen.

40 ДНЕЙ
!!! БЕЗПЛАТНО !!!

Если Вы въ теченіе 40 дней не выучитесь свободно говорить, читать и писать по нѣмецки, французски, англійски и латински по нашимъ самоучителямъ, составлен. по новѣйшему методу (всѣ другіе — реклама), **ДЕНЬГИ ВОЗВРАЩАЕМЪ ОБРАТНО.** Цѣна самоучителя одного языка съ перес. налож. плат. 1 р. 10 к., 2-хъ — 1 р. 90 к., 3-хъ — 2 р. 80 к., 4-хъ — 3 р. 65 к. Заказы исполн. един. складъ для всей Россіи: **С.-Петербургъ,** Петерб. стор. Большой пр. 56., **Я. К. ПЕТЕРСЪ.**

F. Stadler, Riga, Telephon 5917. Kl. Königstr. 17
Photographische Apparate und Bedarfsartikel, Projektionsartikel, Lichtbilder-Serien.
Kataloge kostenlos.

„Hospiz" des Evangelischen Vereins.

St. Petersburg, W. O. 10. Linie. 15². Telephon 507—28.
Preise pro Tag: 1.25—5 Rbl.; mit Pension: 2—8 Rbl. Leitung: Pastorin **E. Hesse.**

K. E. Vierecke, Ingenieur,

RIGA, Alexanderstraße 13. — Telephon 5608.

Ausführung elektrischer Anlagen jeder Art, sowie Personen- und Lastenaufzüge, moderne elektrische Beleuchtungskörper und sämtliche elektrische : : : : : Bedarfsartikel. : : : : :

Vertretung der
Elektrizitäts-Akt.-Ges., vorm. H. Pöge, Chemnitz,
in Maschinen und Motoren.

Kaukasisches Magazin

M. J. Chodsheinatoff,

Riga,

Scheunenstrasse № 11.

Telephon 66-36.

✧

Teppiche: Persische, Tekinsche, Bucharische, Palassen, Kaukas. Silbersachen, Seidenstoffe, Möbel, Divans, :: :: Portieren. ;; ::

✧

Filiale Majorenhof,
Johmenstr. 30.

J. J. Lorentzen & Ko.

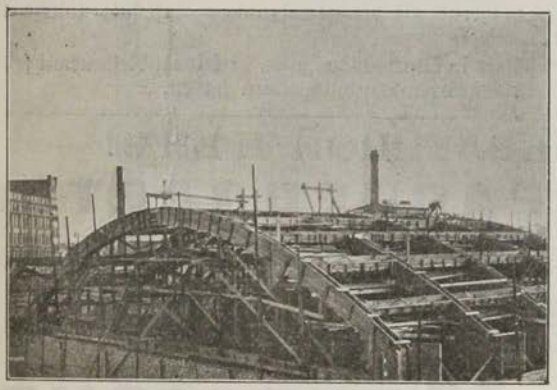
Ingenieurbüro, Eisenbetonbau u. Tiefbau Unternehmung.

Riga,
I. Weidendamm Nr. 8.
Telefon 50-95.

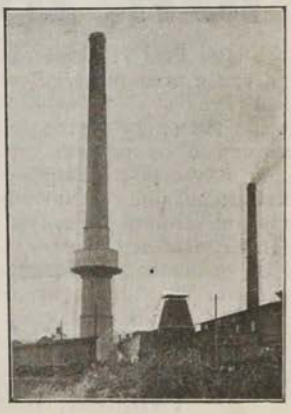
St. Petersburg,
Wass. Ostrow, 11. Lin. 12—32.
Telefon 252-12.

Beton- und Eisenbeton-Bauten

für Hoch- und Tiefbauten.



Komplette Gebäudeanlagen, Fabrikbauten, Lagerhäuser, Silos, Brücken, Ufermauern, Wasserbehälter, Wassertürme, Kläranlagen, Stollen, Turbinenanlagen, Schächte, Wehre, Gerinne, Kanäle, Umzäunungen, Bodenuntersuchungen u. Ausführung schwieriger Fundierungen.



Modernster maschineller Baubetrieb.
Kürzeste Bauzeit.

Entwürfe

mit Kostenanschlägen für alle Bauarbeiten.

Tafelsalz „Kristall“ der Fabrik J. J. Komen, Riga.

Das Tafelsalz „Kristall“, welches an Stelle des gewöhnlichen Tischsalzes als Zusatz zu unseren Speisen dient, zeichnet sich durch seinen angenehmen Geschmack und durch seine Appetit erregende Reinlichkeit und Weiße aus.

Das Tafelsalz „Kristall“ enthält Bestandteile, die zur Erhaltung des menschlichen Organismus notwendig sind, d. h. solche Stoffe, die von letzterem beständig ausgeschieden werden und daher auch unbedingt bei der Nahrungsaufnahme dem Organismus wieder zugeführt werden müssen. Dank dieser seiner Eigenschaft kann das Tafelsalz „Kristall“ mit Recht nicht nur als nützliches, sondern auch als notwendiges Mittel bezeichnet werden.

Das Tafelsalz „Kristall“: 1. erhält sich stets trocken, indem es keine atmosphärische Feuchtigkeit auffaugt; 2. es ballt sich nicht; 3. läßt sich immer bequem aus den mit durchlöcherten Metalldecken versehenen Flakons schütten.

Das Tafelsalz „Kristall“ ist hygienisch: 1. dank seiner Bestandteile, welche eine bessere Verdauung, sowie auch Entwicklung der Knochen und Muskeln bewirken; 2. durch die Art und Weise der Herstellung und Verpackung, welche vom Sanitäts-Arzte begutachtet sind; 3. dadurch, daß beim Konsum desselben aus den Originalflakons der Möglichkeit einer Verunreinigung des Salzes vorgebeugt wird; 4. dadurch, daß die Verschlüsse der Originalflakons unter atmosphärischem Einfluß nicht oxydieren und in Berührung mit Salz keine giftigen Säuren, wie Nickelsäure und andere, entwickeln. **Ökonomisch:** 1. da beim Gebrauche des Tafelsalzes „Kristall“ aus den Originalflakons nur das jeweilig nötige Quantum geschüttet wird und daher nichts verloren geht; 2. weil das Tafelsalz „Kristall“ beim Gebrauche nicht verunreinigt wird, wie beim Konsum gewöhnlichen Salzes aus offenen Schalen, daher auch kein Wegschütten verunreinigten Salzes nötig ist. 3. Weil die Originalverpackung volles Nettogewicht enthält, während die bei gewöhnlichem Tafelsalz übliche Verpackung nur 3/4 bis 7/8 Pfund faßt.

Das Tafelsalz „Kristall“ dürfte in keinem Haushalte, in keinem Restaurant fehlen. In allen größeren Kolonial- und Delikateßwaren-Handlungen zu haben.

ПО УДЕШЕВЛЕННОЙ ЦѢНѢ!

ВРЕМЕННО РАСПРОДАЕТСЯ

Вмѣсто 10 руб. за 4 руб. 50 коп.; въ роскошн. золотомъ тиснен. переплетѣ 7 руб. 50 коп.

15 ТОМОВЪ ПОЛНАГО СОБРАНІЯ около **5.000** стран. большого формата. **СОЧИНЕНІЙ**

Гюи де-Мопассана.

Имя Гюи де-Мопассана гремитъ славою не только среди соотечественниковъ, но и среди всего міра. Достаточно указать отзывы И. С. Тургенева и Льва Толстого, чтобы судить о томъ высокомъ положеніи, какое Гюи де-Мопассанъ занялъ въ исторіи всемірной литературы. Памятникъ, воздвигнут. ему въ Парижѣ, краснорѣч. говоритъ о симпатіяхъ французской націи. Его произведенія разошлись разновременно болѣе 300 изданій въ сотняхъ тысячъ экземплярахъ и переведены на языки всѣхъ народовъ. Сочиненія его особенно большой интересъ представляютъ теперь, когда такъ много говорятъ О ПОЛОВЫХЪ ОТНОШЕНІЯХЪ МУЖЧИНЪ и ЖЕНЩИНЪ. Въ его романахъ читатель найдетъ разрѣшеніе этого вопроса въ изображеніи правдивой дѣйствительности Книги высылаются наложеннымъ платежемъ: пересылка за счетъ покупателя по почтовому тарифу, упаковка безплатно.

Задатокъ въ размѣрѣ **2 р. 50 к.** прошу выслать, можно марками почтовыми или гербовыми, безъ сего заказы не высылаются.

Единственный складъ для всей Россіи: С.-Петербургъ, Петерб. Сторона, Большой пр. 5—61, Я. К. ПЕТЕРСЪ.

Buchdr. der „Revalschen Zeitung“, Reval. — Verantwortlicher Redakteur: **Hans J. Eggers.**

FR. WIEGAND'S

Naphthamaschinen „RUSS“

sind innerhalb **2** Jahren über **300** Stück mit ca. **6000** PS in Betrieb genommen

MASCHINENFABRIK FR. WIEGAND

REVAL

1910 St. Petersburg **goldene Staats-Medaille**
1910 Jekaterinoslaw **große goldene Medaille**
1911 Reval **goldene Medaille**
1912 Baku **große goldene Staats-Medaille**
1912 Reval **goldene Medaille**
1912 Rostow am Don **große goldene Medaille**

Außer diesen **15 erste Preise.**

Das PIANOLA

gibt jedermann die Fähigkeit, sofort und fehlerlos Klavier zu spielen und ein Repertoir von über 16000 Kompositionen zu beherrschen. Durch

das PIANOLA

ist es möglich, die mühseligen Studien der Klaviertechnik zu überbrücken. Man kann sich ein Urteil nur dann bilden, wenn man

das PIANOLA

gehört hat.

65-tönig Rbl. **650.—**. 88-tönig Rbl. **850.—**.

Vorführung unverbindlich.

Alleinvertreter für Russland

JUL. HEINR. ZIMMERMANN.

RIGA, Scheunenstrasse 15.

Deutsche Monatsschrift für Rußland.
Herausgegeben von Alexander Eggers.

Nr. 10. Reval, 1. (14.) Oktober. **1913.**

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Victor Hehn.

Zum hundertsten Geburtstag.

Von Professor Georg Dehio (Straßburg i. E.).

Victor Hehn gehört als Schriftsteller der deutschen Literatur, als Gelehrter der Welt. Von Geburt aber war er Livländer. Wir haben ein Recht, mit Freude und Stolz ihn den unsrigen zu nennen. Denn dieser sein Geburtsstand ist bei ihm kein indifferenter Nebenumstand. Daß hinter dem Schriftsteller und Gelehrten Hehn eine ausgeprägte Persönlichkeit steht und daß wesentlich auf dieser die Tiefe und Dauer der von seinen Büchern ausgehenden Wirkungen beruht, ist längst bemerkt worden. Aber nur wir, seine Landsleute, vermögen herauszufühlen, wieviel bedingtes, und zwar baltisch bedingtes, in seinem Wesen war. Er hat sich als junger Mensch heftig aus unserem Lande weggesehnt, er hat wirklich auch nur den kürzeren Teil seines Lebens in ihm verbracht und wissenschaftlich mit den Heimatproblemen nur vorübergehend sich beschäftigt: und doch kann man sagen, bis in die Wahl seiner wissenschaftlichen Lieblingsthemata, wie in seinem ganzen Urteil über Welt und Menschen blieb dieser wurzelechte Sohn seiner Heimat zeitlebens von dem unzerstörbaren Etwas abhängig, das dieselbe ihm in Saft und Blut mitgegeben hatte.

Die baltischen Deutschen, die in das alte Mutterland zurückwandern, machen regelmäßig die Beobachtung, daß man dort für die baltische Art in

ihrer Besonderheit erstaunlich wenig Verständnis hat. Auch Hehn hat dies an sich erfahren. Als er nach Quittierung seines Petersburger Amtes als Oberbibliothekar der kaiserlichen Bibliothek nach Berlin übersiedelte (1873), erfüllte sich ihm ein Lebenswunsch. Aber er wurde dessen nie ganz froh. Berlin, wo er noch 17 Jahre gelebt hat und wo man ihm mit auszeichnendster Liebenswürdigkeit entgegengekommen war, wurde ihm keine zweite Heimat. Diese Erscheinung, durch die ja viele von uns zu schmerzlicher Enttäuschung geführt worden sind, hat nach beiden Seiten ihren guten Grund. Wir Deutschländer, obschon unsere Geschichte schon länger als 700 Jahre währt, sind immerdar im Zustande des Kolonistentums verblieben; das einst so kolonialstarke deutsche Volk aber wurde Jahrhunderte lang in binnenländische Enge zusammengepreßt. Das ist der Grund, weshalb der heutige Durchschnittsdeutsche („Reichsdeutsche") sich in die seelische Konstitution nicht hineinzufühlen vermag, die entstehen muß, wenn ein abgesplitterter und im Stich gelassener Bruchteil seines Volkes säkular im Zusammenleben oder Kampf mit fremden Nationalitäten sich auf eigene Hand zu behaupten hat. Wenn es den heutigen Deutschen gelingen wird, was sie wollen, wieder Kolonien auszusenden, dann werden sie auch uns, unsere Geschichte und was dieselbe aus uns gemacht hat, mit anderen, besser verstehenden Augen ansehen; aber allerdings wird es dann zu spät sein.

Kehre ich von dieser erläuternden Einschaltung zu Victor Hehn zurück, so erkenne ich in ihm den in der Kolonie Geborenen zuerst an seinem allzeit regen Interesse und seinem geschärften Blick für Fragen der Rassenpsychologie. Schon aus dem, was er selbst in den Druck gegeben hat, besonders aus seinen glänzenden (anonymen) Beiträgen zur „Baltischen Monatsschrift", geht dies hervor; noch umfassender aus den Fragmenten seines Nachlasses. Sympathie und Antipathie spielen dabei eine große Rolle. Immer aber reagiert sein angeborenes Naturell gegen das Fremde mit unendlich feiner Sensibilität. Slawen, Franzosen, Juden haben an ihm einen oft einseitigen, niemals willkürlichen Kritiker, die Italiener den innigst verstehenden gefunden. Ob Scharfblick der Abneigung, ob Scharfblick der Liebe — immer ist es ein Scharfblick, der bewunderungswürdig von der Oberfläche zur Tiefe hinführt.

Als geborener Kolonist ist Hehn sodann geborener Aristokrat. Und zwar mehr mit ästhetischer als mit politischer Färbung. Seine wechselnde Stellungnahme zu den vorhandenen Parteien — in seiner Jugend war er liberal, in seinem Alter konservativ — bedeutet deshalb keine innere Veränderung. „Was Bismarck betrifft, so bekenne ich in meiner Einfalt, daß mitten in der demokratischen Plattheit und Seichtigkeit, von der man millionenfach in Wort und Schrift und Tat umwimmelt wird, dieser einzige Mann mein Trost und meine Erbauung ist", so heißt es in einem Brief aus dem Ende der 80er Jahre. Trotzdem hat Hehn, das ist bezeichnend für seine Zurückhaltung, niemals den Versuch gemacht, — was er durch seine Berliner Verbindungen leicht hätte erreichen können, — mit Bismarck in persönliche Berührung zu treten. Als

ich die einige Zeit nach seinem Tode von einem Freund veröffentlichte Briefreihe dem alten Kanzler nach Friedrichsruh schickte, antwortete mir dieser, Hehns Urteil über ihn sei ihm eine wertvolle Genugtuung, da er ihn aus seinen Schriften schon seit längerer Zeit schätzen gelernt habe.

Aus Hehns Kolonistentum erklärt sich weiter die Einsamkeit seines Lebensweges als Gelehrter, aus seiner aristokratischen Grundstimmung seine spröde Zurückhaltung vom literarischen Markt. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts haben baltische Gelehrte in beträchtlicher Zahl eine Tätigkeit in Deutschland gefunden. Zu Hehns Zeiten wurde daran noch nicht gedacht. Die wenigen, die es in ihrer Jugend versuchten, wie Karl Ernst von Baer und Graf Alexander Keyserling, sind doch bald in die Heimat zurückgekehrt. Das natürliche Arbeitsfeld für uns Kolonisten erschien damals die Verwaltung des eigenen Landes und für den Überschuß unserer Kräfte das weite Reich des Ostens, wo wir vom Diplomaten, General und Akademiker bis zum Apotheker, Gutsverwalter und Hauslehrer immer ein gesuchter Kulturdünger waren. Diese Generation war reich an Talenten, und es blieben nach allen Ansprüchen durch das praktische Leben noch viele übrig, die durch Interesse und Anlage zu idealem Schaffen berufen schienen; aber nur die wenigsten damals haben es zu rechter Entfaltung ihrer Kräfte gebracht. Dies Schicksal sah auch Hehn vor sich. Seine Jugendbriefe sind wahre Angstrufe. Die Sehnsucht nach dem Westen und Süden im Herzen, sah er sich von der Woge, die ihn umfangen hielt, immer wieder nach dem Osten getrieben, als Hauslehrer nach Wilna, als politischer Verbannter nach Tula, endlich in ehrenvoller Stellung als kaiserlicher Bibliothekar nach St. Petersburg. Die erduldeten Leiden hatten die Sprungfedern seiner zarten Seele nicht gebrochen, aber sicher an manchen Punkten geschwächt. Still und ehrgeizlos saß er unter seinen Bücherschätzen und baute an seiner Gedankenwelt. Nach Zuschauern für sie begehrte er nicht. Wie er eigentlich keine Lehrer gehabt hat, keiner Schule sich anschloß, vollends vor jeder Kameraderie in wissenschaftlichen Dingen einen tiefen Abscheu hatte, so bereitete ihm, dem geborenen und höchstbegabten Schriftsteller, der Gedanke, vors Publikum zu treten, ein tiefes, oft unüberwindliches Unbehagen. Er wollte von den Dingen, die ihm die wertesten waren, „lieber in Ehrfurcht schweigen, als auf die Straße herabsteigen oder auf die Dächer treten, wo so laut und mit so viel Dünkel geredet wird". Nicht das Publikum, dem er mißtraute, ist an dem späten Eintritt seiner Erfolge schuld, er hat es selbst nicht anders gewollt. Ohne starkes Drängen seiner Freunde hätte er vielleicht keines seiner Manuskripte je druckfertig gemacht und auch dieses hätte nicht genügt, wäre nicht in dem Gelehrten ein großes Stück von einem Künstler gewesen; den Künstler aber zwingt seine Natur, seine Gedanken in Form zu bringen, rund und fertig hinzustellen. Erst Hehns Nachlaß hat unsern erstaunten Blicken den Umfang der wissenschaftlichen Pläne, mit denen er sich trug, gezeigt. In dieser Fülle ist aber nichts von Unruhe. Seine weit verzweigte Gedankenwelt ist

durchaus organisch beschaffen; alles ist in ihr zusammenhängend; zu dem, was er in der Muße oder Abschiedsstimmung des hohen Alters niederschrieb, finden sich die Ansätze schon in der Arbeit des Jünglings und jungen Mannes.

Keine Frage, das Schicksal, das Hehn zum Livländer machte, hat ihn manche Entbehrungen kosten lassen und ist Ursache geworden, daß nicht alles zur Reife kam, was seine Anlage versprach; aber der Originalität seines Geistes und der Selbständigkeit seiner Anschauungen ist es günstig gewesen. Es hat ihn nicht verhindert, einer der wenigen zu werden, die man in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts zu den Klassikern rechnet. Eben das ist an diesem Sprößling einer weit unter fremde Völker vorgeschobenen Kolonistengesellschaft das Überraschende, daß er ein so vollendet gutes und schönes Deutsch schrieb und zumal, daß ihm schon in seinen Jugendbriefen dies möglich war; Kulturdeutsch selbstverständlich, kein bodenwüchsiges, aber durch Stärke des sprachkünstlerischen Empfindens zu voller Natürlichkeit zurückgeführt. Es setzt dies selbstverständlich eine große Begabung voraus, aber es gestattet auch Rückschlüsse auf das gesprochene Deutsch in seiner Umgebung. Durch bloße Lektüre konnte das Ohr so fein nicht gestimmt werden. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet ist Hehns Deutsch eine unschätzbare Quelle für die Geistesgeschichte unserer Heimat, ein Zeugnis, das uns zugleich stolz und traurig macht. Denn dieser Boden wird einen zweiten Hehn heute nicht mehr hervorbringen können.

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Hat Jesus gelebt?

Gedanken zur sogenannten Christusmythe.

Von P. Dr. Ernst Gelderblom (St. Petersburg).

1.

Seit dem Erscheinen der Haeckelschen „Welträtsel" hat kaum ein Buch in der christlichen Welt eine solche Erregung hervorgerufen, wie die 1909 erschienene Schrift des Karlsruher Philosophie-Professors Arthur Drews „die Christusmythe".*) Hatte von jenem Buch Paulsen geurteilt, er empfinde brennende Scham darüber, daß ein deutscher Professor ein solches Buch habe schreiben können, so wendete Weinel das gleiche Wort auf das Drewssche Buch an, in dem „krasser Dilettantismus" einen „Husarenritt in fremdes Gebiet unternehme."

*) A. Drews: Christusmythe. Jena 1909. 262 S. (Wir zitieren nach der 4. Auflage 1910.) und A. Drews: der Christusmythe zweiter Teil. Die Zeugnisse für die Geschichtlichkeit Jesu. Eine Antwort an die Schriftgelehrten mit besonderer Berücksichtigung der theologischen Methode. Jena 1911. 452 S. (Wir zitieren diese Bücher als I. und II.)

Das Buch hat große Beunruhigung besonders in Laienkreisen zur Folge gehabt. Mit ungewöhnlicher Reklame war die neue Entdeckung, daß Jesus der Geschichte überhaupt nicht angehört, sondern eine mythische Figur sei, in die Welt gesetzt worden. Der Verfasser selbst hatte in das Buch, das nach seiner Aussage religiösen Motiven sein Dasein verdankt, scharfe Angriffe und harte Verdächtigungen gegen die Theologen hineingestreut. Wie er selbst sagte, „damit man ihm antworten müsse." Vielleicht hatte er auch den Eindruck, daß man ohne diese Würze über sein Buch in der wissenschaftlichen Welt mit Stillschweigen hinweggehen würde. Jedenfalls suchte er durch Vorträge, bei denen die Gegner zu einer öffentlichen Diskussion eingeladen zu werden pflegten, in ganz Deutschland für seine Anschauungen zu werben. Der Monistenbund und eine gewisse Tagespresse tat ihm dabei eifrige und lärmvolle Schrittmacherdienste. Kurzum: Drews wurde Sensation.

Natürlich blieb man auf der Gegenseite nicht untätig. Auf Kanzel und Katheder, in Vorträgen und Artikeln, Brochüren und Büchern nahm man Stellung zu der unerhörten Friedensstörung. Nicht immer mit der wünschenswerten Maßhaltung und Vornehmheit im Ton. Die Berliner Entrüstungsversammlungen im Zirkus Busch und im Dom sind noch in frischer Erinnerung. Viele Tausende von Menschen stimmten damals unter dem Abendhimmel auf dem Domplatz das Schutz- und Trutzlied des Protestantismus an.

Die Wogen gingen auf beiden Seiten hoch und wühlten schlafende Instinkte und Leidenschaften aus der Tiefe auf. Hier pries man den Philosophieprofessor als den wissenschaftlichen Totengräber des Christentums und jubelte dem geistigen Befreier vom letzten Rest einer rückständigen Religion zu. Dort sah man in ihm eine Inkarnation des Antichrists und suchte mit heißen Augen in den Dunkelheiten der Offenbarung Johannis nach den prophetischen Linien seiner vorausgeschauten und geweissagten Gestalt.

Vielfach wurde auch die historisch gerichtete, moderne Theologie für das neue Ärgernis verantwortlich gemacht und mit innerer Genugtuung darauf hingewiesen, wohin zuletzt die böse Kritik führen müsse. Ja, von orthodoxer Seite hat man selbst das Auftreten Drews für sich auszuschlachten versucht (Dunkmann, Grützmacher), als träfe dessen Kritik nur den historischen Jesus der liberalen Theologie, zu dem „der Christus der Altgläubigen" bei jenen zusammengeschrumpft sei. Es ist eine beschämende Kuriosität, die Orthodoxie Schulter an Schulter mit Drews und Genossen gegen die liberale Theologie marschieren zu sehen! Hatte man denn Drews nicht gelesen? Er schreibt (II, IX): „Wie immer man über Einzelheiten meiner Darlegungen urteilen möge: Die Orthodoxie ist damit jedenfalls ins Herz getroffen*), daß ihr Christusglaube nachweislich Zug um Zug den heidnischen Religionen entlehnt, daß ihre Erlösungslehre diejenige der antiken Mysterien und daß ihr Christus nur ein anderer Name für die Sonne ist . . ."

*) Von Drews gesperrt.

Von der hochgradigen Erregung, die in Deutschland so weite Kreise ergriff, sind wir Evangelischen in Rußland nur in geringem Maße berührt worden. Wohl ist Professor Harnack bei seinen Vorträgen in Helsingfors und Riga im Spätherbste 1911 an dieser brennenden Tagesfrage nicht vorübergegangen. Im allgemeinen aber ist hier von einer Beunruhigung der Gemüter nicht viel zu spüren gewesen. Nur in einem einzigen Fall bin ich in dieser Beziehung seelsorgerlich zu Rate gezogen worden. Von einer feingebildeten Dame außerhalb der Gemeindegrenzen.

Trotzdem ist es nicht unwahrscheinlich, daß hier ein ängstliches Gemüt sich der Besorgnis ausgeliefert sieht, es stehe mit den Fundamenten der christlichen Religion doch recht bedenklich, oder dort ein leichtsinniges Denken mit der Sicherheit rechnet, daß nun dem Christentum richtig von der Wissenschaft der Garaus gemacht sei. Beiden könnte mit einer kurzen Orientierung in dieser Frage vielleicht gedient sein.

2.

Es handelt sich bei der Prüfung der Frage, ob Jesus gelebt hat, in erster Linie um die historischen Quellen, die von ihm erzählen. Es dürfte deshalb nicht überflüssig sein, kurz auf die Stellung einzugehen, die man in Fachkreisen diesen Quellen (also im wesentlichen dem neuen Testament) gegenüber einnimmt.

Allerdings kann uns ein flüchtiger Blick auf die wirkliche Lage in dieser Hinsicht zunächst ein wenig in Verlegenheit bringen. Wir stehen einer ganzen Farbenskala von Standpunkten mit den feinsten Nuancen gegenüber. Bei näherem Zusehen aber stellt es sich heraus, daß alle diese Schattierungen sich wesentlich unter zwei Stimmungen oder Grundauffassungen unterordnen lassen. Wir wollen sie, um mißlichen Parteischlagworten hier aus dem Wege zu gehen, die althergebrachte und die historische Betrachtungsweise nennen.

Die hergebrachte Auffassung nimmt an, daß wir im ganzen neutestamentlichen Schrifttum eine in allen wesentlichen Punkten zuverlässige, weil göttlich inspirierte Überlieferung vor uns haben. Voraussetzung für diese Stellungnahme ist die Überzeugung, daß das biblische Schrifttum ein Sondergebiet darstellt, das sich aus der Profanliteratur wie ein heiliges Eiland heraushebt. Es fällt dabei nicht ins Gewicht, daß die Bibel eine ganze Bibliothek religiöser Klassiker darstellt, die zu sehr verschiedenen Zeiten (c. 1200 vor bis 120 nach Christo) und unter sehr verschiedenen Verhältnissen geschrieben haben. Auch darüber beunruhigt man sich wenig, daß die Aufnahme einzelner Bücher in den Kanon Bedenken begegnete und zwischen den Ereignissen und ihrer schriftlichen Darstellung oft ganze Zeitläufe lagen, so daß ein breiter Strom mündlicher Überlieferung der Schöpfort der schriftlichen wurde. Die Bibel ist eben eine in sich abgeschlossene, einheitliche Größe. Der literarischen Kritik wird nur ein geringer Spielraum gewährt, die historischsachliche ganz ausge-

schaltet. Jedenfalls ist die herkömmliche kirchliche Lehrauffassung ebenso Korrektiv wie normativer Maßstab.

Für die geschichtliche Gesamtauffassung ergibt sich ein analoger Gesichtspunkt wie für die Beurteilung des Schrifttums. Innerhalb des gewöhnlichen Geschichtsverlaufs wird eine biblische Geschichte angenommen, die der besonderen Leitung Gottes unterliegt. Darum herrschen in diesem heiligen Gebiet andere Gesetze als in der Profangeschichte. Auf diese Weise werden schwere Probleme zu Selbstverständlichkeiten. Wunder, Weissagung und anderes, das unserer heutigen Erfahrung unzugänglich ist, macht nun keine Schwierigkeiten mehr.

In diesen Grundanschauungen liegt die Stärke, wie auch die ganze Schwäche der hergebrachten Stellungnahme. Ihre Stärke, denn sie sitzt in einer uneinnehmbaren Festung, wenn man — ihre Voraussetzungen zugibt. Ihre Schwäche, denn diese Voraussetzungen bieten eben dem modernen Denken große Schwierigkeiten und sind auch nach eigenem Geständnis unbeweisbar.

Demgegenüber steht die historische Richtung. Sie legt auch an das überlieferte Schrifttum der Bibel den voraussetzungslosen Maßstab literarischer und historisch-sachlicher Kritik. Die Sonderstellung der biblischen Geschichte und ihrer Urkunden hat aufgehört. Hier müssen dieselben Gesetze herrschen, wie im Weltgeschehen überhaupt. Die außerbiblische Literatur wird zum Verständnis der Anschauungen, Verhältnisse und literarischen Gepflogenheiten des betreffenden Zeitalters herangezogen. Es geht um die Wahrheit, auch dann, wenn sie bisherige Werte in Frage stellt. Das Bleibende, Ewige, Wertvolle soll aus den zeitgeschichtlichen Hüllen sorgfältig ausgeschält werden. Es ist nicht Voraussetzung, sondern Forschungsergebnis. Dabei wird Gottes Wirken nicht aus dem biblischen Geschehen ausgeschaltet, sondern vielmehr auf alles Geschehen in der Welt ausgedehnt.

Natürlich ist das bei dieser Forschungsmethode gewonnene Endergebnis ein in mancher Beziehung anderes, als die hergebrachte Christentumsauffassung. Daß jede Reformation eine Reduktion ist, daß jede Feststellung des Ursprünglichen Hinzugekommenes abstreicht, ist dabei ständige Erfahrung. Allerdings hat auch diese Betrachtungsweise ihren schwachen Punkt. Sie hat es schwer, begreiflich zu machen, wie eine historische Persönlichkeit eine absolute, religiöse Größe von bleibendem Wert sein kann.

Vom Boden der traditionellgebundenen Stellungnahme aus wird eine vorurteilsfreie Prüfung der Drewsschen These nicht angängig sein. Es hieße gegen eine Hochseeflotte Kavallerieregimenter ausschicken. Entrüstungsversammlungen und Tiraden über Unglauben und Gottlosigkeit sind hier wirkungslos. Auf historischem Boden allein wird der Kampf ausgefochten.

3.

Für die religionsgeschichtliche und theologische Fachwelt hatte Drews' „Christusmythe" nicht einmal den Reiz der Neuheit. Man kann eine ganze Reihe

von Vorläufern namhaft machen. Bereits am Ende des 18. Jahrhunderts hatten Dupuis*) und Volney ähnliche Gedanken verfochten, im verflossenen erklärte gegen Ende seiner theologischen Laufbahn Bruno Bauer Jesus für eine Erfindung des Urmarkus. Im laufenden Jahrhundert ist die Frage aufs neue aufgegriffen worden. Allerdings meist von Männern, die auf den einschlägigen Gebieten Dilettanten waren: der Leydener Philosophie-Professor Bolland, der Pole A. Niemojewski, der Bremer Pastor A. Kalthoff, der Mathematik-Professor in New-Orleans W. B. Smith, der Erforscher des altbabylonischen Gilgamesch-Epos P. Jensen, J. M. Robertson u. A. haben versucht, Jesum aus dem Licht der Geschichte in das Dunkel des Mythos zu verweisen.

Daß diese Bestrebungen, das Evangelium in eine Summe von Astral- und Götter-Mythen aufzulösen, in unserer Zeit zahlreichere Vertreter gewinnen würde, konnte der Kundige eigentlich voraussehen. Es liegt das in der Entwicklungslinie gewisser Methoden der Geschichtsforschung.

Hinter den sagenumrankten Gestalten aus der Urüberlieferung der Völker hatte die moderne Geschichtswissenschaft ganze Stammesgeschichten auftauchen sehen. Namen, deren Träger man früher unbefangen als historische Persönlichkeiten angesprochen hatte, stellten sich als Kristallisierungspunkte genealogischer, urgeschichtlicher Volkserinnerungen dar. Sie bekamen immer unsicherere Umrisse und zerflossen zuletzt in dem Nebel bloßer Personifikationen. Diese neue Erkenntnis machte selbstverständlich an den Toren der biblischen Geschichte nicht Halt. Die Gestalten der älteren Epoche, ein Ismael, Moab, Edom, Jakob-Israel, Laban, Josef, Simson, selbst Abraham und Moses wurden als geschichtliche Figuren angezweifelt. Ob und wieweit mit Recht, müssen wir hier ununtersucht lassen. Was Wunder aber, daß bei dieser Richtung des Forschens auch Personen angetastet wurden, die im hellen Licht der Geschichte stehen. Um so mehr, wenn man Anklänge von Sagen, Mythologien und astralen Beziehungen darin zu finden glaubte.

Und gerade für diese Dinge war in den letzten Jahrzehnten der Blick sehr geschärft worden. Dank zufälliger Geschichtsfunde und planmäßiger Ausgrabungen hatte die bunte Welt religiöser Gedankengebilde der antiken Völker sich in ihrer wunderbaren Fülle vor unsern Augen enthüllt. Allerdings liegt es in der Natur dieses Stoffes, daß es sich dabei meist um zufällige Notizen und Bruchstücke handelt, die zu einem einwandfreien Mosaik doch oft nicht mehr können vereinigt werden. Auch fließen die einzelnen Gebilde im Strom der Entwicklung vielfach durcheinander, wie die Wolken vor dem Wind. Besonders gilt das von den antiken Geheimreligionen, den sog. Mysterien.

*) Von ihm heißt es bei Drews (II, V.I), der mythologische Teil seines Buches enthalte „nichts, was nicht schon . . von Dupuis über die mythische Beschaffenheit des kirchlichen Christus ausgesagt" sei.

Wir kennen diese antiken Mysterienkulte heute besser, als z. B. vor einem halben Jahrhundert. Gewiß, über manchen Partieen und Vorstellungen liegt auch heute noch Halbdunkel oder vollständige Finsternis. Aber der religionsgeschichtliche Forscher fand hier reiche Ausbeute. Besonders die Verschmelzung der orientalischen Gedankenwelt mit der abendländischen, die sich im Zeitalter des Hellenismus vollzog, zeigte auf dem religiösen Gebiet ihre besonderen Reize. In dieser Zeit des Hellenismus aber wurzelt die Gedankenwelt, die das Christentum vorfand und mit der es in Wechselwirkung trat.

Zahlreich sind diese Mysterienkulte. Wir nennen hier nur die hauptsächlichsten: die thrakisch-griechischen Dionysos-Sabazios-Mysterien, die reingriechischen Demeter-Mysterien, die hellenistischen Mysterien der ägyptischen Isis-Gottheit, der thrakische Mysterienkult der magna mater (= großen Mutter) Kybele, und vor allen die uns am besten bekannten altpersischen Mithrasmysterien.

Da letztere in der „Jesusmythe" eine große Rolle spielen, so geben wir des leichteren Verständnisses halber hier ein kleines Gesamtbild derselben, indem wir besonders die Züge berücksichtigen, in denen sie an Lehre und Kult des Christentums erinnern.

4.

Der Mithraskult war während des ganzen dritten Jahrhunderts der gefährlichste Rivale des Christentums. In ganz Italien und dem südlichen Gallien, in allen Ländern von der Mündung der Donau bis zu deren Quellen, in Württemberg, am Rhein, von Basel bis Xanten, und in Britannien bis zum nördlichen Piktenwall, an der ganzen Nordküste Afrikas bis zum Rand der Sahara, kurz, nahezu überall, wo römische Legionen garnisonierten, gab es damals, wie eine Fülle von Funden beweist, zahlreiche Mithrasgemeinden. Dieser Kult war die Religion der Offiziere, der Legionäre, der Sklaven orientalischer Herkunft und der vornehmen Welt Roms. Die römischen Kaiser standen diesem Kult sympathisch gegenüber, ja, Commodus, Diocletian, Galerius waren eifrige Mithrasverehrer. Und Julian Apostata versuchte, den Mithraskult gegen das Christentum auszuspielen. Wenn aber der gewandte Celsus und der Neuplatoniker Porphyrius die schärfsten Bekämpfer des Christentums jener Tage waren, so zollten sie dem Mithraskult die höchste Achtung.

Der Mithrasglaube war eine mystische Erlösungsreligion im großen Stil. Mithras, ursprünglich ein iranischer Sonnengott, war in der altpersischen Religion zu einer Art von Lichtgenius heruntergesunken, um dann, nachdem er Züge des altbabylonischen Sonnengottes Schamasch in sich aufgenommen, in der griechisch-römischen Welt zu einem Heros zu werden, der als Mittler und Heiland (Salutaris) der Menschen auf diese Erde kommt. Aus einem Felsen wird er geboren. Nur Hirten sind Zeugen des wunderbaren Vorgangs. Sie sehen den Gott mit der phrygischen Mütze, mit einem Messer bewaffnet und

eine aufleuchtende Fackel in der Hand, aus dem Felsen hervordringen und bringen ihm huldigend die Erstlinge ihrer Herde dar. Sein Geburtstag wurde mindestens seit dem 4. Jahrhundert am 25. Dezember gefeiert, während die Ägypter am 6. Januar die Geburt des Osiris feierlich begingen, wobei dem Volke ein Bambino gezeigt wurde. Vom Leben des Mithras auf Erden weiß der Mythus wenig zu berichten. In grauer Vorzeit hat er sich bereits der Menschheit während schwerer Katastrophen angenommen. Als Sieger über Tod und Hölle macht er dann vom höchsten Himmel aus, in den er aufgefahren ist, die dämonischen Einflüsse unschädlich und steht den Seinen, die seine Gebote halten, in schweren Anfechtungen bei. Er fordert allerdings rituelle Reinhaltung Leibes und der Seele und bei ausgeprägt asketischer Moral eine Art sittlich-religiösen Kriegsdienstes. Als Richter entscheidet er endgültig über das Los der einzelnen Seele in der Ewigkeit. Er kommt wieder zur Erde, weckt alle Menschen auf und scheidet die Guten von den Bösen. Letztere werden mit Feuer vernichtet, das vom Himmel fällt, während jene durch einen Wundertrank unsterblich werden.

Bei den Anhängern dieses Kults gab es nach der Zahl der Planeten sieben Weihegrade. Drei davon galten als Vorstufe, ihre Träger hießen „Rabe", „Verhüllter", „Krieger" (zusammengefaßt: „Diener"), die andern „Löwen", „Perser", „Sonnenläufer", „Väter" (zusammengefaßt: „Genossen"); an der Spitze stand ein pater patrum (Vater der Väter). Die Aufnahmetermine der Weihekandidaten waren im März oder April, ähnlich wie die Tauftermine der Christen. Die Geweihten übernahmen die Pflicht strengster Verschwiegenheit behufs Wahrung der Kultgeheimnisse. Der Sonntag wurde auch bei den Mithrasverehrern gefeiert. Wenn ich nun noch hinzufüge, daß auch der Mithraskult ein blutiges, sühnendes Opfer zum Heil der Welt kannte und bei der Lehre von der Wiedergeburt eine Art von Taufe, Firmelung (bei der, wie Tertullian berichtet, Mithras seine Krieger mit einem — wahrscheinlich eingebrannten — Zeichen an der Stirn versah) und Kommunion hatte, bei welch letzterer kreuzförmig gezeichnetes Brot und mit Wasser gemischter Wein vom Priester geweiht und nach einer Vorbereitungszeit zur Erleuchtung und Stärkung, sowie zur Erlangung der Unsterblichkeit genossen wurde, so hoffe ich alle Züge aufgezählt zu haben, die einige Ähnlichkeit mit dem Christentum aufweisen.

Diese Ähnlichkeit war natürlich den christlichen Kirchenvätern der ersten Jahrhunderte nicht unbekannt. Sie fanden dafür keine andre Erklärung, als die, daß dahinter eine raffinierte Veranstaltung des Satans stecke. Man könnte in der Tat an eine Aufnahme christlicher Glaubens- und Kultelemente seitens der Mithrasverehrer denken. Aber bis heute ist dafür ein Beweis nicht erbracht worden.

Für den Laien aber haben diese überraschenden Parallelen gewiß etwas Blendendes. Und wer sie für seine Zwecke verwendet, der läßt die Unterschiede

der beiden Gedankenkreise lieber im Dunkeln: z. B. die Lehre vom Urstier und vom Stier der Wiederkunft, die Seelenwanderungslehre, die eigentümliche Kosmogonie, nach der Pflanzen und Tiere aus dem von Demiurg-Mithra getöteten Stier hervorwachsen, die magischen Züge der Mysterien und die Beschränkung der Kultgemeinschaft auf das männliche Geschlecht, so daß die Frauen an dem Kult der Gottesmutter Kybele sich schadlos hielten u. a. m.

Es wäre andrerseits töricht zu behaupten, daß das Christentum der werdenden Kirche sich von der Einwirkung der Mithrasreligion frei gehalten habe. Daß die spätere Tradition von der Geburt Christi in einer Höhle auf die Mithraslehre zurückgeht, ist aus Justin zu beweisen. Auch die Entwicklung der Lehre (besonders die von den Sakramenten; die einseitige Schwerpunktsverschiebung des Christentums aufs Jenseits; der asketische Charakter der Frömmigkeit u. a. m.), die Ausbildung des Kultus und der Hierarchie und ihrer Weihegrade zeigt wohl deutlich diesen Einfluß. Noch im 5. Jahrhundert pflegten zahlreiche kirchliche Kreise, an die persische Übung sich anschließend, vor der aufgehenden Sonne sich mit dem Gebet: „Erbarme dich unser!" zu verneigen. Dieser Einfluß seitens der Mysterienkulte ist ja auch ganz begreiflich. Als das Christentum auf den Boden der griechisch-römischen Welt hinaustrat, fand es eine verwirrende Fülle von religiösen Gebilden und Vorstellungen vor, deren Überwindung nur durch teilweise Assimilierung gelingen konnte. Der Einsichtige weiß, daß diese wesensfremden Bestandteile aus dem landläufigen Christentum noch heute nicht restlos entfernt sind.

Soviel aber steht fest, daß die Tendenz der Mithrasreligion sich zweifelsohne und unzweideutig in der Bahn des Heidentums hält und eine Vermittlung zwischen der polytheistischen Naturreligion und dem pantheistischen Monotheimus suchte.

5.

In seiner „Christusmythe" macht nun Drews den Versuch, das Christentum mit den antiken Mysterienreligionen auf gleiche Stufe zu stellen. Da tritt ihm der historische Jesus von Nazareth in den Weg. Will Drews seinen Satz halten, so muß er nachweisen, daß Jesus nur ein Mythus ist, wie Mithras und Kybele. Er stellt den Satz auf, „daß ein historischer Jesus, wie die Evangelien ihn schildern, und wie er in den Köpfen der liberalen Theologen von heute lebt, überhaupt nicht existiert, also auch nicht einmal die gänzlich bedeutungslose, kleine Messiasgemeinde in Jerusalem gegründet hat, sondern daß der Christusglaube ganz unabhängig von irgendwelchen uns bekannten historischen Persönlichkeiten entstanden ist, daß er in diesem Sinne allerdings ein Erzeugnis des religiösen Massengeistes darstellt und von Paulus mit entsprechender Umdeutung und Weiterbildung nur in den Mittelpunkt der von ihm begründeten Gemeinschaften gestellt worden ist. Der „historische" Jesus ist nicht früher, sondern später als Paulus und hat als

solcher stets nur als Idee, als fromme Dichtung in den Köpfen der Gemeindeglieder gelebt." (I, 226.)

Zum Erweis dieser These sucht sich Drews aus allen Mythen des Morgen- und Abendlandes seine Beweisstücke zusammen. In glänzender Weise und mit bewunderungswertem Geschick werden die einzelnen Steinchen, die nach Herkunft, Deutung und Echtheit oft fragwürdig sind, zu einem großen fesselnden Mosaik vereinigt. Die ungeheure Menge des Materials hat etwas Verwirrendes, die Belesenheit und Gelehrsamkeit des Verfassers ist von blendender Fülle. Doch hat der Leser den Eindruck, daß er in einem Meere von religiösen und astralen Mythen schwimmt. Und auch dies Meer hat keine Balken, nichts Festes, Sicheres, Zuverlässiges.

In zwei großen Teilen behandelt Drews seinen Stoff: „der vorchristliche Jesus" und „der christliche Jesus." Im ersten Teil will er dartun, daß Jesus der Name eines vorchristlichen Kultgottes war. In zwei Abschnitten über „den Messiasglauben unter dem Einfluß des Parsismus" und über die helleniſtische Mittlervorstellung bahnt er sich den Weg zu dem wichtigsten Abschnitt dieses Teils: „Jesus als Kultgott des jüdischen Sektenglaubens." Hier liegt das Fundament des ganzen Buches. Damit der Leser einen Einblick in die charakteristische Art der Beweisführung gewinnt, gehen wir darauf näher ein.

Unter den vorchristlichen Essenern, die er nach Smith mit den Nasaräern-Naassener-Nazarenern (!) zusammenbringt, habe sich die Messiashoffnung an verschiedene Namen, wie Michael, Raphael und auch Josua (griechisch-Jesus) geknüpft. Wie einst ein Josua das Volk Israel ins Land Kanaan geführt und nach Esra 3, 2 ein Hoheprieſter Josua das Volk aus der Verbannung heimgeleitet habe, so sollte einst ein Josua (=Gotthilf, besser allerdings Jahwehilf) die Menschen erlösen. „Josua selbst aber ist wahrscheinlich (!) ein alter ephraimitischer Sonnengott, der in naher Beziehung zum Passahfeste und zur Sitte der Beschneidung stand." (I, 23.)

Als einziger Beweis für diese abenteuerliche Behauptung wird Josua 5, 2—10 zitiert. Nun war Josua-Jesus um die Wende der Zeiten ein so gewöhnlicher Name, daß bei Josephus allein 20 verschiedene Männer dieses Namens vorkommen. Wer die jüdische Scheu vor Gottesnamen kennt, dem ist es recht unwahrscheinlich, daß Jesus ein Name für einen Kultgott war. Drews aber schreibt: „Alle Anzeichen sprechen nun dafür, daß Josua oder Jesus der Name war, unter welchem eine Anzahl jüdischer Sekten den erwarteten Messias verehrte." (I, 23.) Von allen diesen Anzeichen wird nur eins angeführt. Bei Hippolythus, der im 3. Jahrhundert nach Christo schrieb, findet sich „ein alter, allem Anschein nach (!) vorchristlicher Hymnus," in dem Jesus seinen Vater bittet, ihn zur Erde als Erlöser zu senden, alle Geheimnisse zu eröffnen, die Gestalten der Götter kund zu tun u. s. f. „Das hohe Alter dieses Hymnus wird dadurch bestätigt, daß wir

uns mit ihm ganz und gar im altbabylonischen Vorstellungskreis befinden" (I, 24). Drews fühlt selbst die Schwäche dieses Beweises, wenn er ein paar Zeilen weiter schreibt: „Oder wird eine solche Ansicht (nämlich Jesus = vorchristlicher Kultgott) durch den Mangel eines direkten, schriftlichen Zeugnisses widerlegt? Was wissen wir denn überhaupt über diese eigenartige Seite des Judentums?"

Nun, soviel wissen wir immerhin, daß die Naassener, von denen Hippolythus diesen Psalm überliefert, bereits das Evangelium Johannis und den Epheserbrief als heilige Schrift benutzten, und daß damals das neue Testament schon länger als ein Jahrhundert vorhanden war. Warum soll nun dieser Hymnus, der den Namen Jesus enthält, absolut vorchristlich sein? Daß aber die Naassener mit den Nasaräeren und Nazarenern identisch seien, ist ebenso eine unbeweisbare Vermutung. Jesus Nazarenus bedeutet nach Drews soviel als „Gotthilf — Schützer" und ist mit Zeus — Xenios, Apollo — Pythios u. s. f. in Parallele zu stellen. Mit Nazareth habe dieser Beiname nichts zu tun. Eine solche Stadt habe überhaupt nicht existiert, weil — sie in der außerbiblischen Literatur jener Zeit nirgendwo erwähnt werde. (!). Die Berufung auf einen Zauberpapyros aus dem 4. Jahrhundert nach Christo zur Erhärtung der Naassener aber ist ebenso anzufechten. Diese Stellen beweisen nicht das Allergeringste. Andere Stellen aber gibt es nicht. Damit bricht die ganze Sache in sich zusammen. Weinel wird Recht behalten, wenn er sagt: „Einen vorchristlichen Jesus hat es also nicht gegeben. Keine einzige vorchristliche Stelle bezeugt den Glauben an einen Gott mit dem Namen Jesus."

In den weiteren Kapiteln nun stellt Drews Geburt, Leiden und Tod des Messias, sodann Taufe und Abendmahl, sowie die Symbole des Lammes und Kreuzes mit den entsprechenden Zügen der Völkermythen zusammen. Überall sieht er astrale Beziehungen durchschimmern. Die anbetenden Magier, deren Dreizahl für Drews feststeht, während bei den Darstellungen in den römischen Katakomben bis ins 5. Jahrhundert die Zahl derselben zwischen 2 und 4 schwankt, sind die 3 Sterne im Gürtel des Orion, die auch nach persischer Vorstellung die neu erstarkende Sonne, den Mithras, suchten. In Psalm 68, 32 f. sieht er die Veranlassung für diese Erzählung. Die Bezeichnung Jesu als des Gotteslammes führt er auf dem Unweg über das lateinische Wort agnus = Lamm auf den persischen Feuergott Agni zurück und sieht in Jesus die Vermummung eines persischen Heiligen. Der 22. Psalm hat vollkommen astralen Charakter: am „Weltbaum" der Milchstraße . . . hängt Orion mit ausgestreckten Armen und Beinen in Gestalt eines Kreuzes. Über seinem Haupte droht der Stier mit aufgesperrtem Rachen den Hyaden, die im Winkel zu seiner Linken stehen. Man denke auch an den Löwenrachen im Sternbild des Löwen, das von den Hyaden um 90 Grade entfernt ist und damit zu diesem in astraler Beziehung steht u. s. f. (II, 419).

Diese Proben mögen genügen, um dem Leser einen Eindruck von der Beweisführung Drews zu geben. Wir können nicht ins Einzelne eingehen. „Es ist garnicht möglich, sagt Weinel, die Fülle der Gesichte und den ganzen Wirbeltanz mythologischer Gespenster auch nur aufzuzählen, die sich in dieser Drewsschen Walpurgisnacht ein Stelldichein geben. Die Masse soll es augenscheinlich bringen. Die Mißverständnisse und Unkenntnisse, die Mißdeutungen der zitierten Stellen schreien zum Himmel."

Sehen wir nun, wie Drews sich zu der historischen Überlieferung stellt.

6.

Die Untersuchung beginnt mit den außerchristlichen Zeugnissen. Das Schweigen des Philo (30 v. — 50 n. Chr.) und des Justus von Tiberias, dessen verlorengegangene Schriften noch Photius im 9. Jahrhundert einsah, scheint ihm sehr verdächtig. Von den beiden Stellen bei Josephus (37—100) gilt ihm die eine (wohl mit Recht) als ein christliches Einschiebsel. Die andere aber, die „Jakobus, den Bruder Jesu, des sog. Christus" erwähnt, bezeichne, wenn sie echt sei, Jakobus als einen „Sektenbruder", also als Anhänger des Kultgottes Jesu (!). Übrigens wendet Weinel mit Recht ein, daß Josephus nur dann für Drews rede, wenn er das Christentum erwähne, ohne Jesum zu nennen. Das Gegenteil ist der Fall. Die talmudischen Zeugnisse aber, die Chwolson ins Feld führte, lehnt Drews (wohl mit Recht) als Bezeugungen der Geschichtlichkeit Jesu ab.

Man ist Drews gegenüber in einer eigentümlichen Lage. Er verlangt Zeugnisse für die Geschichtlichkeit Jesu. Die meisten Notizen aus jenen Tagen aber reden vom Christentum, nicht von Jesu von Nazareth. Was interessierte einen Plinius (113) und Sueton († 140) zuletzt die Herkunft des „neuen Aberglaubens", von dem sie berichten? Allerdings hat Tacitus (114) die bekannte Notiz über den „durch den Prokurator Pontius Pilatus unter dem Kaiser Tiberius mit dem Tode bestraften Christus." Nach Drews aber ist diese Notiz entweder unecht oder bereits aus der „gefälschten christlichen Tradition" geschöpft. Wenn aber Drews meint, der Doketismus der Gnostiker stelle die geschichtliche Existenz Jesu in Frage, so ist eher das Gegenteil wahr. Wer die gnostischen Systeme kennt, der weiß, wie unbequem gerade der historische Jesus in diesen Gedankengebäuden unterzubringen war. Unter all den Personifikationen war er wie ein Fremdkörper. Und doch verfiel keiner unter den Gnostikern auf den Gedanken, Jesus zu mythologisieren. Aus dem naheliegenden Grunde, weil die Leugnung des historischen Christus an den Tatsachen der Überlieferung scheiterte. Selbst die großen Bekämpfer des Christentums in der antiken Welt, Celsus und Porphyrius, sind nicht darauf verfallen, dem Christentum durch die Leugnung der Geschichtlichkeit Jesu den Boden zu entziehen. Diesen Versuch hat erst

Dupuis (1795), Bruno Bauer (1841) und Albert Kalthoff (1902) gemacht.

Wie steht es nun mit den Büchern des neuen Testaments? Drews verkennt nicht, daß er am einfachsten die Echtheit aller Paulusbriefe bestreite. Ja nicht einmal die Historicität des großen Heidenapostels sei über jeden Zweifel erhaben. Vielleicht sei er, wie Jesus und Petrus, ursprünglich eine Art Gott (II, 172 f.). Sein Damaskuserlebnis sei eine direkte Nachbildung der Aeneassage*).

Aber wenn auch die Briefe echt sein sollten, so könnten sie dennoch als Stütze der Geschichtlichkeit Jesu nicht gelten (II, 174), „denn ihre Aussagen beziehen sich garnicht auf einen historischen Menschen, sondern auf eine rein göttliche Persönlichkeit." . . „Die Tatsache steht fest, daß Paulus von einem geschichtlichen Jesus nichts gewußt hat" (I, 159). Nun redet allerdings Paulus von der Geburt Jesu aus Davids Stamm (Röm. 1,3) von einem jüdischen Weibe (Gal. 4,4), von seiner Kreuzigung, seinem Sterben und Begrabenwerden. Aber Drews sagt, das seien keine geschichtlichen Tatsachen, sondern etwas Übergeschichtliches. Erinnert man ihn aber daran, daß Paulus den Herrn nach dem Fleisch gekannt habe, von seinen Brüdern, ja von seinen Schwägerinnen rede (1. Cor. 9,5; Gal. 1,18), so kommt er wieder mit der ebenso geschmacklosen als unmöglichen Ausrede, es handle sich um „Sektenbrüder." Als wenn Paulus je die Christen als Brüder Jesu bezeichnete! Er redet nur von Brüdern im Herrn. Als Professor Weinel Drews in Plauen diese Stellen vorhielt, wußte er darauf nichts zu erwidern, als daß Josef und Maria auch mythische Figuren seien. Der Bruder sei eben auch ein Mythus (!) oder die Stelle später eingeschwärzt (!). Wahrhaftig, mit der Erklärung der Fälschung und des Mythos könnte man die ganze Weltgeschichte in Nebel auflösen!

Nun erzählt Paulus (1. Cor. 11.) ausführlich von der Einsetzung des heil. Abendmahles. Drews gesteht ein, daß dieser Bericht für ihn tödlich wäre, wenn er nicht — von einer späteren Hand eingeschoben sei. Allerdings bleibt er dafür den Beweis schuldig. Mit den Worten des Herrn, von denen Paulus des öfteren redet, findet er sich so ab, daß er behauptet, es seien eben „Worte des Herrn Jahwe". Sollten sie aber als Worte Jesu verstanden werden müssen, so sei noch lange nicht erwiesen, daß man nicht späteren Interpolationen gegenüberstehe. In Summa: nach Drews hat Paulus einen von ihm vorgefundenen, wesentlich auf Jes. 53 gestützten Messiasglauben mit der ihm von seiner tarsischen Heimat her bekannten Idee des leidenden

*) Hier kurz die Sage: „Als Aeneas Laub und Zweige zur Bedeckung der eben errichteten Altäre sammelte und einen Strauch ausreißen wollte, entquollen diesem schwarze Blutstropfen. Angsterfüllt fiel der Held zur Erde und flehte zu den Nymphen des Waldes und dem Schutzgott der Fluren, den Schrecken abzuwenden. Dann ergriff er einen dritten Strauch . . . da ließ sich ein klägliches Stöhnen vernehmen: „Aeneas, was quälst du mich?" „Die Ähnlichkeit ist in die Augen fallend", sagt Drews. (II, 173.)

und auferstandenen Erlösers verwoben und durch „die Erfüllung mit dem Geist der antiken Mysterienreligionen" belebt.

Nachdem so mit Paulus aufgeräumt ist, bleiben nur noch die Evangelien übrig. Zu „ihrem historischen Kern durchzudringen, hält Drews für aussichtslos, weil die evangelische Überlieferung rein in der Luft schwebe und die Annahme ihrer Geschichtlichkeit durch kein einziges äußeres Zeugnis festgestellt sei, das Anspruch auf irgendwelche Sicherheit erheben könnte" (II, 185). Die Überlieferung rede ja nicht von einem Menschen, sondern von einem Gottmenschen. Auch die Streitgespräche Jesu, die Szene, wo seine Brüder ihn heimholen wollen, weil sie ihn für geisteskrank halten, die Geschichte vom reichen Jüngling, wo er das Prädikat „gut" von sich ablehnt, sein Zagen in Gethsemane —, alle diese und ähnliche Stellen bewiesen nur für den etwas, der die Tendenz der Evangelien darin erblicke, daß sie einen historischen Menschen als ein göttliches Wesen darstellen wollten. Ihre Tendenz aber sei gerade die umgekehrte. Hier werde ein ursprünglicher Gott immer stärker vermenschlicht. Ein metaphysisch-dogmatisch-astraler Stoff werde in den Evangelien nachträglich in einen historisch-geographischen Rahmen eingespannt (II, 245).

Die wichtigsten Züge der evangelischen Überlieferuug wurzeln nach Drews im alten Testament oder den Mythen außerchristlicher Religionen, das historische Gewand sei etwas Hinzugekommenes. Aus der Prophetie stammten die Taufe des Johannes, die Strafreden Jesu, die Tempelreinigung, die Verfluchung des Feigenbaumes, die Weissagungen von der Zerstörung der Stadt, die Salbung in Bethanien, die Verleugnung Petri, der Verrat des Judas, die Getshemaneszene, welch letztere ebenso psychologisch einwandfrei und — unhistorisch sei, wie die Klage des Achilleus über Patroklos. (II, 207). Das Gerichtsverfahren gegen Jesum aber habe sein Vorbild bei Josephus, der im „jüdischen Krieg" von einem Landmann Jesus erzählt, der 4 Jahre vor dem Ausbruch des jüdischen Krieges in der Hauptstadt Übles geweissagt und vom Landpfleger Albinus ergriffen, gegeißelt und, als er auf alles Fragen hin stumm geblieben, als offenbar verrückt freigelassen worden sei.

Die Worte Jesu aber, die doch gewiß mit Legenden und Mythen nichts zu tun haben, werden von Drews teils mit Stillschweigen übergangen, teils für aller Originalität bar erklärt (II, 365). Die Bergpredigt sei „ein bloßes Flickwerk aus der sonstigen jüdischen Literatur" und „enthalte nicht einen einzigen Gedanken, der sich nicht auch anderweitig aus der jüdischen Literatur belegen lasse". Manches Minderwertige, Verfehlte, ja Bedenkliche finde sich darunter. Was Jesus gesagt, seien belanglose Dinge, die, wie Drews sich in Jena ausdrückte, „jedes normale Gehirn" hervorbringen konnte.

So gibt Drews sein Resultat der Evangelienforschung in Sperrdruck folgendermaßen zu Protokoll: „Das Leben Jesu, wie die Synoptiker es schildern, bringt nur in historischem Gewande die metaphysischen Vorstellungen,

religiösen Hoffnungen, die äußeren und inneren Erlebnisse der auf Jesus als Kultgott gegründeten Gemeinde zum Ausdruck. Seine Aussprüche, Reden und Gleichnisse spiegeln nur die religiös-sittlichen Grundanschauungen, die jeweiligen Stimmungen, die Niedergeschlagenheit und die Siegesfreudigkeit, den Haß und die Liebe, die Urteile und die Vorurteile der Gemeindeglieder wieder, und die Verschiedenheiten und Widersprüche erklären sich als Entwicklungsstufen des Messiasgedankens in verschiedenen Gemeinden und zu verschiedenen Zeiten." (I, 206.)

Bevor wir diesen Abschnitt schließen, wollen wir noch ein paar Proben der positiven, mythologischen Erklärungen Drews' hierhersetzen. Während Jensen, dem das von ihm erforschte Gilgameschepos die Brillengläser rot färbte, überall Züge dieses alten Mythos findet und in der „Paulussage" eine Variante speziell der „Jesussage" sieht, zeigt Drews eine verblüffende Vielseitigkeit. Johannes der Täufer ist der babylonische Oannes = Hanni, ein seltsam gestaltetes Wesen, halb Mensch, halb Fisch. Er geht auf den astralen Wassermann = Fischmensch zurück, weshalb bei Tertullian die Täuflinge „pisciculi" (Fischchen) hießen. „Der Fischmensch ist im Christentum zu einer Art Menschenfischer (!) geworden." (II, 271.) Diese Beziehung zu den Fischen klinge beim Evangelisten noch nach, wie das Gleichnis von den auf dem Markt spielenden Kindern (Matth. 11,16) beweise.: „Wir haben euch gepfiffen, und ihr habt nicht getanzt." Diese Worte seien „offensichtlich" aus einer Erzählung des Herodot genommen, wo ein Fischer ähnliches den Fischen zugerufen habe. (II, 272.) — Der Name Galiläa von galil = Kreis lege den Gedanken an den Tierkreis nahe; er hänge „mit der Wasserregion des Tierkreises zusammen, in welchem sich die Wasserzeichen des südlichen Fisches, des Wassermannes, des Walfisches und des Eridanus befinden. So verstehen wir, warum Galiläa, die Straße nach dem Meer, das Gelände am Jordan eine so wichtige Rolle in der Geschichte Jesu spielen" (II, 293 f.). „Auch der Jordan hat astrale Bedeutung." Daß er Kaleb, den Bruder Josuas, mit Asklepios und Petrus mit Proteus zusammenbringt, ist geradezu ergötzlich.

Seine Stellung aber zu den Theologen charakterisiert der Schluß des Vorworts im 2. Bande (XXII):

„Und wenn die Welt voll T—heologen wär'
und wollt' uns gar verschlingen,
so fürchten wir uns nicht so sehr,
es soll uns doch gelingen!"

7.

Zur Kritik wollen wir nur noch einige Gedanken hinzufügen. Der Leser wird wohl auch den Eindruck gewonnen haben, daß der überaus vorsichtige und maßvolle Klostermann Recht hat, wenn er schreibt: „Drews' Hauptverdienst besteht darin, durch sein eigenes Exempel, wenn gleich sehr gegen

seine Absicht, gezeigt zu haben, daß es auch dem entschlossensten Willen nicht gelingen kann, die Hypothese der Christusmythe annehmbar zu machen." Denn so steht doch die Sache: Nicht wir haben die Geschichtlichkeit, sondern er die Ungeschichtlichkeit Jesu nachzuweisen. Bei seinen Diskussionen pflegte Drews das Fechterkunststück anzuwenden, den Gegner von vornherein in die Defensive zu drängen. Drews Beweisführung aber ist in der Tat mißlungen.

Ich wüßte übrigens keine geschichtliche Größe der antiken Welt, von der man nicht bei einiger Geschicklichkeit die These verfechten könnte, sie sei eigentlich eine mythische Figur*). Denn was hinterläßt ein Mann an historischen Spuren? Bücher? Sie können unecht oder unterschoben sein. Suchte doch Ernst Eckstein sämtliche Dramen Shakespeares als Werke Bacos zu erweisen. Steininschriften? Auch in Ton und Marmor kann gefälscht werden. Bleiben nur noch historische Wirkungen. An denen aber fehlt es Jesus von Nazareth doch wahrhaftig nicht! Wenn es auf die historischen Umgestaltungen ankommt, die einer hervorgebracht, dann ist Jesus von allen geschichtlichen Größen die gesichertste. Professor Harnack hat darauf hingewiesen, daß durch die Ausschaltung eines Luther, Alexander, Caesar, Napoleon, Kant u. a. aus der Weltgeschichte die Wandlung der Dinge an der betreffenden Zeitenwende unverständlich werde. Wie viel mehr gilt das von Jesu von Nazareth! Denn es bleibt trotz Kalthoff wahr, der keinen Helden in der Geschichte duldet: Nicht die Massen und die Masseninstinkte, sondern einzelne große Persönlichkeiten machen die Weltgeschichte.

Gegen die Drewssche These spricht übrigens auch die Tatsache, daß die Christenheit von Anfang an die Juden als die Mörder ihres Messias bezeichnete. Wie kam sie dazu, wenn es sich nicht um ein historisches Ereignis handelte? Drews hat das nicht begreiflich gemacht. Ebensowenig, wie Paulus zu dem Satz kam: „Jesus, den Juden ein Ärgernis und den Heiden eine Torheit." Hier mußten doch geschichtliche Tatsachen vorliegen, die sich den Gedankenkreisen der antiken Welt nur schwer einzufügen vermochten. Gänzlich unhaltbar aber ist die Behauptung, daß vom Evangelium Markus bis zu dem des Johannes eine steigende Vermenschlichung des Christusbildes zu beobachten sei. Genau das Gegenteil ist wahr. Denn daß die Tendenz eine entgegengesetzte ist, kann jeder Laie nachprüfen. Das Zeugnis des Paulus aber zu beseitigen, ist Drews auch mit den gewalttätigsten Mitteln nicht gelungen. Kurzum, den positiven höchst zweifelhaften Beweisstellen Drews'—es sind die oben genannte Hippolythos-Stelle, der Zauberpapyrus aus dem 4. nachchristlichen Jahrhundert, und eine noch spätere, übrigens konfuse Stelle bei Epiphanius, — steht nicht nur das neue Testament mit seinen 27 Schriften, sondern auch die Schriften der apostolischen Väter, die 90–150 entstanden (die ihrerseits die Bücher

*) Drews leistet darin Erstaunliches: die Patriarchen, Josef, Josua, Moses, Simson, Esther, Mardachai, Haman, Jesus, Petrus, Paulus, Simon Magus, Elymas und viele andere sind ihm nur — vermenschlichte Götter (II, 207).

des neuen Testaments bezeugen), die apokryphischen Evangelien und die Bücher der Apologeten gegenüber. Ja, wenn wir bis zum Ende des 4. Jahrhunderts, aus dem Drews seine Zeugnisse z. T. nimmt, hinuntergehen, so haben wir bereits eine christliche Literatur, die, wie Weinel sagt, „eine recht stattliche Bibliothekswand füllt in schweren Folianten." Diese ganze Literatur soll gefälscht oder einer Mystifikation zum Opfer gefallen sein! Wie viele Männer müßten da entweder unabhängig von einander oder in stillem Einverständnis eine grandiose Fälschung begangen haben!

Man fragt sich vergeblich: Warum denn das alles? Woher diese systematische und eigentümlicherweise in den verschiedenen Traditionsströmen ins gleiche Bett einlenkende Summe von Fälschungen gemeinster und durchtriebenster Art? Um alles in der Welt! Aus bloßer Lust am Mystifizieren ist das doch unmöglich zu erklären. Drews führt einen Grund dafür an. Die judenchristliche Urgemeinde habe dadurch dem Paulus gegenüber die Autorität der Urapostel stärken wollen. Paulus habe behauptet, Jesum bei Damaskus gesehen zu haben. Die Urapostel hätten sogar „mit ihm gegessen und getrunken." So sei der Christusmythos auf eine bestimmte Zeit und Szenerie fixiert worden. (II, 316.) „Das war selbstverständlich kaum vor dem Anfang des 2. Jahrhunderts möglich", aber die „70—80 Jahre, die seit dem angeblichen Tode Jesu verflossen sein sollten, reichten völlig aus, um dessen „Geschichte" glaubhaft erscheinen zu lassen" (II, 317). Etwaige Widersprüche seien dann durch die Kirche sorgfältig vernichtet worden. Wahrhaftig! das heißt doch einen Turm auf einen faustgroßen Kieselstein bauen! Das ganze Gebäude stürzt zusammen, weil das Fundament nichts taugt.

Genug und übergenug! Mag die dogmatische, hierarchische, kultische und praktische Entwicklung der alten Kirche immerhin den Einfluß heidnischer Vorstellungen und Gebräuche verraten, — wir leugnen das nicht — soviel steht fest: Jesus hat auf äußerliche Religionsformen und -formeln gar kein Gewicht gelegt. Er hatte sein Himmelreich. Er forderte von den Menschen das Tun des Gotteswillens. Er hatte seine große, heilige Trias, deren religiös-sittliche Vereinigung als Strebeziel über seinem Leben und Sterben stand: die Menschenseele, ihr himmlischer Vater und der irdische Bruder. In dieser Einheit der Gottes- und der Bruderliebe ist das religiössittliche Ideal Jesu gegeben. Und es ist bis auf den heutigen Tag hinter der kirchlichen Christologie nicht verschwunden. So oft man die Annahme des Kirchenglaubens als Surrogat für die Verwirklichung dieses Ideals Jesu empfahl: die Christenheit hat sich immer wieder auf die Forderungen Jesu besonnen. Und sein ethisches Ideal ist bisher weder überholt, noch verwirklicht worden.

In der Tat! Jesus hat auch an unsere Zeit seine Botschaft. Auch für die großen Fragen unserer Tage hat er eine Lösung. Die Ideale der Bruderliebe und der Menschenwürde, des Völkerfriedens und der sozialen Gerechtigkeit, der Kampf gegen die großen Zerstörer des Menschenwesens, den Alkohol, die

Unzucht, den Mammon und die religiöse Heuchelei gehören mit hinein in den großen Siegeszug des Himmelreichs. Möchte der heftige Angriff des Karlsruher Philosophen auf das Christentum für dessen Vertreter und Freunde Veranlassuug werden, den Willen Jesu immer klarer zu erkennen und in dieser Welt verwirklichen zu helfen. Möchte sonderlich unsre liebe evangelische Kirche, statt ihre Kraft in dogmatischen Streitigkeiten und Irrlehreprozessen zu zerreiben, ihre heilige Aufgabe erfassen, und die großen, sittlichreligiösen Gedanken Jesu durchzuführen entschlossen sein und Sorge tragen, daß die Fragen der Zeit vom Leiter des Weltgeschehens nicht ohne ihre Mitwirkung, d. h. mit fremder Hilfe der Lösung entgegengeführt werden!

❀ ❀ ❀

Die Blume.

Von Bruno Götz (Riga).

Als ich des Nachts den Silbersee durchfuhr,
entstieg dem Grunde eine wirre Fülle
von breiten Blättern und in dünner Hülle
verschlossen eine Blume — Knospe nur.

Aus unbewegter klarer Wasserflur
erhob sie sich, daß sich ihr Los erfülle,
daß ihre scheue Schönheit sich enthülle
und schweigend wieder schwände ohne Spur.

Sie wuchs im seelenlosen Mondesglaste
und reckte zögernd ihre junge Blüte
zum drohend hellen Lichte — schlaff und schlank:

ob sie sein kosend kalter Strahl betaste? — —
Und schmeichelnd traf sie seine eisige Güte,
daß ihrer Krone Blatt um Blatt entsank.

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Baltische Künstler in München.

I. Rolf von Hoerschelmann.

Von Arthur Behrsing (Reval).

Die Zeit der Romantik ist unwiederbringlich dahin, und doch, was Unsterbliches in ihr war, sucht sich immer wieder Ausgänge ans Licht in Poesie, Musik und bildender Kunst. In besonderem Sinne „die Schatten der Romantik" heraufbeschworen zu haben, ist das Verdienst unseres Landsmannes Rolf v. Hoerschelmann. Leben und Schicksale dieses jugendlichen, bei uns noch zu wenig bekannten und geschätzten Künstlers sind eng mit seiner künstlerischen Entwickelung verknüpft.

H. wurde im Jahre 1885 in Dorpat als Sohn des Universitätsprofessors Wilhelm Hoerschelmann geboren. Mütterlicherseits stammt er von Bosses ab, und von dieser Seite scheint er auch sein Zeichentalent geerbt zu haben: der Urgroßvater war Maler, der Großvater Architekt. Übrigens war auch der Großvater väterlicherseits zeichnerisch und musikalisch begabt, was uns insofern nicht Wunder nehmen kann, als namentlich die Musik in der Hoerschelmannschen Familie jederzeit eine treue und verständnisvolle Pflege gefunden hat. Als

Knabe war H. schwächlich. Er besuchte die Zeddelmannsche Schule, mußte aber, da Kopfschmerzen und Migräne eine alltägliche Erscheinung wurden, sie 1899 wieder verlassen. Da ihm das Lesen von ärztlicher Seite verboten war, fing er an zu zeichnen und nahm bei Susa Walter Zeichenstunden. Lange bevor er ausübend wurde, offenbarte sich bei ihm eine ausgesprochene Sympathie für moderne und modernste Kunst, für letztere freilich nur insoweit, als sie nicht in Geschmacklosigkeit verfiel. Darin ist sich H. im Gegensatz zu mancher allzugroßen Reserviertheit bei uns zu Lande treu geblieben. Wirkliches Können braucht, um ihm Achtung abzugewinnen, nicht durch Alter geadelt zu sein, und ein Stich von Chodowiecki interessiert ihn ebenso wie eine Karikatur von Gulbransson oder ein Damenbildnis von Toulouse-Lautrec. Schon als Schüler gründete H. einen Zirkel für ästhetische Bestrebungen, und jedes „Jugend"heft wurde mit Spannung erwartet und Freuden begrüßt. Nach dem Tode seines jüngsten Bruders — der Vater war schon früher gestorben — siedelte seine Mutter ins Ausland über, und hier bestimmte sich schnell Richtung und Größe seines Talents. Zugleich festigte sich seine Gesundheit so auffallend, daß er eben zu den ausdauerndsten seiner Kollegen zählt und der schwächliche Knabe von ehemals ins Fabelland verwiesen scheint.

Er arbeitete zuerst ein Jahr im kunstgewerblichen Atelier der Geschwister Kleinhempel in Dresden, da seine Gaben ihn fürs Kunstgewerbe zu bestimmen schienen. Aber schon nach einem Jahr — im Januar 1903 — kam H. nach München und zwar, wie wir gleich hinzufügen wollen, nach — München-Schwabing. Der nach Kunst verdurstete Balte mit den ersten schüchternen Anzeichen eines vielverheißenden Talents sah sich auf einmal nicht nur in ein großes Kunstzentrum — den reinen Hexenkessel der verschiedensten künstlerischen Richtungen —, sondern auch in eine große Kunstepoche versetzt. Wer auf die letzten Jahrzente in der Kunstentwicklung zurückblickt, weiß, daß sie uns manche tiefgreifende Umwälzungen gebracht haben. Naturalismus, Impressionismus, Neu-Romantik und -Klassik, Futurismus, Kubismus und Expressionismus sind Schöpfungen dieser Jahre. Alles, was die Welt in dieser Hinsicht im Großen bewegt hat, hat sich in München-Schwabing im Kleinen wiedergespiegelt und die entsprechenden Wellen geschlagen. Hier war eine künstlerische Bohème zu Hause, die — wenn man so sagen soll — die Wirkungen der neuen Kunst zuerst am eigenen Leibe erproben wollte und den Sturm und Drang ihrer literarischen Vorfahren in endlosen schauspielerisch-malerischen Festlichkeiten auf das Gebiet der bildenden Kunst übertrug. Ein Fasching der führenden Geister und ein Oktoberfest und -protest gegen überlebte bürgerliche Vorurteile, — das war das Schwabing vor zehn Jahren, das „grüne" Schwabing. Denn wo sich jetzt die grauen steifen Mietskasernen erheben und die Besitzer mit ernster Miene ihre Mieten einstreichen, da gab es noch schöne breite Wiesen, auf denen sich ein fröhliches Völkchen tummelte, bei dem das Geld keine Rolle spielte. Das war die Zeit,

in der man für 50 Pf. in einer Künstlerkneipe manchen später berühmt gewordenen Dichter das soeben entstandene Gedicht vortragen hören konnte und in der Künstler, deren Namen jetzt in aller Mund sind, auf schnell improvisierten Kunstausstellungen eigene Originalblätter, um die neue Kunst populär zu machen, für wenige Mark ins Publikum wandern ließen. Eine Zeit, in der viele Kräfte entfesselt wurden, in der aber auch manches fraglose Talent unterging. Daß H., der sich mit seiner ganzen jugendlichen Begeisterung, unterstützt durch die neu erlangte Gesundheit, diesem Treiben hingab, nicht nur heil, sondern in gewissem Sinne gefestigt und gereift aus ihm hervorging, das verdankt er hauptsächlich zwei glücklichen Umständen. Einmal seiner Zugehörigkeit zu einer deutsch-baltischen Familie, in welcher das Formgefühl sei es auf wissenschaftlichem, sei es auf künstlerischem Gebiet immer lebendig gewesen war, sodann aber dem Umstande, daß er mit sicherem Instinkt in die kurz vorher eröffnete Debschitz-Schule eintrat. Diese von Wilhelm v. Debschitz und Hermann Obrist gegründete Schule wurde insofern für ihn und viele andere Künstler von großer Bedeutung, als sie zum erstenmal die

Prinzipien moderner Kunstanschauung und veränderter Geschmacksrichtung bewußt zum Ausgangspunkt eines methodisch fest fundierten Unterrichts nahm, wenn auch zunächst nur auf dem engen Gebiete des Kunstgewerbes. Nach der Natur zeichnen, hieß hier nun nicht mehr die Natur kopieren, sondern das architektonische Prinzip, das in der Welt, wie im Ganzen so auch im Einzelnsten waltet, nachempfinden. Lernen hieß nun nicht mehr „memorieren, sondern assimilieren." (Michel). Alles rein Mechanische auch im Materiellen war aus der Kunst verbannt, und es fand eine Vergeistigung auch der rein vorbereitenden Arbeit statt. Im übrigen war jeder Invidualität freier Spielraum gelassen, sie galt — hier auch von der Schule anerkannt — als das Wertvollste in der Kunst. Was die Debschitz-Schule während ihres 11-jährigen Bestehens an greifbaren Resultaten zu Tage gefördert hat, das konnte man in diesem Jahr in einer hübschen Auswahl von Arbeiten augenblicklicher und ehemaliger Schüler im Königl. Kunstgewerbemuseum in Berlin sehn.*) Hier verblieb H. drei Jahre. Ein Birnbäumchen, — Zeichnung nach der Natur — das er in seiner Skizzenmappe verwahrt, zeigt dem Betrachter besonders deutlich, wie sehr auch er bemüht gewesen ist, „der Natur auf die Schliche zu kommen", wie der technische Ausdruck für Naturstudium in der Debschitz-Schule lautete, und wenn seine Blätter heutzutage — wie das auch die diesem Artikel beigegebenen Illustrationen dartun — den Eindruck spielender Leichtigkeit machen, so ist das ein Beweis dafür, wie gründlich diese Studien gewesen sind. Gab also die Debschitz-Schule ihren Schülern einerseits die solide Grundlage für ihr zeichnerisches und technisches Können, so öffnete sie ihnen andererseits frühzeitig

*) Die Ausstellung dauert bis zum Oktober d. J. und enthielt auch etwa 30 Arbeiten von Rolf von Hoerschelmann.

die Zugänge zum Leben. Der Leiter veranlaßte erste Firmen, seiner Schule Aufträge zu erteilen und ermunterte seine Schüler an Konkurrenzarbeiten teilzunehmen. So war die erste Arbeit, durch die H. einem größeren Publikum bekannt wurde — ein Annoncenblatt in Tusche für eine Champagnerfirma gleich im ersten Debschitzjahr, eine ungemein flotte und originelle Zeichnung, — eine Konkurrenzarbeit, die, nebenbei bemerkt, den 1. Preis davontrug. Und doch gelang es der Debschitzschule nicht, den jungen Künstler fürs Kunstgewerbe zu gewinnen. Seine Gaben sollten bald nach seinem Austritt aus der Debschitzschule auf einem ganz anderen Gebiet zu überraschender Entfaltung kommen.

Der Dichter Alexander v. Bernus hatte beschlossen, das alte Schattentheater wiederzubeleben. Textlich konnte er dabei teilweise auf die Romantiker zurückgehen, die dieses Kind der deutschen Jahrmärkte literaturfähig gemacht hatten*). Zeichnerisch lag die Sache schwieriger. Freilich hatte schon Graf Franz Pocci ein Schattenspiel gezeichnet; inzwischen aber hatte die Silhouettenkunst — namentlich in Frankreich — große Fortschritte gemacht. Ein Modell jedoch, das man irgendwie hätte benutzen können, gab es nicht, auch in Frankreich nicht. Denn die süßlichen Bilder aus dem „Chat noir" kamen nicht in Betracht. Bei einem Preisausschreiben, das der Dichter Bernus veranstaltete, gewann H. Wie vortrefflich er die Aufgabe, ein deutsches, dem verwöhntesten modernen Geschmack genügendes Schattentheater zu schaffen, zeichnerisch gelöst hat, davon legen die zahllosen Kritiken, die gelegentlich des nun bald eröffneten „Schwabinger Schattentheaters" erschienen, Zeugnis ab. So schrieb die „Zeitschrift für Bücherfreunde" (Red.

*) Genaueres darüber bei Prof. Jacobs: Geschichte des Schattentheaters (Berlin, Mayer und Müller 1907). Außer Brentano, Arnim, Kerner, Mörike ist noch Goethe mit seinem „Pater Brey" als Textdichter fürs Schattentheater zu nennen.

Fedor von Zobeltitz): „Jeder, der einmal das Schwabinger Schattentheater ... hier etwas hörte und sah, das schlechthin einfach abstrakte Kunst war.“ Eduard Steiger schrieb im „Tag“: „R. v. H. ist ein Meister dieser Kleinkunst. Seine Schattenumrisse leben und bewegen sich, auch wenn sie nicht bewegt

werden. Nicht nur die Profile der Gesichter, sondern auch Hände und Beine, das Toupet, der Zopf, das Schwert bis hinab zu den Stiefeln und Stöckelschuhen. Dazu eine auch nur zart andeutende Kulissenkunst, von der die Väter unseres noch ungeborenen Künstlertheaters einiges lernen könnten.“

Es wird die Leser vielleicht interessieren, etwas über die Technik dieses Schattentheaters zu erfahren. Ich folge dabei der Beschreibung von Franz Düllberg*). Eine viereckige Scheibe von Pausleinwand, 1,15 m. × 90 cm. groß. Hinter ihr die auf Karton oder Holz gezogenen Silhouetten. Die Landschaft unbewegt; die Figuren mittelst einer Führungsleiste, die in einer Holzkehle geschoben wird, bewegt. Diese kleinen, meist 35 cm. hohen Personen werden von 1 bis 2 Menschen, die hinter der Bühne und unterhalb dieser ihr Werk verrichten, geführt. An den Figuren Drähte und Scharniere. Als beste Lichtquelle — Petroleum. 4—6 gute männliche und weibliche Sprecher hinter der Bühne. Nimmt man hinzu, daß der begleitende Text feierlich im Sinn der Georgeschüler

gesprochen und durch die Pizzicatoklänge eines fernen Spinetts unterstützt bezw. unterbrochen wurde, so kann man sich die Wirkung dieses Theaters im kleinen mit den „beseelten Bildern" lebhaft vorstellen.

Zwei Jahre lang hat H. etwa 150 Figuren und etwa 60 Dekorationen für das Schattentheater mit eigener Hand geschnitten**). Vergegenwärtigt man sich nun, daß 3 Saisons hintereinander 2 mal wöchentlich gespielt wurde (wobei jede Vorstellung ausverkauft

*) Das Genauere in der „Zeitschrift für bildende Kunst" XIX. Heft 9.

**) Es soll bei dieser Gelegenheit nicht unerwähnt bleiben, daß auch andere namhafte Künstler und Künstlerinnen Figurinen fürs Schwabinger Schattentheater geschnitten haben, so E. Pretorius, Dora Polster, Marie Schnür, K. Thylmann, sowie unsere Landsmännin Grete v. Hoerner.

war — es gehörte einfach zum guten Ton hinzugehn —), denkt man an die Vorstellungen im Jahre 1908 auf der großen Münchener Ausstellung, sowie zum Schluß auf Stift Neuburg bei Heidelberg, dem Landsitz des Dichters Bernus, sowie an die Menschen aus allen Weltgegenden, die diese Vorstellungen besucht haben, so kann man ruhig behaupten, daß H. durch seine Schattentheaterfiguren — „Weltruhm" erwarb.

Wichtiger als dieser war für ihn jedoch die Freundschaft mit dem Dichter Bernus, die durch das gemeinsame Unternehmen angebahnt wurde, sowie die sich hieran knüpfenden Besuche auf Stift Neuburg. Hier trat ihm die romantische Zeit, die er mit seinen Figuren so erfolgreich heraufbeschworen hatte, leibhaftig entgegen. Hier hatten Clemens Brentano, Kerner, Dorothea Schlegel, Philipp Veit, Overbeck, Steinle verkehrt. Hier gab es eine ganze Silhouettenwand mit Porträts aus dem Album der Marianne Willemer, Handzeichnungen von Goethe, Fellner, Rethel, Fries, ja, hier sah der alte Goethe selbst aus dem Originalporträt Gerhard v. Kügelgens (1810) auf den jungen Ankömmling herunter. Kurz, in diesem durch Erinnerungen geweihten Schloß lebte vieles, was die Verbindung mit der Vergangenheit inniger werden ließ, und im Bunde mit seinem Freunde — zugleich als Abschluß der Silhouettenzeit — schuf H. sein bisher reifstes Werk: Das schwarze Bilderbuch*).

Hier müssen wir nun ein paar Worte über H.'s Silhouettenkunst einflechten. Schon Steiger hatte das Lebendige und Sprechende der H'schen Figuren hervorgehoben (s. oben), ich möchte noch das

*) Rolf v. Hoerschelmann, Das schwarze Bilderbuch, mit Versen von A. von Bernus, München, Martin Mörikes Verlag.

spezifisch Deutsche hinzufügen, und zwar das Deutsche, wie es die Romantik zuerst in der derberen Manier des Volksbuches freigemacht hat und wie es seitdem in den Traditionen der Meister der Realistik fortlebt. Was speziell „das schwarze Bilderbuch" betrifft, so mag ihm zugute gekommen sein, daß sein Schöpfer direkt vom Theater kam. Das Lebendige und Sprechende, von dem oben die Rede war, erscheint hier geradezu potenziert — man sehe sich nur das Blatt mit den sieben Schwaben an! —, und die illusionbefruchtende, bloß andeutende Dekorationskunst des Schattentheaters ist auch für diese Blätter beibehalten. Dazu alles in sinniger deutscher Manier: mit dem Vorfrühling fängt der schwarze Reigen an, und mit Maria und dem Kinde schließt er ab. Es ist ein echtes, rechtes Kinderbuch, und noch klingt mir das herzliche Lachen im Ohr, das meine 6-jährige Tochter schon beim Anblick des Titelblattes anstimmte: in der Mitte ein mächtiger Eichbaum, links das wütend den Baum anrennende Einhorn, rechts das fadendünne triumphierende „tapfere Schneiderlein". Und nun in bunter Reihe: Seiltänzer, Stadtmusikanten, Hexe, Zirkus, Riese, Schatzgräber, Ritter, Postkutsche, — alles Dinge, die schon das Sechsjährige interessieren und beschäftigen. Dazu leicht verständliche und durch den Rhythmus ins Ohr fallende Verse von Bernus. Der Erwachsene wird außer der gelungenen Charakteristik der einzelnen Personen der Raumverteilung, der Poesie in den Bäumen, dem köstlichen Biedermeierstil des Ganzen, sowie der prächtigen Selbstkarikatur auf dem Schlußblatt gerechte Bewunderung zuwenden. Das zu allem noch geschmackvoll ausgestattete Buch sollte ein Hausbuch unserer deutschen Familien werden.

Das „Schwabinger Schattentheater", und das „schwarze Bilderbuch" wurden Veranlassung, daß man H. schlankweg zu den Silhouettisten zählte

und ihn in einem Atemzuge mit Konewka und Fröhlich nannte. Aber schon der Umstand, daß H. zufällig zu der schwarzen Kunst gekommen war, sollte vorsichtiger urteilen lassen. Tatsächlich hat er mit den genannten Künstlern nichts anderes gemeinsam, als eine bestimmte Form, seine Gedanken auszudrücken. Richtiger urteilt Hermann Hesse, der, um H.'s „belle humeur en habit noir" zu charakterisieren, auf Richter und Spitzweg zurückgeht.

Im Jahre 1911 reiste H. auf 2½ Mon. nach Paris. Von hier hat er entzückende aquarellierte Federzeichnungen mitgebracht — verborgene Gäßchen aus dem Balzacschen Paris, die das Auge des globe-trotters nie erschaut und in die der Künstler sich auch nur verkleidet hineinwagte, um in einem Viertel, „wo jeden Augenblick die Revolution bereit ist", nicht aufzufallen. Hält man dazu, daß H. mit Vorliebe in Holz schneidet — welche Technik vorzüglich zu seiner herben, männlichen Art paßt und die, ihm selber unbewußt, auch seine Federzeichnungen beeinflußt —, denkt man ferner an die nimmerruhenden Studien im Atelier in der Viktoriastraße, so werden wir begreifen, daß die Silhouettenzeit nur eine Periode in H.'s künstlerischer Tätigkeit bedeutet — freilich eine, die fünf Jahre anhielt. Tatsächlich hat denn H. sich auch nach außen hin schon in anderer Art betätigt. Er hat für den Verlag Martin Mörike, den Weihnachtsmann auf dem Büchermarkt, der große Verdienste um fortgesetzte Hebung des romantischen Schatzes hat, 2 Bücher illustriert: in einem — einer Kopischauswahl von Greiner — erfährt die „Phantastik des deutschen Kleinbürgertums" eine ergötzliche Wiederbelebung, in dem anderen — „fröhliche Abenteurer" (Herausgeber Will. Vesper) — hat er die vier Helden des Volksbuches: Tyl Ulenspiegel, Schelmuffky, Gulliver und Münchhausen in sprechenden Porträts festgehalten, wobei auch die Technik der Wiedergabe sich voll und ganz dem Charakter des Volksbuches anpaßt.

Stellen wir das von H. bisher Geschaffene zusammen, so ist es abgesehen von kleineren Gelegenheitsarbeiten folgendes:

1) 5 Illustrationen zu dem Buch: „Sieben Schattenspiele" von A. v. Bernus.

2) Das schwarze Bilderbuch.

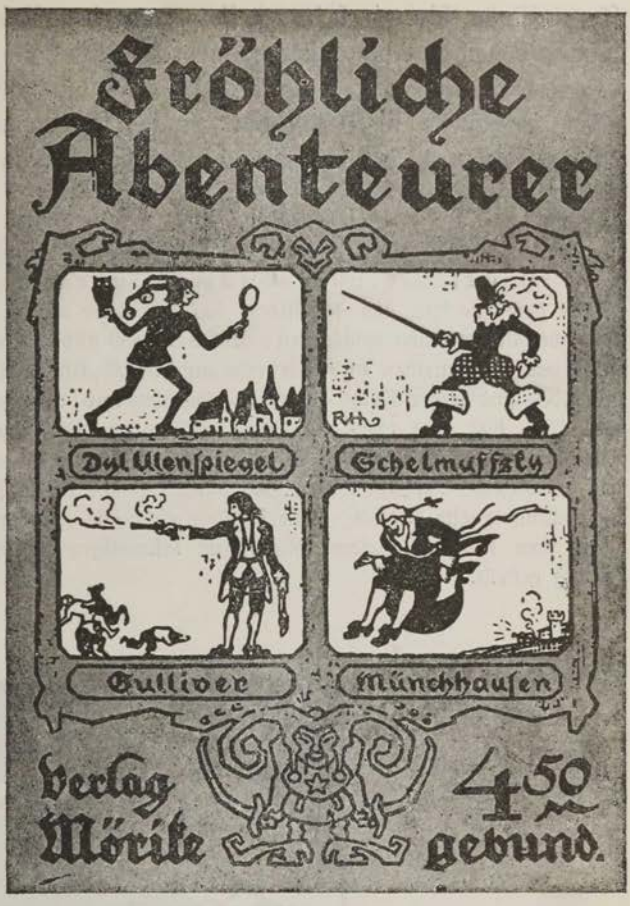
3) Illustrationen zum Kopisch-Band.

4) Illustrationen zu „Fröhliche Abenteurer."

5) „Narren, Gaukler, und Spielleute" eine Holzschnittfolge, handkoloriert (sehr originell, auch in der Aufmachung, zum Teil auch in „Licht und Schatten" reproduziert).

6) etwa 30 Ex-libris, die H. selbst nicht hoch einschätzt, da hier der Künstler durch den Auftraggeber gebunden erscheint. Und doch hat ein H.'sches Ex-libris einen großen Reiz. Seine Fähigkeit, zeichnerisch alles auf den kürzesten und prägnantesten Ausdruck zu bringen, bewährt sich hier im Gegensatz zu mancher ideologischen Geschwätzigkeit anderer oft in geradezu glänzender Weise. (Man nehme z. B. nur das Exl. Graßhoff.)

7) Handzeichnungen und Aquarelle, die der Künstler auf alljährlichen Ausstellungen in seinem eigenen Atelier einem größeren Publikum zugänglich macht und die dann — nicht mehr dort hängen bleiben. Wir sehen, daß der Künstler hierin die edleren Traditionen der Schwabinger Genieperiode fortpflanzt, wie er denn überhaupt zu den wenigen „Überlebenden" gehört, bei denen der fröhliche Übermut jener Tage einer resultatreichen Schaffensfreudigkeit Platz gemacht hat.



H. steht eben im 28. Lebensjahre; wir haben also noch viel von ihm zu erwarten.

In der Heimat ist er im bösen Jahre 1906 vier Monate lang gewesen und hat während dieser Zeit seine Kräfte dem Deutschen Verein, der sich damals gerade zu entwickeln und zu festigen begann, mit der ihm eigenen Energie zur Verfügung gestellt. Er ist noch eben russischer Untertan.

Zum Schluß ein paar persönliche Erinnerungen. Als ich in diesem Sommer an den graugrünen Wassern der Isar stand und sich garkein rechtes Verhältnis zwischen mir und den seltsam verträumten prunkvollen Renaissancebauten herstellen lassen wollte, bot sich H. mir als Führer an, und mit einem Schlage änderte sich die Sachlage. Wir gingen vom Sendlingertor zum Unteren Anger, vorbei am Marionettentheater mit dem Poccischen Kasperle zur Dultstr., wo H., der eine wertvolle Sammlung von Büchern, Stichen, Silhouetten, Majolika etc. sein eigen nennt, von den Trödlern in den dunklen Höfen „halbkameradschaftlich" gegrüßt wurde, zum alten Peter und zur Petersklause, wo wir über einen unter der Klause hinrauschenden Bach auf ein interessantes altes Dach kletterten, zum Hofbräuhaus und zur literarischen

Torggelstube, bis wir beim Kaffee unter den Arkaden landeten, wobei denn das halb heilige, halb lüsterne, mehr weilende, als eilende*) München Kolorit bekam. Es gibt eben Künstler, die nicht nur ihren Schöpfungen, sondern allem, womit sie in Berührung kommen, Leben und Bewegung einhauchen. Und zu diesen gehört unstreitig auch Hoerschelmann.**)

---

*) Vgl. die Inschrift auf einer Münchener Villa: „Mei Ruah will i hab'n".

**) Erläuterungen zum illustrativen Teil des Artikels. Außer dem Porträt des Künstlers, das die Leser auf S. 887 finden, sind diesem Artikel folgende Illustrationen beigegeben: Auf Seite 889 finden wir eine Probe aus H.'s Schattenbilderzeit — Figurinen und Szenerie zum Stück „Estragon und Pimpernelle". Die beiden folgenden sind seiner Folge „Narren, Gaukler und Spielleute" entnommen. Die nächsten drei (SS. 892, 893 oben und 894) entstammen dem Kopischbande. S. 897 bringt das Titelblatt zu den „Fröhlichen Abenteurern". Ferner sei auch hier auf das Ex-libris Graßhoff verwiesen. Die Kopfleiste „Der Tanz" ist ein Beleg für H.'s weiße Silhouettenkunst, die Schlußvignette endlich — die denkbar einfachste zeichnerische Formel für einen Pelikan — ist vom Künstler diesem Blatte zur erstmaligen Veröffentlichung freundlich zur Verfügung gestellt.

Nachdruck verboten.

Eduard Graf Keyserling.

Von Helene Klingenberg (Charlottenburg).

(Schluß.)

Voll einer tiefen entzückenden Poesie sind das Schauspiel „Ein Frühlingsopfer" und das Trauerspiel „Der dumme Hans". In beiden Dramen sind es siebenzehnjährige Häuslerkinder, in deren Erlebnisse der wunderbare Zauber des Frühlings, alter Aberglaube und die Märchenstimmung des Waldes hineinspielt. Beide — Orti, das blasse, vom Leben auf's Almosenteil gesetzte kleine Mädel, und der schmächtige, blonde Hans, — bringen sich selbst zum Opfer.

Die Birken duften, der Hollunder blüht, die Burschen und Mädel singen draußen:

„Nachtigall ist eingeschlafen
Auf dem alten Weidenbaum,
Frühling bläst die Silberflöte —
Weiß von Blüten steht der Wald.
Ligo! Ligo!"

Orti, das uneheliche, nur widerwillig vom Vater geduldete Kind des Häuslers Mikkel Kappel, hört Indriks Stimme aus allen andern heraus. Aber er wartet nicht auf sie. Er schickt sie die Madda zu rufen, die des reichen, starken Bauernsohnes Liebste ist. Leidenschaftlich weinend sagt Orti: „Für mich ist so wie so nichts übrig — für mich kommt's doch nicht, das Gute."

Anne, Mikkel Kappels sanfte Frau, die einzige, die gut zu Orti ist, liegt im Sterben. Sie kann garnicht entbehrt werden — bei den vielen kleinen Kindern und dem Vieh und der Wirtschaft. Da beschließt Orti, für sie zu sterben. Bei Schoden — die Geschichte spielt in einem littauischen Dorf und Wallfahrtsort — ist die schwarze Kapelle, und die Mutter Gottes dort ist stark. Die kann auch eine Sterbende gesund machen, wenn ein anderer sein Leben für sie hingibt. Die Heilige nimmt Ortis Opfer an. Sie nickt drei Mal mit dem Kopf.

Auf den großen Bittgang nach Schoden hat Indrik sich mit Madda verzankt und gerät in Streit mit dem Schreiber, ihrem Begleiter. Als dieser gerade mit dem Messer ausholt, um es Indrik ins Gesicht zu schleudern, springt Orti hinzu und reißt ihm das Messer aus der Hand. „Du bist eine fixe Mariell", sagt Indrik, „du gefällst mir." Und er bestellt ihr Bier und kauft ihr schöne Glasperlen und geht mit ihr heim durch den jungen, frühlingsgrünen Birkenschlag. Nun bekommt Orti auch „ihr Teil", und in ihrem Leben erblüht der erste und einzige Frühlingstag. Aber jetzt reut sie ihr Opfer. Sie will leben — nur noch eine kurze Weile — und heiß und inbrünstig betet sie zur Madonna. Aber die gibt ihr kein Zeichen der Erhörung.

Da ruft die Mutter, die sich besser fühlt, nach der Medizin. Nur zehn Tropfen — hat der Doktor gesagt — darf sie davon bekommen, sonst — —. Draußen beginnen die jungen Leute wieder zu singen. „Ich kann nicht fort von alldem!" schreit's in Orti, und sie leert den ganzen Inhalt des Fläschchens ins Glas.

„Nimm sie," spricht sie trotzig zur Madonna hinauf, „mich kannst Du nicht mehr nehmen — wenn ich so — so schlecht bin." In diesem Augenblick, wo sie der Versuchung des Verbrechens fast erliegt, hört sie Indrik wieder nach Madda rufen und erfährt von ihm, daß das gestern auf dem Bittgang „nur so Spaß" gewesen. „Schlaf dich aus," sagt er ihr — und er geht.

Nun will Orti ihre Ruh. „Ja, jetzt will ich kommen," spricht sie zur Madonna. Fort — fort will ich." Und sie trinkt das für die Mutter gefüllte Glas leer.

Ruhig und müde schaut sie zum Fenster hinaus, dann sinkt sie am Bett nieder. Durch das Fenster fällt der Mondschein weiß in's Zimmer, und draußen ertönt zu den Klängen der Harmonika der Gesang der Burschen und Mädchen:

„Nachtigall ist eingeschlafen
Auf dem alten Weidenbaum,
Frühling bläst die Zauberflöte —
Weiß von Blüten steht der Wald."
Ligo! Ligo!

* * *

Der „dumme Hans" hütet Schafe. Er lebt nur im Walde. Er kennt jeden Baum: die „schwarze Lise", die Fichte mit dem trocknen Zopf, und „den Graubart", die alte Tanne. Er hört's am Rauschen, wenn der Wald böse ist, und „das ist nicht gut", denkt er, „der Wald ist auch stark." Die Füchse kennt er, die, wenn's gefroren hat, „zu zweien spazieren gehn," und die Rehe und den „Doktor Eisenbart", den alten Bock, der immer auf die Wiese kommt und „schimpft." Seine Spielgefährtin ist Anna, das sechzehnjährige „Frölen" vom Schloß. „Ich will lieber gar kein Mensch sein," sagt Anna einmal.

Hans: „Ich weiß schon, was Frölen sein will."

Anna: „Nu?"

Hans: „Na Fuchsmutter."

Anna: „Pfui, in 'n stinkenden Loch wohnen. Ne — ich will was sein, was fliegt; ein Haselhuhn will ich sein."

Hans: Un ich 'n Birkhahn. Bei klein, klein Tagchen komm ich raus auf die Wiese, ganz laut, — un koller, — un quack — quack kommt Frölen rangeflogen."

Anna: „Ne — ich . . . bin 'n Haselhuhn. Ich bleib in meinem Tannenbaum un denk: was kollert der dumme Birkhahn."

Hans: „Na — ja — so is Frölen, ich weiß ja. Im Wald aber, wenn einer kollert — dann muß die andere kommen."

Dann spielen sie Genoveva. Anna sitzt im Baum und hat 'n Kind, das ist 'n Schweinigel. Und Hans ist der gute Ritter und holt sie. Aber Frölen erlaubt nie, daß er sie wirklich herausholt, weil 's im Baum so schön ist. Anna's Vater, der Baron von Käherndorf, aber ist ein harter Herr. Die Handlung spielt am Anfang des XIX. Jahrhunderts. Er will die Häusler aus ihren Buden herausschmeißen und den Wald, in dem sie wohnen, abholzen lassen. Da bittet Hans für die Häusler. „Sie haben nichts anders nich. Un, ohne Buden und ohne Wald, da können sie doch nich sein". Aber der Baron sagt: „Weiter faulenzen — weiter stehlen — das wollt Ihr. Du Jung — sag — stehlt Ihr nicht? Ist Stehlen recht — was?"

„Woll nicht", antwortet Hans. „Nur — wenn einmal was fehlt und da liegt 's, no dann — dann kommt's einem so auf . . . manchmal." — „Wenn die Häusler ein bißchen mehr Kartoffelland haben, dann brauchen sie nicht so viel das — das — was der gnä'ge Herr nich will — zu — zu — stibitzen."

„Ich will Euch Arbeit und Lohn geben," sagt der Baron, „und Euch zu ordentlichen Menschen machen."

Aber Hans wendet ein: „Das ist wie mit dem Fuchs. — Ich wollte, er soll sitzen lernen, wie der Tackel, nu da krepierte 'r. — — Arbeiten — in der Brennerei und hier im Hof un so — ne — das können sie schon nich. — Un wenn schon Arbeit sein muß — ich will arbeiten, für die andern — für den Vater — und die Buden — und den Wald. — Und wenn der gnä'ge Herr alles so läßt — dann werden wir ihn lieben — wir alle."

Aber der Baron dekretiert: die Waldhäuser gehen ein, der Wald wird abgeholzt. Da planen die Häusler — ohne Hansens Wissen — einen Anschlag. Der schwarze Peter, ein entlassener Waldhüter und der Liebste von Hansens Schwester Ilse, erklärt sich aus Rache und für Bezahlung bereit, den Anschlag auszuführen. Sie versammeln sich auf einer Waldlichtung, wohin die Häusler als Treiber zu einer Jagd bestellt sind. Da kommt Hans. Peter, aus Furcht, er möchte sein Vorhaben durchschauen und verraten, höhnt ihn, daß er spioniere. Hans weint vor Wut: „Du lügst niederträchtig," sagt er. „Was hab ich denn aus dem Wald rausgebracht und rauserzählt? Sag'! Ich weiß von nichts nich! Aber vor mir kannst du reden und tun wie — wie — vor der schwarzen Lise da. Und — von meintswegen bleibt im Wald, was im Wald is." Der Baron wird auf der Jagd erschossen. Peter — fliehend — wirft sein Gewehr in Hansens Nähe zu Boden. In demselben Augenblick erscheint auch schon der Förster und läßt Hans, der sich geduckt hat und davonlaufen will, fassen. Hans leugnet die Tat. Als er gefragt wird, ob einer das Gewehr hier fortgeworfen hätte, sieht er Peter — der inzwischen auch gefangen ist — an und sagt: „Ne — keiner nich." Von seinetwegen „bleibt im Wald,

was im Wald is." Vom Sterben denkt Hans: „Das is nich viel. Man streckt sich aus, un aus is."

Er wird in's Gefängnis gesteckt und verurteilt. „Wie kann denn da einer rauskommen?" sagt Hans. „Alle sind sie um einen 'rum mit Uniformen und Augengläsern und Papieren un fragen — un reden. Da is man so wie 'n Hase. Rundum sind die Treiber und die Hunde — er kann nich raus und dann duckt 'r sich und denkt an andre Sachen — bis — bis — na ja!" Als der Vater sagt: „Den Peter krieg ich noch," antwortet Hans: „Ne, Vater, laß ihn schon — Einer muß es sein — wenn der Wald stehn soll." Ilse, die ihn abschiednehmend umarmt, fragt er: „Nu — un mit dem Peter is nu aus — was?" — „Aus?" fragt Ilse. „Meintswegen — was war denn auch dran an ihm! Den hätten sie auch nehmen können. (Sie weint). Zu Ostern, sagt er — er kommt wieder."

Am Abend vor seiner Hinrichtung kommt Anna zu ihm in's Gefängnis. Hans kniet in unsagbarer Freude vor ihr nieder. „An dumme Sachen denken wir nich." Er streicht sich über die Stirn: „Fort — pfutsch. Nun sind wir im Walde." Und sie sprechen von ihren Sachen. „Aber eins möcht ich —, möcht ich sehr stark," sagt Hans, „zuendespielen — das mit der Genoveva. Frölen hat nie erlaubt, daß ich — daß der Ritter kommt un sie rausholt aus 'm Baum. Immer war's zu früh — un ich wollt das doch — so — so stark." Und er nimmt ein Kissen vom Bett, legt es an die Wand und nötigt Anna, sich draufzusetzen. „So — das wird nu der Baum sein." Und sie spielen. Aber als Hans Genoveva umarmt und küßt, hält er, wie erschrocken, inne: „Das is — das is — ne — ne geträumt hat mir das schon, aber daß das so schen is — ne — ne — das konnte keiner wissen." Und er nimmt Anna wieder in seine Arme, die ihren Kopf müde an seine Brust sinken läßt.

„Nu weiß ich auch — was gut is," sagt er. „Du — Frölenchen, bist das Gute — —. Frölenchen, Annecken, Lammchen. Darauf habe ich gewartet — ja — wenn ich im Walde lag — un die Schafe ruhig waren — un die Bäume 's Maul hielten — weil's heiß war — dann hab ich gewartet, nu muß es kommen — das große Gute — — —. Geweint hab' ich so für nichts nich — geplärrt wie 'n Balg, nur weil Frölenchen so wunderschen is. — Hast du auch mal um mich geweint?"

Anna: „Geweint hab ich schon."

Hans: „Weil — weil ich so schen bin?"

Es beginnt zu dämmern. „Im Walde sind wir", flüstert Hans. „Die Rehe kommen raus . . . un die großen Tannen fangen an zu beten — tsch — tsch — aber die schwarze Lise, die knarrt — — und die Haselhühner sitzen auf den Tannchen nah — nah — un Frölenchen is auch nah — bei mir."

Anna ist, den Kopf auf Hansens Schulter, eingeschlafen. Eine Glocke beginnt langsam und feierlich zu läuten. Der Scharfrichter erscheint mit dem

Prediger. „Sprechen Sie nicht so laut, Herr Pastor", bittet Hans, „sie schläft". Sanft läßt er sie auf's Kissen zurücksinken und küßt sie vorsichtig: „Schlaf, Annecken — das is nich für dich — das nich."

Und er folgt den Männern: „Ich komm' schon —, was kann ich machen!"

* * *

Wie weit diese vier Dramen Bühnenstücke sind, das ist eine Frage, die zu erörtern hier nicht am Platz ist. Den beiden letzten gegenüber hat man schon entschieden den Wunsch, sie der großen, öffentlichen Bühne mit der beengenden Atmosphäre des ungewählten Publikums zu entheben und — wie die Kammermusik — in den intimen Raum und Zuhörerkreis zu stellen. Das sind keine Stücke für die Menge, die „zu schau'n" begehrt, die laute Effekte und starke Unterstreichungen liebt. Es gibt vielleicht Bühnen, auf denen man sich diese Stücke gespielt denken könnte, z. B. Reinhardt's Kammerspielhaus, und gewiß einen Schauspieler, wie geschaffen, die entzückende, so diffizile Gestalt des „dummen Hans" zu verkörpern: Alexander Moissi.

* * *

Von Keyserlings Romanen ist „Beate und Mareile" wohl derjenige, der die meiste Verbreitung gefunden hat. Die Beaten und Mareilen sind fast zu Schlagworten geworden, mit denen man einerseits die etwas blutleeren und engen, anderseits die blutvollen und freien Frauen bezeichnet. All solche Registrierung ist überflüssig und oberflächlich. Keyserling gibt uns ein paar Bilder von dieser fest umrissenen, fein gezeichneten Gestalt, die sie in einem wesentlich andern Licht erscheinen lassen: Beate hat gelesen und sitzt vor dem Zubettgehen in ihrem Ankleidezimmer. „Draußen schüttelte ein plötzliches Wehen den Baum vor dem Fenster. Beate schaute auf, dann, wie erschöpft von dem übermächtigen Gefühle, lehnte sie den Kopf zurück. — — — Der Ausdruck des Gesichtes war wie Lächeln und doch wie Leiden. Die braunen Zöpfe, noch feucht von den Wasserrosen, hingen über ihre Schulter nieder. Gewiegt von einer köstlichen Schlaffheit zuckte Beate mit den Wimpern, als blendete sie eine lichte Vision. Eine Tür ging. Das Parkett knarrte unter Günthers leichtem Tritt. Beate schloß die Augen. Ein blasses Rot stieg ihr in die Wangen und die Hände auf den Seitenlehnen des Sessels zitterten leicht."

Mit dieser zarten, zitternden Bereitschaft und Erwartung blickt Beate in den noch festgeschlossenen Kelch ihrer Liebe, als blendete sie eine lichte Vision. Aber Graf Günther Tarniff, der schöne, glänzende Ulanenoffizier und Frauenverehrer, der das Leben mit leidenschaftlicher Hast nach Genüssen durchspäht, immer in Furcht, es könnte ihm ein Glück unterschlagen werden, ist nicht der Mann, diese Vision zum Leben zu erwecken. Als er Beate an sich band, war es ihre „stilvolle Reinheit", die ihm, der der Weiber so müde war und ihnen „wie einer Drehorgel, die eine so oft gehörte Melodie spielt", aus dem Wege

ging — ein bisher unterschlagenes Glück zu versprechen schien. Aber ein solches Glück zu gestalten, dazu sind Günthers Hände nicht stark und zart genug. So bleibt in Beate alles unter der äußeren Schicht des Gewohnt-konventionellen zurückgedrängt, unentwickelt. Günther schenkt ihr zwar den Tarniff'schen Erben, aber ihre Seele zum Blühen zu bringen, geht über das Vermögen dieses liebenswürdigen Lebemannes. In plötzlich wieder aus-brechendem Verlangen nach Rausch und Schwüle geht er seinen Abenteuern nach. So wenig weiß er von Beate, daß er seine Untreue mit seiner Sehn-sucht nach heißem Blut, nach Leidenschaft, „nach allem, was du nicht geben kannst und sollst", zu entschuldigen sucht. „Und wer . . . wer sagt dir, daß ich nicht auch heißes Blut habe . . . daß ich nicht auch . . ." Scham und Schmerz überwältigen sie. Ein Aufruhr ist in ihr, ein Kampf gegen die Sehnsucht ihrer Sinne, die nach Günther verlangen und sich beim Gedanken, daß auch andere ihm dasselbe bieten, unerträglich beschmutzt und erniedrigt fühlen. Über all die reichen, zarten Knospen dieser feinen Frau fällt ein eisiger Reif und bringt sie zum Erfrieren, noch ehe sie geblüht. Auch über sie legt sich schwer und erstickend ein Gefühl unendlicher Einsamkeit, in der ihre Seele, bald frierend, bald fiebernd hin- und herflackert . . . Günther ist mit Mareile, für die ihn eine heftige Leidenschaft erfaßt hat, in Berlin. Da besucht die Fürstin Elise die einsame Beate, um ihr die Versicherung zu geben, daß die ganze Gesellschaft Beatens Sache als ihre Sache ansehe und den Tarniff zur Ordnung rufen werde. Ein heißer Zorn wallt in Beate empor. Ebenso keusch im Leiden wie im Lieben, verletzt dieses Mitleid sie als etwas Schamloses. Feindselig stößt sie die Worte hervor: „Mich wollt Ihr verteidi-gen? Gegen wen? Mich braucht niemand zu verteidigen. Was Ihr wißt und sprecht, weiß ich nicht. Ihr könnt und sollt nichts wissen. Weil ich vielleicht leide, glaubt jeder die Finger in das Wasser stecken zu dürfen, das ich trinken muß. Ich brauche keinen. Ich habe niemanden gerufen. Ich — ich will allein sein."

Dieser Zug prachtvollen, herben Stolzes vollendet das Porträt der Frau, deren kostbares Leben das Schicksal in falsche Hände gab. Günther, vom Fürsten Kornowitz herausgefordert, wird im Duell mit demselben tödlich ver-wundet. Beate pflegt ihn und kehrt — nach seiner Genesung — mit ihm nach Schloß Kaltin zurück.

Ihre Träume von Liebe und Glück begräbt sie für immer unter der dichten weißen Schneedecke der Resignation. Klar und selbstverständlich tut sie ihre Pflicht und wandelt von nun an „sichere, reine Wege". — Mareile, die Tochter des Inspektors Ziege in Kaltin, ist eine berühmte Sängerin und von so „unmittelbar einleuchtender" Schönheit, daß jeder Mann, der sie ansieht, lächeln muß. Sie ist mit Beate auf dem Schloß erzogen worden und teilt mit Beate das Schicksal, in Günthers Hände zu kommen. Aber Günther vermag weder aus seiner Ehe mit Beate, noch aus seinem leidenschaftlichen

Erlebnis mit Mareile etwas Wertvolles zu gestalten. Zum Schluß, als Günther sie verläßt, ballt Mareile drohend die Faust gegen das Schloß. Diese Gebärde zeigt deutlich, was Mareile aus dem Erlebnis machen wird. Sie wird es abtun, wie sie ihre kurze Ehe mit Hans Berkow abgetan hat.

Ganz im Gegensatz zu Beate, für die es „die niedrigsten Menschen sind, die am Wege sitzen und den Vorübergehenden ihre Wunde zeigen," kann Mareile „schön und unumwunden über ihre Ehe sprechen." Die Feinheit der Instinkte einer Beate hat sie nicht. Begehrende Männerblicke erregen „ein wohliges Gefühl" in ihr, wo sie einer Männerleidenschaft begegnet, fühlt sie „festen Boden unter den Füßen," und als sie Günthers Leidenschaft gewinnt, empfindet sie wieder etwas „wie den Triumph des kleinen neidischen Mädchens von früher, das vor Beate auch mal etwas voraus haben wollte." — „Ein starkes, inneres Frohlocken" erfüllt sie. „Es war ihr, als habe sie etwas erlangt, nach dem sie lange, lange, bis in die Kinderzeit hinein, gehungert hatte, damals als sie am Ende der Ferien, wenn Günther fortreiste, sich in die finsteren Winkel des Hauses versteckte, um zu heulen, weil sie keine Baronesse war, und nicht, wie Beate, Günther heiraten sollte." Das Leben trägt sie und wärmt sie, und sie, mit ihren „festen Händen", nimmt und genießt, „immer nur dem dunkeln, geliebten Gesetz des Lebens" nachgehend. Obwohl Mareile anfangs nichts will als „in Reih und Glied stehen," so gehört sie doch zu den Frauen, „die den Mut zu ihren Torheiten" finden. Was nach den großen Torheiten aus ihr wird — —? „Wer weiß?" sagt der alte Fürst Kornowitz mit dem fahlen Gesicht und den messerscharfen Zügen — „wer weiß? Ich warte!"

Alle, auch die Nebenpersonen in diesem — wie übrigens in allen Büchern Keyserlings — sind glänzend und scharf gezeichnet. So die alte Baronin, Beatens Mutter, mit den „schönen, blanken Haartrompeten", die ihrer Tochter noch sterbend zuflüstert: „Nie fortgehen — nie. Die armen Männer sind so unruhig — ich weiß. Warten müssen wir — warten — sie kommen doch zu uns. Du glaubst nicht — wie viel wir vergessen können!?" Und ihrer todesbegeisterten Schwester Seneïde, die wie „Mondschein im Ahnensaal" ist, aber doch ein wenig zu interessiert die Stimmungen in der jungen Ehe beobachtet, sagt die kluge, alte Dame: „In deiner Milchkammer rührst du auch nicht in den Töpfen herum; du wartest ruhig, bis die Sahne sich absteht. Na — also!"

Da sind alte Tanten aus fernen Fräuleinstiften, die „die Räume mit ihren verschollenen Parfums Berthiver und Esbouquet, und die Abende mit ihren verschollenen Geschichten" füllen, — Eve Mankow, des Wildhüters rothaarige Tochter, die, auf ihren Flintenlauf gestützt, Günther unter der alten Fuchsfellmütze ihres Vaters anlacht, daß „ihre Zähne im Mondlichte blitzen", — die Offiziere: Major von Tettau mit dem gefühlvollen Mündchen unter dem großen, militärischen Schnurrbart und Graf Sterneck, der „Order

pariert", weil er als ältester Sterneck kein Fräulein Ziege heiraten kann. Seine Menschen leben alle, von subtilster Empfänglichkeit und souveräner Kraft gestaltet.

* * *

Die Abgründe in der Seele des Menschen, von denen er nichts weiß, bis ein Ereignis in diese unbekannten Tiefen hinableuchtet und ihre Geheimnisse oft plötzlich, oft vernichtend offenbart, reizen die psychische und dichterische Forschung unserer Tage immer wieder zu interessanten Studien.

Auch Keyserling hat in seinem Drama „Peter Havel" und in „Ein Frühlingsopfer", diesen verbrecherischen Instinkten nachgespürt und tut es wiederum in seinem Roman „Dumala". Hier ist Pastor Erwin Werner Träger derselben, ein starker, temperamentvoller Mann, ein wenig feierlich, etwas befangen, der „mit Kraft und süßem Gefühl" singt und auf der Kanzel sich „voll großer Worte, voll lauter, eindringlicher Töne" fühlt. Noch als Student hat er eine kleine, blonde Frau geheiratet und wird jetzt von einer verhängnisvollen Leidenschaft für die schöne Baronin Werland ergriffen. Diese junge Frau ist an einen alten rückenmarkleidenden Mann gekettet, dessen schmerzendes Bein sie mit ihren schönen Händen streicht.

Baron Behrent Rast, ein äußerst gewandter Gesellschafter, der sich auf die Behandlung „blauen Blutes" versteht, ein „unmäßiger Weiberkonsument", ein „fuseliger Schnaps", wie Werland sagt, von dem die Weiber „schnell einen Rausch und schnell Katzenjammer kriegen", — dieser Behrent Rast gewinnt sie zur Geliebten. Da erlebt der Pastor etwas in sich.

„Was wissen wir denn, was in unsern Seelen ist," sagt er. „Etwas Fremdes kommt, herrscht. Wir können nur zusehen. Dieses Fremde geht nun immer neben ihm her, versteckt sich, ist da — unheimlich — unentrinnbar. Die Neugier wird vom Nachdenken abgelöst, dieses von einem gespannten, aufmerksamen in sich Hineinhorchen."

„Was wird geschehen?"

Und es geschieht, daß Werner die morschen Bretter der „Galgenbrücke" aufreißt, damit Behrent Rast, auf seinen nächtlichen Fahrten nach Dumala, in dem schwarzen Wasser darunter ertrinke. Aber im letzten Augenblick kann er seine Tat nicht tun. Mit lautem Warnungsruf hält er Rast's Gefährt dicht vor der Brücke an. Es ist eine ausgezeichnete Szene, die nun im Moorkruge folgt. Rast bringt den Pastor durch eine äußerst geschickte, durch Sekt unterstützte Unterhaltung zum Geständnis seiner Tat, ohne dieses Geständnis weiter auszunutzen.

Kurz zuvor in einer andern, ebenso meisterhaften Szene, als der Pastor ihn besucht, um ihn zur Rechenschaft zu ziehen, daß er den Ruf der Baronin Werland untergrabe, macht Rast es ihm — durch seine gesellschaftliche Überlegenheit — unmöglich, sich in seine Privatangelegenheit zu mischen.

„Ist sie nicht häßlich und widernatürlich," diese „sogenannte Kultur"! denkt Werner. „Zwei hassen sich. Ist es da nicht schöner, sich zu fassen, um den Leib, das fiebernde Fleisch aneinander zu drücken, sich den glühenden Atem in das Gesicht zu blasen und zu suchen, einander wehzutun, . . . zu verwunden, wie die Bauernburschen es unten im Kruge tun? Statt dessen reicht man sich die Hand, lächelt: Besten Dank! Auf Wiedersehn. — Pfui!"

Die Baronin Werland läßt sich von Rast entführen. Baron Werland stirbt. Am Tage des Begräbnisses kehrt die Baronin nach Dumala zurück.

„Für das Zusamengehen muß ich kein Talent haben," sagte sie. „Entweder tu ich den andern weh, oder sie tun mir weh."

Werner sieht die stille, schwarze Gestalt unter dem grauen Portal auf der Schloßtreppe von Dumala stehen. Er grüßt hinauf, und sie grüßt zu ihm hinunter."

„Seltsam!" denkt er, „da glaubt man, man sei mit einem andern schmerzhaft fest verbunden, sei ihm ganz nah, und dann geht ein jeder seinen Weg und weiß nicht, was in dem andern vorgegangen ist. Höchstens grüßt einer den andern aus seiner Einsamkeit heraus."

* * *

„Vous êtes tous les deux ténébreux et discrets:
Homme, nul n'a sondé le fond de tes abîmes,
O mer, nul ne connaît tes richesses intimes,
Tant vous êtes jaloux de garder vos secrets."

Baudelaire.

Auch Doralice, Gräfin Köhne-Jasky in „Wellen", weiß nicht, was in ihr ist, als sie sich von dem Maler Hans Grill entführen läßt. Von frühester Jugend an hatte sie mit einer seltsamen Unruhe im Blut gewartet, „daß was geschieht, daß was kommt." Das erste, was kam, war der dreißig Jahre ältere hübsche Graf, der stark nach new mown hay roch und Doralice heiratete. Aber er zwang ihr eine Doralice nach *seinem* Sinn auf, indem er tat, als sei sie so, wie er sie wollte. Diese fremde Doralice begleitete sie „wie eine unerbittliche Gouvernante", und „verleidete ihr alles". Dann kam Hans Grill, um sie zu malen, und verliebte sich hilflos mit dem ganzen Ungestüm seiner starken Jugend in sie. Wie ein Sturm und wie ein unwahrscheinliches köstliches Wagnis kam er über sie. Ihr war es, als faßte das Leben sie mit starken, gewaltsamen Armen, und sie „ließ es geschehen." Sie erlebte ihren ersten Liebesrausch. Aber was sie nicht weiß, als sie Hans Grill folgt und seine Frau wird, das ist, daß ihre Nerven ihre Heimat im aristokratischen Milieu behalten werden und daß sie sich niemals ins „Hans Grillsche" umrechnen lassen kann. Ihre jetzige Umgebung verletzt sie und macht sie traurig, und im Traum gleitet sie jede Nacht hinüber in ihr früheres Leben. Dieser Zwiespalt, in den sie gerät, greift sie an, macht sie müde. Sie

ist oft gereizt und unliebenswürdig gegen Hans, durch den sie da hinein geraten ist.

„Viel haben wir nicht getan," sagt Hans, der sich über ihre Müdigkeit wundert.

„O doch!" denkt Doralice, „Dinge, die ich sonst nie getan, unerhörte Dinge. Auf der Reise war das anders, da tat man die Dinge, die im Reisebuch vorgeschrieben sind, aber hier muß das Neue kommen und das macht vielleicht müde."

Etwas in ihrer Liebe ist zu Ende, und etwas Neues — die Auseinandersetzung der „feinsten, empfindlichsten Teile" ihrer Seelen — muß anfangen. Aber ein anderes Neues kommt in Gestalt des Leutnant Hilmar von dem Hamm.

Der starke, schöne, durch und durch noble Hans, der ein wenig die großen Worte liebt, ist viel zu stolz, um Doralice zu bewachen: „Nein, das wirst du nicht erleben, daß ich knurrend um dich herum gehe," sagt er. „Mir würde vor mir selber ekeln. Wenn du mein bist, weil ich jedem, der dir nahekommt, die Zähne zeige oder weil ein anderer mir nicht bei Zeiten die Zähne gezeigt hat, dann bist du überhaupt nicht mein — und ich will eine Frau, die mich liebt und nicht eine Beute."

Aber Doralice ist diese Freiheit, auf die Hans ein wenig zu oft hinweist, wie auf eine Tür, die „immer offen steht", ebenso unsympathisch, wie die „tenue" dort, in ihrem früheren Leben. „Wenn man geliebt wird, will man festgehalten, will man bewacht werden."

„Vielleicht macht das müde, wenn nichts einen bindet," sagt sie. „Bei uns auf dem Lande, bei der Roggenernte, gehen hinter den Mähern Mädchen her, welche die Ähren zu Garben binden; das ist sehr anstrengend. Um weniger zu ermüden, binden sie sich Tücher ganz fest um die Taille."

In ihrer Schwäche fühlt sie sich von der überfeinerten rassigen Erscheinung Hilmar's stark angezogen. Er erscheint ihr wie ein Stück jener Welt, die sie verlassen. Und die lebhaft sprühenden Augen des Leutnants, die „keine Disziplin" haben, über deren schwarzen Sammet in der Erregung „goldene Pünktchen hinfahren," reden Doralice bald von sehr heißen Dingen. Sie sprechen vom letzten Rennen und von seinem Sturz. Da sagt Hilmar: „Ja, ach ja, die welche es verstehen, stürzen nicht, die kennen die Leistungsfähigkeit ihrer Pferde, nehmen vorsichtig die Hindernisse, gehen sicher durchs Ziel. Natürlich war es meine Schuld. Aber ich muß gestehen, der Genuß, das Erhebende an der ganzen Chose ist gerade der Augenblick, in dem ich merke, daß alles Vernünftige von mir abfällt, das Blut singt einem in den Ohren, alles in einem ist kochend heiß und zittert, etwas in uns, das sonst offenbar in einem Käfige eingesperrt zu sein pflegt, kommt dann los. Sehen Sie, in solchen Augenblicken ist mir alles gleich, ich würde jedes Hindernis nehmen, ich würde dem Gaule und mir den Hals brechen. Ich sehe dann nur eines,

ich will dann nur eines, das Ziel. Ich will es so stark, ich will es so einzig, ich bin so voll davon bis in jeden Nerv, daß ich mich wundere, daß das Ziel mir nicht entgegenkommt. So nur eins wollen, nur eins sehen und darauf zujagen, das ist eigentlich die einzige Art, wirklich zu leben." Und jetzt wird Doralice für ihn dieses Ziel, obwohl er mit der kleinen Lolo von Buttlär verlobt ist. „Unsere Bräute sind hübsche Notwendigkeiten", ist Hilmars Ansicht. Doralice kann nicht allein sein. Und Hans in seiner verwundeten Liebe, seinem verletzten Stolz, läßt sie viel allein.

„Jeder Augenblick, den Sie allein sind," sagt Hilmar, „ist eine furchtbare Verschwendung für einen — für einen von uns anderen. Das weiß ich jetzt. Aber das Leben ist ja reich an solch wahnsinniger Verschwendung. Was ist denn unser Leben anders, als ein beständig dummes Versäumen der ganz kostbaren Augenblicke?"

Doralice kommt sich vor „wie ein Reisender, der auf irgend einer kleinen verschollenen Station liegen bleibt und nun in dem häßlichen Stationszimmer sitzt und sich für eine Weile von der Melancholie eines Lebens eingefangen sieht, das nicht zu ihm gehört. Denn der Zug wird kommen und die kleine Station mit ihrer grauen Langeweile würde hinter ihm versinken und vergessen werden."

Hört sie nicht schon das Läutesignal des heranbrausenden Zuges, und ist es nicht Hilmar, der die Glocke zum Einsteigen schwingt? Noch glaubt sie, daß sie das nicht wollen kann und „würde sich sehr wundern, wenn sie so wäre, daß sie das wollen könnte." Aber die fremden Möglichkeiten, die sie in sich empfindet, quälen sie.

Die kleine Lolo, die begreifen lernt, daß es Dinge gibt, die stärker sind, als wir — geht in mißverstandenem Opfermut ins Wasser. Sie wird von Fischern gerettet, aber der Selbstmordversuch dieses jungen Geschöpfes macht einen furchtbaren Eindruck auf Doralice.

Die Generalin von Palikow, Lolo's prächtige Großmutter, sagt ihr:

„Sie, meine Liebe, habe ich immer verteidigt .... Nun ja, Sie sind Ihrem alten Grafen davongelaufen. Das muß man nicht tun, schon wegen der Moral, aber es war eine dumme Heirat und Sie haben sich von Ihrem Maler entführen lassen, nun gut. Aber jetzt, meine Liebe, ist es doch genug, man kann sich doch nicht immerfort entführen lassen. Vom Entführenlassen kann doch keiner leben. Und dann, die Kleine hat nun mal diesen Bräutigam, ich habe ihn ihr nicht ausgesucht, aber er ist ihr gegeben worden und sie hat sich in ihn verliebt. Die Buttläre besorgen so etwas immer gründlich. Sie können ihn ihr doch lassen. — — — Sie sind bildhübsch, meine Liebe, aber was hilft das? Versuchen Sie doch mit Ihrem Maler ordentlich zu leben, er scheint ja ein ganz guter Mensch zu sein. Sich entführen lassen, das geht schnell. — — — Aber mit dem Herrn, der einen entführt, leben, das ist die Kunst. Glauben Sie mir, man kann sehr gut leben, auch ohne daß ein Mannsbild immer vor einem auf den Knieen liegt."

Da kriecht Doralice ganz in sich zusammen. „War sie das? — Sah sie so aus?“ Widerwille und Furcht vor sich selbst ergreifen sie. Zum ersten Mal in ihrem Leben empfindet sie sich „als eine Qual.“ Sie schickt Hilmar fort, sie will ihn nie wieder sehn. Und in der Angst ihrer Seele erscheint ihr das „stille Einhergehen“ neben Hans, „diesem starken, sanften Manne“, wie Geborgenheit. Doralice will anders werden. Sie fängt an Hemden für die Fischerkinder zu nähen — nur hält sie es nicht lange aus.

Und das stille Nebeneinanderhergehen wird für sie allmählich zu einer furchtbar erregenden Sache. In der unendlichen, erdrückenden Einsamkeit ihrer Tage wartet sie, von Ungeduld gequält, auf „die Stunde der großen Aussprache, der Versöhnung.“ Sie weiß es ja, daß auch Hans nicht schlafen kann und leidet, und in diesem Wissen liegt etwas, „das sie ganz heiß und unruhig vor Freude machte.“ Einmal spricht sie es klagend aus: „Die Männer verstehen so schrecklich langsam.“ Da tritt Hans von hinten an sie heran und umfaßt mit seinen Händen ihre beiden Schultern: „Verstehe ich so langsam“? fragt er weich, fast schüchtern.

Doralicens Herz klopft sehr stark, die Augen werden ihr heiß von Tränen und sie biegt den Kopf zurück, so daß er sich gegen Hansens Brust lehnt. Da beugt er sich über sie und küßt sie fest auf die Lippen:

„So wollen wir uns denn morgen alles sagen.“

Aber dieser Morgen kommt nicht. Hans ertrinkt in der Gewitternacht, die ihn beim Fischfang überrascht.

Tag um Tag geht Doralice am Meer entlang. Sie fühlt ihren Schmerz tief, trauert um ihre Liebe, ist unglücklich. Und sie will unglücklich sein. Sie will „Hans dienen“, will „bei ihm sein“, will „ihm treu sein“.

Der Geheimrat Knospelius, der kleine gescheite Herr mit dem Buckel, der sich sehr für die Erlebnisse seiner Nebenmenschen — besonders Doralicens — interessiert, begleitet sie auf ihren einsamen Wanderungen.

Sie sehen den Wellen auf dem Meere zu —: „Jetzt ist die eine oben im Licht. Dann geht's herunter in den Schatten.“ Und Knospelius sagt zu Doralice:

„Ruhig abwarten, wie das Leben weitergeht, denn bei Ihnen wird es weiter gehen.“

* * *

Nicht ein Schatten von Tendenz entstellt Keyserlings künstlerisches Schaffen. Ein Erkennender, kein Richtender, so steht er den Erscheinungen des Lebens gegenüber. „Alles geht ganz natürlich zu. Alles auf der Welt geht natürlich zu.“

Nie blickt er auf dieses Leben durch die verkleinernde Brille einer vorgefaßten Meinung, seine Intelligenz beugt sich niemals der „Tyrannei der gewohnten Gedanken.“ Ebenso gewissenhaft, wie mit der Arbeit des Künstlers,

nimmt er es mit der ersten aller Menschenpflichten: mit der Arbeit des Denkens. Und denken heißt ihm, den tiefen, letzten Zusammenhängen alles Geschehens vorurteilslos nachspüren.

An keiner Stelle dünkt ihm sein Urteil wichtiger als die Lehre des Lebens, und hieraus folgt diese so überaus sympathische Zurückhaltung, die ihn so überlegen macht. Wie die goldenen Früchte im Herbst, so lösen sich die künstlerischen Werke Keyserlings leise und selbstverständlich aus der Reife dieses hochkultivierten Geistes.

Freuen wir uns, daß es Bäume gibt, an denen solche Früchte reifen und uns in den Schoß fallen; und lernen wir — zum Dank dafür — an diesen feinen Büchern feine Leser zu werden.

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Zur Entwickelungsgeschichte der Wolga-Kolonien.

Von Pastor Stenzel (Kraßnojar, Gouv. Ssamara).

(Schluß.)

Werfen wir nun einen Blick auf den gesundheitlichen Zustand der Landleute, so sollte man annehmen, daß bei einem Leben durchschnittlichen Wohlstandes, abseits von dem zerrüttenden Einfluß der Großstadt, ein kernig-kräftiger Menschenschlag gedeihen müsse. Das ist aber durchaus nicht immer der Fall: neben kräftigen, zum Teil recht stattlichen Gestalten findet man andererseits nicht wenige mit Spuren physischen Verfalls. Die Ursachen sind außer den vielen nahen Verwandtenehen das frühe Heiratsalter, — Burschen mit 18—20, Mädchen nicht selten mit 17 Jahren, — die Arbeitslast der Mütter vom Tage der Verheiratung an, die oft total entkräftet ihren Kindern das Leben schenken, das Fehlen jeglicher Wohnungshygiene, besonders in den vollgepropften Häusern während des langen Winters, die oft ungesunde Ernährungsweise und noch dazu unser sich über die Grundbedingungen kräftiger Entwicklung als über „intelligenten Aberglauben" hinwegsetzender, alle Ansteckungsgefahr leugnender „Standpunkt"; so darf man sich denn auch nicht wundern, daß Diphtheritis, Typhus, besonders Schwindsucht, Magenkrebs und Trachom, hier weit verbreitet sind. Diesem Heer von Krankheiten stehen nicht wenig Ärzte gegenüber, in der Regel Semstwo-Ärzte; hie und da auch ein Privatarzt. Dem Arzt schenkt man Vertrauen, doch ein begrenztes; an Verhütungs- und Vorsichtsmaßregeln glaubt man wenig und behandelt die Krankheit erst, wenn sie gefährlich oder lästig geworden ist. Nebenbei — doch vereinzelt — nimmt man zur Abwechslung mal seine Zuflucht zum „Brauchen, Besprechen und Zettelschreiben" und wendet sich an Leute, „die allerlei können."

An der Tagesordnung ist hier die bösartige Augenkrankheit „Trachom", die wegen ihres stark infektiösen Charakters unter den Kolonisten wahre Orgien feiert, bei Aushebung der Rekruten nicht wenig Schwierigkeiten bereitet und z. B. die Nowousenſche Landschaft (Wiesenseite) veranlaßt hat, eine spezielle Augenheilanstalt mit Ambulanz und 24 Betten zu unterhalten, unter der Leitung eines Augenarztes, dessen Empfangslis e täglich Hunderte von Patienten, Leute aus Dörfern der Wiesen- und Berg-Seite, darunter nur vereinzelte Russen (ca. 5%), aufweist.

Die von diesem Augenarzt gemeinsam mit dem ebenfalls hier stationierten Semstwo-Arzt für innere Krankheiten angestellte Untersuchung entrollt uns ein furchtbares Bild dieser Augenseuche schon unter der Schuljugend („Заболѣванія глазъ учениковъ сельскихъ школъ Новоузенскаго уѣзда Самарской губерніи" — доктора Б. Альманъ)."

Schulen in folgenden Dörfern:	Untersuchte Schüler:	Trachomkranke:	% des Trachom:
1. Kraßnojar:			
a) I. Semstwo-Schule . .	306	155	50,6
b) II. „ „ . .	233	121	52
c) III. „ „ . .	107	61	57
d) Kirchenschule	239	118	49,3
e) Privatschule	20	4	20
2. Podstepnoje	146	67	45,9
3. Swonarewkut	145	66	45,5
4. Swonarewka	102	44	43,1
5. Lugowaja-Gräsnucha . .	64	27	42,1
6. Ptariza	164	72	44
7. Ust-Karaman	57	38	66,6
8. Telausa	246	128	51,2
9. Niedermonjou	78	44	56,4
10. Generalskoje (Russendorf) .	116	28	24
Summa:	2023	973	48

Die speziell in den Kraßnojarer Schulen an 340 trachomkranken Kindern vorgenommene Untersuchung ergab eine Einbuße der Sehkraft bei 145 wie folgt:

I. Verlust an einem Auge:

bis zu 1/2 (inklusive) — bei 42 Schülern — Prozentsatz — 30.
„ „ 3/10 — 4/10 — „ 13 „ — „ — 8.
„ „ 2/10 u. unter — „ 5 „ — „ — 3,4.

Summa: 60 Schülern — Prozentsatz — 41,4.

II. Verlust an beiden Augen:

bis zu 1/2 (inklusive)	bei 61	Schülern	— Prozentsatz	41.
„ „ 3/10—4/10	„ 17	„	— „	11,6.
„ „ 2/10 u. unter	„ 7	„	— „	4,7.
Summa	bei 85	Schülern	— Prozentsatz	57,3.

Die Schlußfolgerungen der Ärzte auf Grund ihrer Beobachtungen lauten: wenigstens die Hälfte der deutschen Bevölkerung des Ssamaraschen Gouvernements leidet mehr oder weniger an verschiedenen Augenfehlern, die naturgemäß auch die Arbeitsfähigkeit derselben stark herabdrücken und nicht selten, bei Verschleppung, zum Erblinden führen; speziell in Kraßnojar gibt es eine aus fünf Menschen bestehende Familie, die insgesamt über drei sehende, aber auch kranke Augen verfügt.

So sehen wir auch hier, wie noch auf so manchem anderen Gebiet, den krassen Fatalismus des Kolonisten, der lieber leidet, statt den vernünftigen Warnungen und Weisungen seiner gebildeten Leiter zu folgen.

In gesundheitlicher Beziehung ist für ihn das manchen Schaden ausgleichende Allheilmittel die warme Jahreszeit, wo der Bauer die größte Zeit, sei es der Arbeit oder Ruhe, an der freien Luft, unter dem hier so sonnigen Himmel zubringt — und dadurch neue Kräfte für den Winter sammelt.

Werfen wir nun noch einige Streiflichter auf den sittlichen und geistigen Stand des hiesigen deutschen Stammes.

Hier laufen die Urteile mitunter stark auseinander, was auch durchaus erklärlich ist. Will man zu einem gerechten und wahrheitsgetreuen Urteil kommen, so ist doppelte Vorsicht geboten, denn es ist nicht leicht, die Bauern kennen zu lernen, selbst nicht, wenn man mitten unter ihnen lebt, und erst recht nicht, wenn man sie mit den Augen einer anderen Kultursphäre betrachtet. Kein Teil des Volkes ist dessen übrigen Schichten so unbekannt, wie der Bauer, der weder der dumpf dahinlebende, noch der harmlose, gute Mensch ist, wie man gemeinhin annimmt. Er hat eben seine eigene ursprüngliche Sittlichkeit, die sich auf altererbten Gewohnheiten, — dem ungeschriebenen Gesetzbuch des Dorfes —, aufbaut.

Wir wollen uns über den Begriff der sogenannten Bauernmoral nicht weiter auslassen, wir wollen weder der alten Zeit nachjammern, noch der neuen das Wort reden; doch die Geschehnisse des Tages, Ereignisse, wie sie dem Augenzeugen sichtbar und dem Zeitungsleser hörbar werden, würden einen etwaigen Tugendkatalog kurz, den Lasterkatalog länger erscheinen lassen. Der Branntwein ist ein vielverehrter Götze, seine Tempel sind die geheimen Schenken. Andere Laster sind Spielwut und Unzucht; über Diebstähle aller Art wird stark geklagt. Allen voran marschiert die Jugend, deren unbändiges Treiben ihr durch Dorfrecht geheiligtes, von vielen Alten gutgeheißenes Vor-

recht ist, von dem man aus Langerweile, — während der langen Ruhepausen zwischen Ernte und Saat — ausgiebigen Gebrauch macht.

Nicht erst gesagt zu werden braucht, daß es auch lautere Persönlichkeiten gibt, die einen guten Kern der Gemeinden ausmachen.

Der sittlichen entspricht die geistige Entwicklung, die viel zu wünschen übrig läßt. Totale und halbe Analphabeten sind keine seltene Erscheinung, und wo man auch die Kunst des Lesens gelernt hat, ist ihre Verwendung eine geringe; bei einer auf alle „Neuigkeiten" gespannten Wissensgier fehlt ein wirklich geistiges Interesse. Bücher werden sehr wenig gelesen, und nur zum „Zeitvertreib", so an den langen Winterabenden; von Zeitungen und Zeitschriften am meisten das „St. Petersburger Evang. Sonntagsblatt", der „Friedensbote", der „Morgenstern" (ein Blatt der kirchlichen „Brüder"), neuerdings der „Evangelische Gemeindebote" (Organ der Saratower Gemeinde-Synode) und die in Saratow erscheinende „Volkszeitung"; vereinzelt auch die „St. Petersburger Zeitung" und der „Herold". Die alte Schule, deren stiefmütterliche Behandlung sich tausendfach rächt, wirft eben allenthalben ihre Schatten. Ein Wandel wird darin erst eintreten können, wenn durch eine gut vorbereitete und geistig angeregte Lehrerschaft triebkräftigere Bildungskeime in den Geist der Jugend gesenkt werden.

Durch den Mangel fortschrittlichen Sinnes ist aber auch eine erfreuliche Erscheinung bedingt, die Erhaltung der verschiedenen Sprachdialekte, die manchmal die Bewohner ganz naher Dörfer (in 3—4 Werst Entfernung) von einander unterscheiden; neben den Dialekten wird das reine Hochdeutsch nur von der Pastorsfamilie, das „besondere Hochdeutsch", ein Gemisch jener beiden, durchsetzt mit russischen Wörtern, von der Dorfintelligenz gesprochen.

Einige Eigenheiten der hiesigen Dialekte seien in Kürze angeführt. Es handelt sich dabei vielfach um Besonderheiten, die aus der alten deutschen Heimat stammen, aber auch um manche Neubildungen auf russischem Boden.

Ähnlich den oberdeutschen Mundarten hat man auch hier das Imperfektum völlig aufgegeben und bedient sich des mit „sein" oder „haben" gebildeten Perfektums: man sagt nicht „las", „fiel", immer: „habe gelesen", „bin gefallen"; wir haben Übergänge aus der schwachen Konjugation in die starke aufzuweisen: „läuten" — nicht „geläutet", sondern immer „gelitte".

Eine auffallende Verschiebung haben wir bei den Zeitwörtern des Gehens: das Wort „gehen", wenn es allein steht, hat die Bedeutung „fortgehen"; „gehen" = „in Bewegung sein" wird durch „laufen" ausgedrückt; für das hochdeutsche „laufen" d. h. rasch gehen heißt es „springen", für „springen" braucht man „hüpfen", „hopsen".

Gern bewegen wir uns in stehenden Redensarten und haben dem Verbum „machen" die mannigfaltigste Bedeutung gegegen: „Geld machen" = Geld verdienen, „es macht Schnee" = es schneit, „sich voran machen" = eilen, „lang

machen"= viel Zeit brauchen, „in die Stadt machen"=in die Stadt gehen, in die Stadt ziehen.

Wir steigern unsere Verba und Adjektiva immer mit „fürchterlich", „arg", nie mit „sehr": „fürchterlich schimpfen", „arg kalt", — auch hat man hier keine kranken, sondern immer nur „schlimme" Augen.

Da das Gemeinsame beider Wörter die Bezeichnung eines Gegensatzes ist, so gebrauchen wir „oder" statt „aber"; wir machen in unserer Mundart keinen Unterschied zwischen „lehren" und „lernen": das eine oder das andere von beiden, meist das zweite, muß für beide Anschauungen dienen.

Gleich dem Schwaben entbehren wir der Vorsilbe „zer": bei uns werden die Kleider „ver — rissen", die Scheiben „ver — schlagen"; im Gegensatz zu der heutigen Schulregel, daß im Nebensatz das Zeitwort den letzten Platz einnehme, sagen wir ohne Bedenken: „wenn er still da saß am Fluß mit der Angel in der Hand."

Zum eigenartigen Gebrauche des Fürworts gehört es, (allerdings, so weit uns bekannt, nur in dem Dorfe „Kraßnojar"), daß man anstatt „ich" „euch", anstatt „mich" „meuch" sagt: ich habe gekauft = „euch habe gekauft", er hat mich = er hat „meuch" geschlagen. Wie der hochdeutsch redende Niederdeutsche aus mangelnder Gewohnheit, beide Formen zu unterscheiden, beständig „mir" und „mich", „dir und dich", „ihm und ihn" verwechselt, so beobachten wir dasselbe in auffallendster Weise fast nur bei den Bewohnern der großen Kolonie Katharinenstadt.

Das jeder Mundart fern liegende „Sie" der Anrede bereitet uns durch seinen zu unterscheidenden Dativ und Akkusativ große Schwierigkeiten, gang und gäbe ist daher der Satz: „ich habe Ihnen ja garnicht erkannt", oder: „ich wollte Sie etwas sagen." Allgemein ist anstatt des Relativpronomens die Verwendung des Adverbs „wo" im Nebensatz: „der Tisch, wo ich gekauft habe". Wie der Süddeutsche, im Gegensatz zum Norddeutschen, verwendet man die Personennamen stets mit dem Artikel: die Marie, den Peter.

Begegnet man in der Schriftsprache einigen Doppelformen mit oder ohne Umlaut wie „Schachte" und „Schächte", so geht man an der Wolga in südfränkischer Weise noch weiter und sagt: „die Ärm" = die Arme, „die Wäge"= die Wagen. Im ganzen hat sich der Charakter der alten Volkssprache hier so gut bewahrt, daß in die Wolgagegend verschlagene Reichsdeutsche beim Anhören der heimatlichen Laute „im lieben deutschen Vaterlande zu sein glaubten".

Stark im Schwinden ist hiegegen das deutsche Volkslied, dessen Reste sich noch hie und da in stark verstümmelter Weise erhalten haben, das aber immer mehr von dem jetzt so modern gewordenen Gassenliede gemeinsten Inhalts verdrängt wird;*) noch hört man mitunter Soldaten- und Minne-

*) Bei den Kolonisten in andern Teilen des Reichs steht es damit besser; vgl. den Aufsatz „Der Volksgesang in den schwäbischen Kolonien Transkaukasiens" in Nr. 6 dieses Jahrgangs. Der Verfasser dieser Studie ist, wie wir hier nachtragen, Herr J. Walker, Lehrer in der transkaukasischen Kolonie Katharinenfeld.
Die Redaktion.

Lieder, Lieder „aus der Natur" und „aus der Gottheit" (d. h. weltlichen und religiösen Inhalts), zu deren schönem Texte die passende Weise nicht fehlt, noch hört man die einmal „himmelhochjauchzende" und dann wieder „zu Tode betrübte" Melodie deutschen Sanges. Die zerstreuten Bruchstücke bedürfen, um nicht ganz zu verschwinden, dringend der Kodifizierung, und daher ist die von Pastor Erbes unternommene Sammlung guter Volkslieder, deren Veröffentlichung für die nächste Zeit bevorsteht, besonders im Interesse unserer Jugend freudig zu begrüßen: ist doch Sang und Klang ein mächtiger Faktor zur Erhaltung und Vertiefung echten, rechten Volkslebens.

Wir sind am Schluß!

Wenn die Darstellung des wirtschaftlichen, sittlichen und geistigen Lebens der Wolgadeutschen in unserem Überblick mitunter Unerfreuliches, Herbes und Derbes geboten und manchem das Idyll eines schönen Landschaftsbildes beeinträchtigt hat, so geschah dieses in dem bewußten Bestreben, eine wahrheitstreue Schilderung aus dem Leben für das Leben zugeben, — und auf die Punkte hinzuweisen, wo der Hebel zur Besserung unserer Zustände anzusetzen ist.

Bald feiern die Wolga-Kolonien das 150. Jahr ihres Bestehens. Bis dahin werden die Reformen auf dem Agrar- und -Schulgebiet beendet sein: ein neuer Abschnitt wird für die Kolonien anheben, möchte er ein besserer sein und all das viele eingeholt werden, was bis dahin versäumt worden ist. Noch ist es Tag: noch quillt der Quell, noch leuchtet die Sonne!

In Revals Kasematten.

Von Emil Thomson (St. Petersburg).

Nein, so sah es dort doch nicht aus, als ich drinnen war, ganz und gar nicht so! So mags gewesen sein, als die Stadt noch Festung war und die Kasematten noch zum Gewahrsam wichtiger Personen dienten, die verschwinden mußten, aber nicht sterben sollten. Heute übt man diese Art von Gerechtigkeitspflege nicht mehr, heute braucht man die Kasematten nicht mehr, heute sieht es dort anders aus. Anderthalbhundert Jahre sind vergangen, seit Arsseni Mazejewitsch, einst Metropolit von Sibirien, auf Befehl Katharinas II. in Revals Kasematten seinen Lebensabend beschloß, aber das vergitterte Fensterloch und das Heiligenbild an den Quadern der Wand lassen einen Vergleich mit dem modernden Grabesinnern nicht zu, das mich und die andern umfing, die ein sträflicher Knabenvorwitz diesen verbotenen Weg geführt hatte, der schon damals in der Stadt meist unbekannt war. Was aber wissen Schulkinder nicht, wenn es nicht aufgegeben worden ist? So fanden wir den Weg, von dem so wenige wußten, und so bin ich einer der letzten

geworden, die diese unheimliche Todesmajestät geschaut haben; bald nachher wurde der Eingang vermauert und ist wohl niemals wieder geöffnet worden. Da hatte doch auch niemand etwas zu suchen. Zugeschüttet war er ja auch schon früher worden, doch waghalsige Dunkelmänner, die nichts zu verlieren, nichts zu fürchten hatten, wühlten sich hindurch, um dort ihr Nachtlager aufzuschlagen, aber das gab dem Entdeckungszug in die Unterwelt etwas vom Brandfackelschein der Räuberromantik und lockte und reizte; — wie sollten Kinder, die die Gefahr nicht kannten, kaum ahnten, in die sie sich begaben, dem widerstehen und das Abeuteuer meiden? Zudem, es war verboten! — wie war *das* schön! An den Wettlauf mit Töpfermeister Bembems Knecht *oben* auf dem Walle, wo er das gepachtete Heu bewachte, auf dem wir unerwünschte Kukkerbälle schlugen, waren wir gewöhnt, — nun sollt es mit ähnlicher Drohung auch *unten* losgehn!

Aus dem Wallgraben schloffen wir links in der Ecke beim Falkenstege, wo die Bastion in ihn tritt, auf dem Bauch in eine enge, dunkle Höhle. — (Wenn ich mirs jetzt überlege: der rechte, alte Eingang in die Kasematten war das doch nicht, sondern nur ein späterer Durchbruch, denn da er auf der Sohle des Grabens war, muß er zu Kriegszeiten unter dem Spiegel des Wassers gelegen haben). — Rasch tat sie sich zu einer geräumigen Halle auf, in der ein Mann mühlos hätte aufrecht stehen können. Aber finster wars, stockfinster; wir zündeten unsere Talglichter an, die wir mitgebracht hatten. Nun konnten wir irgendwie sehen: links ging ein steiler Aufgang zum Walle hinauf bis zu einer verschlossenen, eisenbeschlagenen Pforte, deren ich mich wohl entsann: sie lag auf der Schwedenbastion nächst dem Langen Hermann und dem Schloßhof in einer Senkung des Walles. *Das* war der rechte Eingang. Dort also sahen die unglücklichen Verurteilten zum letzten Male Gottes freie Welt und ihr Licht; das waren die wuchtigen Torflügel, die hinter ihnen zudonnerten, um sich nie wieder für sie zu öffnen! — Rechts führte unser Weg, ein enger, feuchter Gang, in das nächtliche Grauen hinein, immer dem Abhange des Domberges entlang in der Richtung zum Kiek in die Kök. Mit meinen zwölf Jahren war ich in der Bande der jüngste und nur aus Achtung vor meinem Bruder geduldet, der einer der Häuptlinge war, aber mißtrauisch hatten sie mir den ganzen Plan verschwiegen, damit

„der Kleine" ihn nicht ausklatschen könne. Das hat mir aber auch die Teilnahme an allen vorbereitenden Sünden erspart, ohne die es nun einmal nicht abgehn konnte. Nun mußte mein Bruder zwei Lichtstümpfe mausen, denn ohne Grubenlicht konnt ich natürlich nicht mit.

Wir gingen, wir acht oder zehn, wie ein kleiner Leichenfackelzug in die Finsternis hinein. Einige durften getrost Wegweiser sein: sie waren nicht zum ersten Male hier. — Aber wo sind sie jetzt alle? — Tot, verschollen, vergessen, auch aus meinem Gedächtnis entschwunden: außer meinem Bruder weiß ich niemand mehr von ihnen lebend. Damals waren sie alle doch weitgehörte Rufer im Streite. Einer war unter uns besonders angesehen: Plesch ward er genannt, aus den Wolga-Kolonien kam er. Und sein Bruder war auch dabei, der hieß Kitz, denn er verstand beim Lachen so lustig zu meckern. Wo sind Plesch und Kitz heute? — Doch es sagt wohl jedermann: Was geht dieser Plesch uns an?

Wir drangen weiter. Nun hörten wir ein leises, leises Donnern, fühlten ein schwaches Zittern der Erde. — „Wir sind unter der Dombrücke", sagte ein Wissender, — „da rollen die Wagen in die Vorstadt!" — Das war der letzte Gruß von der Oberwelt. Jetzt kein Laut mehr! — Weiter in der alten Richtung gings eine gleich lange Strecke, mit scharfer Wendung nach rechts führte dann der Gang, der immer schlüpfriger ward, immer modriger, in leichter Neigung abwärts ins Dunkel; nun taten sich zur rechten Hand lichtlose, grabkühle Räume auf, aus denen das Sickern des Wassers, das Herabrutschen geweichten Mörtels knisterte und quoll. Wir gingen unter der Ingermanland-Bastion. Das waren hier offenbar die Verließe, die Librowitschs Buch meint, wenn es von Mazejewitschs Haft erzählt. Nur nicht wehleidig! — so schlimm sahen jene bewohnten Zellen nicht aus, so leichenkammerfaulig waren sie noch nicht! schon Gitter und Ketten, schon Schlösser und Riegel, wovon ich keine Spur mehr fand, erinnerten früher mehr an die kulturelle Tätigkeit der Menschen, verrieten selbst, — die Bilder beweisens, — einen gewissen bürgerlichen Wohlstand. Damals aber, als ich unten war, herrschte der Tod dort allein. Wo ehemals ein dürftiges Tageslichtlein durch Eisenstangen hereinschleichen konnte, hatte jetzt ein eingefügter Granitblock selbst die Erinnerung daran getötet, und Leben ahnte man nur, wenn das Wasser mit sterbendem Gurgeln durch die Ritzen und Fugen quoll. Da feuchtete es zu wachsendem Verderben den Mörtel, wo er noch haftete, und von der Decke sinterte Tropfstein an Tropfstein, die nun bei dem seltenen menschlichen Besuche verwundert in der rasch wechselnden ärmlichen Beleuchtung durch die Flammen der Lichtstumpfe in den Händen der huschenden, trappelnden Jungen schattenhaft herumgespensterten und tanzten und hopsten; den ganzen Fußboden aber überspülte ein langsam flutender Teich. „Bodenlos!" flüsterte einer dem andern schaudernd zu, aber so arg wars nicht, wie ruhige Überlegung lehrt: die Sohlen wären benetzt worden, sonst nichts! Die alte städtische Wasserleitung, die hierher vom Stein-

galgen durch die Armensünderstraße gelangt ist und sich nun zum Rundgange zu den Tormühlen aufmacht, war schadhaft geworden und leckte an all den Gefangenenzellen, als wollte sie dort alte Sünden wegwaschen. Sie hilft uns auch, uns in der Örtlichkeit wieder zurechtzufinden: weit, sehr weit sind wir gekommen, -- auch die Talglichter sind herabgebrannt und sengen die Finger. An der Südseite der Bastion sind wir, wo die Leitung, vom Glacis kommend, unter dem Walle hindurch zur Schmiedpfortenmühle führen sollte. Hier war der Brunnen, in den die Studenten das giftige Pulver streuten und wo man die Cholera für umsonst kaufen konnte. Davon weiß jeder Bescheid, denn das war doch eine zu greuliche Geschichte, die man nie wieder vergißt. Ja, so sind diese Studenten! — andere begraben ihre Toten, aber sie schneiden sie kurz und klein, singen nichtsnutzige Lieder dazu und trinken noch Bier dabei! Natürlich können sie nie Leichen genug bekommen und sie haben darum schon mehrere Krankheiten erfunden. Meine Magd hat es selbst gesehn, wie sie Krankheitspulver in den Brunnen über der alten Wasserleitung gestreut haben, und viele Menschen sind darum auf die Studenten sehr böse.

Also dieses giftige Wasser, das das Volk so fürchtete, war mit solcher Fülle in die Kasematten getreten, daß es nicht möglich war weiter zu gehen, — was aber das Volk als todbringend scheute und floh, hier bracht es Laut und Bewegung und Leben in die umgebende Starrheit, und wie niemand von den lautlosen Bewegungen des Kindes im Mutterleib etwas merkt, so blieb auch der Welt draußen alles verborgen, was hier im tiefen Innern der Erde lebenbildend und lebenvernichtend geschah. Wie aber schärften sich den Eingeschlossenen die Sinne, wie wurde ihnen vernehmbar, was sie draußen in des Lebens Lärm niemals beachtet hätten! — Das will ich doch nicht sagen: als Kind hätt ich damals diese Beobachtungen gemacht. Ach nein, sicher nicht! Aber wie der seit Jahren schwer Erkrankte im geistigen Dämmerzustande dennoch mit angestrengter Aufmerksamkeit den Verfall im Innern verfolgt, den er selbst nicht versteht und andern nicht verständlich machen kann, — wie er feinfühlig und hellhörig bemerkt, was allen andern ein Geheimnis bleibt — und wie er erst, wenn sich alles in Klarheit zum Ende neigt, begreift, was ihm einmal ein unfaßbares Rätsel gewesen ist, so hörte damals das Kind in schweigender Angst lautlose Töne, schaute unsichtbares Geschehen und grub sie unlöschbar dem Gedächtnis ein, das sie dann nach einem Menschenleben dem Mann offenbarte. Wie über ein Verbrechen oder über ein Heiligtum, und doch absichtslos, hab ich so viele Jahrzehnte verschwiegen, daß ich in diesem Grabe der Vergangenheit gewesen bin; — merkwürdig! nicht einmal mit meinem Bruder, der auch mit dabei war, hab ich je ein Wort darüber gewechselt, und das mit den beiden Lichtenden, wofür wir damals Schelte zu erwarten hatten, muß doch jetzt verjährt sein! — aber der Erinnerung sind diese geringen Ereignisse leben geblieben, als ob sie heute vor meinen Augen geschähen!

Da rinnt die mit Sinter gesättigte träge Flüssigkeit zusammen, — nun bildet sie einen schweren Tropfen, — mit rauschendem Rieseln wuchtet er nieder, nun hält er inne, um einen Genossen zu erwarten, — dann noch einen, — und mit lautem Donnerhalle, — Menschenohren hätten ihn allerdings da draußen im lärmenden Leben nie gehört! — stürzt er in die Lache am Fußboden. Doch auf seiner längst durchmessenen Bahn hat sich ein Körnchen im erweichten Mörtel gelöst, rutscht abwärts, und auf seinen verlassenen Platz strebt eine andere Masse, und so fort, bis in gewaltiger Lawine die ganze Last niederschmettert und nun als Insel, eine wüste Schutthalde, aus dem getrübten Wasser aufragt. Oft, unzählige Male, waren solche Abstürze erfolgt, die Spuren bewiesen's; auch unser Schicksal konnte so besiegelt, der Rückweg konnte uns verschüttet werden. Wo wir waren, wußte doch niemand; schon die gemausten Talgstümpfe hatten es ja verboten, von der Absicht zu sprechen. Wer hätte uns hier unten gesucht? — Oben unter den herrlichen Linden auf dem Walle hatte sich damals eine Kur- und Erfrischungsanstalt aufgetan, wo sich die Menschheit namentlich nächtlicherweile eifrig für die in späterem Alter nötig werdenden Kuren durch Erfrischungen vorbereitete. Da darf ich mitreden, denn da hab ich später leider auch mitgetan. Wenn nun zu diesen Gästen wirklich in der Nachtstille das Todeswinseln der Eingeschlossenen aus dem Innern der Erde gedrungen wäre, — hätt es viel genützt? Wer hätte darauf geachtet? Sie schließen ängstlich ihre breiten Ohren vor jedem Ruf des Lebens aus der Tiefe!

Es ist nicht so geworden; wir törichten, törichten Kinder kamen allesamt ungefährdet ans Tageslicht zurück. Der Tod war offenbar vor dem Massenmorde zurückgeschreckt, er überließ die Kinder dem Leben zu glimpflicherer und nicht weniger gründlicher Behandlung. Denn barmherziger als der Tod ist das Leben nicht: es hat sein Werk so getan, daß niemand ihnen nachfragt. Um die zehn auf einmal verschwundenen Kinder hätte die ganze Welt sich aufgeregt, doch jetzt, wo sie einzeln ihr unbekanntes Ziel erreicht haben, — was geht dieser Plesch uns an?

Sie sind schön, diese Wälle vor Reval, unbeschreiblich schön; aber mir graut, wenn ich derer denke, deren Leben sie durch Jahre und Jahrzehnte in milder Schonung bewahrt haben! — Der Friede des Kirchhofs ist doch schöner als die Ruhe der Kasematten, und seien sie auch so herrlich verkleidet, wie die von Reval. Auch sie verfallen der Endlichkeit, — Gottlob! — sie vergehen und werden vergessen. Da gönnen wir ihnen gerne die äußere, schmückende Zier von Blatt und Blume, — denn auch sie haben das Recht der Gestorbenen. Im Innern des Grabes aber ist es entsetzlich!

❀ ❀ ❀

Nachdruck verboten.

Die Neuvermählte.

Erzählung von S. Karaskewitsch (Juschtschenko*).

Autorisierte Übersetzung.

I.

Alles Lebende hatte sich vor der Mittagssonne versteckt. . . In dem kleinen Square mit den wilden Himbeersträuchern und den weißen Akazien, die gleich abgemattet und staubig schienen, saß bloß eine gebrechliche, von irgend jemand vergessene Alte in einem großen Lederstuhl auf Rädern. Die Alte schlief, und die Sonne blickte in ihre halbgeschlossenen, unbeweglichen und toten Augen. Ein schläfriger Atem stieg mit kaum hörbarem, kläglichem Pfeifen aus ihrer Brust, und wenn er auf einen Augenblick ausließ, erhob ein großer Hund, der neben dem Stuhle schlummerte, unruhig den Kopf und horchte. Am andern Ende des Square, auf dem Asphaltwege, wurden eilige, leichte Schritte laut, und eine junge, schlanke Frau in einem großen weißen Hut ging vorüber. Ihr Kleid war auch weiß, mit großen Vergißmeinnichtaugen auf dem weißen Kattun und einem blauen Bande um die biegsame Gestalt. Und die Absätze ihrer hohen Schuhe hinterließen auf dem erhitzten Asphalt kleine eingedrückte Monde.

Die Frau überschritt den Square und blieb an einer Tür stehen, neben der ein Schild hing mit der Aufschrift: „Madame Müller. Moden und Kleider." Als sie nach der Glocke griff, funkelte an ihrer feinen und krankhaft bleichen Hand ein neuer Trauring gleich einem Sternlein. Und als erschräke sie vor irgend etwas, streifte sie ihn in demselben Augenblick, als die Tür sich öffnete, geschwind ab und versenkte ihn in die Tasche.

„Endlich!" sagte ein blondes, hübsches Mädchen, eine Gymnasiastin, indem sie den Besuch ins Vorzimmer führte; „Tante und ich, wir haben uns einfach zu Tode gequält: zehnmal in der Stunde fragt er: — Kommt sie? kommt sie bald? Ich wollte schon selbst zu Ihnen. . ." dann nahm sie Hut, Handschuhe und Schirm aus der Hand der jungen Frau, indem sie ihr mit eiliger Zärtlichkeit in die Augen blickte.

„Ich denke, Sascha, man müßte ihn vorbereiten?"

„Nun natürlich! Er liebt es nicht, wenn man ihn unordentlich antrifft... Ich geh' sogleich!" —

Sie ging durch die Tür rechts hinaus, und dann hörte man von dorther ihre Stimme und eines andern heisern, eiligen Ruf. — „Gewiß, gewiß! — Schneller, schneller!"

. . . Das hatte sie nicht erwartet! Sogar der Tod läßt dem Leichnam etwas, wenn auch nur einen leisen Zug, der ihn dem Menschen ähnlich macht, der gelebt hat und gestorben ist. Das war hier nicht der Fall: die Züge hatten sich verschärft, hatten sich mit einer trocknen, gelben Haut überzogen, waren unkenntlich geworden; — nur die Augen, seine großen, schwarzen, spöttischen und klugen Augen, waren lebendig, und aus ihnen sprach der leidenschaftliche, unsinnige, hoffnungslose Wunsch zu leben, und dieser nicht zu stillende Lebensdurst war entsetzlich in der elenden Halbleiche, deren trockne, scharfe Umrisse sich unter der leichten weißen Decke abzeichneten.

*) Aus „Повѣсти и разсказы," Petersburg 1907.

Er sagte nichts; er ließ ihre Hände nicht los; er drückte ihre heißen Handflächen an seine bleiche Wange und schaute ihr unverwandt ins Gesicht, als wollte er in ihr mit einem Blick sein ganzes Leben mit dem vergangenen Leid und dem künftigen Glück umfassen.

„Welch feiner Gedanke! Welch prächtiger Gedanke, daß Sie so geputzt, so weiß und hell zu mir gekommen sind! Ich wußte ja, daß Sie mich auch jetzt verstehen würden, wie Sie mich immer verstanden haben. In einem hellen Kleide habe ich Sie noch nie gesehen . . . Fein . . . großartig!"

In der Tür zeigte sich Sfascha und machte der jungen Frau allerlei Zeichen. Aber der Kranke bemerkte sie zuerst.

„Geh fort!" schrie er das Mädchen ärgerlich und heiser an, „sage dort, sage Mama, sie solle niemand herschicken, niemand lauern lassen. Ich weiß selbst, was mir schädlich und was mir nützlich ist. Sage, daß man mich mit ihr allein lassen soll — mit Ljolja. Nicht wahr, ich darf Sie so nennen?" fragte er mit gedämpftem, liebkosendem Flüstern.

„Gewiß, gewiß!"

„Nun, setze dich, höre . . . sage nichts, höre nur zu, denn deine lieben, guten, reinen Worte hast du mir schon längst gesagt. Aber das, was ich dir sagen werde, wird dir neu sein und dich freuen . . . Dieses Jahr war für mich ein Jahr des schweren Bruches mit vielem, und dieser Bruch bedeutete für mich die Wiedergeburt zu einem neuen Leben. Ja! Ich bin ein andrer Mensch geworden . . . Und vor allem — das Leben hat meinen Stolz gebrochen. O, denke nicht, ich sei ein „Ergebener" geworden, um um diesen Preis Gott „Segen" abzuhandeln. Ich glaube wie früher, daß nur der Kraft das Recht gehört und gehören soll, und nur sie gibt Gnade. Ich glaube wie früher, daß die starken und kühnen Menschen die Welt besiegen und erneuern werden; aber ich sehe jetzt klar, daß nicht wir und wohl auch nicht unsre Kinder diese „Kühnen" sind . . . Und bis diese Kraft ersteht, die triumphierende und gnadenspendende, werden die Blüte des Lebens die Menschen mit starkem Willen und unermüdlicher, wenn auch bescheidener Arbeit sein . . . Siehst du, ich glaube dasselbe wie du . . . freust du dich?"

Sie drückte schweigend seine trockne, abgezehrte Hand in ihren Händen.

„Und wenn mein Leben keiner großen und wichtigen Sache gehört, die größer und nötiger ist als ich selbst, dann steht es mir frei, es so zu gestalten, wie es mir gefällt, daß es so recht warm und glücklich werde . . . Und kaum war mir das klar geworden, da beschloß ich hierherzukommen, zu dir, zur Mutter, um mit euch und für euch zu leben, ein neues Leben schaffend und hütend."

Sfascha kam wieder ins Zimmer und begann allerlei Papierchen und Arzeneigläschen auf dem Tisch zu ordnen, und der Kranke folgte ihr mit dem schweren Blick seiner ungeduldigen und finstern Augen.

„Ich weiß, Ljolja," begann er wieder, als das Mädchen hinausgegangen war, „ich werde nicht ewig leben. Aber zwei, drei Jahre liegen doch noch vor mir . . . Und für das Glück, das große, ungeheure Glück, ist das genügend . . . Nicht wahr? nicht wahr?" Sie wollte antworten, aber statt der Worte stieg in ihre Kehle ein Schluchzen, und schweigend drückte sie ihr Gesicht in seine Hände.

„Du Liebe, Gute! Warum quäle ich dich? Ewige Freundschaft . . . die große allgemeine Sache . . . ein Leben für das Glück künftiger Geschlechter — das sind schöne, starke Worte. Aber noch lange werden es Worte bleiben . . .

Aber du bist in diesen Jahren so bleich und mager und durchsichtig geworden ... Weißt du, da unten in Jalta habe ich oft von dir geträumt, und deutlicher als alles andre sah ich stets dieses kleine blaue Äderchen auf deiner Schläfe, und gern hätte ich es geküßt"... Er reckte sich zu ihrer Schläfe empor, wollte sich erheben, aber in seiner Brust fing etwas an zu pfeifen wie bei der Alten auf dem Square, und er begann zu husten, lange, quälend, heiser, als wäre seine Brust leer, und als könnte er trotz allen Bemühens die an ihren Wänden klebenden Flocken nicht aushusten. Und auf seine Stirn traten große Schweißtropfen.

„Das Fieber hat sich an mich angehängt, das verwünschte!" sagte er, nachdem er sich erholt hatte, „im Winter ging es mir sehr gut! Aber im Frühling habe ich mich irgendwo erkältet ... Es hat mich einfach zu Tode gequält! Der Arzt sagte mir geradezu: nur eine Hoffnung sei geblieben — die gewohnte Heimatluft. Und ich fühle selbst, wie ich hier mit jedem Tage kräftiger und gesünder werde ... Morgen, spätestens übermorgen erlaubt mir der Doktor aufzustehen ... Du kommst doch?"

„Unbedingt."

„Komme auf einen ganzen Tag und bringe deine Häkelei mit. Erinnerst du dich — solch einen langen weißen Streifen mit Sternchen im Muster. Freilich — vorlesen wie früher kann ich fürs erste noch nicht. Aber ich werde dich ansehen, während du häkelst, und an die lieben langen Abende denken, an die Abende voll Sehnsucht, als wir lasen, die Wahrheit suchten, stritten. Vor dem Fenster sang das Schneegestöber, und wir schwiegen lange, wir wußten, daß wir uns liebten, uns wahnsinnig liebten, und wir wagten nicht, daran zu denken."

Er hatte immer leiser gesprochen. Seine Augen, die sich noch immer nicht von ihrem Gesicht losmachen konnten, wurden trübe und dunkel, und ein kaum hörbares, unzusammenhängendes Flüstern war an die Stelle der leidenschaftlichen Rede getreten.

„Fürchte dich nicht, mache dir keine Vorwürfe ... Ich habe darüber nachgedacht, darüber gelesen ... Sieh, die Erblichkeit der Tuberkulose ist noch nicht erwiesen ... ich habe gelesen ... ich erinnere mich des Prozentsatzes ..."

Die Stimme des Kranken schwieg, und seine Hand wurde schwer und unbeweglich in der ihren.

„Er ist gestorben," fuhr es Ljolja durch den Kopf, und kaltes Entsetzen packte sie.

„So ist es immer," hörte sie hinter sich Ssaschas leises Flüstern, „er spricht und spricht, und auf einmal schläft er ein. Vor Schwäche. Aber bleiben Sie noch sitzen, bis er ganz fest eingeschlafen ist. Und dann kommen Sie zu uns: Tante wartet mit dem Tee auf Sie."

Das Atmen des Kranken war zu hören — abgebrochen, beschleunigt. Auf der Straße fuhren Lastwagen mit Gerassel vorüber. Ein Kind rief etwas, hell und fröhlich: die Stadt erwachte nach der Mittagsschwüle. Ljolja öffnete das Fenster, ließ den weißen Vorhang herab und kehrte wieder zu ihrem Platz am Bett zurück. Und als sie so dasaß, die Ellenbogen auf die Armlehnen gestützt, die Hände hilflos gefaltet und mit sehnsuchtsvollem Mitleid unbeweglich vor sich hinblickend, um den Schlaf des Kranken nicht durch allzu unverwandtes Hinschauen zu stören, — da hatte ihr Gesicht etwas unendlich Müdes, wie bei einem Menschen, der sich hingesetzt hat, um inmitten eines langen, mühseligen Weges auszuruhen, sich ganz der kurzen Erholung hingibt und die Kräfte sammeln kann, um auf dem neuen, unbekannten Wege weiterzuwandern.

II.

Im Nebenzimmer traf Ljolja die große schwarzhaarige Frau mit demselben finstern Blick wie ihr Sohn.

„Mitjetschka, mein Mitjetschka!" weinte sie auf, indem sie ihr Gesicht an der Schulter der jungen Frau barg, „er schrieb mir, machte mir Hoffnung ... Und dabei das Telegramm des Doktors: „Beeilen Sie sich, sonst treffen Sie ihn nicht lebend an."

„Aber vielleicht wird es ihm in der Tat hier in der Heimat besser gehen?" versuchte Ljolja sie zu trösten.

„Was kann es ihm besser gehen! Alle Doktoren haben ja auch gesagt: das Fieber wird bis zuletzt nicht aufhören ... Jetzt wird es nicht mehr lange dauern, eine Woche, mehr nicht. Heute hat der Doktor gesagt: „Jede Stunde kann es sein." Und wir sitzen und warten."

Und diese Geschäftigkeit des „Wartens" in den Worten der Mutter war entsetzlicher als noch eben ihre Tränen und Klagen.

„Sehen Sie," sagte die alte Frau wieder, „das letzte haben wir aufgebraucht. Alle Kundinnen habe ich verloren, ich mußte die Werkstube schließen. Irgendwie quälen wir uns, Ssascha und ich, auf zwei Maschinen. Und was für eine Arbeit mit ihm! Dann stört ihn der Lärm, dann muß man Tag und Nacht bei ihm sein ... Und die letzten Kundinnen laufen weg ... Wir werden von dem satt, was wir von dem Kram da verkaufen."

Auf dem Fußboden des Zimmers standen Geschirre, Lampen, Leuchter, Bücherkisten umher.

„Am schrecklichsten ist es, diesen Schund vor Augen zu haben," sagte die Alte, indem sie eine Bücherkiste verächtlich mit dem Fuße anstieß, — „wenn er nur einen Rubel hatte, gleich in den Buchladen damit: dann Bücher, dann Zeichnungen, dann irgendwelche Tabellen ... Aber jetzt, wo das Unglück da ist, macht uns diese „Lochomobile" nicht satt! Wenn jemand wenigstens den halben Preis geben wollte ... Sie kennen viele Studenten, schicken Sie doch einen her!"

Ljolja beugte sich über eine Kiste, suchte Bücher aus und legte sie in einen Haufen zusammen. „Und diese Uhren, Schränkchen, Geschirre — ich habe sie so mit den Jahren gesammelt und hierher in mein Nest geschleppt. Wenn andre einen Feiertag hatten, dann saß ich im Lombard, um zu sehen, ob nicht etwas Gutes verauktioniert wurde. Alle Pristaws kannte ich, mit allen Pfandgebern freundete ich mich an. Immer dachte ich, wenn mein Mitjetschka erst Ingenieur ist, dann wird er viel schönes Geld verdienen: jeder Lieferant bringt ihm tausend Rubel ein. Und ich freute mich: wenn er einmal irgend eine Millionärstochter heiratet, dann kann sie ihm nicht sagen, daß sie ihm Schüsseln und Teller ins Haus gebracht hat. . . Alles hat sich so langsam bei mir angesammelt: Wäsche und Silberzeug und Bilder und Teppiche. . . Und manchmal dachte ich auch, vielleicht will er gar keine Reiche. Ssaschachen ist solch ein hübsches Mädchen! Sie werden sich aneinander gewöhnen, sich lieben, und vielleicht kommt es so, daß sie seine Frau wird und mir eine Tochter. . . Und immer, wenn ich sah, daß Mitjetschka mit solch einer Bettelprinzessin ging, dann stieß es mir das Herz ab. . ."

Die Alte sprach nicht weiter; die Augen der jungen Frau blickten sie unverwandt an, und ganz fern, in der Tiefe dieser traurigen Augen, brannte ein Funke von früherer, tief verborgener Kränkung.

„Ich bin eigentlich in Geschäften hergekommen," begann Ljolja, um das schwere Schweigen zu brechen, „ich muß einige Bücher kaufen."

„Bitte, nehmen Sie meinetwegen alle: ich lasse sie fürs halbe Geld."

„O, nicht doch! Es genügt, wenn der Käufer den Vorteil des Einbandes hat," entgegnete die junge Frau verlegen, indem sie sich noch tiefer über die Kiste beugte. Sfascha stand am andern Ende und rieb den Staub und das Spinngewebe von den gewählten Büchern. Und die Alte wischte die Teetassen aus und begann wieder zu klagen.

„Ach, und was für ein Kummer! Sfaschachen geht auch von mir weg."

„Weshalb?" fragte Ljolja zerstreut, während sie die Büchertitel las.

„Der Vater will sie haben. Mit schwerer Not habe ich ihm abgebettelt, daß er sie wenigstens bis zum Ende läßt."

„Hat Sfascha denn einen Vater? Ich wußte nichts davon."

„So sind sie alle, diese Väter-Witwer, diese verwünschten! Wenn er das Kind füttern und lernen lassen soll, dann weiß so einer nicht, daß er der Vater ist, aber kaum ist es groß geworden und kann ein Stück Brot verdienen, dann streckt so ein Vater auch schon die Hand darnach aus: das ist meins."

„Aber was kann Sfascha denn verdienen? Sie ist doch eben erst in die sechste Klasse gekommen."

„Er gehört nicht zu den Dummen; wenn ich sie anständig weiter lernen lassen könnte, im Gymnasium, würde er sie schon nach lassen. Aber jetzt, wer kann an's Gymnasium denken! Gebe Gott, daß wir nicht verhungern ... Er prahlt: ich habe Sie nicht gebeten, daß Sie aus ihr ein feines Fräulein machen. Ich habe sie auf eine Zeitlang abgegeben, damit sie nach sechs Jahren Schneiderin ist. Und statt dessen haben Sie ihr den Kopf mit Französisch und anderm Kram vollgestopft. . . Wie viele von solchen gehen mit ihrem Latein nicht nachher an den Straßenecken betteln. . . ."

„Aber wenn Sfaschas Vorsteherin mit ihm spräche?"

„Das ist ja unser Unglück, daß sie eine neue Vorsteherin haben. Bei der alten hätten wir uns schon irgendwie geholfen. Die alte hatte ja selbst alles das mit dem Lernen ausgedacht. . . Sie war meine erste Kundin, kam oft zur Anprobe. Und da sah sie Sfascha, die war so mager, krank, ein rechter Krepierling. Und da sagte sie: es ist ja sündhaft, solch ein Wurm an die Maschine zu setzen! Geben Sie sie ins Gymnasium, da kann sie was lernen. Ich werde selbst alles für sie besorgen. . . Und auch Mitja wollte es durchaus: gib sie, Mama, ich werde sie vorbereiten."

Im Zimmer des Kranken ertönte eine Glocke. Der Kranke schlief schon lange nicht mehr. Es war, als sei die kürzliche Belebtheit gar nicht gewesen. Das Fieber begann: zwei dunkelrote Flecke brannten auf seinen Backenknochen, die Augen blickten erschreckt und gramvoll. Und auch das Zimmer, durch die herabgelassenen Vorhänge in weiße Dämmerung eingehüllt, erschien gramvoll und gedrückt. Und das Gespräch zog sich müde und schlapp hin über das verflossene Jahr, über gemeinsame Bekannte, Studentenneuigkeiten.

„Ich habe niemand geschrieben . . . Sie sind mir alle so fern, so fremd geworden . . . Perfiljew besonders! . . Die Erinnerung an seine ungeheuren Riesenfäuste, seinen roten Nacken und seine breiten Schultern verursachte mir einen quälenden, fast physischen Schmerz. Weißt du, ich war mir früher dessen nicht bewußt, wie widerlich er mir ist . . . Widerlich deswegen, weil für ihn und Leute seines Schlages das Leben, das komplizierte, große und heilige

Leben, dasselbe bedeutet wie das Gras für das Vieh: es kommt, frißt es und tut recht daran! Für Frauen eines besondern Typus gibt es eine vortreffliche Bezeichnung: „Gottes Kühlein." Und siehst du: Perfiljew ist „Gottes Ochslein", ein wenig denkendes Geschöpf, aber in seinem tierischen Eigensinn nicht unschädlich... Doch genug, Ljolja! Ich weiß, du magst mein Lästern nicht... Ich höre schon auf, ich werde nicht mehr, sei nur nicht böse..."

Er schlummerte wieder ein, und das neue Erwachen nahm die letzten Kräfte hinweg.

„Noch eines: nimm Swerj zu dir... er ist ein dummer und alter Köter... Die Mutter hat nichts, ihn zu füttern, und bei dir in der Schule wird der Wächter sich über ihn freuen: er läßt keinen Fremden herein. Sfascha, bring Swerj her!

Er nahm das Mädchen bei der Hand und hielt es neben dem Bett zurück, als könnte er sich nicht entschließen, von etwas Schwerem und Wichtigem zu reden. „Und noch eines... Hüte Sfascha! Sie bleibt der einzige Trost der alten Frau... Denn sieh, ich weiß es ja, ich verstehe es ja! Meine Genesung ist ein unmögliches Wunder, an das man glauben kann, glauben möchte an einem klaren Morgen, wenn die Vögel singen... Ljolja! Sie ist schlimmer daran als eine Waise..."

„Was kann ich tun?" fragte Ljolja, und aus ihrer Stimme klang Gram nnd Verzweiflung.

„Nichts, nichts! Rufe Swerj, Sfascha!.. Verzeih, daß ich davon gesprochen habe... Es war nicht nötig, ich weiß es... Gräme dich nicht. Aber siehst du, diese Frage war der letzte vorüberschwimmende Strohhelm... Ich fragte und kannte deine Antwort im voraus... Wie könntest auch du, schwach, alleinstehend, unbeschützt, die ungeheure Verantwortung für ein andres Menschenleben auf deine Schultern laden! Ja! Ein Hund ist leichter unterzubringen als ein Mensch. Der Mensch fürchtet sich vor dem Menschen, aber den Hund fürchtet er nicht. Wird es einem langweilig, ihn zu füttern, dann schießt man ihn tot, und aus ist es! Aber den Menschen darf man nicht totschießen... Und es ist schade, daß man den Menschen in einem gewissen Falle nicht auch totschießen darf..."

Durch die halbgeöffnete Tür kam leise, als verstehe er, daß er sich am Bette eines Sterbenden befinde, ein großer Setter und stieß liebevoll mit der kalten, feuchten Schnauze an die Hand des Kranken.

„Nun, mein Tier? Langweilig in der Scheune zu leben, nicht? Tut nichts, alter Freund, du wirst dich gewöhnen. Aber dies ist deine neue Herrin", sagte der Kranke, den Hund zu Ljolja hindrehend, und dieser, als verstände er die Rede, leckte schnell mit seiner Zunge die Hand der jungen Frau und legte sich dann wieder neben dem Bette nieder. „Morgen wird Sfascha ihn also zu dir hinführen. Aber jetzt lebe wohl... geh. Es ist besser so... Es geht mir nicht gut, zur Nacht geht es mir niemals gut. In solchen Augenblicken brauchst du mich nicht zu sehen. Geh, geht alle... ich will allein sein." Sie ging zur Tür, und er warf sich in Todesangst in seinem Bette hin und her, seine Sinne verwirrten sich, er glühte und wurde dann wieder eiskalt und fühlte mit jeder Fiber seines kraftlosen Körpers, wie die unbegreifliche, ewige Nacht herannahte....

III.

Im Nebenzimmer saßen die Frauen bei der Teemaschine am Tisch, auf

dem Sfaſcha die Lampe angezündet hatte, und die Alte, die merkwürdig lebhaft geworden war, fragte:

„Und wo werden Sie mit dieſer Maſſe Bücher hin? Für wen haben Sie ſie gekauft?“

„Für meinen Mann,“ antwortete Ljolja.

Und als das Wort ertönte, verſtand ſie ſofort, wie ſeltſam und fremd es hier klingen mußte, wo auf der andern Seite der Wand ein teures Leben rang und ſich in Qualen verzehrte. Und es folgte ein langer Augenblick geſpannten und drückenden Schweigens.

„Sie haben ihm doch nichts geſagt?“ ertönte die böſe und höhniſche Frage der Alten.

Das bleiche Geſicht Ljoljas wurde noch bleicher, ihre Lippen zitterten, doch bevor ſie antworten konnte, begegneten ihre Augen den Augen Sfaſchas, und in dieſem reinen, kindlichen Blick las ſie ſolch eine Seelenqual, daß das ſcharfe Wort auf ihren Lippen erſtarb, und ſie flüſterte kaum hörbar:

„Er wird es nicht erfahren.“

Und wieder herrſchte Schweigen. Aus der geräuſchvollen Stadt tönte Lärm herein, undeutlich, dumpf, als wagte er nicht, mit lebendigen Lauten in dieſe gramvolle Stille einzudringen.

„Wen haben Sie denn geheiratet?“

„Perfiljew . . . Sie kennen ihn?“

„Wie ſollte ich den nicht kennen? Er war ja Mitjas Kamerad. Nun, gebe Gott, gebe Gott! Aber wer weiß! Er iſt ein geſunder Menſch, aber bei Ihnen hält ſich die Seele kaum im Leib. Nun, noch ein, zwei Jahre, ſolange er Student iſt, wird er ſich von Ihnen füttern laſſen. Aber iſt er erſt Ingenieur — dann haben Sie ihn zum letzten Mal geſehen. So ein Ingenieur, das iſt ein freier Menſch: er ſetzt ſich auf die Maſchine, und fort iſt er von der Frau. Und hat er erſt einmal eine fremde Frau geſchmeckt — dann iſt auch ſchon alles aus: die eigne Frau riecht nach Weihrauch wie ſo ein Toter.“

Die Alte goß ſich die fünfte Taſſe ein und ſtreckte die Hand nach der kleinen fazettierten Kognakkaraffe aus.

„Genug, Tantchen,“ ſagte Sfaſcha und nahm die Karaffe fort.

„Was fällt dir ein! Es iſt nicht dein Geld. Ich bin keine Trinkerin . . . Aber der Doktor hat mir dazu geraten: um friſch zu bleiben, um den Schlaf zu verjagen. Sonſt, bewahr mich Gott, verſchlaf ich Mitjas letzte Stunde . . . Ja! Wovon habe ich doch eben geſprochen? Von Ihnen hab ich geſprochen . . . So ſeid ihr alle, Mädchen: ihr wollt es euch alles recht ſchön einrichten, aber der Herrgott macht alles nach ſeinem, nach Gottes Willen . . . Ich hatte mir auch alles ſchön ausgedacht, wollte einen Deutſchen heiraten, mit einem Deutſchen würde das Leben anſtändiger, ſaubrer ſein, ich konnte es ſchon nicht mehr aushalten, den betrunkenen Vater zu ſehen, das Jammerleben der Mutter. Ein Deutſcher, dachte ich, wird nicht trinken, wird mich nicht prügeln.

Es kam ſchlimmer als Prügel. Mit einem Ruſſen, einem jungen, hätte ich Kummer, aber doch auch Freude gehabt. Aber mein Theodor Karlowitſch war Haut und Knochen, krank, und das Geld liebte er zum Sterben . . . jeden Kopeken drehte er um. Zehn Jahre hab ich mit ihm gelebt, und nicht zehnmal hab ich mich ſattgegeſſen. Vielleicht ſind davon auch die Kinder ſo kränklich und nicht zum Leben geboren. Nun, die drei — die waren nach dem Vater: rothaarig, weiß — Gott ſchenke ihnen die

ewige Seligkeit! Aber dieser! Herrgott! Rette ihn, Allmächtiger! Du weißt alles! Dieser ist ganz nach mir: mutig, dunkel, stark! Lieber Gott, strafe mich für meine Sünden, aber ihn laß leben! Wofür? wofür? Herrgott!"

Die Alte ließ den Kopf sinken, und hoffnungsloses, dumpfes Weinen entrang sich ihrer Brust.

Ssascha und Ljola gingen leise ins Vorzimmer. Da war es dunkel. Nur ein schmaler Lichtstreifen, der aus dem Zimmer des Kranken drang, erhellte es. Neben dem Bett, die Schnauze auf den vorgestreckten Pfoten, lag Swerj, und als er das Geräusch hörte, blickte er mit seinen klugen Augen zur Tür, rührte sich aber nicht. In der Dunkelheit suchte Ljolja lange nach ihrem Hut, und Ssascha stand, an die Wand gelehnt, unbeweglich und schweigend da. Plötzlich fuhr sie zusammen, schluchzte leise auf, und zitternd, vor Weinen fast erstickend, umfaßte sie die Fortgehende mit ihren dünnen Kinderarmen. „Ich habe Sie so geliebt! Ich habe Sie so geliebt!"

„Ssaschinka! Kindchen! Ich kann nichts tun. Ich bin nicht mehr allein . . ."

„Davon spreche ich nicht. . . Sowieso würde ich von Tante nicht fortgehen. . . Ich werde den Direktor bitten. . . Ich geh zum Gericht, zum Gouverneur selbst. . ."

„Du weinst wieder, Ssascha?" — ertönte Dmitrijs Stimme.

„Nein, Mitja, wirklich nicht!"

„Wieviel ist die Uhr?"

„Bald neun."

„Mama schläft?"

„Ja, sie schläft."

„Geh du auch schlafen. . . Ich brauche niemand.

Ich werde allein. . ."

Leise, als stehle sie sich davon, trat Ljolja auf die Straße. Da war es noch hell. Über den Wipfeln der Bäume, zwischen den hohen Häusern, leuchtete der Himmel, schwach gefärbt von der längst vergangenen Abendröte. Die nächtliche Frische hatte der abgematteten Stadt Belebung gebracht. Auf der Straße gingen und fuhren Menschen. Auf dem Square ertönte Lachen, abgerissene Sätze, Gesang.

Ljolja sah ihren Mann von fern: er saß auf derselben Bank, wo am Tage die Alte geschlummert hatte. Sein junges Gesicht, umrahmt von dem blonden lockigen Bart, atmete Gesundheit und Kraft, und die in den Nacken geschobene Studentenmütze gab seiner stattlichen Gestalt das Aussehen leichtsinniger Verwegenheit.

„Sieh mal, was richtige Damen für einen stattlichen Busen haben!" sagte er zu Ljolja, indem er einer vorübergehenden Frau in buntem Kleid und hellem Hütchen keck zublinzelte, „nicht so wie bei manchen andern, solchen Kibitzen. . . Aber wie ist es? Hast du die Bücher gekauft?"

„Du siehst es, ein ganzes Paket."

„Und Müller geht es sehr schlecht?"

„Sehr . . . sie erwarten seinen Tod von Minute zu Minute."

„So habe ich gut getan, daß ich nicht mit dir ging: ich halte nichts von solchen herzzerreißenden Szenen, wenn man doch nicht helfen kann."

„Die Mutter tut mir leid."

„Nun, das Leidtun, das ist schon euere Sache, Weibersache. . . Aber Zeichnungen hast du nicht?

„Das Geld reichte nicht."

„Reichte nicht? Man hat mir gesagt, die Alte gebe alles für den Viertelpreis ab."

„So etwas darf man doch nicht ausnutzen."

„Nun ja, schon gut! In der Tat, du hast recht getan, nicht zu handeln; die Alte kann jetzt jeden Rubel brauchen. . . Aber sag', hat Müller sich sehr gewundert?"

„Worüber?"

„Nun, daß wir uns geheiratet haben."

„Ihn interessiert schon nichts mehr. . ."

„Nun freilich! . . . Aber sieh, im Grunde hat er uns zusammengeführt."

„Wie? er?"

„Ja, erinnerst du dich, wie er mich zu dir brachte, damit wir bekannt würden, gerade zu Neujahr! . . . Als wir zusammen fortgingen, sagte er: Solch ein Schatz, solch ein ausgezeichnetes Mädchen, künftig die beste Frau und die zärtlichste Mutter, — ohne genützt zu haben, wird sie zu Grunde gehen . . .— Weshalb zu Grunde gehen? — Arm, träumerisch, wehrlos — solche Frauen sind heutzutage entschieden niemand nötig. . . Und da erschienst du mir so nah, als wärst du mein. . . Und wirst du ein gutes Mütterchen sein?"

Er sah ihr mit lachendem Blick ins Gesicht, und sie, ganz ergriffen von dem ersten noch nicht klaren Gefühl der Mutterschaft, schmiegte sich ergeben und dankbar an ihn.

„Nein, das wollen wir lassen. Für solche Übungen ist die eigne Wohnung da. Gehen wir nach Hause."

„Noch eins: Müller hat dir seinen Hund geschenkt."

„Was soll mir der Köter? Ich bin kein Jäger."

„Es ließ sich nicht gut ablehnen."

„Nun ja! Übrigens, wenn es einem langweilig wird, ihn zu füttern, dann kann man ihn totschießen. . . Aber was ist dir? Du bist zusammengefahren? Nun ja, nach Hause. . . Dein Händchen, Ljußik!"

Er vergaß, ihr den schweren Bücherpacken abzunehmen. Es war ihr unbequem, die Bücher in der einen, den Schirm in der andern Hand zu tragen; aber sie sagte nichts. Und indem sie sich auf seinen Arm stützte, begann sie an etwas Eigenes, Schweres, Bitteres zu denken und blickte dabei auf ihr weißes Kleid, dessen Rand auf den betauten Wegrain schlug und an dem der Staub- und Schmutzstreifen mit jedem Schritt breiter wurde.

❀ ❀ ❀

Nachdruck verboten.

Juan Soldado.

Eine andalusische Legende.

Von Gregor v. Glasenapp (Dorpat).

Prolog.

Wo gelb der Guadiana Fluten schwellen,
Wo der Platanen Wipfel leise rauscht,
Der Muletero auf den Ziegenfellen,
Im Schatten lagernd, Wechselreden tauscht,

Die immer üpp'ger seiner Lipp' entquellen,
Bis selbst die Guadiana stockt und lauscht:
Dort sind in müß'ger Stunde sie entstanden,
Die Sagen, die sich hier zusammenfanden.

Wie dort einst Don Quixot auf Rosinante
Gefahren ohne gleichen suchte auf,
Gil Blas von Abenteuerlust entbrannte
Und zog durch's Land in tatenreichem Lauf:
Das alles, alles sind uns gern genannte
Geschichten schon von früher Jugend auf;
Drum wollen wir zum Ritt dorthin nicht säumen,
Noch einmal unsern Pegasus zu zäumen.

Das Schönste, was an Andalusiens Borden
Die Dichter sannen und der Hirte singt,
Ist längst dem deutschen Ohr vertraut geworden.
Drum aus der Hesperiden Garten bringt
Die Muse Nachlef' hier bescheidener Sorten
Von Früchten; glücklich, falls es ihr gelingt,
Daß des Trochäus rhythmische Kaskade
Geduld'ge Freunde zuzuhören lade.

So lange nicht der Gottheit Ebenbild
Sich schämen wird der besten Geistesgaben;
So lange nicht für unnatürlich gilt,
Auch Phantasie — die Schöpferin zu haben:
So lange soll des Märchens Zauberschild
Mit seinen Bildern fort und fort uns laben,
Durchsichtig machen Nebel und Gewühle
Der Wirklichkeit an seinem freien Spiele.

Erstes Kapitel.

„Hätt' ich das gewußt? so wenig!
Für die vierundzwanzig Jahr
Kriegesdienst zahlt mir der König
Ein Pfund Brot als Honorar
Und sechs Heller. Ja, ich laufe
Aus dem Regen in die Traufe!"

Also wettert Juan Soldado,
Ladet den Tornister auf,
Und nach langem Kriegespfade
Lenkt zur Heimat er den Lauf.
Bald besänftigt er den Mut:
„Ärger macht nur dickes Blut",

Spricht er und ist ausgeschritten
Munter, wie beim Trommelschlag,
Auf der Königstraße mitten
Singend in den hellen Tag:
„Eine Rose gab mir Carmen,
Carmen mit den Lilienarmen."

Nun begab sich's: etwas später
Zogen durch dasselbe Land
Jesus Christus und Sankt Peter,
Knechtgestaltet, unbekannt;
Suchten Menschen, die voll Güte
Und erbarmendem Gemüte.

Petrus mußt' den Heiland führen,
Wie ein Hund nach Bettlerart;
Denn er konnte eher rühren
Mit der Glatz' und weißem Bart.
Also kommt auf seinen Wegen
Juan Soldado ihm entgegen.

„Ja, zu bieten hab' ich wenig,"
Sagt den Bettlern unser Held,
„Ich, dem unser guter König
Nichts gegeben hat an Geld
Als sechs Maravedis und
Trocknes Brot ein knappes Pfund.

Dies der Preis für vierundzwanzig
Jahr im Dienst der Reiterei.
Daß ich alt geworden, fand sich,
Viel zu alt geworden sei.
Solch ein Bursche tauge noch
Nicht einmal zum Suppenkoch!

Dessenohngeachtet will ich
Teilen dieses Brot mit euch." —
In drei Scheiben auch, wie billig,
Hat er es zerschnitten gleich:
Jeder kriegt davon sein Stück;
Nur sein Drittel bleibt zurück . . .

Siehe da! nach zweien Stunden
Hat Soldado dieses Paar
Wiederum am Weg gefunden,
Das ihm dort begegnet war.
Petrus strecket, wie zuvor,
Flehend seine Hand empor.

„Hört! ich glaub', ihr guten Leute,"
Spricht Juan, „daß ihr es wart,
Die mich angesprochen heute.
Kahlkopf mit dem weißen Bart!
S' ist mir doch, als ob ich dich
Schon gesehen sicherlich.

Außerdem bekam im Dienste
Ich sechs Maravedi zwar
Und ein Brot nur zum Gewinste
Für die vierundzwanzig Jahr.

Doch das Brot, obwohl nur klein,
Soll mit euch geteilet sein."

So geschah's. — Besorgt, es käme
Abermals ein Bettler und
Ihm die letzte Schnitte nähme,
Steckt er schnell sie in den Mund.
Sich an diesem Bissen labend,
Schritt er weiter bis zum Abend.

Als die Sonnenscheibe tauchte
Nieder hinter Bergeshöh'n,
Nebel in dem Tale rauchte . . .
Was muß Juan Soldado seh'n?
Plötzlich bei des Weges Biegung
Stehen vor ihm — welche Fügung! —

Wiederum der Herr und Peter
Angesicht zu Angesicht:
„O, Barmherzigkeit", so fleht er,
„Ach, vergiß der Armen nicht!"
Streichend seinen Knebelbart
Spricht Juan verwundert: „Wart!

Schwören möcht' bei meinem Leben . . .
Nein, ich weiß sogar gewiß,
Daß ich euch schon was gegeben.
Sagen muß ich überdies,
Daß nach vierundzwanzig langen
Jahren ich nichts hab' empfangen . . ."

„Als sechs Maravedi", sagte
Unterbrechend Petrus ihm.
„Ah! du alter Schlaukopf!" lachte
Juan: „Dann meinetwegen nimm!
Denn du kennst ja meinen Lohn
Besser als ich selber schon."

Und er nahm die Maravedi,
Wog sie in der hohlen Hand,
Gab sie ihnen, zwei für jeden,
Zwei er in den Beutel band;
Zog gebeugten Haupts von hinnen,
Kummervoll versenkt in Sinnen:

„Nicht mal einen Strick zum Hängen
Kauf ich für den Heller mir.
Was bleibt übrig, als zu zwängen
Mich in's Arbeitsjoch wie'n Stier,
Um nicht elend zu verhungern
Und nach Almosen zu lungern."

Doch zum Heiland unterdessen
Spricht Sankt Petrus diese Red':

„Schiene es nicht angemessen
Eurer hohen Majestät,
Dieses Schluckers zu gedenken
Und ihn gnädigst zu beschenken?

Hat er doch mit uns geteilet
Treulich, was sein eigen war,
Brot und Heller unverweilet;
Etwas zu vertraulich zwar
Tat er; doch der arme Teufel
War barmherzig sonder Zweifel."

— „Sei gewährt ihm eine Gabe",
Spricht der Heiland; „ruf den Mann,
Frag ihn, was er nötig habe".
Petrus ruft, so laut er kann:
„Rückwärts, rückwärts Juan Soldad!
Komm, erbitt dir eine Gnad!"

Und gesagt, getan! Der Reiter
Kehrt zurück an jenen Ort,
Spricht: „Ich wünsche mir nichts weiter,
Als daß auf's Kommandowort
Alles, was ich haben wolle,
Hier in meinen Ranzen solle;

Nämlich in den Kriegstornister,
Den ich auf dem Rücken hab;
Leider leer bis dato ist er". — —
Und bewilligt ward die Gab'.
Drauf in einem Regenbogen
Ist der Heiland fortgezogen.

Zweites Kapitel.

Nun geschah es diesen Abend,
Daß Juan nicht weit von da,
Durch ein Dorf bedächtig trabend,
Eine Tür geöffnet sah;
Auf dem Tische in dem Hause
Lagen Brote wie zum Schmause;

Weiß, wie Blüten des Jasmines,
Frisch und aufgegangen rund.
Bei der Brote Anblick, schien es,
Wässerte dem Juan der Mund.
Aber siehe! über ihnen
Würste, die noch leckrer schienen!

Wirklich hingen von der Lage
Würste, eine ganze Schnur;
Lockend gleich, als ob sie sage:
„Bester Mann, so iß mich nur!" —

Krieger achten mehr den Ruhm
Als das fremde Eigentum.

„In den Sack!“ rief Juan Soldado,
Wie ein Unteroffizier
Kommandierend zur Parade;
Schau! die Brote durch die Tür
Rollen zu ihm, wie die Räder. —
(So was glaubt nicht einmal jeder.)

Auch die Wurst, wie eine Natter,
Wand zum Ranzen sich hinein.
Wirt und Wirtin mit Geschnatter
Liefen keuchend hinterdrein,
Liefen, daß die Beine, traun!
Nicht einander konnten schaun.

Und beflügelt von dem Grimme
Haben sie ihn auch erreicht,
Den Soldado, — mit der Stimme:
Doch die Würste nicht so leicht;
Denn geschmeidiger als Aale
Floh'n sie fort mit einem Male.

Sonst schon pflegte Juan zu essen,
Wie ein Kanibale ißt;
Jetzt nach langem Marsch indessen
Hat Geduld der frömmste Christ
Nicht so viel, als Appetit
Juan Soldado brachte mit.

Würdig, ihrer zu gedenken,
Ist die Mahlzeit, die er hält;
Von des Heilandes Geschenken
Speist in Frieden unser Held,
Speist, bis es zum Schlunde ragt
Und der Magen „basta“ sagt.

Als die Nacht schon angefangen,
Kam Juan in eine Stadt,
Ist auf's Rathaus dort gegangen,
Wo er um Logierung bat:
Um gesetzliches Quartier,
Ihm, dem Unteroffizier.

Der Alcalde, mit Grandezza,
Hält ihm eine lange Red',
Daß er auseinandersetze,
Wie es mit der Wohnung steht:
„Wenn du bist ein guter Christ
Uud wenn du so tapfer bist,

Als ein jeder werden müßte
In des großen Königs Lohn,

Wär im Nachbarhaus, — ich wüßte —
Eine Herberg fertig schon,
Wo mit allen guten Gaben
Du dich weidlich dürftest laben.

Doch gestorben ohne Beichte
Ist der Herr von jenem Haus,
Spukt seitdem bei Nacht und scheuchte
Alle fort mit Schreck und Graus.
Bist du solch ein Desperado,
So versuch es, Juan Soldado!"

„Herr Alcald'", sprach der Geselle,
„Ich, der nie nichts schuldig bin,
Fürchte nicht den Spuk der Hölle,
Graden Weges geh ich hin;
Greife dreist nach jeder Gabe,
Denn was später kommt, — quien sabe?"

Bald auch in des Sünders Hause,
Der verdammt an Leib und Seele,
Findet Speise Juan zum Schmause,
Roten Wein für seine Kehle;
Findet sich — die Freud' ist groß! —
In des Überflusses Schoß.

Zu begegnen dem Gewitter,
Das ihm droht in dieser Nacht,
Füllt den Weinkrug unser Ritter;
Denn der Wein gibt auf der Wacht
Heißes Blut, das, wie er findet,
Kalten Schrecken überwindet.

Zweitens noch zum Spukvertreiben
Steckt' er eine Kerze an,
Und vom Fleische ein'ge Scheiben
Briet er am Kamine dann.
Horch! da hat er's dumpf vernommen
Aus dem Rauchfang: „Darf man kommen?"

„Komm nur her!" fängt Juan zu reden,
Schon entflammt vom Feuerwein;
„Wem ein Brot, sechs Maravedeen
Langer Kriegsdienst brachte ein,
So wie mir, der — sollt ich meinen —
Schuldet nichts und fürchtet keinen."

Eh die Worte noch verhallen,
Saust's herab aus dem Kamin;
Und ein Menschenbein sieht fallen
Juan Soldado vor sich hin.
O, wie da das Herz ihm schlug!
Hastig griff er nach dem Krug.

Und er fühlt, es sträubt vor Schrecken,
Wie bei einer Katz' im Zorn,
Alles Haar sich unsrem Recken
Von dem Nacken bis nach vorn.
Draußen vor dem Fenstergitter
Rollt ein wüstes Ungewitter.

Doch den Krug umspannend wagt er
Leise bebend sich heran:
„Soll ich dich begraben?" fragt er
Mit beherzter Stimme dann.
Wackelnd sagt darauf das Bein
Mit der großen Zehe: „Nein".

„So verfaul an Ort und Stelle!"
War die Antwort, die er gab.
Siehe da! mit Blitzesschnelle
Fällt ein zweites Bein herab;
Und die Zehe in die Höhe
Hebend, macht es: „Wehe, wehe!"

Wieder tönet: „Darf man kommen?"
Dumpf die Stimm vom Ofenloch;
Wieder hat den Krug genommen
Juan und hält ihn fester noch:
„Meinetwegen", ruft er wieder,
Und ein Arm stürzt vor ihm nieder.

Kurz, es fallen alle Teile
Eines Menschen vor ihn hin,
Auch der Kopf nach einer Weile
Rollt zuletzt aus dem Kamin.
Alles setzt sich rasch zusammen,
Wie geschweißt in Höllenflammen.

Wunderbar! als ob es grüßte,
Griff es nach dem Haupte, dies
Stülpt' es auf den Hals und nieste,
Worauf es die Zähne wies.
Feuer ihm im Auge glänzt,
Denn es war ja ein Gespenst,

War der Geist vom reichen Sünder,
Der gestorben war so schlimm.
„Juan Soldado", so beginnt er
Mit der hohlen Grabesstimm',
Die gerinnen macht das Blut,
„Juan Soldado, hast du Mut?"

„Mut, senor! das will ich meinen!
Tapfer, ohne Prahlerei!
So tat Juan Soldado seinen
Langen Dienst der Reiterei;

Deshalb, — muß Eur Gnaden wissen —
Will's mich um so mehr verdrießen,

Daß ein Brot, sechs Maraveden
Alles ist, was ich bekam."
— „Juan", begann der Geist zu reden,
„Sei dem König drum nicht gram;
Denn für solche Kleinigkeit
Hab ein Mittel ich bereit.

Nämlich, — daß ich es erzähle, —
Wenn du tust, was ich dir sag,
So erlöst du meine Seele
Und gewinnst noch diesen Tag
Glück und Goldes Übermaß.
Juan Soldado, willst du das?"

„Ja, mein Herr, ich bin erbötig;
Hätt' ich selbst zu beßrem Halt
Fester Euch zu nähen nötig,
Eh' Ihr auseinanderfallt.
Alles, alles wird gescheh'n;
Wunder sollt Ihr an mir seh'n."

Das Gespenst sprach drauf mit Würde:
„Eins, mein Braver, tut mir leid,
Daß Ihr für des Werkes Bürde,
Scheint es, zu betrunken seid." —
Juan Soldado sagte: „Nein,
Nie und nimmer kann das sein."

„Dann an's Werk!" — und so geschah es.
„Folg mir dorthin!" spricht der Geist,
Wobei seine Hand ein nahes,
Dunkeles Gewölbe weist.
Unter seines Helms Gewicht
Schwankend nimmt Juan das Licht.

Als zum Keller sie gegangen,
Streckt der Geist den Arm hinaus,
Löscht die Kerze mit der langen
Hand gleich einer Lichtscher' aus.
Denn ihm leuchteten die hohlen
Augen ja wie Schmiedekohlen,

Sprühten Lichter, sprühten Funken,
Daß es wie am Tage glänzt;
Manchem wär' der Mut gesunken.
Nun befiehlt ihm das Gespenst:
„Nimm die Schaufel, folge mir,
Juan Soldad, und grabe hier!"

„Grab du selber nach! bewahre!"
Ruft dem Geist Soldado zu,

„Hab' ich vierundzwanzig Jahre
Drum gedient ohn' Rast und Ruh
Und zuguterletzt so wenig
Nur bekommen von dem König:

Ein Pfund Brot, sechs Maraveden,
Um bei einem andern Herrn
Wiederum in Dienst zu treten,
Den ich noch nicht kenn' von fern,
Der vielleicht mir nicht einmal
So viel gibt für Müh und Qual."

Das Gespenst grub also selber,
Hob drei Krüge dort herauf
Voller Münzen: weißer, gelber;
Zu Soldado sprach es drauf:
„Armen Leuten gib das Geld,
Das der Kupferkrug enthält;

Silber ist im zweiten Kruge;
Und zu meinem Heile sollt
Ihr dafür Gebete lesen.
In dem dritten Krug ist Gold;
Der gehört dir, wenn du willst
Und das andre treu erfüllst". —

—„Wenn ich für sechs Maraveden
Vierundzwanzig Jahr das Reich
Hab' verteidigt gegen jeden, —
Könnt Ihr denken, daß für Euch
Ich viel mehr zu tun bereit,
Da Ihr so freigebig seid." — —

Und sein Wort hat er gehalten
Treulich, wie zu jeder Frist,
Durfte mit dem Goldkrug schalten;
Wodurch er geworden ist
„Seine Herrlichkeit" ein Don,
Gern gegrüßt von weitem schon.

Drittes Kapitel.

Das bewußte Abenteuer,
Das den Juan so reich gemacht,
Schien nicht jedermann geheuer;
Einer hat zumal gedacht,
Daß es stark, — wie nenn' ich's doch? —
Nach gebrannten Haaren roch.

Dieser Eine war der Höllen
Erbbesitzer Luzifer.
Denn in Kirchen und Kapellen
Betete man jetzt so sehr,

Daß man ihm dadurch gewiß
Die verdammte Seel' entriß.

Alle seine Höllengeister,
Alles teuflische Geschmeiß
Rief Beelzebub, der Meister,
Und erteilte das Geheiß:
„Schafft den Juan ohn' Aufenthalt
Her mit List, wenn nicht Gewalt!"

Nur ein Kleiner schien zu dieser
Rache flink und schlau genug,
Und „Satanasillo" hieß er;
Teufel, wie er steht im Buch!
Lucifer beredet ihn
Zärtlich hätschelnd auf den Knien:

„Willst du Bänder und Korallen,
Perlen, Spitzen, Edelstein,
Um zu locken in die Fallen
Evastöchter noch so fein:
Alles solches sei die Gage,
Wenn du ihn mir holst, mein Page!

Doch die Frauen sind wohl immer,
Wie geschaffen sie von Gott;
Ja, mitunter auch noch schlimmer:
Drum stell ich dir zu Gebot
Für die Adamssöhne Karten,
Sowie Wein von allen Arten.

Das muß noch viel schneller glücken,
Weil bei Männern nötig ist
Zum Verführen und Berücken
Ganz verteufelt wenig List.
Also ziehe hin und mehre
Dort auf Erden meine Ehre".

Eben saß an seinem Tische
Juan Soldad vor seinem Haus,
Schöpfte dort die Luft, die frische;
Da bemerkte er: o Graus!
Emsig humpelnd kommt das kleine
Teufelchen mit krummem Beine.

Wie geschmeidig und wie lüstern
Schielend sich der Kleine naht!
Lauter Artigkeiten flüstern
Seine Lippen voll Verrat,
Krümmen sich, als ob der Brave
Eben lispelte sein „Ave".

„Guten Morgen! Euer Gnaden!" —
—„Freut mich dich zu seh'n, du Fratz;

Gott! wie häßlich du geraten!
Nichts für ungut! nimm nur Platz!
Anzubieten wag ich dir
Diese Zigarrette hier." —

— „Rauche Schwefel ganz alleine." -
— „Nimmst du, Höllenkreatur,
Einen Schluck von meinem Weine?" —
— „Scheidewasser trink ich nur". —
— „Und weswegen eigentlich
Hast du herbemühet dich?

Du geschwänzte Kainsseele!" —
— „Euer Gnaden nehm ich mit." —
— „Einverstanden, zu Befehle!" —
Weh! er lenkt nach ihm den Schritt;
Wo sein Fuß betrat die Schwelle
Blieb verkohlt' ne schwarze Stelle.

Juan denkt: soll ich jetzt auch sterben,
So will ich ihn erst noch gerben;

Spricht dann: „Ich bin niemand schuldig,
Und vor keinem ist mir bang.
Hab' ich dazu so geduldig
Dienst geleistet Jahre lang,
Um vor dir, du Höllenbrut,
Einzustecken meinen Mut?

Schön, ich will mich hinbequemen,
Erst den Sack für unsre Reis'
Packen, um ihn mitzunehmen;
Denn der Weg ist ja — Gott weiß! —
Nicht so kurz. — Du steig indessen,
Falls du etwas möchtest essen,

An dem Baum hier in die Höhe
Und versuch die Feigen bloß;
Alle sind schon, wie ich sehe,
Ach, wie reif und süß und groß . . ."
O, wie flink ihr glaubt es kaum
Stieg der Teufel auf den Baum;

Wollte Stück für Stück sie naschen
Und gefräßig, wie er war,
Stopft er voll die Backentaschen,
Wurde nicht des Juan gewahr,
Wie der fröhlich aus dem Haus
Mit dem Ranzen trat heraus.

„In den Sack!" ruft er gemächlich
Dem Satanasillo zu;
Von dem Baume purzelt kläglich
In den Ranzen er im Nu,

In den Ranzen kopfvoran,
Ob er zappelt, was er kann.

Trotz Grimassen, Fauchen, Sträuben
Muß der Wüterich zuletzt
Stille in dem Sacke bleiben;
Aber Juan? was tut der jetzt?
Schmunzelnd geht er in die Kammer
Und holt einen Schmiedehammer.

Auf den Teufel, der gefangen,
Schlägt er los mit aller Macht,
Bis sein Fleisch zu Brei zergangen
Und kein Knochen in ihm kracht;
Weil davon nach solchen Hieben
Nichts als Knochenmehl geblieben.

Wie war Lucifer in Rage,
Als der kleine wiederkam!
Er, sein Herzenslieblingspage,
Windelweich und lendenlahm!
Er, sein Benjamin, sein Püppchen,
Bringt nach Haus kein heiles Rippchen.

Bei den Ohren hat geschworen
Satan für den frechen Hohn:
„Juan Soldad, du bist verloren;
Büßen sollst du's heute schon;
Selbst hol' ich aus der Spelunke
Dich, erbärmlicher Halunke."

Gleich dem Lindwurm, feuersprühend,
Schlagraketen in dem Mund,
Ist entstiegen racheglühend
Lucifer dem Höllenschlund. —
Juan, der seinen Ranzen trug,
Hat erwartet den Besuch.

Also heiter und geduldig
Sieht er zu, wie jener naht:
„Hör mal! Juan ist niemand schuldig;
Niemand fürchtet Juan Soldad;
Sollst es wissen, Ungetüm!"
Lucifer erwidert ihm:

„Aber du, du Possenreißer,
Prahlhans, Dieb und fauler Wanst,
Du sollst wissen, Hackenbeißer,
Daß, eh' „Au" du sagen kannst,
Ich dich schleif' zum Höllenschacht;
Sehn wir, wer zuletzt dann lacht."

Und puh! puh! des Mundes Krater
Schleudert Flammen aus und Rauch;

Denn ein Schock von Schwärmern hat er
Platzen lassen drin im Bauch. —
„Du, den Juan Soldado, du!
Ja, wie kommst du nur dazu?

Wart, ich lehr' dich zu verwahren
Deines Atems Wohlgeruch;
In den Sack mit Haut und Haaren
Stecke ich dich bald genug,
Daß es lustig anzuschauen,
In den Sack mit Schwanz und Klauen". —

— „Fort mit Prahlerei'n!" die Krallen
Streckt der Satan gräßlich aus.
— „In den Sack!" hört man erschallen;
Juan Soldado ruft es aus.
Schaut mir doch den Schabernack:
Lucifer muß in den Sack!

Brüllen, Strampeln, Feuerlohen
Auszuspei'n und Schwefeldunst,
Pusten, Geifern, Heulen, Drohen
Sind verlor'ne Müh und Kunst:
Wie der Fuchs im Eisen ist er
Eingefangen im Tornister.

Zwar er legte sich auf's Betteln,
Gold versprach er bergehoch;
Wußt' es doch nicht anzuzetteln —
Juan meint: „Nun, das fehlte noch!
Zwischen Teufels „ja" und „nein"
Schiebt man keine Nadel ein."

Und den Hammer holt er wieder.
Hübsch im Takte, wie der Schmied
Auf das Eisen donnert nieder,
So zerhämmert Glied für Glied
Er dem Satan ohn' Erbarmen,
Abwechselnd mit beiden Armen.

— „Dieses — für den Possenreißer . . .
Pauz! und für den Prahlhans, Dieb, —
Pauz! und für den Hackenbeißer,
Da — noch einen Extrahieb."
Und die Litanei fing dann
Wiederum von vorne an.

Von den Schlägen schließlich ist er
Flach wie Postpapier und wund.
Juan eröffnet den Tornister:
Seht! geprügelt wie ein Hund,
Mit dem Schwanz zwischen den Beinen
Durfte Lucifer erscheinen.

„So; genug für heute, Flegel!
Diesmal kommst du glimpflich weg;
Aber merke dir als Regel:
Bist du jemals noch so frech
Und kommst zu mir: dann so wahr,
Als ich vierundzwanzig Jahr

Hab gedient, reiß' ich dir Krallen,
Hörner und den Schwanz heraus.
Wollen seh'n, wer dann von allen
Angst noch vor dir hat und Graus!
Sperre wieder in den Sack dich.
Wonach sich zu richten! Pack dich!"

So zerbrochen, so zerstochen,
So zerstoßen und zerstückt
Ist zur Hölle er gekrochen
Schmachgebeugt und gramgeknickt;
Ja, es ist der Satanas
So durchscheinend hager, daß

Man in seinem Innern qualmen
Gelb die Flammen sehen kann. —
Alle Teufel, Fluchespsalmen
Heulend, zieh'n zu ihm heran;
Wimmernd fleh'n die bösen Geister:
„Was soll jetzt geschehen, Meister?"

Satan sagte: „Schnell und schaffet
Maurer, Schlosser mir herbei,
Daß nicht Tür noch Fenster klaffet,
Jedes Loch verrammelt sei;
Schließet unsre Höllenfeste
Für die ungebetnen Gäste.

Stopft mit Nägeln, Hammer, Meißel
Auch den letzten Spalt geschwind,
Daß Soldad', die Teufelsgeißel,
Nie zu uns den Eingang find',
Er, der mit dem Sack und Hammer
Angerichtet solchen Jammer!"

Und auf ewig schloß man für
Juan Soldad' die Höllentür.

Viertes Kapitel.

Wie so schnell die Zeiten rollen,
Werden seufzend wir gewahr,
Wenn wir rückwärts zählen wollen,
Ach! wie viel schon! Jahr für Jahr.
Ja, die Zeit mit Sturmesschritt
Nahm auch den Soldado mit.

Als der Tod gekommen, ist er
Grades Weges fortmarschiert,
Schulternd seinen Kriegstornister
Hin zum Himmelreich spaziert;
Wo er auch zum Glücke offen
Hat das Himmelstor getroffen.

Petrus, der, im Stuhle lehnend,
Grad die Himmelsschlüssel putzt',
— So zum Zeitvertreibe — gähnend,
Weil sie schon von Rost beschmutzt,
Rief, als er ihn kommen sah:
„Freund! wohin so rasch? holla!"

„Hier hinein natürlich", sagte
Mit verwogner Miene Juan;
„Sintemal ich dort mich plagte
Auf der harten Erdenbahn,
Scheint es mir jetzt angemessen,
Hier mein Gnadenbrot zu essen."

— „Solche Wünsche lob ich immer,"
Spricht Sankt Peter: „Aber schau!
In den Himmel kommt man nimmer
Einfach wie zum Trog die Sau.
Sag erst, welch' Verdienst im Leben
Dir dazu das Recht gegeben!" —

— „Daß ich vierundzwanzig Jahre
In des Königs Diensten stund,
Und bekam nichts als sechs bare
Heller und an Brot ein Pfund:
Sollte das nicht in den Augen
Eurer Gnaden etwas taugen?"

Also redet zu Sankt Peter
Juan mit zarter Höflichkeit.
— „Nein, mein Freund ... vielleicht mal später ...
Es genügt nicht. Tut mir leid ....
Sehr bedaure ich .... jedoch" ....
— „Wie!" ruft Juan, „und das ist noch

Nicht genug? nun, woll'n wir sehen!"
Dabei rückt er kühner vor
Und will in den Himmel gehen.
Petrus stellt sich breit vor's Tor.
Doch Soldado, der befahl
„In den Sack!" mit einemmal.

— „Juan, mein guter Freund, ich bitt' dich,
Denk gefälligst, was du tust!
Du, ein Christ, der ehrerbietig
Doch mit mir verfahren mußt". ....

— „In den Sack!“ — wie jederzeit
Tat der Sack die Schuldigkeit:

Trotz Proteſtes war Sankt Peter
Richtig in den Sack geſteckt.
— „Lieber, guter Juan“, ſo fleht er,
„Hab doch Achtung und Reſpekt!
Laß mich los! ich will nicht hoffen. . . .
Denk auch, daß das Tor ja offen,

Und kein Pförtner ſteht am Himmel,
So daß jeder, dem's beliebt,
Jeder Einfaltspinſel, Lümmel
Sich in's Paradies begibt,
Ohne weitres, querfeldein
Zu den lieben Engelein.“ —

— „Ganz mein Fall! ſo muß es glücken!“
Hat der Krieger triumphiert.
Seht! mit Petrus auf dem Rücken
Kommt er feierlich marſchiert;
In des Himmels Eldorado
Zieht der tapfre Juan Soldado.

Epilog.

So erzählt der Maultierreiter
An der Guadiana Strand,
Und von Lipp' zu Lippe weiter
Klingt die Sage durch das Land.
Was ſo angenehm zu glauben,
Sollen wir's den Schelmen rauben?

Dieſer ſah es aus dem Fenſter;
Jener hat es ſelbſt gehört;
Einem haben es Geſpenſter
Gar berichtet, wie er ſchwört:
Alſo ward es über Nacht
Auch zu Protokoll gebracht.

Doch als Klatſch aus Fama's Munde,
Wie Kyklopen, Drachen, Rieſen —
Hab ad acta ich die Kunde
Und in's Fabelland verwieſen.
Darum ſteht bei Lug und Trug
Sie allhier im Märchenbuch.

Baltische hauswirtschaftliche Frauen- und Lehrerinnen-Kurse des Vereins zur Förderung der Volkswohlfahrt in Riga.

Schon öfter ist in der Tagespresse mit Bedauern darauf hingewiesen worden, wie einerseits die moderne Frau ihren natürlichsten Berufen und Beschäftigungen entfremdet, und wie wenig sie andererseits gerüstet ist für den immer schwierigeren Kampf ums Dasein.

Noch viel zu wenig hat sich die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß Hauswirtschaft heute eine Wissenschaft ist, die erworben sein will. Der Vielseitigkeit der Ansprüche gegenüber, die heutzutage an eine Hausfrau herantreten, ist mit der landläufigen Redensart von „dem bißchen Haushalt, das sich schon von selber erlernt", nichts mehr auszurichten. Allzu schmerzlich machen sich die Folgen dieser veralteten Theorie im Einzelhaushalt und im Gemeinwesen fühlbar.

Die ungeheuere Wichtigkeit der Erweckung der Freude am Haushalten, schon in jugendlichem Alter, ist eine Notwendigkeit, die dadurch bewiesen wird, daß ungenügendes wirtschaftliches Können Volksschäden hervorbringt, wie z. B. Rückgang der Volksgesundheit und des Familienlebens, Trunksucht, Unsittlichkeit u. s. w.

Aus diesen Erwägungen heraus ist in einer Reihe von westeuropäischen Staaten, besonders in Deutschland und Belgien, ein Haushaltungsunterricht für 12—14-jährige Mädchen organisiert worden, der schon längst den alten Einwand dagegen, daß Mädchen in solch einem jugendlichen Alter das Kochen und Haushalten erlernen könnten, widerlegt hat. Auch in Riga hat der Verein zur Förderung der Volkswohlfahrt mit Hilfe städtischer Subvention seit Jahren solche Schulküchen in einigen städtischen Schulen eingerichtet, welche die vorzüglichsten Resultate gezeitigt haben.

Damit ist Riga zur ersten russischen Stadt geworden, die planmäßig angefangen hat, diesen Unterricht einzuführen und sukzessive zu erweitern. Dieser Unterricht zeigte aber auch, daß ein vollständiger Mangel an geeigneten Lehrkräften vorhanden ist. Nach mannigfaltigen Vorarbeiten hat nun der Verein zur Förderung der Volkswohlfahrt im Juli dieses Jahres vom Ministerium für Handel und Gewerbe eine Konzession zur Eröffnung der ersten Baltischen hauswirtschaftlichen Frauen- und Lehrerinnen-Kurse erhalten, die im September ins Leben getreten sind.

Damit ist den Töchtern gebildeter Stände ein neuer Berufs- und Erwerbszweig eröffnet.*) Dieser Beruf ist ein

*) Eine hauswirtschaftliche Lehrerin wird für 4 Stunden täglich mit 400 Rbl. jährlich gagiert werden.

außerordentlich vielseitiger und wichtiger, und der moderne Ausdruck „Pfadfindertum" läßt sich vortrefflich auf ihn anwenden. Nicht nur, daß die Lehrerin ihren Schülerinnen die elementaren Begriffe des Kochens, Haushaltens u. s. w. beibringt, sie ist auch eine Gesundheitspflegerin. Sie fördert den Volkswohlstand durch rationelle Sparsamkeit und Vertretung des Unscheinbarsten und hebt die Frau zu einer wirtschaftlichen Produzentin. Vor allen Dingen ist sie eine Pflegerin des immer mehr schwindenden Familiensinnes, denn ein geordnetes Heim übt seinen Zauber auch auf die rohesten Gemüter, und somit ist wohl die Haushaltungslehrerin als eine Kulturträgerin ersten Ranges anzusprechen.

Um aber gerechtfertigten Anspruch auf diesen Ehrentitel erheben zu dürfen, gehört eben eine sorgfältige, bis ins Kleinste gehende, von allem spielerischen Dilettantismus freie Ausbildung. Nicht nur, daß das vielseitige Gebiet in Theorie und Praxis vollständig beherrscht werden muß, auch der Charakter der jungen Lehrerin, ihre Selbstbeherrschung, ihr Taktgefühl, ihre Pflichttreue müssen entwickelt und ausgebildet werden. Welchen Gewinn die jungen Mädchen für ihr späteres Leben davontragen, selbst wenn sie nicht im Beruf bleiben oder heiraten, liegt auf der Hand: sie stehen gerüstet gegenüber allen Wechselfällen des Lebens.

Die Nachfrage nach tüchtigen wirtschaftlichen Kräften ist groß, die Nachfrage übersteigt bei weitem das Angebot, und eine ausgebildete Haushaltungslehrerin ist sicher, überall ihr Brot zu finden.

So z. B. plant die Rigasche Stadtverwaltung in allen neuzuerbauenden Volksschulen, etwa 17 an der Zahl, geeignete Räume für Schulküchen vorzusehen und sie in nächster Zeit dem Betriebe zu übergeben. Manche anderen russischen Städte planen ähnliche Einrichtungen zu treffen, und nicht nur für Elementarschülerinnen. Auch das Ministerium der Volksaufklärung steht diesen Bestrebungen durchaus sympathisch gegenüber, so daß zu erwarten steht, daß in allernächster Zeit dieser Unterricht, natürlich in modifizierter Form, auch an höheren Mädchenschulen eingeführt werden wird.

Außer der Ausbildung von Hauswirtschaftslehrerinnen an Elementarschulen (Dauer 1—2 Jahre) sind auch Kurse für Lehrerinnen an höheren Schulen vorgesehen. In diesen Kursen werden auch Damen für den eigenen Hausbedarf und die dienstlichen Berufe im fremden Hause und in Großbetrieben ausgebildet. In den Fachkursen kann jedes Fach einzeln besucht werden.

Anmeldungen nimmt werktäglich von 12—2 Uhr die Leiterin Frl. Olga Andrussow, Alexander-Str. Nr. 11 an. Daselbst sind, wie auch im Vereinsbureau, Gr. Küter-Str. Nr. 4, gedruckte Prospekte in den drei Landessprachen erhältlich.

❀ ❀ ❀

Nachdruck verboten.

Das Tagewerk vor Sonnenaufgang.

Von Manfred Kyber (Berlin).

Es waren eine Schmiede und ein Schmied. Der Schmied aber war ein besonderer Schmied, denn sein Tagewerk lag vor Sonnenaufgang. Das ist ein sehr hartes Tagewerk. Man wird müde und traurig dabei. Man wird still und geduldig dabei. Es gehört viel Kraft dazu. Denn man lebt einsam und schmiedet in der Dämmerung. — — —

Jetzt war es Nacht und der Schmied war nicht in seiner Schmiede. Der Feuergeist in der Esse schlief. Nur sein Atem glomm unter der Asche und streute dazwischen einen sprühenden Funken in die Finsternis. Aber der Funke erlosch bald. Nur ein schwacher Lichtschein blieb und hastete suchend und irrend durch das Dunkel der Schmiede.

Der Blasebalg ließ seinen großen Magen in lauter griesgrämigen Falten hängen. Er sah aus wie ein dicker Herr, der plötzlich abgemagert ist. Man hätte drüber lachen können, aber in der Schmiede war niemand, der zu lachen verstand.

Der Amboß drehte seinen dicken Kopf mit der spitzen Schnauze langsam nach allen Seiten und sah sich das alte Eisen an, das heute geschmiedet werden sollte. Es war nicht viel. Nur einige Stücke. Sie lagen in einer Ecke und waren beschmutzt und verstaubt, wie Leute, die eine weite und beschwerliche Wanderung hinter sich haben.

Der Amboß ärgerte sich. „Was für ein hergelaufenes Gesindel hier zusammenkommt! Ein Glück, daß es zuerst in die Esse muß, ehe es mir auf den blanken Kopf gelegt wird. Es wäre sonst zu unappetitlich. Danke bestens. Unsereiner ist sauber."

Der Amboß rümpfte verächtlich die große Schnauze und kehrte dem alten Eisen den Rücken zu. Der Amboß war ein Dickkopf. Er dachte nicht daran, daß er ja auch aus Eisen war, und daß das alte Eisen, das so weit gewandert war, auch so blank werden würde, wenn es der Feuergeist erfassen und der Hammer es schmieden würde. Er dachte, es gäbe bloß blankes Eisen und schmutziges und bestaubtes — von vornherein — und dabei bliebe es. Er war eben ein Dickkopf und er wußte auch nicht, wie mühsam sein Meister dies alte Eisen gesammelt hatte, um es umzuschmieden in der Dämmerung.

Das alte Eisen fühlte sich sehr erleichtert, als der Amboß ihm den Rücken gekehrt hatte und es seine abweisenden Blicke nicht mehr fühlte. Es hatte sie deutlich gefühlt, trotzdem es so bestaubt und so beschmutzt war. Nun begann es, sich flüsternd zu unterhalten.

Es waren Stücke, die dem Alter nach sehr verschieden waren. Es waren ganz alte dabei, die eigentlich in die Raritätenkammer gehörten. Es waren auch ganz junge darunter, die nur wenige Jahre auf der Welt waren. Aber in ihrer Form waren sie sich alle ganz gleich.

„Sie sind so verrostet", sagte eine Kette teilnahmsvoll zu einem alten Schwert, „das ist eine sehr schlimme Krankheit. Sie fühlen sich gewiß nicht wohl?"

Das Schwert seufzte knarrend zwischen Griff und Klinge.

„Es ist ein altes Leiden", sagte es, „ich habe es schon viele hundert Jahre. Es sind Blutflecke. Ich habe schreckliche Dinge gesehn auf meinem

Lebensweg. Ich ging durch viele Hände. Einer erschlug den andern mit mir. Einer nahm mich dem andern fort, um wieder andre zu erschlagen. Alles Blut und alle Tränen haben sich in mich hineingefressen. Ich habe wenig Ruhe gehabt. Ich bin im Blut gewatet und der, der das meiste Blut vergossen, läutete die Glocken mit denselben Händen und nannte das seinen Sieg."

„Ich bin nur wenige Jahre alt", sagte ein junger Säbel, „aber ich habe ganz dasselbe erlebt."

„Ich habe andere Siege gesehen", sagte ein alter rostiger Riegel. „Ich sah Menschen, die gesiegt hatten über sich und die Welt mit ihren Gedanken. Ich verschloß die Türe, hinter der man sie einsperrte. Sie saßen und verkamen in ihrem Kerker. Aber ihre Gedanken gingen durch die Kerkertüre an mir vorbei und gingen hinaus in alle Straßen."

„Ich bin weit jünger als Sie", sagte ein anderer Riegel, „aber ich habe dasselbe tun müssen und habe dasselbe gesehen."

Der Feuergeist in der Esse atmete stärker und der erste Schein der Morgendämmerung zog über das alte Eisen. Es wurde sehr verlegen und sehr bedrückt, denn nun traten die vielen Flecke noch deutlicher hervor als im Licht des Feuergeistes, der in der engen Esse mühsam atmete. Das alte Eisen sah traurig auf seinen beschmutzten Körper und redete wirr und klagend durcheinander.

„Ich habe einen Mörder halten müssen", jammerte die Kette, „es war in seiner letzten Nacht. Neben ihm saß ein Mann im Talar und hatte ein Buch in der Hand, auf dem ein goldenes Kreuz draufstand."

„Ich hab' im Schlachthaus arbeiten müssen", sagte ein langes Messer, „ich habe Tausenden von Geschöpfen ins entsetzte Auge gesehen, ehe es erlosch. Ich habe tausend Tierseelen umherirren sehen in einem Hause voll Blut und Grauen. Dabei war ein Stück von mir früher eine Perle im Rosenkranz eines alten stilles Mannes. Es war in Indien, und der alte stille Mann fegte den Weg vor sich mit schwachen Armen, um kein Geschöpf zu treten. Er nannte den Wurm seinen Bruder und bat für ihn um den Segen seiner Götter. Er sprach von der Kette der Dinge. Er zeichnete das Hakenkreuz in den Sand und fingerte ergeben seinen Rosenkranz, wenn der Wind es verwehte. Die fremden Priester aus Europa höhnten den Glauben des alten Mannes."

„Wir haben jetzt Europa und seine Kultur", sagte der Säbel grimmig und schüttelte eine alberne goldene Troddel ab, die an ihm hing.

„Wir müssen durch viele Formen wandeln", sagte das Messer, „das weiß ich von dem alten Mann in Indien. Nur weiß ich nicht, in welche wir kommen sollen."

„In diesen Formen können wir nicht bleiben!" riefen alle durcheinander. „Wir sind schmutzig und voller Flecken. Wir wollen umgeschmiedet werden. Wir wollen zum Feuergeist und um eine andere Form bitten. Aber wir wollen nicht warten, bis die Sonne aufgeht. Wir wollen nicht, daß die Sonne uns so findet. Dann bescheint sie unseren Schmutz und unsere Flecken. Aber der Schmied wird nicht so bald kommen. Er schläft gewiß noch."

Da flog ein Funke aus der Esse mitten in das alte Eisen hinein.

„Der Schmied schläft nicht. Er wird gleich kommen", zischte der Funke, „es ist ein besonderer Schmied. Sein Tagewerk ist vor Sonnenaufgang."

Dann erlosch der Funke.

Die Tür tat sich auf und der Schmied kam herein. Es war ein ernster, stiller Mann mit traurigen Augen. Das kam von seinem Tagewerk. Er trat

den Blasebalg, daß er alle seine Magenfalten aufklappte und ganz dick anschwoll. Der Feuergeist erwachte in der engen Esse und der Schmied hielt all' das alte Eisen ins Feuer. Dann hob er es aus der Feuertaufe und legte es auf den Amboß.

„Was wird aus uns werden — welche Form — welche Form?" fragte das alte Eisen, und das Messer dachte an den armen alten Mann in Indien.

Der Schmied schlug zu. Die Funken stoben.

Er schmiedete nur eine Form, die letzte aller Formen. Er schmiedete die Seele des Eisens.

Es war sein Tagewerk.

Als es fertig war, stand eine glänzende Pflugschar auf der taufeuchten Erde vor der Schmiede.

Da ging die Sonne auf.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Es ist leider nur ein Märchen. — —

❀ ❀ ❀

Bücherbesprechungen.

1.

D. Mereschkowski: Alexander der Erste, Roman in 2 Bänden, St. Petersburg und Moskau, 1913. Preis 2½ Rbl.

In seinem neuesten Roman gibt uns D. Mereschkowski eine Charakterzeichnung des Kaisers Alexander I. aus dessen letztem Lebensjahr von frappanter Porträtähnlichkeit und zugleich eine Schilderung der sozialen Zustände im damaligen Rußland von hervorragender historischer Treue. Es dürfte wohl nur wenige Romane geben, welche einerseits so überzeugend wirken, was die historisch glaubwürdige Wiedergabe der geschilderten Gestalten und Verhältnisse anbetrifft, andrerseits aber ein so ungewöhnliches Maß an dichterischer Phantasie voraussetzen, wie dieses erforderlich ist, um trotz aller, auf eingehendster Fachkenntnis beruhender Detailmalerei nie pedantisch-lehrhaft zu erscheinen. Wie gesagt, wirkt Mereschkowskis Darstellung in historischer Beziehung durchweg überzeugend. Unwillkürlich drängt sich einem hier der Vergleich mit L. Tolstoi auf, dessen „Krieg und Frieden" bekanntlich seine Entstehung den Vorarbeiten zu einem geplanten Roman verdankt, welcher die Dekabristen behandeln sollte, jedoch nicht zur Ausführung gelangte. Als unerreichter Meister in der Schaffung von Typen allgemein menschlicher Art — ich erinnere nur an die einzelnen Glieder der Familien Rostow und Bolkonski, von denen ein jedes uns anmutet wie eine uns längst bekannte Person — zeichnet Tolstoi seine historischen Figuren so sehr aus dem Gesichtswinkel seiner rein subjektiven Auffassung, daß ihre Porträtähnlichkeit beeinträchtigt wird durch seine nichts weniger als unanfechtbaren historisch-philosophischen Theorien. Selbstverständlich kann man das suveräne Recht des Dichters, seine Gestalten ausschließlich seinem subjektiven Empfinden entsprechend zu bilden, auch L. Tolstoi nicht absprechen, und sein Napoleon, Kutusow, Alexander bleiben künstlerische Meisterstücke in rein ästhetischer Beziehung, so etwa wie wir den hohen künstlerischen Wert so manchen Lenbachschen Bildnisses voll würdigen können, ohne ihm

direkte Porträtähnlichkeit nachrühmen zu können — historisch treu sind aber Tolstois Gestalten nicht (am ehesten noch vielleicht die Gestalt Alexanders), ebenso wie auch seine Schilderung der russischen Kulturzustände von damals insofern einseitig ist, als er nicht nur das namenlose Volkselend, sondern auch das barbarische System der Soldatenmißhandlung jener Epoche der 25-jährigen Dienstzeit, des Stockes und der Spießruten, so gut wie mit Stillschweigen übergeht. Und doch ist die Kenntnis jener Erscheinungen unumgänglich notwendig, um ein Verständnis für jenen Geist der Opposition und der Freiheitsideen zu gewinnen, die damals gerade in der Elite der gebildeten Gesellschaft Rußlands Wurzel faßte.

Anders als Tolstoi verfährt Mereschkowski in seinem Roman: seine historischen Figuren dienen keinerlei abstrakten Theorien als Folie, sie machen durchweg den Eindruck von Gestalten, die ein dichterisches Genie, aus einem überreichen Schatz von Quellenmaterial schöpfend, zu neuem Leben erweckt hat. Auch in dem von ihm entworfenen Sittengemälde reden keine Doktrinen, sondern nur die Schilderungen von Tatsachen zu uns; er gibt uns eine völlig ungeschminkte Darstellung sowohl der schreienden Mißstände auf den berüchtigten Araktschejewschen Militärkolonien und des daselbst herrschenden ebenso grausamen wie verlogenen Verwaltungssystems, als auch von der völligen Schutz- und Rechtlosigkeit der ganz von den Launen und der Willkür ihrer Gutsherren oder deren Unterbeamten abhängigen leibeigenen Bevölkerung; wir lernen vollkommen verstehen, wie sich gerade die besten Elemente der Militäraristokratie, welche während der Freiheitskriege mit offenen Augen in Deutschland und namentlich in Frankreich sich umgeschaut und den dort unter anderen Kulturzuständen möglichen Volkswohlstand kennen gelernt hatten, sich gegen das in der eigenen Heimat herrschende Volkselend empörten und sich zu geheimen Gesellschaften zusammenschlossen, die sich schließlich im Dezemberaufstande ihr eigenes Grab graben sollten. Mit sicheren, scharf umrissenen Zügen hat Mereschkowski sie alle festgehalten, die Rylejew, Pestel, Trubetzkoi, die Bestuschew-Rjumin und Murawjew-Apostol und wie sie alle heißen mögen, jene von edelstem Patriotismus entflammten und ohne jeden staatsmännischen Überblick handelnden Idealisten, die zum Teil den reichsten und vornehmsten Geschlechtern angehörten und schließlich im Dezemberaufstande so elend zu Grunde gehen mußten.

Doch wenden wir uns jetzt der Hauptfigur des Romanes, dem Kaiser Alexander selbst zu. Es ist fürwahr keine leichte Aufgabe, einen so komplizierten und widerspruchsvollen Charakter gleichzeitig historisch treu und künstlerisch lebenswahr darzustellen. Mit am schwierigsten dürften die wahren psychologischen Gründe für das Verhältnis zu enträtseln gewesen sein, welche den im Grunde seiner Seele human und menschenfreundlich empfindenden Monarchen ganz dem Einfluß Araktschejews unterwarfen, jener ebenso feigen wie grausamen, aber dem Kaiser unbedingt ergebenen Satrapennatur. Man wird auch hier, wie bei der Analyse zahlreicher anderer Widersprüche, die in Alexanders Handlungsweise während seiner Regierungszeit zu Tage traten, auf die Geschichte seiner Thronbesteigung zurückgreifen müssen. Die Manen seines Vaters sind es, wie es in dem Mereschkowskischen Roman immer wieder bei den verschiedensten Gelegenheiten hervortritt, die bis an sein Lebensende nicht von ihm weichen wollen; die Erinnerung an jene furchtbare Märznacht im Michaelpalais, — sie verläßt ihn nie, auch nicht in den Zeiten seines höchsten Ruhmes als Bezwinger Napoleons und Befreier Europas; sie raubt ihm den

nächtlichen Schlaf, indem er die Schritte der Verschwörer auf den Treppen und Gängen des Winterpalais zu hören vermeint, sie treibt ihn dem religiösen Mystizismus in die Arme, sie wirkt lähmend auf alle seine Entschlüsse, so daß er nicht imstande ist, das theoretisch als erstrebenswert Erkannte auch praktisch in die Tat umzusetzen. Alexander, der seinen persönlichen physischen Mut in so mancher Feldschlacht bewiesen, hat eine krankhafte Furcht vor den liberalen Bestrebungen der fortschrittlichen Elemente des damaligen Jungrußland, zu denen er selbst in früheren Zeiten den ersten Anstoß gegeben, in denen er aber jetzt eine Gefahr für den Thron erblickt; es ist das Gefühl der Schutzbedürftigkeit, das ihn ein so unbedingt ergebenes Werkzeug wie Araktschejew unentbehrlich erscheinen läßt; geflissentlich verschließt er sein Ohr allem und jedem gegenüber, was ihn über die verderblichen Folgen jener vom Geist finsterster Reaktion diktierten, jede Selbständigkeit im Keime erstickenden Maßregeln hätte aufklären können, deren Odium Araktschejew ruhig auf sich nahm, so lange ihm nur die kaiserliche Huld erhalten blieb.

Doch noch nicht genug der Widersprüche: der Kaiser, der durch ein raffiniert ausgebildetes System der Spionage und Kontrespionage längst von dem Vorhandensein der geheimen Gesellschaften unterrichtet ist, deren Rädelsführer ihm genau bekannt sind, und dem eine so rücksichtslos energische Persönlichkeit wie Araktschejew zur Verfügung steht, kann sich dennoch nicht entschließen, dem gegen den Thron und gegen seine eigene Person gerichteten Treiben der Verschwörer direkt entgegen zu treten, er zögert, er schiebt auf und er stirbt darüber hinweg, indem er seinem durch nichts vorbereiteten Nachfolger als unmittelbares Erbe eine ungeklärte Thronfolgefrage und die Liquidierung mit einer über das ganze Land verbreiteten Militärverschwörung hinterläßt.

Als ein müder Mann tritt uns Alexander in dem Mereschkowskischen Roman entgegen, dem die Kräfte schier versagen wollen im Kampf mit dem inneren Zwiespalt, obgleich er die Schwelle der Fünfzig noch nicht überschritten, der davon träumt, „den Abschied zu nehmen" und fern von dem Treiben der großen Welt den Rest seines Lebens mit seiner Gattin in einem kleinen Hause zu Oreanda an den malerischen Ufern der Krim als „General a. D. Alexander Pawlowitsch Romanow" in idyllischer Zurückgezogenheit zu verbringen. Einen gleichsam verklärenden Schimmer auf seinen Lebensabend wirft die während seines Aufenthaltes in Taganrog seit einer fast 30jährigen Ehe wieder aufs neue erwachende Zärtlichkeit zu seiner Lebensgefährtin, der mit voller Hingebung an ihm hängenden Kaiserin Elisabeth, einer selbstlosen Duldernatur, die er in früheren Zeiten nur zu oft vernachlässigt, zu der er aber namentlich in Zeiten des körperlichen oder seelischen Leidens immer wieder zurückkehrt. Taganrog sollte der Kaiser nicht mehr als Lebender verlassen. Der Gang seiner Todeskrankheit, die Prozedur der Einbalsamierung seiner Leiche werden mit protokollarischer Ausführlichkeit geschildert und zum Schluß auch noch die ersten Vorboten der herannahenden Katastrophe mit einigen Schlaglichtern gestreift, und zwar insbesondere die sich gleich nach dem Tode des Kaisers geltend machende Ungewißheit über die zur Nachfolge berufene Persönlichkeit sowie die hierdurch unter den Verschwörern hervorgerufene gehobene Stimmung, da für sie nun der geeignete Augenblick zum Losschlagen gekommen zu sein scheint.

Neben der Person des Kaisers Alexander ist es noch diejenige des jungen Fürsten Valerian Golitzyn, des späteren Dekabristen, die als Hauptträger

des fortschreitenden Ganges der Handlung erscheint. Der Schilderung der Petersburger Hofkreise und Golitzyns idealer, reiner Liebe zu Sophie Naryschkin, der natürlichen Tochter Alexanders, ist die erste Hälfte des Romans gewidmet. Wie von einem überirdischen Glanze umstrahlt hebt sich die Gestalt dieses blumenhaft zarten, durch ihre Krankheit einem frühzeitigen Tode geweihten ätherischen Wesens von der äußerlich glänzenden, aber sittlich verkommenen Umgebung ihres Elternhauses ab; ihrem frühreifen Blick kann die ganze Schamlosigkeit des Treibens ihrer Mutter, die das Leben einer Kurtisane der großen Welt führt, nicht verborgen bleiben, aber die kindliche Reinheit ihrer Seele bleibt davon völlig unberührt. Nach dem Tode Sophiens, der auch auf den sie zärtlich liebenden Kaiser Alexander einen tiefschmerzlichen Eindruck macht, widmet sich der edle, von Vaterlandsliebe erfüllte Golitzyn ganz den Geschäften der geheimen Gesellschaft des Nordens, welcher er inzwischen als Mitglied beigetreten ist; er unternimmt eine Reise nach Südrußland, um Fühlung mit den Häuptern des Bundes des Südens zu gewinnen. Von wunderbarem poetischen Zauber ist die Schilderung des sommerlichen Dämmerschlafes der Ukraine, wo die Sonnenglut jede Bewegung lähmt und alles Leben zu stocken scheint, wo selbst die Hunde zu faul sind um zu bellen, sowie des im Gegensatz zum Hofleben in Petersburg so hausbacken, aber stimmungsvoll anheimelnd anmutenden Lebens in den kleinen Garnisonsstädten Südrußlands.

Die Nachricht vom Tode des Kaisers erhält Golitzyn gerade, während er sich unterwegs nach Taganrog befindet, wohin er durch einen kaiserlichen Kurier berufen wurde; infolgedessen ändert er sein Reiseziel und lenkt seine Schritte nach Petersburg, um bei dem jetzt unmittelbar bevorstehenden Ausbruch des Aufstandes in der Zahl seiner Gesinnungsgenossen vom Verein des Nordens nicht zu fehlen. Sein Abschied vom Deutschen Paul Pestel, dem später hingerichteten Hauptleiter des Vereines des Südens, bei aller Zartheit seines Gemütes dem gefährlichsten, weil radikalsten der Verschwörer, bildet den Schluß des Buches.

Nicht minder als der schon an sich so fesselnde Stoff des Romanes verdient die meisterhafte Technik in der Form unsere Bewunderung. Mit welcher liebevollen Sorgfalt sind alle Milieuschilderungen gearbeitet, in welchen sich die hohe Schöpferkraft des Dichters mit der eingehenden kunst- wie kulturhistorischen Fachkenntnis des Gelehrten Mereschkowski vereinigen, um Bilder von unvergleichlicher Anschaulichkeit und intimem Reiz zu schaffen; wie scharf charakterisiert ist auch jede einzelne der zahlreichen Nebenfiguren des Romanes, von denen ich der Dekabristen schon oben Erwähnung getan. Der kluge, im Hofdienst ergraute Oberprokureur des Synods Fürst Alexander Golitzyn, trotz des Hasses, den er gegen Araktschejew hegt, ein Freund Alexanders, ist nicht minder prägnant gezeichnet als der wilde Fanatiker Archimandrit Photi und als Gegenstück zu ihm der gemütliche Trunkenbold Alexei, Weltgeistlicher in Taganrog. Welch tiefes Verständnis für alles Menschliche spricht aus folgender Charakteristik der einfältigen, aber edel empfindenden und aufrichtig frommen Anhängerin Photis, der Gräfin Anna Orlow-Tschmesmenski: „Ein Vogelhirn, pflegte Photi zu sagen; aber in ihren Augen, die rein waren wie Quellwasser, leuchtete durch die Torheit ihres Verstandes die Klugheit ihres Herzens".

Von dem hohen Maß künstlerischen Taktgefühls Mereschkowskis, dessen Roman ja noch vor dem Ausbruch des Dezemberaufstandes schließt, zeugt es, wenn er, den allendlichen Ausgang des Aufstandes beim Leser als bekannt

voraussetzend, alle nähere Andeutung über das Geschick vermeidet, welches jeden Einzelnen der von ihm geschilderten Dekabristen teils am Galgen in der Peterpaulsfestung, teils in den Einöden Sibiriens erwartete. Die schon oben erwähnte Schilderung der Todeskrankheit und der Einbalsamierung der Leiche Alexanders ist hinwieder mit derartig ausführlicher Naturtreue ausgeführt, wie sich das eben nur ganz große Meister der naturalistischen Schilderung, wie etwa Zola oder L. Tolstoi, unbeschadet der künstlerischen Wirkung erlauben können.

Wir legen den Mereschkowskischen Roman aus der Hand mit dem starken Eindruck eines tragischen allgemein menschlichen Schicksals, das sich auf einem Herrscherthrone abspielt, einer Tragödie des Innenlebens eines Menschen, der trotz aller nur erdenklichen ihm zustehenden äußeren Macht sucht, irrt und fehlt, wie nur irgend einer seiner geringsten Untertanen; aber wir haben auch die Empfindung, daß dieses Irren und Fehlen reichlich gesühnt wird durch das Opfer an seelischen Leiden, welches eine vornehme Natur bei dem vergeblichen Ringen um das Hohe und Gute in der Erkenntnis der eigenen Unzulänglichkeit darbringt.

Reval. G. v. Wrangell.

2.

Wilh. Neumann: Unser Dommuseum.

Der durch seine Forschungen zur baltischen Kunstgeschichte rühmlichst bekannte Direktor des städtischen Kunstmuseums in Riga, Dr. Wilh. Neumann, hat vor kurzem eine Schrift unter dem Titel „Unser Dommuseum" veröffentlicht. Das Büchlein (46 S.) ist als Edition der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen in Rußland erschienen und dem hochverdienten Inspektor des Museums, Karl Gustav v. Sengbusch, gewidmet.

Nach kurzem Bericht über die früheren Standorte des Museums — an der heutigen Stelle bei der Domkirche befindet es sich seit 1891 — führt uns der Verfasser durch die einzelnen Säle und Zimmer und macht auf die wichtigsten Stücke aufmerksam. Besonders eingehend werden die sogen. Interieurs geschildert, die ihre Entstehung dem hingebenden Eifer des Museumsleiters verdanken: da finden wir eine Apotheke des 18. Jahrhunderts, ein Zunftzimmer der St. Johannisgilde in Riga, ein Wohnzimmer aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts, ein reizvolles Rokokozimmer, eine Rigaer Ratstube vom Ende des 17. Jahrhunderts, einen prächtigen Empiresalon. Alle diese Interieurs sind im Büchlein abgebildet, außerdem finden sich hier die Abbildungen mehrerer der interessantesten Einzelstücke des Museums: eines Herbergeschildes der Tischler vom J. 1765, eines Trägers vom ehemaligen Gasthaus zum Lorbeerkranz, verschiedener Uhren (eine aus Meißener Porzellan, Nürnberger „Eierlein", Reiseuhren), mehrerer Rüstungen und von Waffen, darunter kunstreich gearbeiteter Elfenbeineinlagen für Armbrüste (Hirsch- und Bärenjagd), überaus zierlicher Galanteriedegen u. a.

Die Darstellung Neumanns ist anschaulich, lebendig und flüssig. An vielen Stellen weist der Verfasser auf die allgemeine Entwicklung hin und reiht die Erzeugnisse der baltischen Kunst in den Zusammenhang ihrer Zeit ein. Liebe und Pietät für die heimische Vergangenheit spricht aus jeder Zeile und weckt im Leser dieselben Empfindungen. Vor kurzem ist, bereits in 6. Auflage, der „Führer durch die Sammlungen des Dommuseums" erschienen.

Wie schon aus dem Namen zu ersehen, verfolgt der „Führer" andre Zwecke: er bietet eine Inventarisation der Gesamtbestände. Neben und mit dem „Führer" aber wird die ansprechende Einführung Neumanns ihren vollen Wert behalten, ja vielleicht so manchen dazu anregen, den „Führer" fortan mit größerem Nutzen und reicherem Verständnis zu benutzen. Dem Büchlein, das als eine Werbeschrift im besten Sinne des Wortes bezeichnet werden darf, ist eine weite Verbreitung zu wünschen. (Preis 60 Kop.)

Riga. Ed. Fehre.

Der Gesamtauflage dieser Nummer liegt ein Prospekt des Verlages von Georg Müller in München über die Werke der baltischen Dichterin Frances Külpe bei.

Jeder Theaterbesuch bedeutet eine Anspannung der Nerven; vergessen Sie nie, daß im Theater, wo das animierte Gespräch fehlt, jeder leicht abgespannt aussieht und daher unvorteilhaft. Sicher schützt Sie davor „Nr. 4711 Eau de Cologne". Unfehlbar regt sie an. Sie kann sogar während der Vorstellung benutzt werden. Kein Nachbar wird den Geruch von „4711" unangenehm empfinden. Im Interesse seiner Gesundheit, seines Wohlbefindens und der Hygiene sollte man stets einen Flakon mit „Nr. 4711" (Eingetragene Schutzmarke, Blau-Gold-Etikette) bei sich führen. „4711" ist einzig in Qualität. Preis des Flakons 60 Kop., 1 Rbl., 1 Rbl. 50 Kop. und teurer. Alleiniger Fabrikant Ferd. Mülhens, Glockengasse Nr. 4711, Köln—Riga. Zu haben in allen Apotheken, Parfümerie- und Drogenhandlungen.

Insel-Verlag zu Leipzig.

Der Hof Ludwigs XIV. nach den Denkwürdigkeiten d. Herzogs von Saint-Simon. Herausg. von Wilhelm Weigand. Mit 34 zeitgenössischen Bildern (Porträts, Interieurs, Szenen), ausgew. v. Emil Schäffer. Einband von E. R. Weiß. Kart. M. 12.—; in Halbl. M. 16.—.

Über den Verfasser dieser Memoiren sagt der Herausgeber Wilhelm Weigand in seiner Einleitung: „Das Temperament des lebensprühenden Schriftstellers ist, mit einem Worte, ganz modern; er schreibt mit seinen Nerven, nicht mit seinem Verstand — er besitzt nicht seinen Stoff, er wird von ihm besessen Trotz aller Bedenken, die man, als Historiker, im einzelnen hegen mag, bleibt Saint-Simon der einzige Schriftsteller, der uns ein wirkliches Bild des Hofes Ludwigs XIV. gibt, u. seine Denkwürdigkeiten sind nicht nur das Bekenntnis einer leidenschaftlichen Persönlichkeit, sondern auch der blendendste Ausdruck einer Literaturform, die stets ihren Zauber aus dem Persönlichen eines Menschen schöpfen wird."

Memoiren der Kaiserin Katharina II. von Rußland. Nach den von der Kais. Russischen Akademie der Wissenschaften zum ersten Male veröffentlicht. eigenhändigen Manuskripten der Kaiserin aus dem Französischen und Russischen übersetzt und herausgegeben von Erich Boehme. Mit 12 Porträts in Lichtdruck und vier Stammtafeln. Zwei Bände. Geheftet M. 12.—; in Halbleder M. 16.—. : : : :

Katharina II. kann wohl den Ruhm in Anspruch nehmen, die interessanteste Fürstengestalt zu sein, die je auf einem europäischen Thron gesessen hat — vielleicht, weil sie nicht nur die wirklich große, alles überragende Beherrscherin eines ebenso gewaltigen wie rätselhaften Reiches war, sondern auch als Weib ohne Scheu und Rücksicht sich bis in die letzten Konsequenzen auslebte.

(Norddeutsche Allgemeine Zeitung.)

Tausend und eine Nacht. Aus der von Felix Paul Greve besorgten vollständigen Übersetzung ausgewählt und herausgegeben von Paul Ernst. Doppeltitel, Initialen und Einband von Marcus Behmer. Vier Bände. In Halbleinen M. 16.—; in Leder M. 28.—. : : : : : : : : :

„Jedenfalls wird man dem beistimmen müssen, daß, vom Standpunkt der reinen Kunst aus betrachtet, wir nichts in der modernen Weltliteratur haben, das man den Erzählungen aus „Tausend und eine Nacht" an die Seite stellen könnte.

(Weser-Zeitung.)

Deutsche Erzähler. Ausgewählt und eingeleitet von Hugo von Hofmannsthal. Vier Bände. Einbandzeichnung von E. R. Weiß. In Pappbänden M. 12.—; in Halbleder M. 20.—. : : : : :

„Hofmannsthal hat in dieser Ausgabe mit Liebe und künstlerischem Feingefühl alles zusammengetragen, was unsere klassische und nachklassische deutsche Literatur an formvollendeten und dichterisch tiefen Erzählungen aufweist. Besondere Anerkennung gebührt ihm dafür, daß er nicht auf literar-historische Ausgrabungen ausging, sondern daß er gerade das, was einem bei den einzelnen Dichtern längst lieb und vertraut war, in einem vornehm ausgestatteten Sammelwerk vereinigt hat."

(Münchner Neueste Nachrichten.)

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag.

Interessenten erhalten Verlags-Katalog kostenlos.

Engl. Magazin J. Redlich, Riga.

Englische Fussbälle

sowie

sämtliches Zubehör für das Fußball-Spiel.

Tennis-Schläger

erstklassiger Firmen.

Illustrierter Sport-Katalog zu gefl. Verfügung.

Frugola-Malz

ist das erste und einzige Malzerzeugnis aus hochkonzentriertem pasteurisierten Malzextrakt mit natürlichen Blutsalzen aus Früchten und Pflanzen. Ist das Malz an sich eine energetische Kraftquelle, ein Energie-Reservoir erster Ordnung, so wird durch „Frugola", das Pflanzen-Nährsalz, die Wunderwirkung des Malzes geradezu verdoppelt.

Die Neutralisierung der schädlichen Harnsäure, die wichtige Verbrennung im Körper, die Alkaleszenz des Blutes, die Blutbildung und die Nerven-Ernährung, die Neuschaffung gesunden Stoffes und verjüngender Kraft — das alles ist die Wirkung von Frugola und Malz, wie sie im Frugola-Malz verbunden sind.

Eine Kur mit Frugola-Malz ist eine stoff- und kraftbildende

Auffrischungs- und Verjüngerungs-Kur.

Frugola-Malz schafft keine Korpulenz, sondern nur diejenige Fülle gesunden markigen Fleischansatzes, die normalerweise und individuell zu erreichen ist. — Es ist leichtest verdaulich, wohlschmeckend, natürlich, rein und frei von Alkohol, Essenzen, Salicyl, Zucker, Glycerin und dergleichen. Frugola-Malz ist viel nahrhafter und kräftigender als bestes Fleisch.

Frugola-Malz schafft Fleisch und Blut!

Es ist der berufene Wundertrank für Kinder, junge Mädchen, Mütter, für Kranke und für alternde Personen.

Frugola-Malz verlängert das Leben!

Dose 60 Kop., Doppeldose Rbl. 1.10, 5-Pfd.-Dose Rbl. 3.40, 10-Pfd.-Dose Rbl. 6.50. Man verlange gratis Literatur.

Depot für Rußland: H. Sööte, Riga, Alexanderstr. 13 (147). Postf. 847.

Salon de Corsets

Nanny Cahn

Riga, Herrenstr. 20, 1.

Chicago 1893. PRÄMIERT Riga 1901. Jurjew 1903.

Vergoldungs- und Bildereinrahmungs-Atelier **GUSTAV FEDROWITZ,** gegr. im Jahre 1885

RIGA, Wallstraße № 12. — Malerstraße № 12. Telephon № 4369.

Gemälderahmen in allen historischen und neueren Stilen Moderne und antike Vergoldungen an Rahmen, Möbeln, Innen-Architekturen u. s. w. Preiswerte und schnelle Bedienung.

K. E. Vierecke, Ingenieur,

RIGA, Alexanderstraße 13. — Telephon 5608.

Ausführung elektrischer Anlagen jeder Art, sowie Personen- und Lastenaufzüge, moderne elektrische Beleuchtungskörper und sämtliche elektrische Bedarfsartikel.

Vertretung der

Elektrizitäts-Akt.-Ges., vorm. H. Pöge, Chemnitz,

in Maschinen und Motoren.

Kaukasisches Magazin

M. J. Chodsheinatoff,

Riga,

Scheunenstrasse № 11.

Telephon 66-36.

Teppiche: Persische, Tekinsche, Bucharische, Palassen, Kaukas. Silbersachen, Seidenstoffe, Möbel, Divans, Portieren.

Filiale Majorenhof,

Johmenstr. 30.

J. J. Lorentzen & Ko.

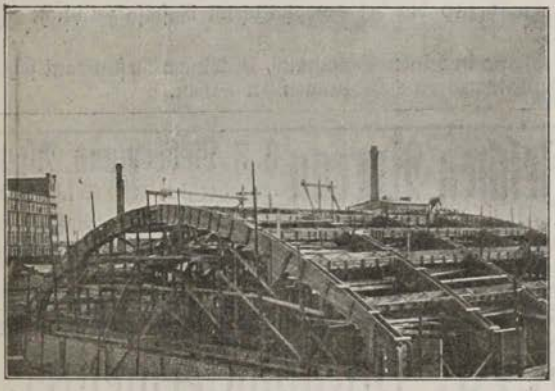
Ingenieurbüro, Eisenbetonbau u. Tiefbau Unternehmung.

Riga,
I. Weidendamm Nr. 8.
Telefon 50-95.

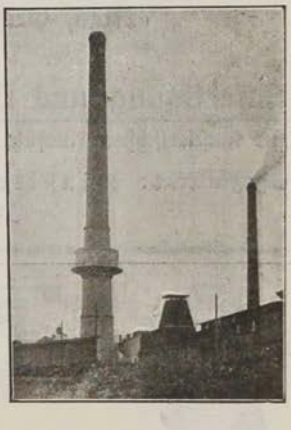
St. Petersburg,
Wass. Ostrow, 11. Lin. 12—32.
Telefon 252-12.

Beton- und Eisenbeton-Bauten

für Hoch- und Tiefbauten.



Komplette Gebäudeanlagen, Fabrikbauten, Lagerhäuser, Silos, Brücken, Ufermauern, Wasserbehälter, Wassertürme, Kläranlagen, Stollen, Turbinenanlagen, Schächte, Wehre, Gerinne, Kanäle, Umzäunungen, Bodenuntersuchungen u. Ausführung schwieriger Fundierungen.



Modernster maschineller Baubetrieb.
Kürzeste Bauzeit.

Entwürfe

mit Kostenanschlägen für alle Bauarbeiten.

Tafelsalz „Kristall“ der Fabrik J. J. Komen, Riga.

Das Tafelsalz „Kristall“, welches an Stelle des gewöhnlichen Tischsalzes als Zusatz zu unseren Speisen dient, zeichnet sich durch seinen angenehmen Geschmack und durch seine Appetit erregende Reinlichkeit und Weiße aus.

Das Tafelsalz „Kristall“ enthält Bestandteile, die zur Erhaltung des menschlichen Organismus notwendig sind, d. h. solche Stoffe, die von letzterem beständig ausgeschieden werden und daher auch unbedingt bei der Nahrungsaufnahme dem Organismus wieder zugeführt werden müssen. Dank dieser seiner Eigenschaft kann das Tafelsalz „Kristall“ mit Recht nicht nur als nützliches, sondern auch als notwendiges Mittel bezeichnet werden.

Das Tafelsalz „Kristall“: 1. erhält sich stets trocken, indem es keine atmosphärische Feuchtigkeit auffsaugt; 2. es ballt sich nicht; 3. läßt sich immer bequem aus den mit durchlöcherten Metalldecken versehenen Flakons schütten.

Das Tafelsalz „Kristall“ ist hygienisch: 1. dank seiner Bestandteile, welche eine bessere Verdauung, sowie auch Entwicklung der Knochen und Muskeln bewirken; 2. durch die Art und Weise der Herstellung und Verpackung, welche vom Sanitäts-Arzte begutachtet sind; 3. dadurch, daß beim Konsum desselben aus den Originalflakons der Möglichkeit einer Verunreinigung des Salzes vorgebeugt wird; 4. dadurch, daß die Verschlüsse der Originalflakons unter atmosphärischem Einfluß nicht oxydieren und in Berührung mit Salz keine giftigen Säuren, wie Nickelsäure und andere, entwickeln. **Ökonomisch:** 1. da beim Gebrauche des Tafelsalzes „Kristall“ aus den Originalflakons nur das jeweilig nötige Quantum geschüttet wird und daher nichts verloren geht; 2. weil das Tafelsalz „Kristall“ beim Gebrauche nicht verunreinigt wird, wie beim Konsum gewöhnlichen Salzes aus offenen Schalen, daher auch kein Wegschütten verunreinigten Salzes nötig ist. 3. Weil die Originalverpackung volles Nettogewicht enthält, während die bei gewöhnlichem Tafelsalz übliche Verpackung nur 3/4 bis 7/8 Pfund faßt.

Das Tafelsalz „Kristall“ dürfte in keinem Haushalte, in keinem Restaurant fehlen. In allen größeren Kolonial- und Delikateßwaren-Handlungen zu haben.

Reklame-Institut u. Zeichen-Bureau J. J. Liebermann, Riga,

Elisabethstr. 22. Tel. 81-81.

Anfertigung von Bauplänen, sowie für Villen und andere Gebäude. Maschinenzeichnungen. Pläne für Feldmessungen und elektr. Beleuchtungen. Künstl. Anfertigung von Porträt-Vergrößerungen, Plakaten, Clichés und modernen Dekorationen.

Chr. Haffelberg, Buchbindermeister,

Riga, Große Neustraße 13. — Telephon 1454.

Gegründet 1877.

Anfertigung und Lager sämtlicher **Leder-** und **Galanteriearbeiten,** sowie **Bucheinbände** von der einfachsten bis zur künstlerischsten Ausführung. : : : : : : : : : : : : :

Spezialität: Künstlerische Adressen und Alben, gr. Lager sämtlicher **Fröbelbeschäftigungs-Artikel.**

F. Stadler, Riga, Telephon 5917. Kl. Königstr. 17.

Photographische Apparate und Bedarfsartikel, Projektionsartikel, Lichtbilder-Serien.

Kataloge kostenlos.

Verantwortlicher Redakteur: **Hans J. Eggers.**
Buchdr. der „Baltischen Zeitung“ Mitau.

Das Original steht immer höher als die Kopie!

UNDERWOOD allen voran!

Der Allerwelts-Siegeslauf

der **Original-Underwood-Schreibmaschine,** der ersten und maßgebenden Maschine mit sichtbarer Schrift, hat Anlaß gegeben zu zahlreichen Nachahmungen. Diese Anerkennung selbst der Konkurrenz ist der beste Beweis der mustergültigen Konstruktion der **Original-Underwood-Maschine.** Seit 13 Jahren 700.000 „**Underwood**"-Maschinen verkauft. Tägliche Produktion 500 Maschinen. Überall höchste Auszeichnungen und Siege bei internationalen Wettschreiben. Viele tausend **Underwood**-Maschinen in Petersburger ersten Institutionen. Größte Schreibmaschinen-Fabrik der Welt (4000 Arbeiter).

Generalvertreter für ganz Rußland:

G. Gerlach,

St. Petersburg, Newsky Pr. 7. (Haus Wawelberg.)
Warschau, Czysta 4.
Moskau, Große Lubjanka 14.

Vertreter in allen wichtigen Orten Rußlands.

Das PIANOLA

gibt jedermann die Fähigkeit, sofort und fehlerlos Klavier zu spielen und ein Repertoir von über 16000 Kompositionen zu beherrschen. Durch

das PIANOLA

ist es möglich, die mühseligen Studien der Klaviertechnik zu überbrücken. Man kann sich ein Urteil nur dann bilden, wenn man

das PIANOLA

gehört hat.

65-tönig Rbl. **650.—**. 88-tönig Rbl. **850.—**.

Vorführung unverbindlich.

Alleinvertreter für Russland

JUL. HEINR. ZIMMERMANN.

RIGA, Scheunenstrasse 15.

Deutsche Monatsschrift für Rußland.
Herausgegeben von Alexander Eggers.

Nr. 11. Reval, 1. (14.) November. 1913.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Grundsätzliches zum Apostolikumstreit.

Von Pastor E. Gelderblom (St. Petersburg).

1.

Religion führt kein Eigenleben. Sie lebt in den Menschen, die ihr anhängen. Darum gibt es keine überzeitliche Religion. Selbst das Christentum ist mit seinen ewigen Wahrheiten und Kräften mitten in den Zeitenstrom hinein gestellt. Also hat es eine Geschichte. Wie das Leben des Einzelnen in fortwährendem Fluß ist, indem bis ins Alter hinein neue Erkenntnisse und Anschauungen aufgenommen werden, Veraltetes aber und Ueberlebtes fahren gelassen wird, so ist es auch mit der Entwicklung der Religion. Nur ist bei ihrer notorischen Langlebigkeit dieser Vorgang schwieriger zu beobachten.

Weil nun aber jede Religion in einer bestimmten Kulturepoche ins Leben getreten ist, bringen große Fortschritte der Forschung und Erkenntnis für sie immer eine gewisse Krisis mit sich. Sie muß sich an die neue Höhenlage irgendwie anpassen. Vermag sie das nicht, so sinkt sie bald zum Paganismus hinab und geht aus Mangel an Anpassungsvermögen langsam zugrunde.

In diesem historischen Charakter der Religion liegt es begründet, daß sie eine doppelte Stellungnahme unter ihren Gläubigen zu erzeugen pflegt, eine mehr konservative, und eine mehr auf Anpassung und Fortschritt bedachte.

Beide Richtungen haben ihr gutes Recht. Die Resultante aber dieser beiden Kräfte bewirkt erst den eigentlichen Fortschritt der Religion.

Von Haus aus hat die organisierte Kirche ein starkes Beharrungsvermögen. Sie ist grundsätzlich konservativ. Darum sind auch die staatlichen Mächte auf ihrer Seite. Der Staat bevorzugt ja die fertigen Gestaltungen, die er als bekannte, feste Größen in seine Rechnung einstellen kann. Bei ihrer starken Scheu vor Neuerungen hat es die Kirche mit ihrer Anpassung nicht eilig. Sie läßt die Dinge an sich herankommen. Als Kopernikus auftrat und den Raum des Weltalls bis ins Unendliche weitete, und die Erde zu einem Sandkorn zusammenschrumpfte, da jubelte die Kirche nicht: „Wie herrlich bist du, Herr, unser Gott, in der unausdenklichen Größe deiner Schöpfung!", sondern sie kämpfte gegen die unfrommen Neuerer und stand gekränkt und voller Argwohn beiseite, als hätte man ihr ein unveräußerliches Wahrheitsgut angetastet. Und als die Geschichtsforschung die Anfänge des Menschengeschlechts über die Zeiten des alten Testaments hinaus bis in dunkle Anfänge hinaufrückte und die Geologie sie noch weiter zurückschob, da fand die Kirche keine Stellung zu diesen neuen Erkenntnissen. Sie blieb lieber bei der alten biblischen Rechnung, die das Menschengeschlecht 6 Jahrtausende alt sein läßt. Ja, die offizielle Kirche blieb auch dann noch stumm, als die theologische Forschung das alte, helleniſtisch-jüdische Dogma von der wörtlichen Inspiration der hl. Schrift als irrtümlich nachwies. Obwohl damit der herkömmlichen Buchstabentheologie der Boden entzogen war, ließ sie die alten Formulierungen ruhig bestehen.

Dadurch ergab sich für die Kirche eine eigentümliche Lage. Sie sah sich in Natur und Geschichte rings von Erkenntnissen umgeben, die sie zuerst bestritten, dann aber offiziell weder anerkannt, noch entkräftet hatte. Es entstand ein peinlicher Abstand der offiziellen Kirche von der allgemeinen Kulturlage, der mit dem Vordringen der allgemeinen Bildung immer deutlicher werden mußte. Die theologische Arbeit freilich hatte, wenigstens in der evangelischen Kirche, mit dem Erkenntniszuwachs Schritt gehalten, verfiel aber dafür vielfach der Verdächtigung und Feindschaft der konservativ-kirchlichen Kreise.

2.

Im Verlauf dieser Entwicklung mußte der Kampf um die Bekenntnisse entbrennen, in denen frühere Zeiten der Kirche ihren Glauben niedergelegt hatten.

Bekenntnisse werden nicht in den ersten Lebensstunden einer Religion geboren. Denn diese ist zuerst in einem Zustand glühender Formlosigkeit. Vulkanische Kräfte wirken in der Tiefe der Seelen. Sie schaffen sich Luft in heroischen Taten, in mitreißender Rede, todesfreudigem Glauben und opferbereiter Bruderliebe. Solche Zeiten formulieren keine Bekenntnisse.

Es ist die Epigonengeneration, die den Glauben in Sätzen festlegt. Natürlich werden die Formen, in die man das Glaubensfeuer der Väter ein-

fangen wollte, bald kalt, fest und starr. Sie vermögen nicht das religiöse Leben der vergangenen Tage neu zu erzeugen. Es ist die Tragik der formulierten Bekenntnisse, daß sie den Glauben beschreiben, ohne ihn wecken zu können. Ja, sie werden zu historischen Urkunden, die das Gepräge ihrer Zeit an sich tragen.

Davon macht auch das sog. apostolische Glaubensbekenntnis keine Ausnahme. Das Geschichtliche über dies Apostolikum ist bald zusammengestellt.

Die alte, zuerst bei Rufin von Aquileja (um 400) nachweisbare Legende, die dies Bekenntnis von den Aposteln auf einem Konzil zusammengestellt sein läßt, ist seit Laurentius Valla († 1457) endgültig zerstört. Der heutige Text des Apostolikums läßt sich bis ins 5. Jahrhundert verfolgen. Wohl in südgallischen Gemeinden entstanden, bürgerte es sich bis zum 7. Jahrhundert im Frankenreich ein, bis ihm Karl der Große im ganzen Abendlande Anerkennung verschaffte. Es fand nun auch in Rom Eingang, wo es schnell das Nicäno-Konstantinopolitanische Bekenntnis verdrängte. Es ließ nämlich hier die Erinnerung an ein Taufsymbol aufleben, das bereits im 3. Jahrhundert im Gebrauch gewesen war und als die Urform des Apostolikums angesehen werden kann. Allerdings ist dies Bekenntnis kürzer, als die heutige Form. Doch sind die fehlenden Stücke an und für sich jener Zeit nachweisbar nicht fremd gewesen. Es darf als sicheres Forschungsergebnis gelten, daß dies Urbekenntnis vor den Kämpfen der Großkirche gegen die gnostischen Häresieen um die Mitte des 2. Jahrhunderts entstanden und, wie Adolf Harnack sich ausdrückt, „nur etwa zwei Menschenalter von der apostolischen Zeit entfernt" ist.

Gegen den Glauben des apostolischen Zeitalters aber stellte dies altrömische Symbol bereits eine Weiterbildung dar. Denn daß der vielumstrittene Satz: „der geboren ist aus heiligem Geist und Maria der Jungfrau" — so lautet der Satz in der ältesten Fassung — nicht der ursprünglichen Verkündigung des Evangeliums angehört, ist nach Prof. Harnack „eine der gesichertsten historischen Erkenntnisse". Ähnlich steht es mit der Himmelfahrt, die in der ältesten Predigt kein besonderes Stück bildete, sondern zuerst in den textgeschichtlich späteren Zusätzen zu den Synoptikern erscheint. Der Ausdruck „Fleischesauferstehnung" aber ist weder johanneisch noch paulinisch.

Bei dieser ältesten Form unseres Symbols hatte man trotz ihrer Anlehnung an die Taufformel noch nicht an die Dreieinigkeitslehre denken dürfen, weil diese noch nicht ausgebildet war und der heilige Geist überwiegend noch als Gabe, nicht als Person gefaßt wurde. Das wurde bei der Form des 5. Jahrhunderts anders. Hier bildet die Trinitätslehre der großen Konzilien den bewußten Hintergrund. Der Zusatz der Hadesfahrt Jesu, von der die Schrift nur dunkel und im Zusammenhang mit einem alten Mythus (cf. 1. Petri 3, 19; 1. Mose 6, 1—4. Aeth. Henoch 6 ff. 9. Buch der Jub. 5) redet, gibt

einer jener Zeit geläufigen Anschauung Ausdruck, da die Hadesfahrt ebenso von Johannes dem Täufer und allen Aposteln berichtet wird. Die Lehre von der Kirche aber hat sich auch unterdeß weiter ausgebildet. Letztere wird nun die „katholische" genannt, was bereits im spezifisch römisch-katholischen Sinne verstanden werden muß. Ebenso bezieht sich, wie Faustus von Reji (im 5. Jahrh.) bezeugt, der weitere Zusatz „Gemeinschaft der Heiligen" wirklich auf den katholischen Heiligenkult.

Es ist klar, daß die evangelische Kirche das Apostolikum nur brauchen konnte, wenn sie es umdeutete und Abstriche machte. Bei aller Ehrfurcht vor dem alten Symbol hat Luther an zwei Stücken desselben leisen Anstoß genommen (Gem. d. Heil. und Auferst. d. Fleisches). Das Wort „katholisch" aber strich er ganz. Kirche und Gemeinschaft der Hl. wurde evangelisch gedeutet. Die Hadesfahrt aber erklärte Luther als Überwindung des Teufels in der Hölle (so schreibt auch die Konkordienformel vor), während das Bekenntnisbuch der ref. Kirche, der Heidelberger Katechismus, das gleiche Stück bildlich faßt und auf die „höllischen Qualen" deutet, die „Jesus am Kreuz und zuvor erlitten". Bemerkenswert ist übrigens, daß Luther in seinem Taufbüchlein 1523 und 26 eine sehr verkürzte Form an die Stelle des Apostolikums setzt.

Seit der Reformation sind nahezu 4 Jahrhunderte vergangen. Von Kopernikus, der 3 Jahre vor Luther starb, bis heute: welch ein Weg! Das alte dreistöckige Weltbild, an dem das Apostolikum mit „Himmel" und „Hölle" „hinauf" und „hinunter" orientiert ist und das die Reformationszeit mit dem Urchristentum teilte, ist unwiederbringlich dahin. Wir müssen das Symbol in unser kopernikanisches Weltbild projizieren. Himmel und Hölle werden heute lieber zuständlich, als lokal gefaßt. Die Gottessohnschaft Christi aber wird weithin auch in positivsten Kreisen (Barth, Meyer, Mayer, F. Müller, Schlatter, Kähler u. a.) in sein einzigartiges Verhältnis zum Vater gesetzt und auf sein eigenes Zeugnis, nicht aber auf die Jungfrauengeburt gegründet. Man stellt letztere zurück und behandelt sie als Adiaphoron, als unwesentlich. Unser heutiges Schriftverständnis entscheidet überhaupt über die Wichtigkeit der einzelnen Sätze des Symbols. Wenn früher das Symbol in allen Sätzen als gleichwertig behandelt wurde, hat man nun einen Blick für das Relief desselben gewonnen. Dabei macht sich die Empfindung geltend, daß wichtige Stücke des Evangeliums, so z. B. das Himmelreich Jesu, die Wiedergeburt, das neue Leben und seine Betätigung, die Bruderliebe, kurz, das Programmatische der Predigt Jesu im Apostolikum unberücksichtigt geblieben ist.

Dieser leider unumgängliche, historische Exkurs zeigt deutlich, daß die kulturelle und geistesgeschichtliche Entwicklung den Querschnitt des Verständnisses bei unserm Symbol fortwährend geändert hat. Man sieht durch den feststehenden Text hindurch die Epochen der Geistesgeschichte des Abendlandes langsam vorbeigleiten. In der Tat, ein gläubiger Christ des 2., 5., 16. und 20. Jahrhunderts verbindet sehr verschiedene Gedanken

mit denselben Sätzen des Apostolikums. Mit der römischen Kirche aber hat die evangelische nur noch die Wortfolge dieses Symbols gemeinsam, so verschieden ist die Auslegung der einzelnen Sätze hüben und drüben. Die morgenländische Kirche aber kennt das Apostolikum überhaupt nicht.

3.

Das Ergebnis der bisherigen Betrachtung kann nur das Urteil sein, daß die Verpflichtung auf das Apostolikum im grunde etwas sehr Unbestimmtes hat. Das Bekenntnis ist infolge seiner Geschichte sehr vieldeutig geworden; so vieldeutig, daß es ohne nähere Bestimmung, ohne Auslegung ungeeignet ist, Einheitsband des Kirchenglaubens zu werden. Ein evangelischer Geistlicher kann sich darauf verpflichten und im grunde urkatholische Anschauungen haben.

Dazu kommt noch ein anderes: dieses Bekenntnis stammt, wie alle anderen, aus einer Zeit, in der die Lehre von der wörtlichen Inspiration der hl. Schrift die Grundlage aller theologischen Forschung war. Dieses Dogma aber ist gefallen. Der Kampf um dasselbe ist zu Ende, wenn auch hie und da in den Bergen noch ein paar Schüsse gewechselt werden. Jüngst hat noch der berühmte, orthodoxe Professor Zahn auf der Nürnberger ev.-luth. Konferenz mit Genugtuung festgestellt, daß die Verbalinspiration in keinem Bekenntnis als Dogma ausgesprochen ist. Trotzdem aber liegt sie allen Bekenntnissen zugrunde. Durch den Fall dieser Lehre aber ist unsre heutige Gesamtlage eine andere geworden. Es ist heute nicht mehr möglich, einen Satz nur deshalb als wahr oder christlich anzusprechen, weil er in der Bibel steht. Auch führte diese neue Erkenntnis zu einer verständigen Unterscheidung zwischen zentralen und peripherischen Schriftwahrheiten.

Es ist nun verständlich, daß diese Lage der Dinge die evangelischen Theologen in schwere Gewissensnöte treiben mußte. Sie müssen einen Weg finden, das kirchliche Verständnis der Symbole mit der veränderten Lage der allgemeinen Welterkenntnis und der theologischen Forschung für ihre Person in Einklang zu bringen. Dabei soll das eigene Gewissen und die persönliche Wahrhaftigkeit unverletzt bleiben, andererseits aber die Kirche, der man dient, keinen Schaden leiden. Das ist für einen aufrichtigen, in das Wesen der Sache eindringenden Wahrheitssucher eine schwere Aufgabe.

In dieser Not aber läßt die Kirche ihre Diener völlig im Stich. Es ist wahr: die Kirche befindet sich selber in einer schwierigen Lage. Ihre dogmenbildende Zeit ist vorüber. Die Kirchenlehre ist abgeschlossen. Wer soll nun neue Bekenntnisse aufstellen, oder die alten der veränderten Erkenntnislage entsprechend umgestalten? Andrerseits, wenn die Kirche ihre Diener auf ein Symbol verpflichtet, so ist sie ihnen völlige Klarheit darüber schuldig, wie sie dies Symbol versteht. Aber nicht einmal eine offizielle

Erläuterung des Apostolikums ist versucht worden.*) Als aber in barmherziger Würdigung der Gewissensnöte des theologischen Nachwuchses jüngst ein rechtsstehender Berliner Generalsuperintendent die Verpflichtung auf das Apostolikum in sachgemäßer Weise präzisierte, wurde seitens einer gewissen Gruppe der Orthodoxie ein häßliches Kesseltreiben gegen den Mann veranstaltet. Noch mehr. Statt durch Präzisierung der geforderten Zustimmung zum Bekenntnis wohltuende Klarheit zu schaffen, hat die Kirchenleitung lieber den anderen Weg eingeschlagen, die Grenzen der rechten Lehre durch Disziplinierungsfälle und Lehrprozesse kenntlich zu machen. Das mag politisch sein, aber es ist zuletzt unsittlich. Und dabei schreibt das Kirchenregiment vor, das Apostolikum als den allen Christen gemeinsamen Glauben zu bekennen, und hält den Schein aufrecht, als wenn die Schriftgemäßheit, die Eindeutigkeit und die Fassung des evangelischen Glaubens in diesem Symbol über allen Zweifel erhaben sei! Das mag politisch sein, aber es besteht nicht vor dem Richterstuhl der Wahrheit.

Wenn wir aber nach den Motiven dieser Haltung des Kirchenregiments forschen, finden wir an erster Stelle die Rücksichtnahme auf die fromme Laienwelt. Diese steht nämlich im wesentlichen noch auf dem Boden der herkömmlichen Buchstabentheologie. Und es ist eine Tatsache, daß die große Mehrzahl unter „der ungebrochenen Stellung zu Schrift und Bekenntnis" etwas ganz anderes versteht, als ihre theologischen Führer, mögen diese auch noch so orthodox sein. Es mag politisch sein, diese Differenz zu verschleiern, aber sittlich ist es nicht. Hier liegt übrigens eine schwere Versäumnis der konservativen, kirchlichen Presse. Sie hätte die Aufgabe, ihre Leser zur Erkenntnis der veränderten dogmatisch-symbolischen Lage zu erziehen, die durch den Fall der Verbalinspiration geschaffen ist. Statt dessen bemühen sich viele Blätter, ihre Kreise im Festhalten dieses irrtümlichen Dogmas zu bestärken. Das mag politisch sein, aber es besteht nicht vor dem Forum der Wahrheit.

Hat ferner nicht die Kirche den zahlreichen Gebildeten gegenüber auch eine ernste Pflicht? Erschütternd groß ist die kirchliche Gleichgültigkeit in unsern Tagen. Kürzlich wurde durch eine statistische Erhebung festgestellt, daß am Trinitatisfest von 1.800.000 Protestanten in Berlin c. 20.000 die Kirche besucht haben. In Chemnitz gab es von 300.000 nur 2248 Kirchgänger. In Hamburg drohten jüngst 1400 evang. Hundebesitzer damit, aus der Landeskirche auszutreten, falls die Hundesteuer erhöht werde. Daß in der evangelischen Kirche Rußlands das kirchliche Interesse stark abnimmt, darüber wird allerorten geklagt. In Petersburg sank die Zahl der Kommunikanten

*) Allerdings beschloß die preußische Generalsynode 1846, das Apostolikum aus der Ordinationsformel wegzulassen, weil es teils zu viel, teils zu wenig enthalte. Sie nahm dafür eine neue, dem Apostolikum nur teilweis nachgebildete, in mancher Hinsicht treffliche Formel an, in der Jungfrauengeburt, Himmelfahrt und Fleischesauferstehung fehlten, weil man sie nicht zu den Hauptstücken des Glaubens rechnete.

in wenig Jahren von 42 auf 30 Tausend. Diese Verluste sind sicherlich der neueren Theologie nicht aufs Konto zu setzen. Denn bislang ist die orthodoxe Richtung fast überall die herrschende. Bei diesem Rückgang spielen die Fragen der theologischen Richtung überhaupt eine ganz untergeordnete Rolle. Wiesbaden mit seinen modernen Predigern hat ebenso volle Kirchen, wie das altgläubige Wuppertal, und Mecklenburg ist mit seinen orthodox-lutherischen Pastoren ebenso unkirchlich, wie Thüringen mit seinen liberalen. Nicht der alte oder neue Glaube, sondern der Kirchenglaube überhaupt steht auf dem Spiel. Was hat aber die Kirche zur Wiedergewinnung der Gebildeten getan? Sie hat einzelnen Pastoren diese Arbeit überlassen. Wo aber einer neue Wege zu diesem Ziel suchte, mußte er auf den Argwohn und Hinderungen seitens des Kirchenregiments gefaßt sein, das sich immer mehr gegen den Geist der Zeit verschließt. Daß nur nicht die Tore des Himmelreichs zu weit aufgetan würden!

Allerdings, die Kirche war weit entgegengekommen. Es ist nicht unbillig, hier einmal daran zu erinnern, daß z. B. im Königreich Sachsen bis tief in das 19. Jahrhundert hinein sämtliche Lehrer, besonders die der Naturwissenschaft auf höheren Schulen und nicht minder die Universitätsprofessoren aller Fakultäten, sowie alle Universitätsbeamte bis zum Fecht- und Stallmeister herunter — das Konkordienbuch beschwören mußten. Wie bescheiden ist doch die Kirche geworden! Heute sollen nur noch die Pastoren auf das Apostolikum verpflichtet werden, und von den Laien etwa die Paten und die Konfirmanden. Weitere Zugeständnisse kann die Kirche nicht machen. Sie fürchtet sonst völligen Zusammenbruch. Sie muß doch ein Lehrfundament haben. Gibt sie den Glauben an den Vater im Himmel, an unsern gekreuzigten und auferstandenen Herrn und das von ihm vermittelte Heil, das Himmelreich, die Sündenvergebung und das ewige Leben auf, so gibt sie sich m. E. selbst auf. Aber auch diese wenigen Sätze lassen noch eine sehr verschiedene begriffliche Vermittlung zu.

4.

Hier wird es klar: die Macht der organisierten Kirche reicht überhaupt nicht bis in das innerste, religiöse Personleben hinein. Sie muß Halt machen vor dem Heiligtum des Glaubens. Als Kraft und Leben entzieht sich der Glaube der kirchlichen Reglementierung und Disziplinierung. Er reflektiert überhaupt nicht über theologische Fragen. Er lebt in der Seligkeit der Gotteskindschaft, ohne sie dogmatisch zu begründen. Er braucht das gar nicht, denn es ist ihm Wirklichkeit, Erlebnis. Man braucht ja auch nicht das Sonnenlicht zu verstehen, um es genießen zu können. Um dies Innerste handelte es sich zuletzt bei der Reformation. Hier liegt die Freiheit eines Christenmenschen, die Wahrheit des allgemeinen Priestertums begründet.

Mag die römische Kirche die Zustimmung zu ihren Lehraufstellungen erzwingen. Die Frömmigkeit der Bekenner ist dadurch nicht gewähr-

leistet. Das sieht man daran, daß man bei der korrektesten Rechtgläubigkeit das sittlich verworfenste Subjekt sein kann. Auf diesem Wege kommt es dahin, daß das Interesse des Kirchenregiments an der dogmatischen Disziplinierung seiner Priester größer wird, als das an ihrer sittlichen Lebenshaltung. Trinkende und spielende, verlogene und scheinheilige, spitzbübische und unsaubere Priester werden für die Kirche erträglicher, als irrlehrende und dogmatisch unzuverlässige. Und letztere gelten der Kirche trotz ihres sittlichen Ernstes und frommen Wandels bald als sittlich minderwertig. So werden alle religiös-sittlichen Begriffe ausgehöhlt und in ihr Gegenteil verkehrt. Wehe uns, wenn es bei uns dahin kommt! Denn das ist die schlimmste Korruption, die es gibt, die Korruption des religiösen Gewissens!

Darum treibt es einem protestantischen Mann die Schamröte ins Angesicht, wenn man im evangelischen Lager mit geheimem Neid auf Rom und seine Machtmittel gegen den Modernismus schielt. Haben wir denn die 4 Jahrhunderte des Protestantismus umsonst erlebt? Haben wir sie vergessen, die Ströme Blutes, die unsre Väter im Kampf um das teuerste Gut der Glaubensfreiheit vergossen haben?

Man komme doch nicht mit dem ebenso unzutreffenden, als geschmacklosen Vergleich des kirchlichen Bekenntnisses mit einem Vereinsstatut! „Jeder Kegelklub", hörte ich einen bekannten Berliner Pastor sagen, „setzt dem den Stuhl vor die Türe, der sich nicht an sein Statut hält. Aber unsre Kirche ist geringer geworden, als ein Kegelklub." Ein Statut regelt die Zugehörigkeit zu einer Gesellschaft und die Pflichten des Einzelnen gegen das Ganze. Das Bekenntnis aber vermag weder den Intellekt zu binden, noch die sittliche Lebenshaltung zu beeinflussen. Nicht einmal die römische Kirche kann das religiöse Denken uniformieren, weder beim Klerus, noch bei den Laien. Und was wäre auch dabei gewonnen, wenn sich diese Uniformierung erreichen ließe? Die Welt würde nicht frömmer darum. Und das Ende wäre religiöse Erstarrung und Geistesknechtung.

Die evangelische Kirche aber kann diesen Weg nicht gehen, wenn sie nicht ihr Wesen und ihre Geschichte verleugnen will. Lernen doch bereits unsre Schüler und Konfirmanden, daß der religiöse Glaube kein äußerliches Fürwahrhalten ist. Es ist doch unwidersprechlich: die bloße Zustimmung zur Kirchenlehre macht nicht selig. Ebensowenig, wie der Zweifel an ihr von der Seligkeit ausschließt. Es ist unevangelisch, wenn hier nicht völlige Klarheit gewahrt wird. Korrekter Kirchenglaube ist doch kein Ersatz für den frommen Wandel! Selig macht nur die Gnade Gottes, nicht irgend eine menschliche Leistung, am allerwenigsten aber das sacrifizio dell'intelletto, die Hinopferung der Vernunft. Wahrhaftig! die Geschichte der Religion ist eine Geschichte der Versuche, wie man dem heiligen Gott und seinem Ernst aus dem Wege geht.

Die Zeiten der Buchstabenherrschaft sind glücklich und für immer vorüber. Der Glaube wird nicht mehr mit dem Quantitätsmaß gemessen werden dürfen.

Es wird, Gott sei Dank! immer deutlicher, daß die evangelische Kirche nicht zuerst Lehrkirche ist. Denn nicht, was wir über Christum für theologische Anschauungen haben, entscheidet über unser Christentum, sondern das, wie wir uns zu ihm stellen. Zu diesem innersten Heiligtum mag die Kirche den Weg zeigen, an seinen Toren muß sie Halt machen. Denn hier ist Gottes Domäne. Mag die Kirche ihren jungen Dienern ein religiössittliches Gelübde abnehmen, daß sie ihren himmlischen Herrn liebhaben und ihm in Treuen dienen wollen mit all ihrer Kraft. In der Lehrverpflichtung aber beschränke sie sich auf das Zentrale.

Denn die Gesinnungsgemeinschaft, nicht die Lehrgleichheit macht die Kirche. Nicht nur rückwärts, auch nach vorwärts soll die Kirche orientiert sein. Sie hat ja einen lebendigen Herrn. Und dieser, ihr König, hat etwas mit der Welt vor. Und das hat er uns im Herrngebet auf die betenden Lippen gelegt. Dies ist das Weltprogramm Jesu: daß des Vaters Name durch der Kinder Wandel verherrlicht werde; daß sein Himmelreich immer mehr Wahrheit und Wirklichkeit werde auf Erden; daß die Menschen immer treuer den Willen Gottes tun, und, wenn es sein muß, auch leiden; daß der Mammon nicht mehr herrsche auf Erden und alle Kinder Gottes in Frieden ihr eigenes Brot essen; daß alle Schuld vergeben wird, auch von den Menschen vergeben wird; daß allem Bösen das Wasser immer gründlicher abgegraben wird und seine tyrannischen Wirkungen zu nichte gemacht werden und aller Menschenjammer aufhöre! Das Ziel Jesu ist nicht eine dogmatisch uniforme, vom Modernismus nicht infizierte Kirche, sondern vielmehr: eine ganz neue menschliche Gesellschaft, sein Himmelreich! Dieses aber umfaßt das Neuwerden des Einzelnen in Sündenvergebung und Kindesglauben ebenso in sich, wie das Neuwerden und die Zukunft der ganzen Menschheit!

Was soll aber nun werden? Nun, es wird mit Gottes Hilfe vorwärts gehen. Es wird gehen, wie es immer ging: Überlebtes wird sterben, Neues wird auftauchen, und das Ewiggültige im Christentum wird über allem Kommen und Gehen durch die Zeiten strahlen. Haben wir doch mehr Vertrauen zu diesem Ewigen, mehr Vertrauen auf Gott, der über allem Geschehen waltet! Soll uns Gott umsonst mit den ungeheuren Aufschlüssen des forschenden Menschengeistes in den letzten Jahrhunderten gesegnet haben? Will er nicht seinen Kindern vorwärts helfen? Nehmen wir die sicheren Erkenntnisse als Offenbarungen Gottes in unseren Glauben hinein! Taten nicht die ersten christlichen Jahrhunderte ebenso, indem sie mit Hilfe der griechischen Weltweisheit ihr stolzes Dogmengebäude aufrichteten? Fehlt uns Heutigen dazu der Mut, so wird das Evangelium für die Welt der Gebildeten zuletzt nur noch ein Museumsgegenstand sein.

Natürlich ist diese neue Erfassung des Evangeliums nicht Sache eines Einzelnen. Es handelt sich vielmehr um ein fröhlichstarkes, frommes Werden,

in das der Einzelne dienend und opferbereit sich gestellt weiß, und über dem er den großen Weltenbauer an der Arbeit glaubt. Mögen die sich fürchten, die nur in der Vergangenheit die Wahrheit Gottes suchen! Wir wollen in frommem Vertrauen mit unserm Gott durch die Gegenwart gehen und glauben, daß ihm auch die Zukunft gehört. Wir wollen den andern, auch den schwachen Brüdern, mit Liebe begegnen und bedenken, daß schon das Urchristentum an dem Gegensatz zwischen Paulus und den Jerusalemer Aposteln hat lernen müssen, daß erhebliche Meinungsverschiedenheiten die Gemeinschaft des Glaubens nicht aufheben. Andererseits wollen wir aber auch darauf gefaßt sein, daß neues Wachstum durch viel Versuchen und Probieren, ja durch Irrtümer und offenbare Fehler hindurch muß. Aber die Wahrheit behält den Sieg.

Ich schließe mit dem schönen Wort von Professor Adolf Harnack: „Man kann in der Religion nicht alles sagen, denn sie ist ein Leben, und ein gutes Stück dieses unseres Innnenlebens ist uns selber ein Geheimnis. Aussprechen sollen wir nur, was den andern zugute kommt; das Tiefste müssen wir für uns behalten; aber Gott gebe, daß es auf das, was wir tun, wie der milde Schein einer verborgenen Sonne seinen Glanz breite. Was wir sagen können, das wechselt mit den Zeitaltern in seinen Formen, wenn auch der Gehalt derselbe bleibt. Wir sind eben jetzt wieder in einer Krisis; umso ängstlicher klammern sich viele der Besten an die Formeln. Diese Formeln mögen bleiben, solange noch ein Tropfen Leben in ihnen ist; aber das intellektualistische Zeitalter der Religion wird doch abgelöst werden durch ein anderes, das freier sein, aber es dem einzelnen schwerer machen wird, dem Ernst der Religion zu entfliehen."

Baltische Künstler in München.

II. Otto von Kursell.

Von Arthur Behrsing (Reval).

Als Otto von Kursell vor zwei Jahren in Reval eine Erstausstellung seiner Gemälde, Studien und Skizzen veranstaltete, war man allgemein verblüfft über die Reife, mit der hier ein bis dahin völlig unbekannter Künstler öffentlich zu Worte kam. Nur wenige Eingeweihte wußten um den langen und windungsreichen Pfad, der zu dem ersten nachhaltigen Erfolge geführt hatte.

Otto von Kursell.

Otto von Kursell wurde am 15. November 1884 in Petersburg geboren. Noch bevor er das erste Lebensjahr erreicht hatte, siedelten seine Eltern nach Wesenberg über. Vom 9.—13. Lebensjahre wurde er in Wayküll zusammen mit dem ältesten Sohne von Herrn von Schubert unterrichtet und trat, nachdem zugleich seine Eltern nach Reval gezogen waren, zuerst ins dortige Nikolaigymnasium, nachher in die Realschule ein, die er mit gutem Erfolge absolvierte. Hierauf studierte er $1^1/_2$ Jahre Wegebau am Polytechnikum in Riga, während welcher Zeit er zugleich Mitglied der „Rubonia" war. Die

inzwischen ausgebrochene Revolution und die unterbundenen Bildungsmöglichkeiten im Lande nötigten ihn, der Heimat den Rücken zu kehren. Er ging nach Dresden in der Absicht, an der Technischen Hochschule Architektur zu studieren, aber schon nach zwei Jahren gab er das Studium auf und entschloß sich, Maler zu werden.

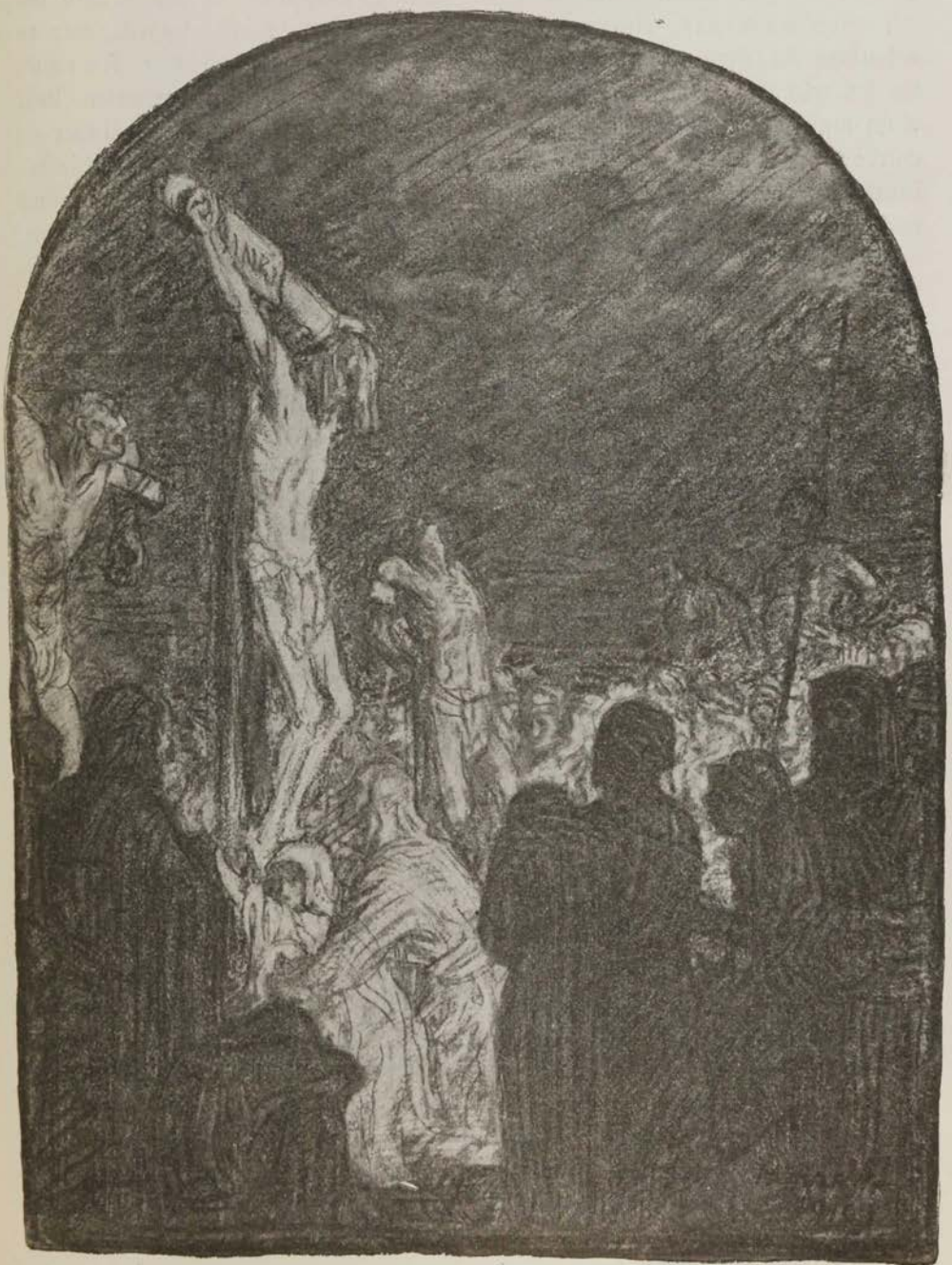
Halten wir hier, an dem für ihn wichtigsten Moment seines Lebens angelangt, einen Augenblick inne, um zu den oben skizzierten äußeren Ereignissen die parallel laufenden inneren, für seinen Werdegang als Künstler ausschlaggebenden zu suchen, so dürfen wir an den vielen latenten, künstlerisch zu qualifizierenden Potenzen des alten Edelgeschlechts, dem K. entstammt, nicht achtlos vorübergehen. Namen wie Christopher Engelbrecht und Moritz Engelbrecht von Kursell sind für immer nicht nur mit der politischen, sondern auch mit der Geistesgeschichte unseres Landes aufs engste verknüpft.*) In direkter Linie stammt K. von Christopher Heinrich von Kursell, dem sogenannten „Spandauer", ab, der seinerzeit durch sein Flötenspiel die Aufmerksamkeit des großen „Querpfeifers" Friedrichs des Großen auf sich lenkte. Von ihm hat O. v. K. neben einer warmen und aufrichtigen Liebe für die Musik die Treue sich selbst gegenüber und die Zähigkeit im Festhalten des einmal gefaßten Gedankens**) geerbt, also das, was ich mit Charakter in der Kunst bezeichnen möchte. Das zeichnerische Talent weist auf seinen Großvater, den General Konstantin von Kursell, zurück. In einer Mappe mit Rangerhöhungslisten, die zur Hinterlassenschaft des Großvaters gehört, finden sich nämlich, lose eingefügt, ein paar Blätter mit ungemein charakteristischen Karrikaturen, die, allem Anschein nach, der Hand des Großvaters zuzuschreiben sind.

Was nun K. eigene Betätigung in der Kunst betrifft, so hat er gezeichnet, solange er nur zurückdenken kann, zuerst als echter Knabe Schlachtenbilder und Köpfe. Während der Sommerferien im Schubertschen Hause, die am Violschen Strande verbracht wurden, entstanden auf flachen Strandsteinen denn auch die ersten „Landschaften", die bereits zu regulären Sextanerpreisen — — verkauft wurden. Den ersten geregelten Zeichenunterricht genoß er bei dem Zeichenlehrer der Realschule Woldemar Haller, dessen er mit Liebe gedenkt, wie er denn überhaupt an die Zeit in dieser Schule die angenehmsten Erinnerungen hat. Mit 17 Jahren malte er das Porträt seines Vaters und ungefähr um dieselbe Zeit auch das erste echt und recht bezahlte Porträt auf

*) Vgl. über diese die Schriften von Otto Magnus Stackelberg, sowie über das Geschlecht der Kursells überhaupt Seraphim, Klaus Kursell und seine Zeit.

**) Der „Spandauer" wurde von seinem ehemaligen Gönner und Heereschef, Friedr. d. Gr., in 13-jähriger schwerer Haft gehalten, weil er bei den inzwischen ausgebrochenen Feindseligkeiten zwischen Preußen und Rußland gegen letzteres, dessen Untertan er war, nicht kämpfen wollte (s. Seraphim). Diese rührende Geschichte echter deutscher Untertanentreue verdiente schon längst in unsere Schullesebücher aufgenommen zu werden.

Bestellung — ein Ahnenbild. Im Polytechnikum war es der Maler Moritz, der die Begabung seines Schülers erkannt haben mochte, da er ihn frühzeitig anstatt der Maschinen Interieurs malen ließ. Ein halbes Jahr, bevor K. nach Dresden ging, arbeitete er im Atelier des Malers Laipmann in



Reval, der ihn, wie K. sagt dem Dilettantismus endgültig entriß und der ernsten Kunst gegenüberstellte.

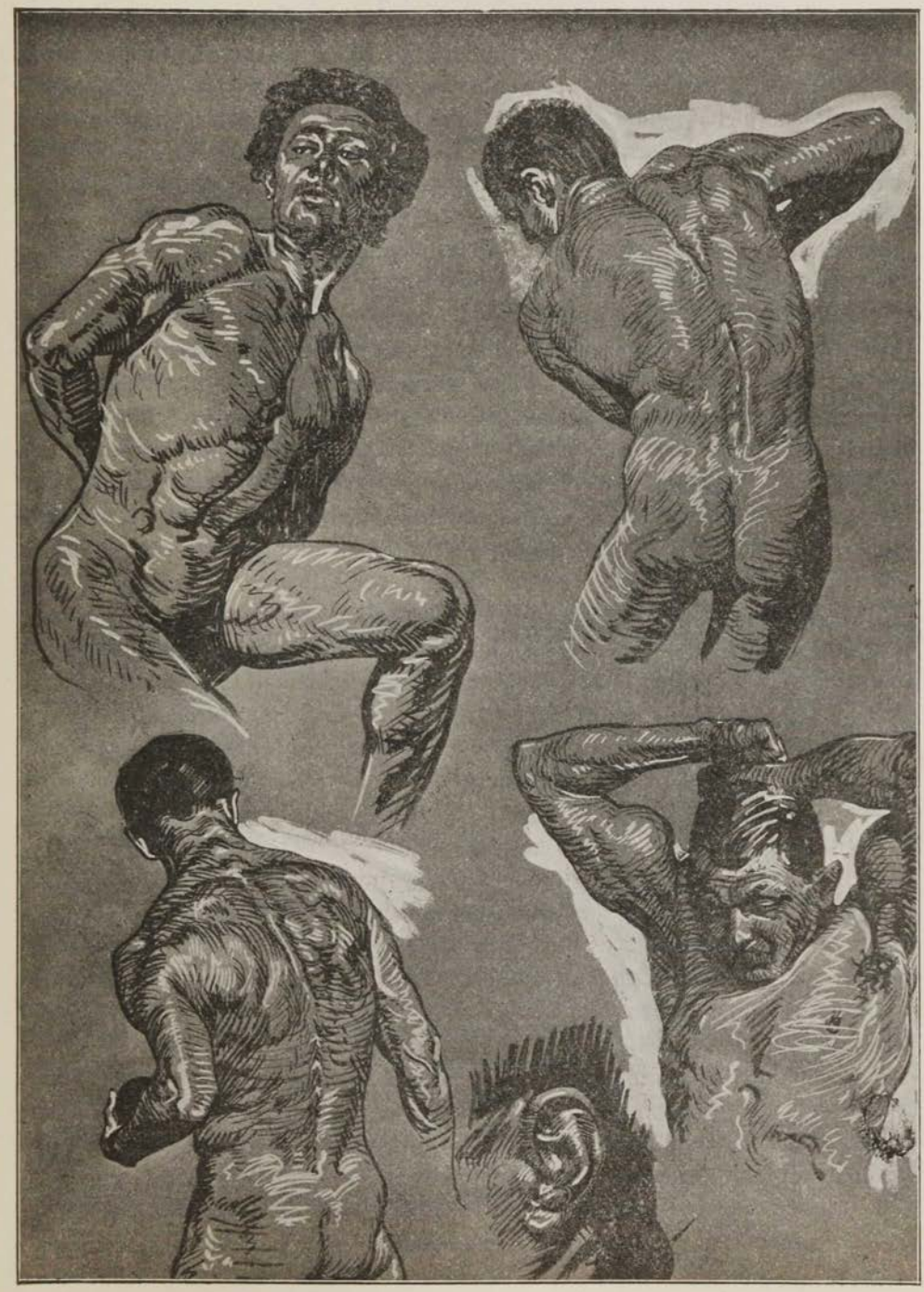
Daß K. zu einer Zeit, die endgültige Entschlüsse für die Zukunft verlangt, gerade nach Dresden kam, muß als besonders glücklicher Zufall gelten. Abgesehen von der Gemäldegalerie, deren täglicher Besucher er wurde und wo ihn besonders Tizian, Rembrandt und Velasquez mächtig anzogen, war es besonders die Arbeit im Atelier seines Landsmannes Walter-Kurau, die die rein malerischen Elemente seines Könnens reifen und erstarken ließ. Auch manche wertvolle Künstlerbekanntschaft — so mit Prof. Hans Unger — wurde angeknüpft. Einstweilen war jedoch an die Malerei als Zukunftsberuf nicht zu denken, denn noch studierte K. — Architektur. Ein Ausflug nach Bautzen öffnete ihm auch für die Schönheit dieses Berufes die Augen, und Akt und Porträt des Skizzenbuches wurden nun fleißig durch architektonische Studien unterbrochen. Daß es schließlich doch zum langerträumten Malerberuf kam, darüber erzählt K. selbst folgendes launige Geschichtchen: K. hatte in Dresden die Porträts von Prof. Reicher, seiner Frau und Tochter gemalt, die von dem Direktor der königl. Kunstsammlungen, Geheimrat Prof. Dr. v. Seydlitz, günstig beurteilt worden waren. Als K. bald darauf Gelegenheit erhielt, Geheimrat von Seydlitz persönlich kennen zu lernen, fragte er ihn, durch das ihm inzwischen bekannt gewordene günstige Urteil des Gefürchteten ermutigt, ob er ihm rate, Maler zu werden. „Nein", sagte Seydlitz, ebenso kurz, wie bestimmt. Was blieb dem jugendlichen Frager anderes übrig, als seine Lieblingspläne an den Nagel zu hängen. „Da erkrankte ich schwer — so erzählt K. selbst weiter —, „die lange Krankheitszeit gab mir Gelegenheit, über mich selbst ins klare zu kommen, und als ich wieder genesen war, war ich Maler geworden, — kraft eines inneren, unabänderlichen Entschlusses. Als ich mich nun bald darauf zum Aufbruch aus Dresden rüstete, machte ich meinen Abschiedsbesuch bei Prof. Seydlitz und verriet ihm meine Absichten. „Das freut mich", sagte er warm und schlicht. Ich konnte ihm nicht verhehlen, daß diese Worte in einem gewissen Widerspruch zu seinem früheren „Nein" ständen. „Ja", sagte Seydlitz, solange einer fragt, ob er soll oder nicht soll, sage ich immer „nein". Einer, der muß, fragt nicht!"

K. kam nun nach München, und zwar gleich in die Schule zu zwei so eminenten und in ihrer Manier doch so grundverschiedenen Könnern, wie Stuck und Habermann. Erst $1\frac{1}{2}$ Jahre Zeichenklasse bei Habermann, dann $2\frac{1}{2}$ Jahre Malklasse bei Stuck, wobei nur 1 Jahr aufs eigentliche Studium entfiel und die letzten $1\frac{1}{2}$ Jahre schon Arbeit im Meisteratelier waren. Ich habe vorhin unter K.'s Lehrern Stuck vorangestellt, obwohl er zeitlich erst in zweiter Reihe in Betracht kommt, und das mit Absicht. K.'s herbe, grade und bestimmte Art mußte sich von dem „knollborstigen und saftigen"*) Stuck von vornherein mehr angezogen fühlen, als von der krank-

*) Worte Bierbaums.

Otto v. Kursell: Porträt der Gattin des Künstlers.

haft sensitiven und sacht ironisierenden Art des Malerpsychologen Habermann. Wir wenden unsere Aufmerksamkeit daher auch zuerst dem Anteil zu, den Stuck an Kursells Entwickelung hat.



„Stuck kann, was er will, denn er weiß, was er kann", sagt Fritz von Ostini, und wer in diesem Jahr die große Stuck-Kollektion auf der Berliner Jubiläumsausstellung gesehen hat, der wird die Worte Ostinis gern unterschreiben. Dieses dämonische, man möchte sagen absolute Können mußte faszinierend auf den Schüler wirken. Und wieviel ließ sich erst rein technisch bei ihm lernen! Die Strenge der Zeichnung*), die Straffheit der Komposition, die Leuchtkraft der Farben (die Öltemperaverbindung!), die derjenigen der Böcklinschen gleichkommt, an Dauerhaftigkeit sie überflügelt; und vor allem der Grundsatz, daß das Bild im Kopf fertig sein muß, eh es auf die Leinwand kommt. Kein Komponieren, geschweige denn Farbenmischen auf der — Leinwand! Von der Palette fort drücke jeder Strich das aus, was er auszudrücken berufen ist! In solchen Prinzipien, die scheinbar nur die technische Sauberkeit betreffen, stecken erziehliche Gewalten, die den Schüler zu immer größerer Sicherheit und Kompositionsfreudigkeit fortreißen. So birgt denn auch K.'s Atelier manche, vom Standpunkt der freien Komposition, erfrischende Arbeit. Da ist vor allem das große Surportebild „Eritis sicut Deus" zu nennen, das bereits in Reval ausgestellt war und im letzten „Jahrbuch der bildenden Künste in den Ostseeprovinzen" reproduziert worden ist. Von anderen, die vorläufig den Blicken eines größeren Publikums entzogen sind, nenne ich: „Landsknechtfries" (eine hübsche Lösung des Problems, lebhafte Bewegung durch eine Gruppe gleichgearteter Dinge und Figuren auszudrücken), „der Gralsritter", „Herkules in der Wiege", „Idealismus." In diese Gruppe gehört auch die diesem Artikel beigegebene Skizze zur „Kreuzigung", die in Hinsicht auf die glückliche Verteilung von Raum und Figuren neben den vielen Stuckschen „Kreuzigungen" sehr wohl ihren Platz behaupten kann, wiewohl sie in der scharfen Trennung von Licht und Schatten lebhaft an den Meister erinnert.

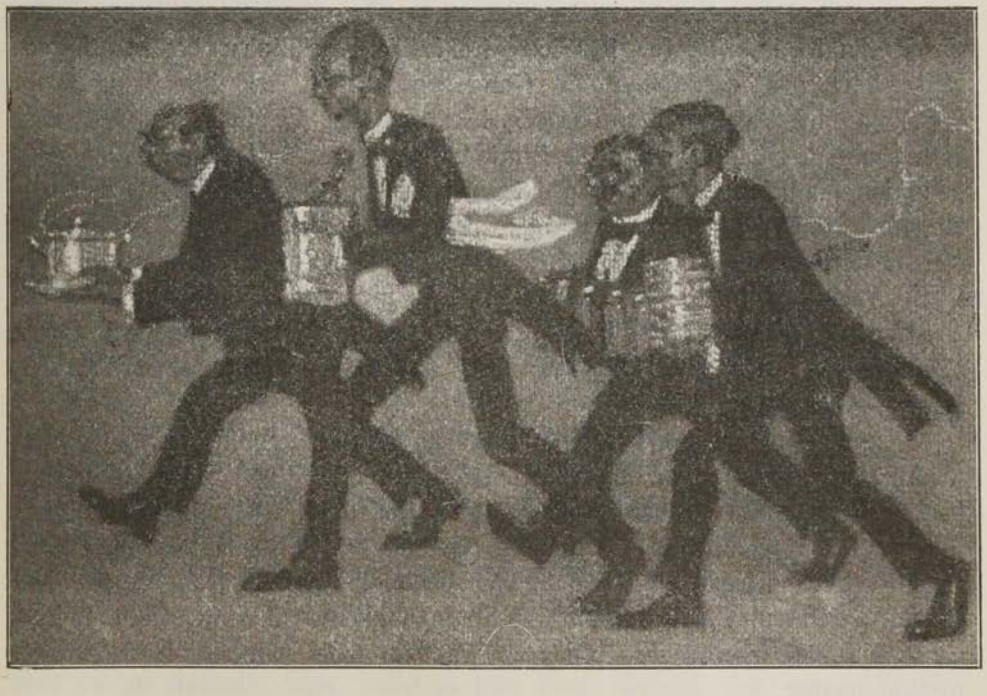
Es wäre nun aber nach dem Gesagten falsch anzunehmen, Habermann hätte auf K. geringen oder garkeinen Einfluß gehabt. Wer einmal einen älteren Habermann zu Gesicht bekommen hat, — etwa in der Galerie Thannhäuser in München —, der wird zu seinem Erstaunen bemerkt haben, daß die geniale Art Habermanns nicht auf Intuition allein, sondern — vielleicht mehr noch — auf langjährigem intensivstem und peinlichstem Naturstudium beruht. Gerade Habermann hat durch sein eminentes Können den ebenso beharrlichen Schüler gezwungen, die Zwischenstufen nicht dilettantisch tollkühn zu überspringen, sondern es ihm im Feuereifer nachzutun. K. selbst erzählt, daß er an einem Akt bei Habermann, drei Wochen lang Tag für Tag gezeichnet hat, nur um sich im Erfassen auch des geringsten Details, sowie in der Gesamtwiedergabe systematisch zu erziehen. Welche reifen Früchte dabei abfielen, davon mögen die hier beigegebenen Aktskizzen — im Original braune und weiße Tempera — einen Begriff geben.

*) Stuck begann bekanntlich als Zeichner für die „Fliegenden Blätter."

Fassen wir das Gesagte kurz zusammen, so verdankt K. Stuck das Energische der Komposition und Zeichnung, die Freude an der Farbe, die endgültige Befestigung des Glaubens an die Größe und den Wert des Malerberufs; Habermann die Liebe fürs individuelle Detail und den Sinn für die Charakterisierung des Inneren durchs Äußere. Keine Kunst muß soviel Schein bieten und durch den Schein soviel Seele durchschimmern lassen, wie die Malerei, und das lehrt Habermann.

Von zeitgenössischen Malern, die sonst für K.'s künstlerischen Werdegang in Betracht kämen, wäre außer Walter-Kurau noch Leo Putz zu nennen. Sonst blieben seine Lehrmeister die alten — Tizian, Rembrandt, Velasquez, Böcklin und immer er, der Wegweiser aller, die auf eine Vergeistigung des Lebens dringen — Leonardo!

Seit sechs Jahren ist Kursell selbständig. Das Verdienst, ihn für unsere Provinzen wiederentdeckt zu haben, hat Alexander Baron Rosen — Reval, der gelegentlich eines Atelierbesuchs bei K. die Arbeiten des Künstlers kennen lernte und sein Porträt bestellte. Das ist das erste baltische Porträt, das K. als selbständiger Künstler gemalt hat. Es offenbarte mit einem Schlage die Vorzüge seiner Porträtkunst: schier selbstverständliche Ähnlichkeit, Eleganz des Strichs und der Aufmachung, Originalität der Auffassung und Hintergrundbehandlung, die Leuchtkraft und dabei doch Dezenz, der das Auge umschmeichelnden Farbenakkorde. In kurzer Zeit folgten etwa 30 Bestellungen



nach. Die meisten dieser baltischen Porträts sind uns durch Ausstellungen in Reval und Riga bekannt geworden. Ich nenne nur die folgenden, die mir zugleich die gelungensten scheinen. Es sind. dies die Porträts der Herren: Baron Carlotto Stackelberg — Oethel, Baron Carlotto Stackelberg — Riesenberg, Moritz Engelbrecht von Kursell (der Ritterschaft geschenkt), Walther von Grünwaldt — Orisaar, und der Damen: Gräfin Stackelberg — Paggar, Frau von Brevern - Saximois, Baronin Ungern-Sternberg — Pitkaküll, sowie das seelenvolle Porträt der Mutter des Künstlers.

Zu welchen Höhen sich der kaum 30-jährige Künstler in der Porträtkunst aufzuschwingen vermag, das sehen wir an seinem neusten Werk, dem lebensgroßen Porträt seiner Gattin, das diesem Artikel in erstmaliger Reproduktion beiliegt. Ich sah das Original, das augenblicklich im Atelier des Künstlers steht, in diesem Sommer unmittelbar nach den tausend Eindrücken der großen Ausstellung im „Glaspalast". Gerade dieser glättenden, beruhigenden Hand bedurfte ich. Wie hier alles — nicht zuletzt das Format! — auf den einen großen Eindruck der vornehmen Ruhe hinarbeitet, das ist weitgehendster Anerkennung wert. Im einzelnen erkennt man die etwa im Punkt des goldenen Schnitts angebrachte Stuckesche Vertikale, in manchem reizvollen Detail, wie in den Lichtern des eben verlassenen Stuhles, Habermann, und doch ist das Bild in seiner Gesamtanlage weder der eine, noch der andere, sondern ein — Kursell.

Und damit kommen wir auf das Eigene in K.'s Kunst. Es besteht, kurz ausgedrückt, in einer glücklichen Mischung von Epischem und Lyrischem, und zwar liegt das Epische in der Zeichnung, das Lyrische in seiner Farbe. Groß, keusch, ja, fast kalt setzt seine Kohle die Umrißlinien des zukünftigen Bildes hin, und dann kommt die Farbe und haucht über das Ganze soviel Wohllaut und Wärme, daß das Spröde durch das Liebliche aufgehoben erscheint und der Eindruck von Alpenglüh'n oder einer im traulichen Kaminlicht geführten sachlichen Unterhaltung entsteht. Welche Gefühlsnote in ihm vorwaltet, ist schwer zu entscheiden. Das offenbart sich auch nicht bei näherem und längerem Studium seines Gesamtwerks. Das Lyrische ist jedenfalls das Versteckte, etwas, das der Künstler selbst nicht gleich wird wahr haben wollen und das er gelegentlich einzudämmen sucht. Ein paar Beispiele mögen das erhärten. Sie sollen zugleich dazu dienen, das Bild seiner Künstlerpersönlichkeit abzurunden.

Einmal im Frühling, als K. Landschaftsstudien machte, schrieb er mir: „Man kann eben nicht abstrakt genug malen." Dieses Wort ist bezeichnend für den Kampf des Epischen und Lyrischen in ihm. Ein anderes Mal hörte er im intimen Kreise ein Gedicht des früh verstorbenen baltischen Dichters Edgar Brasche, das genau so, wie Kursells Bilder, eine innige Vereinigung epischer und lyrischer Elemente aufweist. Mit gütiger Erlaubnis der Gattin des Dichters setze ich das bisher unveröffentlichte Gedicht hierher.

Gestalten.

Trostlos schwankende Gestalten,
Nächtlich kommt ihr ungerufen,
Naht Euch meines Herzens Stufen,
Den betauten, marmorkalten,
Und Ihr legt Euch weinend nieder,
Eure Geisterstirn zu kühlen,
Könnt Ihr denn wie Menschen fühlen?
Weinend hebet Ihr Euch wieder.

Und gehüllet in die Falten
Der Gewänder geht ihr schweigend;
Schwindet, Eure Häupter neigend,
In der Nacht, der eiseskalten.

K. malte hierzu eine Studie, und was sehen wir hier?

Alles Epische und Plastische dieses Gedichts — die „schwankenden Gestalten", die „Falten der Gewänder", die „Stufen" — finden wir in der Zeichnung; das unendlich Zarte und Geisterhafte jedoch, alles das, was in diesem Liede weint und schluchzt, liegt — in der Farbe. So wird denn die Farbe zur Trägerin und Interpretin der seelischen Qualitäten seines Malobjektes. Ton reiht sich an Ton, bis sie zusammen jenen Grundakkord ergeben, den er aus dem Objekt heraushört. Jetzt werden wir auch verstehen, warum K. den Hintergrund zu seinen Porträts, der malerisch mitreden muß, oft einfach hinzuerfindet.

Das Bild seiner Künstlerpersönlichkeit wäre jedoch unvollständig, wollten wir seinen Sinn für Humor, der sich in gelegentlichen Karrikaturen äußert, unerwähnt lassen. Es ist ein weiteres Ventil gegenübergroße Belastung seines Empfindens mit lyrischen Elementen. Die Veranlagung zu Karrikaturenzeichnungen fanden wir schon bei seinem Großvater. Die hier beigegebene Reproduktion einer Kohlenskizze redet für seine Art. Die Skizze bezieht sich auf einen Fall, der, wenn ich nicht irre, in Pest passierte. Während eines Kellnerstreiks hatten sich Studenten der Universität erboten, Kellnerdienste zu verrichten. Kursells Karrikatur zeigt uns nun die Jünger Athenens im Dienste des besorgten und geschäftigen Dionysos. In den eilig und ungelenk vorbeihuschenden Gestalten erkennt man unschwer die Vertreter der vier Fakultäten: am meisten links mit der Suppenterrine den Juristen und zukünftigen Staatsanwalt; es folgt mit dem Sektkübel der Theologe (Nichtkorporeller!); der Mediziner mit dem Sextett von Bierseideln und endlich der klassische Philologe mit dem Berg von Porzellansubstraten.

In der Sicherheit von K.'s Zeichnung, in die er sein lyrisches Empfinden nicht hineinreden läßt, in seinem Sinn für Kontur und Karrikatur liegt eine entschiedene plastische Ader, die ihn gewiß noch einmal nötigen wird, zur Versinnbildlichung seiner Gedanken zum Modellierton zu greifen.

Versuchen wir nun auf Grund des Gesagten, uns ein Gesamtbild von K.'s Malerpersönlichkeit zu machen, so haben wir einen Künstler vor uns, der weit davon entfernt, schon fertig zu sein, durch Geburt, Schulung und glück-

liche Mischung malerischer Potenzen begünstigt, einer immer reicheren und weitere Kreise ziehenden Entfaltung seines Talentes entgegenreift.

In aller Stille.

Es verlohnt sich wohl, daß wir ihn in dieser Stille aufsuchen, zumal Landsleute immer gern gesehene Gäste im K.'schen Heime sind.

Zu diesem Zweck müssen wir München selbst, der Stadt der 6000 Künstler und unzähliger Kunstrichtungen den Rücken kehren. K. gehört einstweilen zu keiner von ihnen. Ein Balte isoliert sich gern. Zwischen ihm und den Fremden liegt immer ein Stück Heimat, — Heimatstolz. Wir setzen uns also in die Elektrische und fahren in südwestlicher Richtung bis dahin, wo sie gänzlich stillsteht. Wir sind am Waldfriedhof. Und nun „laufen" wir, vorbei am stimmungsvollen Waldfriedhof, durch ein von Unken und Eulen bewohntes „Holz", bis wir vor Wiesen und Kartoffelfeldern stehen. Solche Wiesen und Kartoffelfelder gibt es auch in Estland.

Links am Wege liegt das Dorf Großhadern. So ziemlich am Anfang steht die K.'sche Villa inmitten einiger anderer, die gleichfalls von Künstlern bewohnt sind, solchen, die München entweder noch vor oder schon hinter sich haben. Ein schmales Pförtchen läßt uns ein, ein Köter kündigt den Besuch an. Nur das erste Mal, denn als einziger Wächter führt er Buch über alle, die aus- und eingehen und empfängt uns das nächste Mal schon mit devotem Kopfnicken und Winseln. An der Tür mit den feuerroten Geranien klingeln wir, und sobald sich die Haustür hinter uns schließt, fühlen wir in den ersten zehn Minuten, daß wir in dem Heim eines Balten, und in den nächsten zehn, daß wir in dem Heim eines Künstlers sind. Draußen und drinnen Rosen und Sonnenschein, unten das Walten der Hausfrau und das Lachen eines prächtigen rotlockigen Buben, oben die Fremdenzimmer, die Bibliothek und das schöne große Atelier mit dem Blick auf — die Kartoffelfelder und Wiesen und die Silhouette von München-Pasing am fernen Horizonte. Dieses Heim ist nach K.'s eigenem Plan erbaut — die Dresdener Architekturstudien!—, und einem baltischen Gast schlägt das Herz vor Freude und Stolz, wenn er erfährt, daß an diesem sonnigen Maleridyll — die Anerkennung der Landsleute gebaut hat.

Möchte sie ihm auch in Zukunft treu bleiben.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Das nördliche Eismeer und die wirtschaftliche Erschließung Sibiriens.

Von Oskar Grosberg (St. Petersburg).

Die Ereignisse der jüngsten Zeit, die „Correct"-Expedition unter der Leitung Fritjof Nansens und die Entdeckung eines neuen Festlandes oder Archipels durch Wilkizki, haben die Aufmerksamkeit auf Nordsibirien und auf die Versuche zur Erschließung dieses ungeheueren Landes voll unerschöpflicher Reichtümer gelenkt. Es handelt sich hier um ein wirtschaftliches Problem, das umso interessanter ist, als es schon einmal gelöst worden, dann aber völlig in Vergessenheit geraten oder vielmehr gezwungen worden war und erst in jüngerer Zeit wieder zu umso größerer Bedeutung gelangt ist, als neben den wirtschaftlichen Erwägungen solche politischer Natur mitsprechen. Man wird sich kaum einer Übertreibung schuldig machen, wenn man sagt, daß der Seeweg durch das Eismeer eine der großen Weltfragen darstellt, deren allendliche Lösung eine wesentliche Verlegung des Schwerpunktes des Weltmarktes für Rohstoffe herbeiführen muß.

Bevor wir auf die, im Eismeere erzielten, bedeutsamen praktischen Errungenschaften der allerneuesten Zeit eingehen, sei ein Blick auf die in hohem Grade interessante Vergangenheit des Seeweges zwischen Europa und Sibirien geworfen.

Es erweist sich auf Grund unanstreitbarer Dokumente, daß dieser Seeweg im Mittelalter nicht nur bekannt, sondern sehr stark befahren worden ist und daß russische Seefahrer, sowie auch Ausländer lange vor der Eroberung Sibiriens auf dem Seewege dorthin gedrungen waren, dort lebhaften und lohnenden Handel betrieben und Niederlassungen gegründet hatten. Man darf annehmen, daß man die Jenisseimündung schon im 12. Jahrhundert erreicht hatte. Dokumentarisch festgestellt sind Fahrten durchs Eismeer nach den eingehenden Untersuchungen P. N. Kupniskis zu Ende des 15. Jahrhunderts. Die spärlichen Quellen, die anfänglich nur knappe Tatsachen anführen, fließen zu Beginn des 17. Jahrhunderts reichlicher.

Zu dieser Zeit wurden häufige Expeditionen nach der Stadt Mangaseja unternommen. Das Gründungsjahr dieser einst blühenden Handelsstadt, die nun spurlos vom Erdboden verschwunden ist, ist in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts zu verlegen, da Mangaseja zu Beginn des 17. Jahrhunderts bereits ein großes Gemeinwesen war, das einen lebhaften Seehandel mit Russen und Ausländern trieb.

Die nähere Bekanntschaft Moskaus mit dieser Stadt führte zu ganz unerwarteten Folgen. Während bis dahin die Nordküste Sibiriens kühnen Seeleuten zugänglich gewesen war, wobei es keineswegs ausgeschlossen ist, daß diese sogar die nordöstliche Durchfahrt erzwungen hatten, erfolgte nun-

mehr ein Befehl, der das Eismeer für Jahrhunderte abschloß, in der Bevölkerung Rußlands den seemännischen Geist tötete und Sibirien unendlichen Schaden zufügte.

Im Jahre 1616 berichtete der Wojewode von Tobolsk, Kurakin, daß es einen Weg durchs Eismeer gibt, den sowohl Russen als auch Ausländer benutzen, wobei sie in Archangel Lotsen nehmen, die den Weg genau kennen und auf dem sie in das Karische Meer und von dort in den Ob, Tas und Jenissei vordringen. Kurakin bestand darauf, daß dieser Weg gesperrt werde, da er befürchtete, daß die „deutschen Leute" mit Heeresmacht anrücken und den sibirischen Städten Schaden zufügen könnten.

Die Furcht vor den „Deutschen", wie man damals alle Ausländer nannte, hatte zur Folge, daß man von Moskau aus den strengen Befehl erteilte, den Ausländern nicht mehr Lootsen zu stellen und ihnen den Zugang zum Karischen Meere zu verwehren. Wie wir später sehen werden, ist die vor drei Jahrhunderten geübte Absperrungspolitik in unseren Tagen wieder lebendig geworden und man hat heute wie damals sich neuanbahnende Handelsbeziehungen in Nordsibirien mit Erfolg vernichtet.

Als dieses ganz aus dem Geiste der Zeit geborene Verbot erfolgt war, wurde es den sibirischen Kaufleuten klar, daß sie Gefahr liefen, wertvolle Handelsbeziehungen einzubüßen; sie erklärten daher mit allem Nachdruck und einer schlichten Diplomatie, daß ein Seeweg nach Sibirien überhaupt nie existiert habe, weil das Eismeer mit ewigem Eise bedeckt sei! Die Berichte über die Fahrten von Ausländern erklärten sie kurzerhand für üble Verleumdung und man verfügte, daß Personen, die von diesem Seeweg sprachen, „erbarmungslos geschlagen" würden, damit keine Verwirrung im Volke entstehe.

Trotz alledem suchten die Sibirier gleichzeitig um die Genehmigung zur weiteren Benutzung des so energisch verleugneten Seeweges nach, und diesem Gesuche wurde seitens der Moskauer Regierung treuherzig Folge gegeben. Doch konnte der Wojewode Kurakin sich nicht von seinen Beklemmungen befreien und er wurde aufs neue bei der Moskauer Regierung vorstellig. Die Regierung ging wieder ebenso entschlossen wie unüberlegt vor, — sie erließ erneut den gemessenen Befehl, den Seeweg durch das Eismeer zu sperren. Zuwiderhandelnde bedrohte sie mit Todesstrafe. Diese Verfügung wurde im Laufe der nächsten Jahre wiederholt in Erinnerung gebracht, und man errichtete besondere Wachposten an den Mündungen der sibirischen Flüsse, die die Aufgabe hatten, Schiffen den Zugang unbedingt zu verwehren.

Diese Maßnahmen führten, wenn auch nicht gleich, so doch im Laufe einiger Jahrzehnte zum erwünschten Ziele, — der Seeweg durch das Polarmeer geriet in Vergessenheit, der Verkehr hörte völlig auf.

Der Norden Sibiriens vereinsamte, der lebhafte Handel Mangasejas geriet in Niedergang, denn dieses Zentrum war lediglich auf den Transithandel angewiesen, da es auf dem Landwege vom Süden nur unter außer-

ordentlichen Schwierigkeiten zu erreichen war. Das Hinterland Magasejas war jedoch nicht nur auf die Ausfuhr über See angewiesen, sondern es erhielt auch auf diesem Wege Getreide und andere Bedarfsartikel. Die Stadt führte fortab nur noch ein elendes Scheindasein, bis sie 1845 von einer Feuersbrunst vernichtet wurde und seither spurlos vom Erdboden verschwunden ist. Man kennt heute nicht einmal die genaue Lage der Stadt in diesem wenig erforschten Gebiete.

Auf diese Weise wurde der ganze ungeheure Norden Sibiriens wirtschaftlich lahmgelegt und nicht nur das: die Kenntnis des Seeweges durch das Eismeer ging völlig verloren. Das Meer wurde allmählich mit der Legende der Unbefahrbarkeit umgeben, es verlor seine Länder verbindende Eigenschaft.

Eine von der Kaiserin Anna Joannowna ausgerüstete Expedition ergab keine praktischen Resultate, — sie befestigte nur die Anschauung, daß das Polarmeer für Schiffe unpassierbar sei. Spätere Expeditionen bestätigten diese Auffassung und selbst K. E. von Baer war der Meinung, daß das Karische Meer vergletschert sei. Das Urteil Baers galt als maßgebend, es wurden daher keine Versuche gemacht, dieses Urteil zu widerlegen, umso weniger, als der Norden nunmehr wohl wissenschaftliches, aber kein wirtschaftliches Interesse erregte; man hielt ihn bis in die allerletzte Zeit für wirtschaftlich bedeutungslos.

Währenddessen verödete, wie gesagt, Nordsibirien immer mehr. Die zahlreiche und betriebsame russische Bevölkerung zog in den Süden, oder sie vermischte sich mit den Eingeborenen bis zur völligen Aufgabe ihrer Nationalität und kulturellen Eigenart. Die reichen Naturschätze dieses ungeheuren Gebiets lagen unbenutzt.

Erst um das letzte Drittel des 19. Jahrhunderts wurde das Interesse für den Norden wieder lebendig und zwar dank den Bemühungen zweier Sibirier, die mit dem Weitblick des großen Kaufmanns erkannt hatten, daß Sibiriens Zukunft in hohem Maße von dem Seeweg durch das Polarmeer abhängig ist. Die Namen dieser Männer sind allgemein bekannt: Ssidorow und Ssibirjakow. Sie suchten mit eiserner Energie und Aufwand enormer Mittel den alten Seeweg zu beleben. Sie rüsteten Expeditionen aus, von denen die erfolgreichste die Wega-Expedition Nordenskjölds gewesen ist, der als erster die sogenannte nordöstliche Durchfahrt erzwang, d. h. aus dem Atlantischen Ozean in den Stillen Ozean gelangte.

Dank den Bemühungen Ssidorows und Ssibirjakows und den Expeditionen Nordenskjölds wurde die Legende von der Unbefahrbarkeit des Eismeers zerstört, und in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts begannen sich wieder ausländische Schiffe an den Mündungen der großen westsibirischen Flüsse zu zeigen, wenngleich die Fahrt dorthin im Hinblick auf die völlige Abwesenheit von Karten und Seezeichen mit großen Schwierigkeiten und

Gefahren verknüpft war. Man ließ sich aber dadurch nicht abschrecken, denn man hoffte auf vorteilhaften Handel, der umso lockender erscheinen mußte, als unsere Regierung der einsetzenden Bewegung in verständiger Weise entgegenkam und die sibirischen Flußmündungen als Freihäfen erklärte. Freilich befolgte man leider auch hier alsbald die beliebte Pendelpolitik, indem man die Freihafenrechte terminierte. Wie S. W. Wostrotin, dem wir ein wertvolles Werk über den Handel Sibiriens verdanken, mit Recht ausführt, wurde auf diese Weise die feste Grundlage des kaufmännischen Kalküls wesentlich erschüttert. Trotz dieser Erschwerung trafen aber bald in Sibirien ganze Flotillen ein, die nicht nur verschiedene Waren anbrachten, sondern auch Rohstoffe, insbesondere Getreide ausführten. Es schien, als ob sich feste vielversprechende Handelsbeziehungen anbahnen und Nordsibirien dem Weltmarkte zugänglich gemacht werden sollte. Welche Bedeutung das gehabt hätte, ist unschwer zu ermessen.

Leider wurden diese vielverheißenden Ansätze im Keim zerstört: das Finanzministerium änderte seine Politik und hob die Freihafenbestimmungen auf. Das geschah unter dem Drucke eines Klüngels von Moskauer Kaufleuten, die in Sibirien eine Monopolstellung einnahmen und im Aufblühen des Seehandels nicht ohne Recht eine Schädigung ihrer Interessen erblickten, die ihnen umso empfindlicher sein mußte, als der sibirische Handel enormen Gewinn abwirft. Die Einführung umständlicher Zollformalitäten tat ein Übriges, — der Auslandhandel versickerte, bis er schließlich ganz aufhörte. Die Politik des Finanzministeriums zeigte demnach eine Tendenz, die nicht als Zollschutz bezeichnet werden kann, sondern als Bestreben, den Seeweg durch das Eismeer zu zerstören. Die Maßnahmen der Regierung im Jahre 1900 glichen also, wie ein Ei dem anderen, den Verfügungen der Moskauschen Regierung vom Jahre 1616! Freilich wurde der Seeweg nicht durch Androhung „erbarmungsloser" Prügel und der Todesstrafe gesperrt, sondern durch die modernen Mittel der Zollpolitik, die viele ausländische und russische Unternehmer völlig ruinierten.

Seither hat diese kurzsichtige Politik sich leider nicht geändert, sondern das Finanzministerium hält an ihr mit einer Beharrlichkeit fest, die einer besseren Sache würdig wäre. Alle späteren Versuche, die reichen Produkte Sibiriens auf dem Seewege dem Weltmarkte zuzuführen, sind daher kläglich gescheitert. Den letzten Versuch unternahm im Jahre 1911 Kapitän Webster, der mit einer Ladung verschiedener Waren in der Jenisseimündung einlief. Seine Waren wurden sequestriert und so hoch verzollt, daß Webster enorme Verluste erlitt und für alle Zeiten von weiteren Versuchen abgeschreckt wurde.

Die im 17. Jahrhundert erfolgte Sperrung des Seeweges Archangel-Ob-Jenissei scheint auch den Verkehr an der ausgedehnten Küste des Jakutengebiets lahmgelegt zu haben, wenngleich man in Moskau damals von diesem Gebiete kaum eine Ahnung hatte. Die russische Bevölkerung dieses Gebiets

beschäftigte sich von altersher mit Seefahrt, und es ist erwiesen, daß lange vor Bering der Kosak Deschnew die nordöstliche Durchfahrt entdeckt hatte. Bekannt ist auch der Name des kühnen Schalaurow, der im 18. Jahrhundert ausgedehnte Expeditionen unternahm und bei einer solchen unterging. — Auch in der Bevölkerung dieses Gebiets erlosch auf Jahrhunderte hinaus der seemännische Geist, und das Jakutengebiet ist uns infolgedessen eine terra incognita, der Inbegriff der Weltabgeschiedenheit, die so groß ist wie sonst keines anderen bewohnten Punktes der Erde.

Der hohe Norden Sibiriens, oder vielmehr das Eismeer, interessierte fortan nur noch die Forscher, deren Namen in der Geschichte der Polarforschung ruhmreich glänzen. Ihre Aufgabe war jedoch nicht die Lösung wirtschaftlicher Fragen. Diese rückten erst dann in den Vordergrund des Interesses, als in Alaska sich neue wirtschaftliche Perspektiven eröffneten und die allgemeine Aufmerksamkeit Amerikas sich auf die Polarzone richtete. Die Amerikaner verkehren mit ihren flinken Schiffen seither auch an der Jakutenküste und man muß annehmen, daß sie ihre Rechnung hierbei finden. Jedenfalls ist in der russischen Presse immer wieder von den amerikanischen Raubschiffen die Rede gewesen, die u. a. mit geholfen haben, die kostbaren Kotik-Bestände zu dezimieren.

Trotzdem hatte sich in Rußland niemand gefunden, der es versucht hätte, eine kaufmännische Expedition an die Mündungen der Kolyma oder der Lena zu unternehmen, oder gar weiter westwärts über Kap Tscheljuskin hinauszubringen. Erst im Jahre 1911 lief in der Kolyma der Dampfer der Freiwilligen Flotte „Kolyma“ aus Wladiwostok mit verschiedenen Waren ein, worüber ein außerordentlich interessanter Bericht des Kontreadmirals P. A. Trojon vorliegt.

Die Bedeutung des Seeweges ist für Ostsibirien wesentlich größer als für Westsibirien, denn der Norden dieses ungeheuren Gebiets verfügt über keine Verkehrsmittel, sondern alle Waren, auch Getreide, müssen auf dem Landwege aus enormen Entfernungen mit enormen Kosten angebracht werden.

J. P. Tolmatschew berichtet, wie es darum steht: Die Fracht für ein Pud Ware aus Jakutsk nach dem Kolyma-Gebiet beträgt 8 bis 12 Rbl. Die Bevölkerung des Gebiets, die sehr wohlhabend ist, muß daher auf viele Waren ganz verzichten; ein Pud Mehl wird dort mit 10 Rbl., ein Pfund Zucker mit einem Rubel bezahlt. Diese Preise bedürfen keiner weiteren Beleuchtung, sie deuten darauf hin, daß der Warentransport auf dem Seewege die Preise herabdrücken und zugleich einen Markt von großer Aufnahmefähigkeit eröffnen würde.

Doch von den wirtschaftlichen Perspektiven soll weiter die Rede sein — fassen wir zunächst die Möglichkeit des Seeverkehrs im Polarmeere ins Auge. Was den Verkehr mit Westsibirien anlangt, so dürften hierüber kaum Zweifel bestehen, denn diese sind durch dreihundertjährige Versuche mit Erfolg zerstreut

worden. Diese Strecke allein genügt aber nicht, sondern es werden nunmehr alle Anstrengungen gemacht, um die Verbindung des Atlantischen Ozeans mit dem Stillen Ozean durch das Polarmeer herzustellen. Wenn die Expeditionen Ssidorows und Ssibirjakows sich in völlig unbekannten Gewässern vorsichtig tastend fortbewegen mußten, so ist seither das Polarmeer wenigstens soweit erforscht worden, daß es ohne sonderliche Gefahr befahren werden kann. Eine ganze Reihe von Expeditionen hat sich mit seiner Erforschung zu Schiffahrtszwecken beschäftigt, und noch gegenwärtig sind die Spezialdampfer „Taimyr" und „Waigatsch" unter dem Kommando des Kapt. Wilkizki mit hydrographischen Arbeiten beschäftigt, wobei Wilkizki die Entdeckung eines Festlandes oder Archipels geglückt ist, dessen Vorhandensein Baron Ed. von Toll mit dem Seherblick des berufenen Forschers vorausgesagt hatte. Weitere Expeditionen zwecks hydrographischer Aufnahmen sind in Aussicht genommen worden, denn es ist noch viel zu tun. Immerhin steht aber schon jetzt fest, daß die Verbindung zwischen den Ozeanen möglich ist, — freilich bietet sie gewisse Schwierigkeiten, die nur durch einen besonderen Typus stark gebauter Fahrzeuge überwunden werden könnten, wie das das Beispiel der „Wega", „Lena", „Fram" und „Sarja" lehrt, die die schwierige Passage um Kap Tscheljuskin ohne sonderliche Gefährdung bezwangen. Doch diese Tatsache darf nicht von durchaus notwendigen weiteren Forschungen in diesen zum großen Teil noch ganz unbekannten Gebieten abhalten. Es ist zu bedauern, daß man den 1905 gefaßten Plan einer großen Landexpedition hat fallen lassen, denn die rasche und allseitige Erforschung der Schiffahrtsbedingungen im Polarmeer ist eine zwingende Notwendigkeit.

Der Zwang der Notwendigkeit aus politischen Rücksichten trat während des Japanischen Krieges in die Erscheinung, als große Truppenmassen und Kriegsmaterial in den Fernen Osten in relativ kurzer Zeit geworfen werden mußten und Rußland vor der verzweifelten Aufgabe stand, eine Kriegsflotte aus der Ostsee in den Stillen Ozean zu entsenden. Daß die damals eingleisige Sibirische Bahn, die zudem noch durch den Baikal unterbrochen wurde, versagen mußte und auch versagte, darf niemanden Wunder nehmen, denn keine Bahn der Welt wäre imstande, den Ansprüchen zu genügen, die an die Sibirische Bahn gestellt wurden.

Es ist bezeichnend, daß damals niemand an den Weg durch das Eismeer dachte und daß man auf diesen Weg erst durch Artikel englischer Blätter aufmerksam gemacht werden mußte. Es war, wenn wir nicht irren, die „Times", die ihre Verwunderung darüber aussprach, daß das Geschwader Roshenstwenskis nicht den näheren Weg durch das Eismeer genommen habe. Der Grund dafür bestand aber, wie man in Rußland zugeben mußte, darin, daß der Weg durch ein russisches Meer unbekannt und unbezeichnet war. Das Geschwader, das keine Zeit zu verlieren hatte, durfte sich nicht auf ein ungewisses Experiment einlassen; dagegen benutzte man, freilich erst spät, den

Seeweg zur Entlastung der Sibirischen Bahn. Das Verkehrsministerium rüstete im Jahre 1905 unter der Leitung des Generals A. J. Wilkizki (des Vaters des Entdeckers von Nikolai II-Land) aus. Von 26 wenig zweckentsprechenden, Hals über Kopf zusammengelesenen Fahrzeugen gelangten 22 in die Jenisseimündung und sie löschten über 10.000 Tonnen Fracht.

Aus diesen hier nur ganz flüchtig skizzierten Beispielen ergibt es sich, welche wichtige Rolle das Eismeer im Japanischen Kriege hätte spielen können, wenn es im Laufe der Jahrhunderte genügend erforscht worden wäre. Daß das Eismeer auch in Zukunft unter Umständen eine politisch bedeutsame Rolle spielen kann, unterliegt keinem Zweifel.

Viel wichtiger und näherliegend ist aber die wirtschaftliche Erschließung Nordsibiriens, die ohne Hilfe des Eismeeres überhaupt nicht in die Wege zu leiten ist, es sei denn, man legte eine nördliche Sibirische Magistrale an, deren Bau Milliarden erfordern würde und die doch nicht imstande wäre, Sibirien zu der Stellung auf dem Weltmarkte zu verhelfen, zu der dieses Wunderland prädestiniert ist. Sibirien wird mit hunderttausenden Bauern besiedelt, die hier frei von allen Hinderungen einen jungfräulichen Boden von zumeist vortrefflicher Ergiebigkeit bearbeiten. Schon jetzt erzeugt Sibirien einen Überschuß an Getreide, der nach Abfluß verlangt. In absehbarer Zeit wird die Produktion eine Ziffer erreichen, die Rußland die führende Stellung auf dem Getreidemarkte sichern muß, — wenn diese Getreidemassen nicht die hohen Spesen des Eisenbahntransports zu tragen haben werden, sondern wenn es möglich sein wird, sie auf den mächtigen Strömen Sibiriens ins Eismeer und von dort ins Ausland zu schaffen. Der unerschöpfliche Waldreichtum Sibiriens ist nach Milliarden zu bewerten. Dieser Reichtum, der seit Jahrhunderten ungenutzt liegt, könnte sich dank dem Seewege in klingende Münze verwandeln und der Staatskasse Ressourcen zuführen, die die Säule unseres Budgets, den Branntweinverkauf, missen lassen könnten.

Die Wälder Sibiriens sind zu einem großen Teil der Axt des Ansiedlers und dem Feuer verfallen, denn für die kostbaren Stämme gibt es keine Verwendung. Der örtliche Verbrauch kann nur einen ganz geringen Teil des jährlichen Zuwachses verwenden.

Die Mineralreichtümer Nordsibiriens sind noch zu wenig erforscht, um von ihnen reden zu können, doch muß man annehmen, daß auch in dieser Beziehung vielfache Aussichten sich ergeben werden.

Wenn Sibirien bisher eine Kolonie gewesen ist, die dem Staate nur ungeheuere Summen gekostet hat, so ist diese Kolonie schon jetzt imstande, einen Teil der Aufwendungen zurückzuzahlen. Die Produktionsfähigkeit des Landes steigt von Jahr zu Jahr, während die Absatzmöglichkeiten für den Norden gleich Null sind. Es wäre jedenfalls ein wirtschaftlicher Mißgriff ohnegleichen, wenn man das Land sozusagen im eigenen Fette ersticken ließe, d. h. nicht für den Abfluß der Überschüsse sorgen wollte, denn auf diese

Weise würde man sich eines Absatzmarktes von einer Aufnahmefähigkeit, die bald beinahe unbegrenzt sein wird, begeben. Es ist klar, daß ein Land, das Naturalwirtschaft betreibt, keinen Absatzmarkt für die Industrie bilden kann.

Wir sehen mithin, daß die Verhältnisse sich wesentlich erweitert haben. Wenn früher Nordsibirien der Einfuhr wegen des Eismeeres bedurfte, so steht nunmehr das Interesse der Ausfuhr an der Spitze. Und mit der Ausfuhr steht und fällt die wirtschaftliche Bedeutung Sibiriens, steht und fällt eine der bedeutendsten wirtschaftlichen Hilfsquellen des Reichs. Die Erschließung des Seeweges ist heute kein verwegenes Wikingerabenteuer, sondern eine durch die Kolonisation Sibiriens bedingte wirtschaftliche Notwendigkeit. Man klagt so oft über die mangelnde Unternehmungslust im Lande, — wir haben gesehen, wie diese Unternehmungslust im 17. Jahrhundert und in unseren Tagen gewaltsam niedergehalten worden ist. Wenn dieses System im Mittelalter seine raison d'être gehabt hatte, so kann die Politik der zeitgenössischen Finanzverwaltung in keiner Weise gebilligt werden, denn sie setzt die Interessen eines Klüngels über die Interessen eines Landes, das einen halben Weltteil umfaßt, und über die vitalen Interessen des Reichs.

Die „Correct"-Expedition, die von keinem Geringeren als Fritjof Nansen geleitet worden ist, hat nochmals erwiesen, daß in russischen Adern noch ein Tropfen Wikingerblut kreist, daß der Weg durch das Eismeer keine Chimäre ist. Trotzdem ist die erste Äußerung über das Gelingen dieser bedeutsamen Expedition nicht ein Ruf der Genugtuung gewesen, sondern ein schwächliches Gezeter quasi-patriotischer Geldsäcke, die vom Geiste jenes Kurakin erfüllt sind, der Sibirien auf drei Jahrhunderte in den Todesschlaf versenkte.

Wir zweifeln nicht daran, daß die ruhmvollen Traditionen der russischen Polarforschung fortgesetzt werden, daß sich Männer finden werden, die die noch vorhandenen Lücken auf der Karte Nordsibiriens ausfüllen und damit einen Teil von den Schrecken des Weges im Polarmeer nehmen werden. Doch schon jetzt bietet der Weg nicht mehr Schwierigkeiten, die unüberwindbar wären. Das Eismeer würde sich mit einem Schlage beleben, wenn man sich dazu entschlösse, die Zollschranken aufzuheben, die unter Umständen undurchdringlicher sind als eine chinesische Mauer. Die Correct-Expedition hat erneut den Beweis erbracht, daß die Fahrt von Ozean zu Ozean möglich ist, daß Sibirien sich ohne weiteres einen Platz am Weltmarkte erobern kann, wenn man es von der Knebelung befreit und dem Lande Ellenbogenfreiheit gewährt.

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Reiseeindrücke aus Turkestan.

Von Johannes Kordes. (Moskau.)

5.*)

In der Wüste.

Nun sitzt man wieder im Eisenbahnwagen, wieder rattern die eisernen Räder, immer weiter geht es nach Buchara. Heiß und schwül war die Fahrt von Kokand nach Samarkand, aber im Grunde ein Kinderspiel gegen die jetzige Hitze und Schwüle. Bald verläßt der Zug die saftig-grüne Samarkander Oase und fährt meist durch öde, gelbe, traurige Sandstrecken.

Man will zum Fenster hinaussehen, aber das ist nicht so leicht: der blendende heiße Sand, die trostlose Öde, die Schwüle und die Sonnenglut lähmen die Sehkraft. Die Augen schmerzen. Der Durst wird wieder unerträglich, obwohl man vor einer halben Stunde erst zwei Flaschen Selters heruntergestürzt hat. Der Zug führt gottlob auch einen Restaurationswagen; jeder, der sich noch irgendwie in dieser erschlaffenden Glut vorwärtsbewegen kann, schleppt sich dorthin, denn da ist es noch am „luftigsten". Ich gehe hin und vertilge wiederum Mengen von Flüssigkeit. Ich habe wohl nie in meinem Leben so viel Limonade und Selters getrunken, wie auf der Eisenbahnfahrt durch Turkestans glutheiße Wüstenöden, und war doch immer durstig. Auch allen anderen erging es nicht besser: man trinkt und fühlt geradezu, wie die getrunkene Flüssigkeit sich auf der Haut sofort wie Äther verflüchtigt.

Ab und zu rafft man sich auf und wirft einen Blick durch die Waggonfenster, in die lähmende Sonnenglut hinein.

Die Landschaft ist sandig, lehmig, menschenöde; nur fern, fern am Horizont gewahrt man ein andere Farbe: schwach violette dunstige Berge und Hügelreihen. Sehr selten tauchen grüne Inselchen auf, und dann gewahrt man sofort graue sartische Lehmhütten in diesem Grün.

Aber allmählich schwinden auch diese letzten grünen Lebenszeichen, und das Auge blickt in ein Land der Hitze, des Durstes, der Unfruchtbarkeit. Nur ab und zu erfreuen den Blick einige schöne Überraschungen: plötzlich tauchen Zauberlandschaften vor den erstaunten Augen aus der gelben Öde empor; man gewahrt Bäume, die sich seltsam verschlingen, dichtbelaubt, und Wasser, sehr viel blendend-helles Wasser. Dann läuft einem beinah auch das Wasser im Munde zusammen, bis man endlich zu seinem Bedauern einsehen muß, daß alles nur eine Täuschung, eine Fata-Morgana gewesen war, denn schnell vergeht das Zauberbild . . .

---

*) Fortsetzung der Aufsatzreihe im 1. Jahrgang (1912): „Auf dem Wege nach Turkestan" (Heft 6), „In Kokand" (Heft 7), „Auf dem Lande bei Kokand" (Heft (10, 11.), und im laufenden Jahrgang: „Auf der Fahrt nach Samarkand" und „In Samarkand" (Heft 8).

Im Restaurationswagen hat sich so ziemlich alles eingefunden, was noch „jappen" kann. Mir gegenüber sitzt ein ernster Greis, der sich als ein Herr so und so — ein Künstler — vorgestellt hat. Ich glaube es ihm, denn ich habe ihn in Samarkand die Zaubertrümmer malen sehen. Nun fährt er auch nach Buchara und schwärmt von der Stadt: er spricht von den eigenartigen Teichen, die sich inmitten der Stadt befinden, vom Emir von Buchara, der seltsamen Staatsverfassung dieses Landes, er schwärmt von der Buntheit des Bazars, die ihresgleichen nicht auf Erden besitzen soll. Das sei eine Farbenorgie, meint er, getaucht in blendende Glut.

Unser Nachbar, der sich als Bankdirektor so und so aus Buchara vorgestellt hat, ist dagegen ganz anderer Meinung über Buchara. Er bezeichnet diese Stadt als das elendeste Nest der Erde. Ein Jahr höchstens würde er es dort noch aushalten, sodann aber, beim nächsten Fieberanfall, „alles werfen" und nach Rußland zurückkehren. Die Gage sei zwar sehr hoch, aber die Gesundheit sei einem doch wertvoller. Die Stadt Buchara, meint der Bankdirektor, sei nichts anderes als ein großer Friedhof. Mitten in der Stadt rieche es nach Leichen; die Sarten hätten die üble Gewohnheit, ihre Toten höchstens eine Arschin tief zu begraben, dann kämen die zahlreichen ausgehungerten Hunde, wühlten die Erde auf, fräßen die Leichen an und trügen die Gebeine auseinander. Mitten in der Stadt finde man menschliche Knochen und Schädel. Plötzlich, mitten im farbenbuntesten Bazar, glotze einem ein Totenschädel entgegen. Außerdem müsse vermerkt werden, daß die vielen großen und kleinen Friedhöfe, mit denen Buchara übersäet sei, auf Hügeln lägen, von denen das Wasser komme. Die sanitären Zustände seien haarsträubend. Das Trinkwasser sei unbrauchbar; es werde aus den Stadtteichen geschöpft, in welche zugleich auch das Schmutzwasser von den Friedhöfen abfließe . . .

Also lauschte ich den beiden extremen Meinungen über Buchara und muß gestehen, daß ich bei den letzten Worten des Bankdirektors mein Selterswasserglas, das ich soeben leertrinken wollte, vom Munde absetzte und auf den Tisch stellte. Dann sah ich mir genau die Etikette auf der Flasche an. Zu meiner Freude gewahrte ich, daß das Getränk fern aus Moskou von Kalinkin stammte, und trank nun mein Glas mit einem stillen Hoch auf Moskau aus.

Nach einer langen, endlosen Fahrt ohne Haltestellen beginnt die Lokomotive plötzlich zu pfeifen. Es wird gebremst. Die Gläser und Flaschen auf den Tischen kommen in klirrende Bewegung. Wir halten. Kermine heißt die Station. Hier in der Nähe befindet sich die Sommerresidenz des Emirs von Buchara; sie soll inmitten schöner Parkgründe liegen und Millionen gekostet haben. Besonders haben die Bewässerungsanlagen Hunderttausende verschlungen. Ich blicke durchs Fenster: vor dem Stationsgebäude ist tatsächlich ein kleines grünes Gärtchen zu sehen, und im Gärtchen springen sogar zwei Springbrunnen! Davor hocken, trotz der Sonnenglut, in doppelter drei-

facher Reihe bunte Sartenscharen und glotzen unverwandt dieses springende Wasser wie ein ungeheures Wunder an. Die beiden Springbrunnen sind zwar ganz klein, der Wasserstrahl haardünn, aber dennoch sitzen die Sarten mit offenen Mündern da, und manche sollen von weit her kommen, um diese Fontänen, die eigentlich so ziemlich mitten in der Wüste sprudeln, sich anzusehen.

Prustend und pfeifend setzt sich der Zug wieder in Bewegung, und der Bankdirektor weiß nun Wunderdinge von den Festen und Orgien zu erzählen, die der unlängst verstorbene Emir von Buchara in seiner Sommerresidenz Kermine zu veranstalten pflegte. Vor allem soll der Emir Feuerwerk, Illuminationen, Kanonenschüsse, Champagner und Französinnen geliebt haben. Direkt aus Paris soll er sich all die Herrlichkeiten, besonders die letztgenannten, im direkten Wagen via Moskau verschrieben haben. Eine blendende Kette von Nächten verbrachte dieser asiatische Herrscher auf seidenen Pfühlen, in rosigen Armen, unter dem Platzen bunter Leuchtkugeln; es gab Champagnerbäder und Kognakduschen. Mit Regierungsgeschäften soll sich der Emir nicht allzusehr geplagt haben. Aber wozu sollte er auch „regieren"? Es war ja am gescheitesten, einen stärkeren Staat für sich regieren zu lassen — um überhaupt noch zu existieren. Man blickt zum Fenster hinaus und wundert sich immer mehr darüber, daß in einer so trostlosen Wüste sogar Champagnerbäder, Kognakduschen und rosige Arme einem das Leben lebenswert machen konnten. Wo blieb nur die Oase von Kermine? O, die ist schon längst von einer öden Wüste verschluckt worden. Und dort in der Ferne liegt nun die kleine grüne Insel der Sommerresidenz, die in schwülen, heißen Sommernächten glühende Leuchtkugeln über sich aufsteigen sah. Vielleicht haben diese bunten Kugeln ab und zu auch hierher in diese trostlosen Wüstenöden hineingeleuchtet. Ein seltsamer Kontrast!

Müde, müde schleppt sich der Zug durch die siedende Glut. Wieder sitzt man im Restaurationswagen, wieder vertilgt man Glas auf Glas.

Die Räder dröhnen . . . Tick, tack, tack . . . tick, tack, tack. Zuweilen wirbeln glutheiße Winde feinsten rötlichen Sand empor. Er winselt am Fenster, knirscht auf den Zähnen. Die Winde kommen stoßweise, sind heiß, atembeklemmend und ganz so, als kämen sie aus einem Backofen.

Tick, tack, tack; tick, tack, tack, . . . ach wenn man wenigstens einschlafen könnte! Aber umsonst: die Hitze ist zu unerträglich. Die endlose Wüste gleitet, immer trostloser werdend, am Waggonfenster vorüber. Ab und zu erheben sich wellenförmige Wanderdünen neben dem Schienenstrang. Oft wachsen sie zu drohenden Hügeln an und blenden unsäglich in der grellen, heißen Sonne, die langsam, langsam in einem dunkelvioletten Dunstkreise zu versinken beginnt. In der prallenden Sonne, die zum Untergang sich neigt, werfen diese Sandhügel riesengroße Schatten und nehmen, je tiefer der Sonnenball niedergeht, immer seltsamere, ungeheuerlichere Formen an.

Die Sonne geht zwar unter, aber die Hitze will noch immer nicht nachlassen. Man schleppt sich, wie einst auf der Fahrt nach Samarkand, auf den offenen Perron hinaus, doch will der Wind auch hier keine Kühlung bringen. Er bringt nur heiße Luft und gelben Sand, der das Atmen erschwert.

So schleppt man sich denn wieder in den Restaurationswagen zurück. Ab und zu wird der Wind heftiger, und die Sandhügel erscheinen dann wie in rötlichen, dunstigen Rauch gehüllt. Die scharfen Kanten der Wanderdünen scheinen sogar zu flammen, dort hat der Wind besonders viel Sand in die Höhe gehoben, durch den nun die untergehende Sonne glüht.

Und je tiefer der große, rote Sonnenball sinkt, um so grausamer, aber auch seltsam schön wird rings die Beleuchtung. Blutigrot, wie ein totgeweintes Auge, hüllt sich die Sonne immer tiefer in dunkelblaue Dunstschleier, und je mehr sie sinkt, um so größer wird ihr Umfang und ihre Schwere. Die Wüste, dieses erstarrte Sandmeer voller Wellenberge und Täler, scheint in dem todestraurigen Sonnenuntergang sich zu beleben, scheint allmählich, langsam aber unaufhaltsam in Bewegung zu kommen: riesengroße, schwarze Schatten huschen wie gewaltige Gespenster auf und nieder, immer wieder verändern sich die Konturen der Sanddünen, immmer grausamer wird die späte, bleiern-schwere Sonnenglut.

O wie beklemmend, wie todestraurig, wie niederdrückend wirkt in solchen Augenblicken die Wüste! Man sieht in ein Land, das nie gewußt hat, was Leben, was Wachstum, was Frühling ist. Grausam, leichengelb, wie blutübergossen liegt diese Wüste da, gegen alles gleichgültig, ein Bild des Todes in schauervoller Totenstille. Wohl winselt ab und zu ein jähzorniger giftiger Wind auf, hebt Sand in die Höhe, wirbelt ihn hin und her, läßt ihn dann aber wieder fallen, kraftlos, wie niedergeworfen durch ein bleiernes Einerlei. Nur der Zug donnert überlaut in dieser verblutenden Totenöde, überlaut, ganz so, als suche er sich Mut zuzukreischen. Es scheint, als rase er schneller wie sonst dahin, als hefte sich ein gewaltiges Ungeheuer an seine Fersen, ein Wüstengespenst, das ihn zu verschlucken droht. Oft ertönt der Pfiff der Lokomotive, aber wie jämmerlich-klagend stirbt er in dieser Öde! Schnell verklingt der schrille, bange Ton, winselnd, als habe ihn die Totenstille erdrosselt. Der Horizont blutet immer dunkler und oft zittert dort die Luft wie über glühendem Eisen.

Langsam, langsam, übergroß ist endlich die Sonne verschwunden; und kaum, daß sie gesunken ist, hebt sich über den öden Flächen ein seltsam großer runder Vollmond empor, und so düster, so todestraurig, so widerlich leichengelb, als steige er, eine Leiche, aus giftiger Verwesung empor. Nun wird es beklemmend totenstill. Kein Laut. Kein erlösendes Licht. Nichts. Nichts. Ich habe nie ein Bild größerer Trauer und Ohnmacht gesehen als dieses: die einsame, übergroße, leichengelbe, todestraurige Mondscheibe über der öden, grabesstillen Wüste.

Und so fährt man lange dahin. Es ist unmöglich zu schlafen: die Öde lastet so schwer, das Herz wird so traurig . . . Sand knirscht auf den Zähnen; ein Schauer überläuft den Rücken.

Und doch wirft man immer wieder einen Blick durchs Fenster und fragt sich: will diese Traurigkeit denn nimmer enden? Und wie an einen süßen Selbstbetrug klammert sich der Geist halb unbewußt, aus Selbsterhaltungstrieb, an schöne Bilder aus der Vergangenheit: man denkt zurück an kühle Quellen im grünen Waldesdunkel, an breite, himmelblaue Ströme unter hohen saftiggrünen Bäumen. Man liegt im hohen grünen Grase, irgendwo plätschert ein silberner Bach, man schaut empor in ein grenzenloses reines Ätherblau, und in der Nähe rauscht der heimatliche Wald. Wasser! Wasser! Immer wieder steigt ein heißer Durst empor: Wasser! Wasser! . . . Welch ein Labsal, welch ein Juwel! Hier in der Wüste begreift man erst des Wassers lebenspendenden Wert. Eisern rasseln die Räder . . . Ach, will denn nimmer diese Öde enden? Horch! langgezogen und hilflos beginnt wiederum die Lokomotive zu pfeifen. Ist Leben in der Nähe? Winkt irgend ein Ziel? Die Sanddünen nehmen ab, immer glatter, flacher wird die Wüste. Hie und da tauchen die bizarren, natterartigen Sträucher des Wüstenstrauches Saksaul auf. Aber noch ganz vereinzelt und skelettartig hager. Hier und da scheint die Wüste zu leuchten: dann fällt das Mondlicht auf ausgetrocknete Salzkrusten. Und siehe: fern am Horizonte blinzeln Lichter auf. Das ist das Städtchen Neu-Buchara, oder auch Kagan genannt. Diese Stadt befindet sich in der Nähe Alt-Bucharas, der seltsamen Residenz des Emirs von Buchara. In Kagan leben hauptsächlich nur Russen, weil in der heißen, staubigen Stadt Buchara es auf die Dauer kein Europäer auszuhalten vermag; auch der russische Konsul lebt in Kagan; hier befindet sich die russische politische Agentur, hier sieht man russische Polizei. Der Emir von Buchara hat das kleine Stückchen Wüste, Kagan genannt, ganz dem russischen Staate abgetreten — abtreten müssen. Kagan ist russischer Grund und Boden. Mitten im heißen Wüstensande liegt dies Städtchen. Es erinnert an ein Gewirr großer Zündholzschachteln, die irgend eine Riesenhand in der Wüste ausgestreut hat.

Also sieht dieses Städtchen, dem unser Zug nun immer näher kommt, aus der Ferne aus. Mondbeleuchtet liegen die kleinen Zündholzkästchen da, und aus den kleinen Fenstern dieser Kästchen fällt trauliches Lampenlicht mitten in die grenzenlose Wüste hinein . . .

Langgezogen, laut und wie erlöst, pfeift die Lokomotive endlich zum letztenmal, und mit einem harten Ruck hält unser Zug vor der hellerleuchteten Station Kagan. Auf der einen Seite dehnt sich die ebene Wüste aus, auf der anderen liegt das Städtchen. Und wenn man auf dem Perron der Station sich auf die Zehenspitzen stellt, so will es scheinen, als sehe man beinah bis zu den letzten Häusern Kagans hinüber, die dort wiederum hart an die Wüste grenzen . . .

* * *

Einer der vier Fuhrleute Kagans fährt mich zum „Hotel Europe". Ich erhalte ein Zimmer, das fast nicht schlechter ist, als jenes in dem „erstklassigen" Zentral-Hotel in Samarkand. Nur ist es drückend heiß in diesem Zimmer. Ich lege mich hin, versuche einzuschlafen. Das erweist sich aber als unmöglich, trotz der Reisemüdigkeit. Es ist unsäglich schwül, und wieder peinigt mich der Durst. Die Wände des Zimmers fühlen sich wie heiße Backöfenwände an. Ich habe das Fenster offen gelassen in der frommen Absicht nicht zu ersticken, aber da komme ich schlecht an. Mücken, Fliegen und kleine widerliche Moskitos, so klein, daß man sie kaum zu sehen vermag, sind ins Zimmer gedrungen und haben mich zur Mahlzeit erkoren. Ich kleide mich wieder an; klingele, laß mir zwei Flaschen Narsan bringen, trinke sie beide gleich nacheinander gierig aus, und wandere dann ins Freie, in die Nacht hinaus.

Gottlob, nun ist es etwas kühler. Nur muß man sich weiter von den Häusern halten, aus denen Schwüle und Hitze weht. Ich hatte bemerkt, daß das Hotel, in dem ich abgestiegen war, sich ganz in der Nähe der Wüste befindet, und schlage nun die „Straße" ein, die in die Wüste führt. Ich brauche nur ein paar Häuser zu passieren und befinde mich bald in der grenzenlosen Einsamkeit. Hier scheint es etwas kühler zu sein. Immer weiter zieht es mich in die unerhörte Stille hinaus. Bald stehe ich allein in der Wüste. Ich horche in die große Ruhe hinaus. Totenstill. Kein Laut. Es riecht nach Salz. Ein leichtes Geräusch läßt mich aufzucken. Ich wende mich um und erschrecke fast: dort rechts am Horizonte, ganz niedrig, steht furchtbar groß ein rotgelber Mond. Düster ist sein Licht, zwar nicht so leichengelb wie früher auf der Herfahrt, aber grausam-düster, und dies Licht beleuchtet eine entsetzliche Öde. Langsam versinkt der große Mond, kläglich, in schauervolle Rätselfernen.

Wie magnetisch gezogen, wandere ich noch tiefer in die Wüste hinein; der Fuß knistert über Salzkrusten. Wie bleiches Aluminium leuchten hie und da diese Krusten im fahlen Mondlicht. Auf Augenblicke zaubert der Salzgeruch das ferne Meer, den baltischen Strand vor die Augen, aber bald schwindet dieses Bild. O welch eine betäubende Ruhe! Die nie gehörte Stille und die Fremdartigkeit der Natur drücken nieder, greifen stark ans Herz. Und ich zucke zusammen, als plötzlich, unerwartet, zu meinen Füßen etwas Morsches zerbricht, und ich gewahre, daß es die gebleichten, vertrockneten Schädelreste irgend eines Tieres sind.

Gedanken an die Vergänglichkeit alles Irdischen steigen auf, bitter und niederdrückend. Wie seltsam: man muß an sein eigenes Sterben denken, und das Herz empfindet eine grenzenlose Öde.

Und wie Hilfe suchend hebt sich der Blick zum Himmel empor. Der Mond ist gesunken, und überwältigend, groß, heiß, sehr deutlich strahlen nun do oben Milliarden Sterne. Ich sehe empor, wie gebannt, wie geblendet. Und je länger man hinschaut, um so unsagbar schöner erscheint der Glanz.

Ich habe mich niedergelegt und muß lange, lange empor zum Sternenhimmel schauen. Horche hinaus in eine erhabene Ruhe. Bin so allein mit dem Sternenhimmel, nichts lenkt in dieser Wüste die Seele von einem Ewig-Großen ab, nichts, keine Kleinigkeit.

Und tief fühlt die Seele in diesen Augenblicken ein unergründliches Leben, eine unendliche Liebe all diese Sterne lenken, die Erde bewegen. Sie fühlt innig, vom Sternenglanze durchdrungen, daß Tod und Leben nur Übergänge zu einem unendlichen Leben, einer unendlichen Liebe bedeuten.

Und seltsam: mitten in der toten Wüste lösen sich vom Herzen, wie von selbst, folgende Strophen:

Dort war ich einst auf jenem hellen Sterne,
Dort war ich auch auf jenem fernen Stern.
Dort werd ich sein in jener heilgen Ferne,
Auch dort, und dort auf jenem schönern Stern . . .
O Nacht! O Licht! O wunderbares Schweben,
Und alles führt zu ewig höhrem Leben . . .

*

Nacht. Der Sternenhimmel und ich
Wir sind allein,
Ich schaue trunken in die Ewigkeit
Und finde mich
Und ewiges Sein . . .

* * *

Auf dem Rückwege wurde mir noch ein eigenartiges Erlebnis zuteil. Ich ging dem Licht der Fenster zu, und je näher ich den Häusern kam, um so mehr trafen sonderbare Klänge mein Ohr. Mitten in der schweigenden Wüste vernahm ich plötzlich die Melodie zu den folgenden Worten:

„In deinen Augen steht es geschrieben,
Was mir dein Mund verborgen hält,
Ich will dich lieben, ewig dich lieben,
Weil du mein alles auf der Welt . . ."

Träumte ich? Wachte ich? Wie kommen diese deutschen Liederklänge hierher in die Wüste? War ich noch Student in Heidelberg und kehrte ich heim in einer blauen, linden Frühlingsnacht unter erblühten süßduftenden Linden? . . .

Horch! und wieder:

„Leise, ganz leise klingts durch den Raum
Liebliche Weise, Walzertraum . . .
Einmal noch leben, eh es vorbei,
Einmal noch leben, lieben im Mai". . .

Träumte ich? Ich rieb mir die Augen. Nein, ich war in der Wüste. Ein strahlender Sternenhimmel wölbte sich über mir, Salzkrusten knisterten mir zu Füßen. Ein großer Nachtvogel rauschte dicht an meinem Ohr vorüber. Und doch: es war kein Traum, ich hörte deutlich mitten in der Wüste „Ob ich dich liebe, das frage die Sterne". . .

Ich ging den Klängen nach, ging auf erleuchtete Fenster zu und stand bald in einer hellerleuchteten — deutschen Wirtsstube. Die Stube war hell erleuchtet, deutsche Sprüche hingen an der Wand, ein deutscher Wirtsschrank stand in der Ecke, und mir gegenüber stand ein deutsches „Polyphon", gerade solch ein Musikinstrument, wie ich es zum letztenmal in der anmutigen „Stiftsmühle" im Neckartal bei Heidelberg gesehen hatte. Und dieses Polyphon spielte nun all die Lieder:

„Leise, ganz leise schwebts durch den Raum" . . .

und das andere:

„Ob ich dich liebe, das frage die Sterne" . . .

Ich hörte deutsche Laute, deutsche Lieder . . .

Wo befand ich mich? Nun endlich wurde es mir klar: es war das Gastzimmer des „Hotel Europe". Ich befand mich in einer kleinen deutschen Oase, in einem winzigen Stückchen Deutschland, mitten in der bucharischen Wüste . . .

Später fand ich unter den Klängen deutscher Lieder endlich den ersehnten Schlaf.

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Aus altlivländischen Franziskanerklöstern.

Von Dr. Ernst Seraphim (Riga).

Die ganze Geschichte des livländischen Mittelalters ist auf katholisch-staatlichen Grundlagen aufgebaut. Die Umstände haben es aber mit sich gebracht, daß die Darsteller der heimischen Geschichte, soweit wenigstens neuere Historiker in Betracht kommen, ausnahmslos Evangelische gewesen sind. Wenn auch die Absicht, religiöse Momente einseitig auszulegen, ihnen selbstverständlich fremd war, so haben doch der Stoff, an den sie herantraten, und ihre persönliche Stellung zu Katholizismus und Reformation unwillkürlich eine gewisse Subjektivität zur Folge gehabt.

Es ist daher mit Befriedigung zu begrüßen, daß wir kürzlich eine größere Arbeit aus katholischer Feder erhalten haben, die ein Teilgebiet — die Tätigkeit des Franziskanerordens in Livland und die mit der Reformation zusam-

menhängenden äußern Vorgänge — mit überaus anerkennenswerter Sachlichkeit behandelt.*)

Bischof Albert, der als katholischer Kirchenfürst die Eroberung Livlands ins Werk setzte, hat in 30-jähriger Arbeit Kirche und Kultur ein neues Gebiet gewonnen. Livland selbst war 1207 ein Lehen des deutschen Reiches geworden, auch in die nach Osten und Westen angrenzenden Länder hatte die Kirche Eingang gefunden. Fünf Bischöfe — zu Riga, Leal, Ösel, Reval und Semgallen — setzten, besonders von Zisterziensern und Praemonstratensern unterstützt, Alberts Werk fort.

Unter Bischof Nikolaus von Riga kamen neue Glaubensboten, Dominikaner und Franziskaner, ins Land. 1238 geschieht letzterer erstmalig in Urkunden Erwähnung. Wie die ersten Kaufleute über Wisby aus Lübeck zu uns gekommen sind, so haben gewiß auch Lübische Franziskaner über Wisby die neue Kolonie an der Düna aufgesucht. Das Andenken an das Lübecksche Mutterhaus bewahrte die hl. Katharina, der wie daheim, so auch die Kirche in Wisby und die Franziskanerkirche in Riga geweiht waren. Bei der Kirche befand sich ein Kloster, von dessen Erweiterung in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts wiederholt die Rede ist. Ein großer Gönner des Ordens war der bekannte ritterliche Graf Adolf von Holstein, der einem in der Schlacht bei Bornhövede geleisteten Gelübde folgend 1239 in Hamburg ins Franziskanerkloster trat. Daß die Franziskaner gleich den andern Mönchen, wie es jene wildbewegte Zeit der gewaltsamen Christianisierung heischte, auch an den Kriegszügen Teil nahmen, erfahren wir u. a. aus der Reimchronik, wo es bei der Schilderung der Heerfahrt gegen die Samaiten (1253—56) heißt:

„Barfüßermönch und Prediger,
die waren in demselben Heer,
Da sah man, wie den ersten Brand
Schürte eines Predigtmönches Hand,
Ein Barfüßer aber ihm helfen tat."

In Livland selbst waren, als die Franziskaner ins Land kamen, die Hauptkämpfe mit den Eingeborenen vorüber, es fehlten daher außergewöhnliche Ereignisse, die eine Aufzeichnung veranlaßt hätten, auch von Märtyrern des Ordens hören wir in Livland nichts. Erst als in das Missionsgebiet und in die politischen Pläne das südliche benachbarte Litauen hineingezogen wurde, fanden die Franziskaner wiederholt Gelegenheit, als Märtyrer zu sterben. Namentlich zur Zeit des heidnischen Fürsten Gedimin diente Riga als Stützpunkt für die Mission der Franziskaner, ohne daß sie freilich viel Erfolge hätten erzielen können. Der verschlagene Litauerfürst hatte nur scheinbar

*) Die Franziskanerkustodie Livland und Preußen. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte der Gebiete des Deutschen Ordens von P. Dr. Leonhard Lemmens O. F. M. Mit einer Karte von Livland. Düsseldorf. Druck und Kommissionsverlag von L. Schwann. 1912.

Sympathien für eine Christianisierung des Landes vorgetäuscht, um im Kampf mit dem Deutschen Orden Luft zu haben. Dann aber warf er die Maske von sich, und es folgte eine grausame Verfolgung, der zahlreiche Franziskaner erlagen.

Was wir sonst aus dieser Zeit wissen, ist nicht viel: das Verhältnis der Brüder zu den Bürgern der Stadt war meistens ein gutes, sie erhalten Steuerfreiheit, treten in Verhandlungen, Friedensvermittelungen und Verhören hervor, erhalten Schenkungen und Legate, so von der angesehenen Brüderschaft der Schwarzen Häupter, die der Kapelle, die sie bei der H. Katharinenkirche errichtet hatten, reiche Stiftungen zuwandten. Auch mit dem Deutschen Orden waren die Beziehungen durchaus freundliche.

Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts stellten sich dann aber auch in den livländischen Klöstern Zuchtlosigkeit, Verwilderung der Sitten und Unsicherheit aller Verhältnisse ein. Die Kämpfe zwischen Rittern und Erzbischöfen, die Streitfragen zwischen der Stadt und dem Ordensmeister, die Parteiungen im Orden selbst, die fast endlosen Kämpfe mit den Nachbarn hatten für Volk und Kirche böse Folgen, „wie ja fast stets und allenthalben die Zustände in Welt und Kloster einander entsprachen."

Besonders schwer wurde der Franziskanerorden getroffen. Der schwarze Tod hatte fast $^2/_3$ der Brüder dahingerafft. Das Schisma der Kirche erschütterte die Grundlagen des Gehorsams und der Autorität, die Rechtmäßigkeit der Obern wurde bezweifelt und den unruhigen Elementen eine willkommene Gelegenheit gegeben, sich durch den Anschluß an andere Observanzen minder genehmen Vorgesetzten zu entziehen. Überall wurde über die Nichtbeobachtung der Armut geklagt, die vita communis sei ins Wanken geraten, Almosen und Vermächtnisse an einzelne Brüder untergruben die alte Einfachheit. Aber Versuche, dem Unwesen zu steuern, schlugen fehl. Einem ersten Reformversuch in Riga 1436 folgen wiederholt andere, aber obwohl ein so wackerer und frommer Mann, wie der an der Spitze der sächsischen Provinz stehende Theologe und Schriftsteller P. Matthias Döring, wiederholt in Riga persönlich eingriff und vom Rat der Stadt dabei unterstützt wurde, als er aus Lübeck „fromme geistliche Brüder" nach Riga schickte und „weise Artikel und Punkte" aufstellte, „womit wir mögen . . . das Kloster in gutgeistlich Regiment wieder bringen", zeigte es sich doch auch hier wieder, daß mit halben Maßregeln und Reformen wenig zu erreichen war.

So schreibt im Juni 1455 der Rat von Riga an das Lübecker Franziskanerkloster, daß kürzlich zwischen dem Guardian und den Brüdern zu St. Katharinen großer Streit „von etliken Saken, de se under sich weten und hebben", ausgebrochen sei. Die Brüder hätten nachts durch ihr Geschrei einen Auflauf der Bürger verursacht, weshalb der Rat am andern Morgen ins Kloster gegangen sei und die Brüder freundlich ermahnt habe. Diese hätten geantwortet: se wolden dat vor eren richter und aversten vort setten, dat

he de sake solde richten. Erst als man sich auch in Riga zur Einführung der unter dem Namen der Observanz bekannten radikalen Reform des Ordens entschloß, wurde auch hier wirklich Wandel geschaffen.

Der Verfall des Ordens hatte 1368 den Pater Paulutius von Trinci dazu geführt, ihm durch eine Rückkehr zu dem Leben des hl. Franz zu steuern. Eine Anzahl frommer Einsiedler hatten sich ihm zwar angeschlossen, aber der Versuch, die ganze Entwicklung, die der Orden genommen, einfach auszustreichen, war doch zu radikal, um durchgeführt werden zu können. Wohl aber war die Mehrheit der Brüder auf dem 1430 zu Assisi abgehaltenen Generalkapitel dafür, alle die päpstlichen Dispense von den Regeln und die Verstöße gegen letztere aufzugeben. Aber durch die schwankende Haltung des Ordensgenerals kam auch diese Reform nicht zu allgemeiner Anerkennung. Eine verhängnisvolle Spaltung trat ein: die besseren Elemente blieben zwar bei den neuen Statuten (nach Martin V. die martinianischen genannt), wobei wieder ein Teil von ihnen auf die vom Konstanzer Konzil für Frankreich erteilten Reformregeln zurückgriff — es waren das die eigentlichen Observanten, deren Vereinigung mit den Martinianischen erst 1517 durch Leo X durchgeführt wurde, — während die Gegner der Reform, die sogenannten Konventualen, sich zu einem eigenen Orden abzweigten. Zu den Observanten haben sämtliche Franziskanerklöster im livländischen Gebiet und die Hälfte der preußischen Häuser gehört, im ganzen 13 Klöster.

Wann die Kunde von dieser Bewegung und der erste Anstoß zur Einführung der Observanz in das ferne Rigasche Kloster gekommen ist, entzieht sich unserer Kenntnis. Fast will es scheinen, daß der eifrige Reformator der dänischen Provinz, P. Laurentius, in Riga für die Observanz gewirkt hat. Aber erst das Eingreifen der höhern Obern vermochte die Hindernisse zu beseitigen, die sich der Reform in den Weg stellten. Auf den Bericht des rigaschen Erzbischofs Silvester Stodewescher, der übrigens selbst nach allem, was wir wissen, ein skrupelloser Renaissancemensch war, über die traurigen Befunde seiner Klosterrevision, erklärte Papst Pius II. die Notwendigkeit der Einführung der Observanz, deren Freund und Förderer er überall war (1. Febr. 1463). Er gab Silvester die Vollmacht, über Widerspenstige kirchliche Strafen zu verhängen. Bereits am 26. Juli wird dem Rat von Lübeck mitgeteilt, daß die „ehrlichen, geistlichen, innigen Brüder, von der Observanz geheißen", auf einem Lübecker Schiff nach Riga gekommen seien. Am 2. September 1466 schreibt in derselben Angelegenheit der Provinzialvikar Henning Selen: „Ich wäre auch bereit, Euch viele andere ältere Brüder zu senden, wenn ich es tun könnte. Aber ich habe mit der Gnade und Hilfe Gottes viele Klöster mit Brüdern bestellen müssen und in dem nächst vergangenen Jahre zwei Klöster eingenommen . . . . Dazu gehören Brüder und vernünftige Beichtväter". Eine lebhafte Förderung erhielt die Reformbewegung

durch den Ordensmeister Johann von Mengede, der den Papst um die Gründung anderer Observantenklöster bat, worauf Pius II. 1466 die Errichtung der drei Häuser zu Dorpat, Fellin und Lemsal bewilligte. 1472 bestanden sie jedenfalls bereits. Daß diese drei Orte für die neuen Klöster in Frage kamen, erklärt sich durch ihre Bedeutung und geschützte Lage: Lemsal hatte ein großes berühmtes Schloß und war oft Residenz der Erzbischöfe; Dorpat war Residenz des Bischofs und das im Bistum Dorpat belegene Fellin Sitz eines Ordenskomturs.

Diese 4 Klöster bildeten die custodia Livoniae, die nach 1472 mit dem Fortschreiten der Franziskaner im benachbarten Preußen zu einer custodia Livoniae et Prussiae erweitert wurde.

Interessant ist es nun zu beobachten, wie die vielen Schwierigkeiten, mit denen die livländische Reise verbunden war und die den lebhaften Wunsch nach einer besseren Verbindung zwischen den östlichen Häusern und den Klöstern im Westen wachriefen, zur Neubegründung weiterer Häuser führten. In der besseren Jahreszeit konnten viele die Reise nach Livland zur See zurücklegen; in den Wintermonaten aber und aus den südlichen Kustodien der Provinz, aus den sächsischen Fürstentümern reiste man besser zu Land. So lange nun der Weg durch deutsches Gebiet führte, wurden die Brüder von Kloster zu Kloster geleitet. Die Schwierigkeiten begannen hinter Braunsberg. Von dort bis Riga fehlte überhaupt jede Niederlassung des Ordens. Das letzte deutsche Observantenkloster aber lag zu Angermünde in der Uckermark. Von da waren bis zur Kurischen Grenze mehr als 700 Kilometer, ohne die weite Strecke von der Grenze bis Riga. Wenn es sich um Visitatoren und höhere Obere handelte, dann sorgten die Gebietiger des Deutschen Ordens wohl für sichere Beförderung. So erhielt P. Heinrich Voß 1499 vom Hochmeister einen Wagen bis Durben und P. Theodorich von Cleve 1503 ein „Rennwäglein", das ihn von Königsberg nach Grünhof, von da nach Rositten, dann nach Memel und von da „gen Livland bis aufs erste Nachtlager" bringen sollte. Den reisenden Brüdern wurden aber diese Hilfsmittel nicht geboten, und so blieben die Gefahren und Mühen nicht aus. Reisende Franziskaner verirrten sich in den Wäldern und kamen um, oder sie wurden überfallen und ausgeplündert. Um dem zu steuern, beschlossen die Provinzialvikare eine Reihe Niederlassungen zu errichten, die in den folgenden Jahrzehnten zu Lauenburg in Hinterpommern, zu Saalfeld und Wehlau in Preußen und zu Hasenpoth in Kurland wie in Kokenhusen an der Düna zwischen 1484 und 1500 ins Leben traten. Hasenpoth als Residenz des kurländischen Domkapitels, und Kokenhusen, wo ein schönes Schloß des Erzbischofs lag, waren zwei besonders geeignete Plätze. Der Erzbischof Michael Hildebrand (1484—1509), dem diese Klöster ihre Entstehung verdankten, war ein großer Freund der Franziskaner und bediente sich der Klöster als eines der Mittel gegen die sittlichen Nöte der Zeit. 1490 hat er aus solchen Erwägungen

heraus auch die Gründung eines Observantenklosters in Reval, einen Plan, der in den Anfang des 14. Jahrh. zurückgeht, warm ans Herz gelegt. Nach dem großen Siege Plettenbergs an der Smolina über die „unmilden" Russen nahm er, einem Gelübde folgend, mit dem Erzbischof und den Rittern von Harrien und Wierland den Plan wieder auf, „den grauen Brüdern von der Observanz ein Kloster auf einer gelegenen Stätte in Livland zu bauen". Aber der Rat von Reval war wenig entgegenkommend, er meinte, Kirchen und Klöster seien genug in der Stadt, und so begann man denn den Bau in Wesenberg. Das Nähere wissen wir nicht, nur das ersehen wir aus einer Urkunde, daß das Kloster — es war das siebente und letzte im livländischen Teil des Ordenslandes — bald von einem schweren Brande betroffen wurde.

Wenig nur ist über die Verwaltung der livländischen Kustodie bekannt geworden. Es will scheinen, daß der Kustos von Livland eine exzeptionelle Stellung unter den Kustoden der übrigen sächsischen Kustodien gehabt hat, indem ihm Sitz und Stimme auf dem Generalkapitel zustand. Auch Kustodialkapitel fanden statt, so 1502 in Riga. Die Brüder selbst hatten in unsern Gegenden verschiedene Bezeichnungen. Außer den auch in andern deutschen Ländern gebrauchten Namen „Barfüßer", „Observanten", „Graue Brüder" — nach der damals vielfach üblichen Farbe der Ordenskleider — wurden sie hier auch „Bernhardiner" nach dem hl. Bernhardin, dem großen Förderer der Observanz, und „Bullaten" nach der Bulle Eugens IV., die den Observanten 1446 eine eigene Verfassung gab, genannt.

Die Observanz hat auf den sittlichen Zustand der Klöster offenbar günstig eingewirkt. Die früheren Klagen über Unwissenheit und Zuchtlosigkeit scheinen verstummt zu sein, jedenfalls berichten Urkunden und Chroniken nichts darüber. Im Gegenteil, der Ordensmeister W. v. Plettenberg und Erzbischof Thomas Schöning, selbst ein Landeseingeborener, rühmen die Brüder als „fromme Christen, die ihrer Ordens und Regel, wie sich eignet, fleißig auswarten." Besonders scheinen die Franziskaner ihre Sorge den „Undeutschen" zugewandt zu haben, und es dürfte in der Tat schwer ins Gewicht fallen, daß noch 1543, also ein halbes Menschenalter nach der Reformation, die zum größten Teil bereits lutherisch gewordenen Ritterschaften den Beschluß fassen, die Klöster zu schützen und zu erhalten, „alldieweil man die Mönchsklöster um der Undeutschen willen, diese im christlichen Glauben zu unterrichten, ... nicht entbehren kann."

Unter den Observanten nahmen die sogenannten Tertiarier und Tertiarierinnen, hier meist die Grauen Schwestern geheißen, eine besondere Stellung ein; ein Haus besaßen die Brüder in Riga, desgleichen die Schwestern, denen auch in Dorpat und Königsberg Häuser eigen waren. Im Mai 1478 schenkte der Ordensmeister Berend von der Borch „ein Haus bei St. Peters Kirchhof . . . dem hl. Geist über gelegen den (rigischen) Schwestern, die die Observanz in etlichermaßen mit den Grauen Brüdern vorgenommen haben zu halten und halten,

daß sie ihr Wesen darin mögen haben"; dafür sollen sie Kranke pflegen und für den Deutschen Orden beten. Zehn Jahre später überläßt die Stadt Riga dann den Tertiarierbrüdern die Kirche des hl. Geistes mit ihrem Grunde, Häusern, Zubehör und allen Gütern innerhalb und außerhalb der Stadt. Wiederholt hören wir in spätern Jahren von Erweiterungen der ersten Stiftung: der Bürgermeister Peter Hinricker errichtete neben dem Hause der Schwestern ein Siechenhaus, das ihnen unterstand; 1501 schenkte ihnen Hans Withmellinckhusen sein Haus in der Kalkstraße. In Dorpat wurde das Grauenschwesternkloster St. Clara 1514 gegründet.

In diese katholische Welt in Preußen und Livland schlug nun die Reformation. Die Einführung des Protestantismus brachte eine grundlegende Änderung der kirchlichen Verhältnisse und in deren Gefolge die Aufhebung der Franziskanerklöster mit sich.

Schon Anfang 1522 hatte der Hochmeister Albrecht Preußen verlassen, um im Reiche Hilfe in der trostlosen Lage des Ordenslandes zu suchen. Er ist außer Landes geblieben, bis er im Mai 1525 als Herzog von Preußen und polnischer Vasall heimkehrte. Die Regierung führte als Regent sein tatkräftiger Freund Georg von Polenz, Bischof von Samland. Ihm vor allem war es zu danken, daß in kaum Jahresfrist das ganze Ordensland Preußen ein evangelischer Staat wurde. Polenz war kein Freund der Franziskaner. Gegen diese wandte er sich bereits im Sommer 1523, als er auf Mittel aus war, der Finanznot des Hochmeisters zu steuern: er ließ überall in den Klöstern Inventare ihrer Kleinodien aufnehmen — im Kloster zu Tilsit, wo man sich zur Wehr setzen wollte, mit Gewalt. Ein früherer Franziskaner Johann Briesmann aus Cottbus predigte von der Kanzel des Domes gegen das Papsttum. Im Februar 1524 wurden die Altäre überall abgedeckt, das Kirchengerät in Gewahrsam der Gilden getan, im März predigte Polenz selbst im Dom mit großer Schärfe gegen die Franziskaner; „sie seien die Hüter am Grabe Christi, die mit großer Mühe und Sorge darüber wachten, daß die evangelische Wahrheit nicht an den Tag komme und ihre Gleisnerei, Betrügerei, Affenspiel und Gaukelwerk nicht erkannt werde". Der frühere Antoniermönch Johannes Amandus predigte in der Löbenichter Pfarrkirche und Briesmann in der Altstadt in gleicher Weise gegen die Brüder: sie predigten die Liebe Christi nur um des Glaubens willen, darum wären sie mit ihrem Anhange im Stande der Verdammnis. Bei dem Königsberger Bildersturm zu Ostern 1524 entlud sich der Gegensatz in heftiger Weise: „Herr Omnes" erging sich in schlimmen Ausschreitungen: „Mit dem großen hölzernen Franziscus haben sie Passion gespielt und (ihn) endlich verbrannt". Der Hochmeister hat zwar diesem wilden Vorgehen nicht beigestimmt, aber er war doch schwankend geworden und besaß auch nicht die Kraft, um der Stürmerei entschieden zu steuern. So fielen die Franziskanerklöster eins nach dem andern der neuen Lehre zum Opfer, nur das zu Löbau hat sich bis in die zweite

Hälfte des 16. Jahrhunderts erhalten, wo es schließlich von polnischen Franziskanern übernommen wurde.

„Überraschend schnell haben sich", wie Arbusow schreibt, „die neuen Ideen in Livland eingebürgert: in den Städten ging das Laienelement, die Schwarzhäupter, die Gemeinden (die Gilden) voran, die konservativern Räte mit ihren widerstrebenden Anschauungen, die soziale Umwälzungen witterten, mit sich fortreißend. Auch die Ritterschaften waren tief aufgewühlt. Den Hauptwiderstand gegen die neue Lehre leisteten natürlich die Mönchsorden: wüste Kirchen- und Klosterstürme in den größern Städten und Residenzen waren die Folge. Das erste Sturmzeichen geschah in Hasenpoth, wo 1523 das Franziskanerkloster verbrannt wurde. Auch in Riga hatten die Brüder schon in diesem Jahre viel zu leiden. „Die Bürger und Kaufleute der Stadt Riga, schreibt der Pater Antonius Bomhower im Nov. 1523, haben mit Willmut und Kühnheit gehandelt wider unsere Brüder, daß sie sich auch vermessen haben, in das Kloster zu gehen und den Brüdern zu erlauben, Orden und Kleid zu verlassen; sie haben sogar etlichen, welche es tun wollten, Gut und Kleider versprochen. Dazu haben sie einen alten Bruder des Ordens, der Prediger war und wider die lutherische Lehre zu predigen und die Bullen des Papstes zu verkünden pflegte (P. Thomas), mit Versprechen von Geld und Kleidern verführt und aus dem Kloster geholt, ohne Erlaubnis des Guardians und des ganzen Konvents. Auch ist ihm nachher mit Erlaubnis des ganzen Rates gestattet worden, offen in weltlichen Kleidern zu gehen, auch in lutherischen Sätzen zu predigen; und was er zuvor wider Luther getan und gesagt hat, das hat er widerrufen ... Als die Brüder es dem Meister und Erzbischof klagten, nahm ihnen der Rat die Schlüssel, welche sie wohl 200 Jahre in freiem Gebrauche hatten, zu dem Tor in der Stadtmauer, an welche das Kloster angebaut ist."

Diese Vorgänge und die drohenden Gefahren der kommenden Tage veranlaßten die Franziskaner, Hilfe in Rom selbst zu suchen. Eben jener Pater Antonius Bomhower, der Lektor der Theologie am Kloster in Riga war, ein Bruder des Bischofs Christian Bomhower von Dorpat, brach bald nach den obigen Szenen in Begleitung seines Mitbruders Burchard Waldis auf, um in Rom Maßnahmen gegen die Neuerer zu bewirken.

Antonius Bomhower hatte erkannt, daß man sich von gütlichen Versuchen und Verhandlungen mit den Lutherischen nichts versprechen könne. So bemühte er sich in Rom eifrig um Mandate an den Ordensmeister, die livländischen Bischöfe und den Hochmeister, daß alle Dinge, die von Papst Leo X. und Adrian VI. wider die lutherische Ketzerei beschlossen worden, auch in Livland sollten recht gehalten werden, „daß man auch das weltliche Schwert wider diese Ketzerei nicht weniger als wider Russen, Moskowiter und abgeschnittene Ketzer brauchen soll". „Da die Rigaischen keine geistliche Strafe oder Pön achten, schrieb er, so soll man den Herrn Meister bitten, in

Anbetracht des Unrechts der Bürger ihnen zu befehlen, menniche tausend Dukaten den Konventsbrüdern zu zahlen, welche zum Gottesdienst verwendet werden mögen. Daneben soll man auch gebieten, daß sie niemand in ihrem Lande, weder Geistliche noch Weltliche predigen lassen, ohne zuvor die genannte Ketzerei abzuschwören . . . Dem Erzbischof von Riga und allen seinen Unterbischöfen soll geschrieben werden, von den verlaufenen Mönchen, daß sie niemand unter dem Schein der Freiheit außer den Klöstern, wo man nach der hl. Regel lebt, leiden soll, weder zum Predigen, noch zu andern Diensten". Auch „soll erwirkt werden ein Mandat oder Ermahnung der Pön oder Beschätzung wider die Stadt Riga und alle Livländer, die ihnen in der Ketzerei beifallen, welche der Papst ihrer Gerechtigkeit und Privilegien berauben wird, die sie von geistlicher oder weltlicher Gewalt haben, und er wird sie ausscheiden als ehrlose und untreue, so daß niemand soll verbunden sein, ihnen zu zahlen, was er ihnen schuldig ist, noch Eintracht oder Eid ihnen zu halten; und ihre Güter sowohl zu Land als zu Wasser sollen frei sein, wer sie antasten will, durch Gewalt oder wie er kann, bis sie den Grauen Brüdern für ihr Unrecht genügten nach der Beschatzung und Auferlegung der päpstlichen Heiligkeit. Diese und noch viel mehr dergleichen Artikel . . . will ich verschaffen".

Der ganze Ingrimm des den Katholizismus in Livland schwer bedroht sehenden Mönchs spricht aus diesen cholerischen Sätzen. Die Wirklichkeit hat ihnen offenbar nicht entsprochen. Dem Papst Klemens VII. hat er jedenfalls persönlich seine Klage nicht vortragen können, nur dem zum Legaten für Deutschland ernennten Kardinal Campeggio eine Denkschrift und Anfang 1524 eine Denkschrift während des Nürnberger Reichstages überreicht. Die letztere fesselt durch die ehrliche und offene Weise, in der Bomhower die vielen Gebrechen, an denen die Kirche damals krankte, erörtert und zugibt: die Anhäufung von Benefizien auf unkeusche und ungelehrte Priester, die Vernachlässigung der Religion und das Aufgehen in irdischen Geschäften seitens der deutschen Bischöfe, die Notwendigkeit neuer Reform des geistlichen Ordens. Praktischen Nutzen hat Bomhowers Mission freilich weder in dieser Richtung noch in Bezug auf Livland gebracht. Nachdem er drei Monate in Rom und drei Wochen in Nürnberg zugebracht hatte, trat er über Lübeck die Rückreise nach Riga an. Hier war der Zweck seiner Auslandreise bekannt geworden: um die Fastenzeit 1524 war ein Brief in die Hände des Rats gefallen und hatte Empörung und Wut hervorgerufen. Die Rigischen waren entschlossen, die Mönche bei ihrer Heimkehr in ihre Gewalt zu bekommen. Die direkte Antwort auf die Angriffe der Franziskaner aber waren heftige und wüste Szenen gegen die Klöster, Kirchen, Bilder und Ordensleute, welche schließlich in der Vertreibung der Mönche gipfelten. Am 10. März 1524 zerstörten die jüngeren Brüder der Schwarzenhäupter „mit einem tollen, unsinnigen Kopfe alles, was zu ihrem Altar in der Petrikirche gehörte." Darauf kam die Jacobi-

kirche an die Reihe: „Die Grauen Schwestern wurden bei Tag und Nacht gewaltsam überfallen, ihnen die Fenster eingeworfen und sonderlich der Mutter daselbst samt etlichen Jungfrauen Stücke von dem Kopfe und blaue Augen geworfen." Am selben Tage scheint das Franziskanerkloster geplündert worden zu sein. So groß war die Erregung, daß der Rat die Brüder am 2. April auswies, um Blutvergießen zu verhüten. Sie verließen die Stadt und fanden in den andern Klöstern der Kustodie Aufnahme. Hierher sind offenbar auch die in Königsberg und Preußen gerade in jenen Tagen durch Bilderstürme vertriebenen Franziskanerbrüder gekommen.

Natürlich versuchten die Vertriebenen alles, um wieder in den Besitz ihres Klosters in Riga zu kommen. Der greise Erzbischof Jasper Linde vermochte ihnen freilich nicht zu helfen, auch sein Nachfolger Johann Blankenfeld, dem Riga die Huldigung verweigerte, vermochte nichts zu tun, desgleichen der Ordensmeister Walter v. Plettenberg. Schon Linde gegenüber hatte er, der doch selbst ein guter Katholik blieb, gesagt: „Riga ist von dem neuen Wesen doch nicht abzubringen, man fange denn Krieg und offenbare Fehde an." Wie gering Plettenbergs Einfluß auf Riga war, geht zur Evidenz aus den Vorgängen im November 1524 hervor, als man den katholischen Gottesdienst ganz abschaffen wollte und das Domkapitel zwang, die Domkirche zu schließen, Messen und Vigilien abzustellen. Umsonst wies der Meister darauf hin, daß selbst in der Wittenberger Schloßkirche die katholische Gottesdienstordnung in vielen Stücken noch fortbestehe, weiter dürfe man doch auch in Riga nicht gehen. „Sie sollten deshalb die Domkirche wieder öffnen lassen; falls sie sich aber daran beschwert fühlten, wenigstens das Messelesen bei verschlossenen Türen gestatten." Doch seine Worte blieben ohne Erfolg. Mit Mühe erreichte er es dann auf dem Landtage zu Wolmar im Juli 1525, daß „die Domkirchen, Jungfrauen- und Mönchsklöster, so jetzt (noch) unterhalten werden, bei ihrem Gottesdienst, Besitz und Gebrauch nach dem Alten bleiben sollen", und jede Neuerung vor dem nächsten Nationalkonzil verboten sei; das aber, was die Städte bereits in Besitz genommen, sollte richterlicher Erkenntnis anheim gestellt werden.

Es kann nicht Wunder nehmen, daß der Befehl des deutschen Reichstages an Plettenberg, gegen die Schuldigen, die in Riga, Dorpat und Reval die Klöster eingenommen, einzuschreiten, auf dem Papier blieb und ebensowenig scharfe Vorstellungen des Rats von Lüneburg an den von Riga, daß „den Vätern und Brüdern des S. Francisci-Ordens von jenen, die mit der verdammten, unchristlichen, aufrührischen Lehre Martin Luthers und seiner Sekte vergiftet und verführt worden, scharfe Beschwernis" zugefügt werde, Erfolg haben konnten.

Was mit den Klöstern nach Austreibung der Mönche und Nonnen geschah, ist nicht sicher überliefert, doch dürfte feststehen, daß sie erst nach dem Tode des Erzbischofs Schöning († 1539) von der Stadt in faktischen Besitz

genommen sind und Verwendung gefunden haben. So scheint der Chor des Magdalenenklosters zu einem Raum für Hochzeiten und Feste eingerichtet worden zu sein.

Bei ihrer Ankunft in Riga wurden Bomhower und Burchard Waldis aufgegriffen und am 9. Juni in Gewahrsam gesetzt. Der Ordensmeister intervenierte, um wenigstens das Äußerste abzuwenden: er sandte den Hauskomtur von Riga, Robert Stael von Holstein, an den Rat und die Bürgerschaft, „sie sollten sich wohl vorsehen und den oben gedachten Bomhower nicht ums Leben bringen." Aber geschah dies auch nicht, so ging der Groll über den versuchten Eingriff in des Landes Freiheit doch sehr tief. Auf der Tagfahrt der Stände in Reval gab die harrisch-wierische Ritterschaft der allgemeinen Meinung Ausdruck, daß diese Lande den geistlichen Bann nicht leiden wollten. „Wer Bannbriefe ins Land bringe, habe verdient, daß man ihn in einen Sack stecke und über die Seite bringe. Die Stadt möge Bomhower nicht ausliefern, sondern bis zum nächsten Landtag verwahren, damit er auf demselben von allen Ständen einhellig gerichtet werde." Erst auf einem Landtage zu Wenden im Dezember beschlossen die Stände, offenbar durch die Sturmszenen in den Städten irritiert, Bomhower solle freigegeben werden. Aber Riga weigerte sich, dem Folge zu leisten, obwohl auch die Revaler Verwandten sich alle Mühe gaben, die Freilassung zu erwirken und den Revaler Rat dafür zu interessieren wußten. Erst im Sommer wurde er entlassen, nachdem seine beiden Brüder Hans und Bartel, sowie sein Schwager Klevinckhusen Bürgschaft geleistet hatten, daß P. Antonius die geschworene Urfehde einhalten werde.

Es ist charakteristisch für jene Zeit, daß die beiden evangelischen Prediger Andreas Knopken und Nicolaus Ramme den Auftrag erhielten, Bomhower, der selbst Privatquartier genommen hatte, zum Übertritt zu veranlassen. Natürlich kamen sie damit nicht weit. Wohl aber willigte er in eine öffentliche Disputation mit den lutherischen Predigern, die wahrscheinlich Ende 1526 stattgefunden hat und, wie vom lutherischen Standpunkt nicht anders möglich, mit seiner völligen Niederlage endete. Als er sich aber gleichwohl weigerte, von seiner Lehre zu lassen, erhielt Knopken den Auftrag, „ihn in den Bann zu tun und als einen Widerspenstigen aus der Gemeinde zu verstoßen, daß ein jeder ihn vermeide, bis daß er seinen aufgeblasenen Sinn dem Worte Gottes unterwürfe, gefangen gebe und Gnade begehre. Welches auch in Kraft göttlichen Wortes geschehen und öffentlich, vom Predigtstuhl aus, ist er als ein abgeschiedenes Gliedmaß abgerufen worden". Knopken fügt noch hinzu: „Darauf aber hat er wenig gegeben und ist von hinnen gezogen, und hat mit keinem Wort nach der Absolution gefragt." Das letzte, was wir von ihm hören, steht in einem Brief Knopkens an den Rat von Reval (12. Februar 1527): er habe gehört, daß Bomhower „um eure Stadt her gar wunderlich und unverschämt wider das hl. Evangelium handeln und predigen soll." Dann

geht jede Spur von diesem streitbaren Vorkämpfer des niedergehenden Katholizismus in Livland verloren.

Rigas Beispiel fand bald Nachfolge. Im Sept. 1524 fand zu Reval, Anfang 1525 zu Dorpat ein Bildersturm statt. In Dorpat nahm er unter dem Einfluß der schwärmerischen Predigten des spätern Wiedertäufers, des Kürschners Melchior Hofmann, einen besonders tumultuanten Charakter an. Die Brüder vom Franziskanerorden wurden überfallen, mit Ungestüm zum Abfall aufgefordert, grausam mißhandelt, dann wälzte sich die erregte Menge ins Jungfrauenkloster der Hl. Clara, wo man die Eindringenden vergeblich durch flehende Bitten umzustimmen suchte. Der Pöbel riß den Nonnen Gewand und Kapuzen ab, schleifte sie an den Haaren aus ihren Zellen und stieß sie aus dem Kloster hinaus.

Der revolutionäre Charakter, den die religiöse Bewegung in den Städten anzunehmen drohte, erschreckte die Bischöfe und auch die Ritterschaften. Auf jenem schon erwähnten Landtage zu Wolmar wurden Neuerungen „vor dem nächstkünftigen Concilio" untersagt, und Plettenberg wies den Widerspruch der Städte dagegen mit ungewohnter Schärfe zurück.

Dieser Beschluß und die innere Zwietracht, die vollends nach Plettenbergs Tode die Interessen der Stände und Herrn auf andere Dinge hinlenkte, hat den übrigen Mönchs- und Nonnenklöstern noch mehrere Jahrzehnte ihr Dasein gerettet: die fünf Franziskanerklöster außerhalb Riga und Dorpat blieben bestehen. Noch 1554 besteht die Custodie Livlands, zu deren Custos das Provinzialkapitel in Jüterbog den P. Bernhardin ernennt. Vom Wesenberger Kloster wissen wir, daß es erst beim Russeneinfall 1558 zerstört wird, das Felliner Kloster hat der Meister Wilhelm von Fürstenberg um dieselbe Zeit aufgehoben. Lemsal und Kokenhusen sind gewiß auch dem Moskowiter zum Opfer gefallen.

Länger können wir die Geschicke des Franziskanerklosters bei Hasenpoth verfolgen, das nach jenem Bildersturm wieder hergestellt worden ist. Der Custos P. Simon hatte, wie wir aus einem Brief an den Herzog Albrecht und den Burggrafen in Königsberg erfahren, im März 1527 schwere Mißhandlungen auf preußischem Gebiet erdulden müssen: „Man schlug mich und meinen Mitbruder unbarmherzig zur Erde, daß ich es in zehn Tagen an meinem Haupte nicht verwand; sie zogen uns ganz aus, banden uns an die Bäume und durchsuchten unsere Geräte und nahmen uns Dinge, die den Bauern nichts nütze sind, und auch des Herrn Meisters Briefe. Gott sei geklagt, daß solcher Übermut wird in der Christenheit geübt, wie auch zweien unserer Brüder geschah im Sommer, nicht fern von der Memel".

Der letzte Bruder des Hasenpother Klosters, dessen Name bekannt geworden, ist Heinrich, der ein vielgesuchter Arzt gewesen zu sein scheint. 1550 behandelte er den kranken Komtur von Goldingen. 1558 weilte er zu Selburg unweit Kokenhusen. Im Kloster zu Hasenpoth lebte auch, offenbar in der

Zeit zwischen dem Russeneinfall und der Restituierung des katholischen Bistums in Livland durch Polen (1582), ein „alter Mönch", bei dem die aus Riga geflüchteten Zisterzienserinnen „viele Jahre lang" Trost und priesterlichen Beistand suchten.

Der Pater Tolgsdorf berichtet in seiner Geschichte des Zisterzienserinnen-Magdalenenklosters in Riga, daß die Ordensfrauen lange Jahre einen katholischen Priester in ihrem Kloster behalten hätten. „Als aber dieser letztlich gestorben, hat man hernach in ganz Livland nicht einen einzigen Priester mehr gefunden, ausgenommen daß in dem einzigen Kurlande nahe an der preußischen Grenze in einem baufälligen Kloster, im Hasenpoth genannt, so 40 deutsche Meilen von Riga weg entlegen, nur ein einziger alter Mönch noch übrig gefunden worden. Wann dann die verlassenen gottseligen Jungfrauen keinen Priester mehr gehabt, der ihnen die heiligen Sakramente hätte reichen mögen, also haben sie zu gewissen Zeiten, wenn sie kommunizieren wollten, eine aus ihnen mit Namen Ottiliam, zu dem 40 Meilen Weges entlegenen alten Mönch abgefertigt mit verschlossenen und versiegelten Briefen, darin sie ihm, eine jede besonders, ihre Sünden entdeckt und gebeichtet. Er hat auch entgegen ihnen die Absolution schriftlich samt so vielen konsekrierten Hostien, als war ihre Anzahl vonnöten, und etliche noch mehr darüber, die sie im Ciborio aufheben möchten, zugeschickt. Also haben sie viele Jahre lang diese Ottiliam alle Jahre einmal die 40 Meilen Weges geschickt . . . bis dieser alte Mönch auch gestorben".

Was aus dem Hasenpother Kloster später geworden, wissen wir nicht. Aus den Visitationsakten des Jahres 1613 werden nur Dorpat und Fellin erwähnt. Von ersterem heißt es: „Baufällige Mauern sind noch da"; und von Fellin: „Am 29. August kamen wir nach Fellin: von der Klosterkirche hat nur das Chor ein Dach, das aber nicht ganz und voll Löcher ist; die Kirche ist ohne Fenster, ohne alles Gerät, ohne Bänke; ein unpassender, hölzerner Altar, alles bedarf der Restauration".

Das beste Los scheint dem Kloster der Grauen Schwestern in Riga beschieden gewesen zu sein: am 25. Nov. 1553 „ward vom Rate beschlossen, daß man die Jungfrauenschule im Grauen Nonnenkloster an S. Peters Kirchhof . . . zurichten soll."

Gern hätten wir der Darstellung lebensvollere Einzelheiten, mehr persönliche Züge hinzugefügt. Aber diese fehlen. „Es bleiben," schreibt Pater Lemmens zum Schluß seiner fesselnden Forschungen, „an der Stätte der meisten Klöster keine Hüter der Tradition übrig, die Klöster starben aus, ihre Bücher und Erinnerungen wurden vernichtet oder zerstreut. Es sind zwar Urkunden in ziemlicher Menge auf uns gekommen; aber sie nennen meist nur Namen von Orten und Personen; selten lassen sie ein lebendiges und farbenreiches Bild vor unsern Augen entstehen. Besonders vermissen wir Einzelheiten über

die letzten Zeiten, über die Drangsale, die bei der immer näher rückenden Auflösung reichlich zufielen; man versteht, daß jene trübe Zeiten keinen Bruder reizten, Memoiren zu schreiben."

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Die Reform des höheren Mädchenschulwesens in Deutschland.

Von Marie Seeberg (Rostock).

Nicht mit Unrecht stand bisher die höhere Mädchenschulbildung Deutschlands in nur geringem Ansehen. In den Privatschulen — es handelte sich fast durchweg um solche — herrschte Willkür, die Leistungen waren vielfach schwach, und wenn die Mädchen mit 15 oder höchstens 16 Jahren die Schulen verließen, so galt ihre Bildung als abgeschlossen. Bestenfalls folgte noch ein Pensionsjahr, das aber keineswegs der wissenschaftlichen Vertiefung diente. In einem Alter, wo die ersten Regungen selbständigen Denkens sich einstellten, sahen sich also die Mädchen von jeder Bildungsmöglichkeit abgeschnitten. Der zukünftigen Lehrerin stand allerdings das dreijährige Lehrerinnenseminar offen (bis 1898 war es nur zweijährig), und in ganz vereinzelten Fällen gelang es einigen wenigen sich auf privatem Wege zum Abiturium vorzubereiten. —

So war es noch vor wenigen Jahren, — und jetzt! Mit einem Schlage hat Deutschland in seiner Mädchenschulbildung eine Höhe erreicht, wie wir sie kaum in andern Ländern finden. Einen kurzen Überblick über die weitgehenden Reformen auf diesem Gebiet sollen diese Zeilen bringen. Unter dem Eindruck der großen Bedeutung dieser Reform ist es wohl angebracht, die mancherlei ihr anhaftenden Mängel als vorübergehende Momente eines Übergangsstadiums anzusehen.

Das Jahr 1908 können wir wohl das Geburtsjahr der Reform nennen. Eine den Knaben gleichwertige Bildung wird für die Mädchen angestrebt. Nachdem kurz zuvor in Sachsen verschiedene Reformen eingeführt worden waren, erfolgte in Preußen im August des Jahres 1908 ein staatlicher Erlaß über die Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens. Und mit diesem Erlaß sehen wir in ganz Deutschland eine neue Ära anbrechen, denn sehr bald danach folgen alle Bundesstaaten dem Beispiele Preußens. Die meisten Privatschulen werden von dem Städten übernommen und reorganisiert, viele neue werden gegründet; aus einer Anzahl derselben wachsen Anstalten von neuem Typus hervor: die Frauenschule und die Studienanstalt. Das Lehrerinnenseminar wird durch Hinzufügung eines 4-ten Lernjahrs zum höheren Lehrerinnenseminar.

Wenden wir uns nun im einzelnen den verschiedenen Anstalten zu.

Die höhere Mädchenschule, neuerdings Lyzeum genannt, ist durch Hinzufügung der 10-ten Klasse erweitert worden. In einzelnen Fächern, besonders in Mathematik und Naturwissenschaften, werden höhere Anforderungen gestellt. Aber nicht auf Stofferweiterung legt die Reform das Schwergewicht. Die Neuordnung will Stoffbefreiung bringen, indem sie gesteigerte Anforderungen an das Urteilsvermögen und die Denkfunktion der Mädchen stellt. — Die Absolvierung der höheren 10-klassigen Mädchenschule wird immer mehr Vorbedingung für alle mittleren Berufe, wie Post-, Telephon-, Eisenbahndienst u. s. w.

Das vierjährige höhere Lehrerinnenseminar oder neuerdings Oberlyceum genannt, ist nach der Neuordnung von 1908 als eine Fachschule zur Ausbildung von Lehrerinnen für den Dienst an mittleren und höheren Schulen gedacht, das bisherige dreijährige Seminar, das vor der Reform für Volks- und höhere Schulen ausbildete, wird lediglich Volksschullehrinnenseminar. Die Folge dieser Verordnung war, daß fast alle 3jährigen Seminare sich in 4jährige höhere Seminare umwandelten, auch eine Reihe neuer höherer Seminare gegründet wurde, so daß allein Preußen sich plötzlich im Besitz von etwa 130 höheren Lehrerinnenseminaren sah. Die Konsequenz läßt sich denken: eine Überproduktion junger Lehrerinnen (allein in den Rheinprovinzen sind 400 stellungsuchende Lehrerinnen), die keine ihrem Bildungsgang entsprechenden Stellen finden können, denn einerseits ist die Mittelschule eine bisher in Deutschland nur noch wenig vertretene Schulgattung, andererseits fordert die höhere Mädchenschule einen großen Prozentsatz männlicher und akademisch gebildeter Kräfte. So kann nur ein kleiner Teil der Absolventinnen Anstellung in diesen Schulen finden. All' den überschüssigen Lehrerinnen bleibt nur die Wahl, entweder in die Volksschule einzutreten oder, nach 2jähriger Lehrtätigkeit an einer höheren anerkannten Schule, vorausgesetzt daß sie — selbst unentgeltlich — eine solche Stelle finden, zur Universität zu gehen, um dort nach mehrjährigem Studium die Prüfung für's höhere Lehramt abzulegen, wozu sie seit 1909 das Recht haben. — Unter diesen Umständen kann es nicht Wunder nehmen, daß neuerdings eine große Anzahl von jungen Mädchen den viel einfacheren und sichereren Weg durch die Studienanstalt bevorzugt.

Mit der Studienanstalt kommen wir wohl zur wertvollsten und interessantesten Neuschöpfung der Reform. Die Studienanstalt hat den Zweck, die Schülerinnen in 6jährigem Kursus, der mit dem Abiturium abschließt, für jedes beliebige Universitätsstudium vorzubereiten. Sie ist keine Anstalt für sich, sie wächst aus der höheren Mädchenschule hervor. Ihre drei ersten Klassen laufen parallel mit den drei letzten Klassen der Mädchenschule, und alle Schülerinnen (auch die einer andern Schule ohne Studienanstalt), die in die 3te Klasse versetzt worden sind, haben das Recht, ohne weitere Prüfung

in die Untertertia der Studienanstalt aufgenommen zu werden Bei privater Vorbereitung sind die Mädchen berechtigt, nach entsprechender Aufnahmeprüfung in jede beliebige Klasse der Studienanstalt aufgenommen zu werden.

Diese Bestimmung*) ist von besonderem Wert für alle Städte, wo keine Studienanstalten bestehen. Um die private Vorbereitung für höhere Klassen der Studienanstalt zu erleichtern, sollen sich die Frauen Bayerns darum bemühen, daß die zwei letzten Klassen der höheren Mädchenschule parallele Realschulklassen erhalten oder gar zu Realschulklassen umgewandelt werden. Eine weitere Erleichterung würde der fakultative Lateinunterricht an den höheren Mädchenschulen bedeuten, doch leider ist derselbe bisher staatlicherseits noch nicht gestattet.

Der Charakter der Studienanstalt ist in den verschiedenen Ländern verschieden. So gibt es in Sachsen nur klassische Gymnasiem, in Hessen nur Oberrealschulen. Unter den 32 Studienanstalten Preußens gibt es nur 2 klassische Gymnasien und 3 Oberrealschulen, alle übrigen Anstalten sind Realgymnasien.

Helene Lange bemerkt dazu, es habe einen gewissen Reiz zu sehen, wie sich von der einen Seite Naturwissenschaftler Mühe geben nachzuweisen, daß nur die realistische Bildung der Begabung und Bestimmung der Frau genügen könne, und auf der andern Seite ebenso überzeugt für die humanistische Schule gekämpft werde, während ganz kurze Zeit vorher beides der weiblichen Eigenart absolut nicht entsprechen sollte. Die Versetzungen zeigen jedenfalls bisher in beiden Schularten auffallend gute Resultate. Dabei sind die Anforderungen der Studienanstalt eher höher als die in der Knabenschule. Die Literatur des 19. Jahrhunderts wird erheblich mehr berücksichtigt. In den alten Sprachen fordert jede Studienanstalt Übersetzungen aus dem Deutschen ins Lateinische, während auf den Realgymnasien für Knaben nur Übersetzungen aus dem Lateinischen ins Deutsche gemacht werden. Philosophische Propädeutik wird nachdrücklich in der Studienanstalt verlangt. Man meint die höheren Anforderungen damit rechtfertigen zu können, daß die Mädchen in jede Klasse 1 Jahr älter eintreten als die Knaben in die entsprechende (normales Austrittsalter der Knaben 18 Jahr, der Mädchen 19 Jahr), aber mit diesem einen Jahr sollte ursprünglich der zarteren Konstitution der Mädchen Rechnung getragen werden. Ein weiterer Grund dürfte darin bestehen, daß man für den Besuch der Studienanstalt nur eine Auslese von Mädchen, solche, die Lernbegier, Begabung und Gesundheit vereinigen, wünscht. — Selbst wenn aber nur die befähigtsten Mädchen die Studienanstalt besuchen, so ist die Zahl der augenblicklich bestehenden Studienanstalten noch viel zu gering, denn alle Studienanstalten sind bis auf den letzten Platz gefüllt, oder gar überfüllt. Der Weg ist gewiesen — Umwandlung

*) Sie dürfte auch von Interesse für die jungen Mädchen aus den deutschen Familien Rußlands sein.

der vielen überflüssigen Seminare in Studienanstalten. Leider wird die Gründung der Studienanstalten in Preußen durch eine Bestimmung erschwert. Die Neuordnung verlangt von jeder Mädchenschule, die sich eine Studienanstalt angliedern will, vorherige Begründung einer Frauenschule, und doch liegt diese Bestimmung weder im Interesse der Frauenschule, noch in dem der Studienanstalt. Die in Preußen gemachten Erfahrungen haben zum Glück die übrigen Bundesstaaten von dieser Bestimmung absehen lassen.

Die Frauenschule (nicht zu verwechseln mit der sozialen Frauenschule, die nur ein Ziel, eben Ausbildung für soziale Arbeit, ins Auge faßt) hat den Zweck, „neben wissenschaftlichen Fächern hauswirtschaftliche, sowie praktisch pädagogische Belehrung und Übung zu bieten, um dem Bildungsbedürfnis der heranwachsenden Mädchen nach ihrer Wahl und Neigung entgegenzukommen und ihrem inneren Leben einen würdigen Inhalt zu bieten, der sie vor Verflachung und Veräußerung bewahrt, und ihnen zugleich Mittel und Wege zu zeigen, wie sie als Frauen den Anforderungen unserer Zeit entsprechen können." — Mit diesem neuen Typus meinte die Regierung dem Wunsche einer großen Anzahl von jungen Mädchen entgegenzukommen. Und in der Tat wurde die Neugründung der in der Theorie so sympathischen Frauenschule von Eltern und Töchtern freudig begrüßt. In kurzer Zeit entstanden in Preußen 76 solcher Anstalten.

Doch wollen wir der Praxis nähertreten und uns zu dem Zweck den Plan einer königlich-preußischen Frauenschule genauer ansehen.

1) Wissenschaftliche Fächer: Pädagogik, Deutsch, Französisch, Englisch, daneben französische und englische Konversation durch Ausländerinnen, Italienisch, Lateinisch, Bürgerkunde und Volkswirtschaftslehre, Kunstgeschichte und Musiklehre, Gesundheitslehre, Naturkunde, Kindergartenunterweisung, Kinderpflege (theoretisch und praktisch in der Kinderpflegestation dieses Seminars).

2) Technische Fächer: Zeichnen und Malen, Haushaltungskunde (Kochen, verbunden mit Einführung in die Ökonomie des Haushalts), Nadelarbeit (Maschinennähen und Zuschneiden von Kleidungsstücken für Kinder und Erwachsene), Turnen und Singen.

Für den Besuch einer derartigen Anstalt sind 2 Jahre vorausgesehen. Aus der Fülle des Gebotenen haben die Schülerinnen nach ihrer Neigung zu wählen, obligatorisch allein sind ein wissenschaftliches und ein pädagogisches Fach. Die Mindestzahl der zu besuchenden Stunden ist 12, die Höchstzahl 30 in der Woche.

Dem flüchtigen Beschauer mag es scheinen, daß diese Anstalt allen berechtigten Wünschen entgegenkommt, doch bei näherem Zusehen können wir uns schweren Bedenken einem solchen Typus gegenüber nicht verschließen. Muß nicht allein der Doppelcharakter, — einerseits praktisch-hauswirtschaftlich, andererseits allgemein-wissenschaftlich, — den Keim des Mißwuchses in sich tragen, da entweder der eine oder der andere Zweig verkümmern wird? Und

selbst wenn dies nicht der Fall wäre, muß nicht die Fülle heterogener Fächer, die der freien Wahl der Mädchen überlassen wird, gerade Verflachung und Veräußerlichung fördern? Endlich geht das Streben der gegenwärtigen Frauenwelt nach festen Zielen und praktischer Verwendbarkeit ihrer Bildung. Der Besuch der Frauenschule gibt aber nur wenig Rechte. Einer Reihe von Anstalten wurden, der Not gehorchend, bestimmte Berufsziele gesetzt, aber dies ist beim gegenwärtigen Stand der Frauenschule nicht einmal wünschenswert; Berechtigungen bei so oberflächlicher Bildung in den einzelnen Fächern würden die bisher bestehenden, sehr gründlichen Fachschulen nur schädigen.

All' die angeführten Mißstände werden in den weitesten Kreisen gefühlt, und so ist die Frequenz der Frauenschulen lange nicht so gut, wie man erwartet hatte.

Einen Fehler erkennen, ist der erste Schritt, um ihn zu beseitigen. Die in der Theorie so sympathische Frauenschule wird sich dem Ideal nähern, wenn sich erst zwei Typen herausgebildet haben, und wir einerseits eine allgemeinwissenschaftliche, andererseits eine praktisch-hauswirtschaftliche Frauenschule haben werden. Einen weiteren Fortschritt würde es bedeuten, wenn die Frauenschulen die Grundlage für gewisse Berufe, wie Haushaltungslehrerinnen, Kindergärtnerinnen, soziale Helferinnen, Kinderpflegerinnen, Bibliothekarinnen, Apothekergehülfinnen u. s. w. geben würde, auf der dann in den letzten Klassen einer entsprechenden Fachschule weitergebaut werden könnte. Damit würde die Frauenschule ihren Charakter einer allgemeinen Fortbildungsschule wahren und doch ihren Schülerinnen eine praktische Verwendbarkeit ihrer Bildung gewährleisten.

Wir sind zum Schluß unserer Ausführungen gelangt. Wenn die Sonne aufgeht, wird sie von weiten und tiefen Schatten begleitet, — aber die Sonne strebt zur Mittagshöhe und ihr Glanz überwindet sieghaft die Schatten!

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Das Märchen vom Sonntagskinde.

Von Mathilde v. Buxhoeveden (Reval).

Wer hat mir die Geschichte vom Sonntagskinde erzählt, das doch dem Alltag gehörte? Oder habe ich sie einmal geträumt auf einem Gange durch öde Straßen, meinem Tagewerke folgend? Ja, der Sonntag war des Sonntagskindes Vater, und seine Mutter war die Poesie, aber es hatte seine Eltern nie gesehen, denn sie hatten es dem Alltag geschenkt und der hatte ihm den Namen gegeben, den es trug. Es hieß nämlich die Sehnsucht und hatte versonnene Augen, in denen es zuweilen leuchtete wie verlorene Sonnenstrahlen. Ihre Haare waren wie lichtes Gold, aber ihr Kleid war grau und unscheinbar, denn so wollte es der Alltag, der ihr Pflegevater und Herrscher war. Sie mußte stets arbeiten und schaffen, obgleich sie feine Glieder hatte und viel

lieber träumen und sinnen wollte, denn ihr Vater war ja der Sonntag und ihre Mutter war die Poesie; aber das ahnte sie nur dunkel, wie von ferne. Natürlich liebte die Sehnsucht den Alltag nicht, aber sie war ihm dankbar dafür, daß er ihr auch hin und wieder eine Freude gönnte, sogar eine solche, die sie, wenn auch nur auf eine kurze Weile, ganz erfüllte. Oft durfte sie nämlich nach des Tages Arbeit im Dämmerschein die Traumhalle besuchen, die der Alltag selbst für sie erbaut hatte und die seltsamerweise schön war, ja wunderschön.

Sie bestand aus großen, luftigen Räumen mit hohen Gewölben, die auf schlanken Pfeilern ruhten. Treppen mit schönem, schwungvollem Geländer führten höher und höher hinauf, auf Söller und Altane, die weit über Meer und Lande schauten. Da ging die Sehnsucht hin, und ihre stillen, verträumten Blicke schweiften bis an den Horizont. Graues Licht wie in Träumen der Nacht erfüllte die Hallen und die Treppen und die Söller, wie graue Schleier hing es da umher und umwallte der Sehnsucht graue Gestalt. Dort in der Traumhalle sah sie wunderbare, lebendige Bilder an den Wänden, doch eines Abends reihten sie sich so seltsam wie nie zuvor. Sie sah die silberweiße, nordische Nacht über die schweigenden Seen wandern, sie hörte die Fluten rauschen und sah hoch oben im Tannenwalde ein Weib auf einem Hügel stehen. An der einsamen Frau ging die Jugend vorüber und grüßte sie strahlenden Blickes, aber als sie die Hand nach der lockenden Gestalt ausstreckte, da wich sie zur Seite, und das Weib blieb allein unter den sausenden Tannen. — Da gaukelten die Elben auf dem Waldesplan, sie schlangen ihren Reigen, sie flüsterten und sangen, und eine hob den Kranz und schwebte in den hellsten Mondstrahl, da verschwanden die Gefährten, sie blieb allein im Walde — und die Sehnsucht allein in der Traumhalle mit ihren wunderbaren Bildern.

In bunten Scharen eilt das Leben dahin durch lachende Auen, viele frohe Gestalten, die vom Alltag nichts zu wissen scheinen. Aber mitten unter ihnen, sie sehen ihn nur nicht, ein Mann mit jungem geistdurchwehtem Gesicht. Er ist bleich, doch die Augen leuchten mit dem Strahlenblick, der in sternenweite Fernen schaut und in sich selbst versinkt. Das ist der Sonntag, und an seiner Hand schreitet die Poesie, und alles Land, wohin sie blickten, war übersonnt. Aber spurlos versanken die gaukelnden Gestalten, als gehorchten sie einem Winke ihrer Hand, dafür aber quoll es auf, grau und schattenhaft. Es nahten düstere Wesen mit harten Gesichtern, in staubigem Kittel, mit harten Händen und lichtlosen Augen. Unter ihnen aber sah die Sehnsucht einen, den sie kannte, den sie aber noch nie wirklich angesehen hatte, und von dem sie doch wußte, daß er ihr Alltag war. Dann aber waren die anderen, die ihn wie Schemen umgaben, seine Brüder. Alltag, Alltag, wohin sie sah!

Wen aber trug er auf seinen Armen? Das war sie selbst, seine Sehnsucht, aber sie wandte das Haupt von ihm ab, wie in unsäglicher Pein, und sah nach dem Sonntag, den sie nun endlich schauen durfte von Angesicht zu Angesicht. Eine nie geahnte Seligkeit erfüllte sie auf weiter Sonntagsflur, er aber trat zu ihr und sah sie an mit unnennbarer Güte. Seine weiße Hand legte er auf ihre Augen, da konnten sie tiefer und weiter blicken als je zuvor. In langer Reihe zogen die Brüder des Alltags an ihr vorüber, einer wie der andere, grau, hart und seelenlos, — nun schritt der ihre dahin, und sie wußte plötzlich, daß er anders war als seine Brüder. Bleich, kalt und

staubig war auch er, aber seine Gestalt war hoch und vornehm, und tief, tief in seinen Augen, die dunkel und strenge auf ihr ruhten, glühte ein stilles Feuer, als hätte er eine Seele und nicht nur einen Körper wie die anderen.

Da hörte die Sehnsucht die Stimme des Sonntags, deren wunderbarer Klang als geheimnisvolle Ahnung immer in ihr geschlafen hatte: „Sieh deinen Alltag, bangende Sehnsucht, er ist ein König unter seinen Brüdern. Darum schenkten wir dich gerade diesem als seine Bürde, aber auch als seine Weihe. Wir dürfen unsere Gabe nicht zurückfordern, und du hättest bei uns, im Reich des Sonntags und der Poesie, dein Ziel nicht gefunden.“ Und wieder sah sie die durchgeistigte Hand vor ihren Augen — da lag es vor ihr, das weite Sonntagsreich, aber sie sah nur Licht — Licht, — Licht, und geblendet wandte sie den Blick.

Graue Schatten umgaben wieder die Sehnsucht, und sie stieg zum Alltag hinunter. Aber ihr blieb ja die Traumhalle, nur den Sonntag sah sie dort nicht mehr, wohl aber oft ihren Alltag, so wie der Hehre ihn ihr gezeigt hatte, und allmählich schien die Hand, welche die ihre hielt, nicht mehr so hart.

Still ging sie neben ihm, aber je müder er wurde, desto fester ward ihr Schritt, und ihre Kleider weißer und lichter. Sie näherten sich ihrem Ziele, der Alltag und seine Sehnsucht, aber er nannte sie schon lange nicht mehr so, nun hieß sie die Harmonie; und ihre Seele sang ein hohes Lied.

Einst gingen der Alltag und die Harmonie durch einen dunklen Wald bei sinkender Sonne Weh und abendlicher Kühle.

Nun standen sie an einem See, der war weit und tief und finster, aber über seine sich kräuselnden Wellen schien ein hehrer Schein zu gleiten, ein Licht, ein Strahl.

Da umschlang die Harmonie den Alltag, und sie versanken still in den dunklen Fluten, die sich geheimnisvoll über ihnen schlossen. Durch die Wipfel der Bäume ging ein singender Wind, langsam und schimmernd glitt der Schein näher und näher.

Der Sonntag und die Poesie senkten sich weihend zur Erde nieder, aber gerade über dem See des Vergessens tauchte ein neuer Stern am Abendhimmel auf und spiegelte sein Antlitz in dem düsteren Gewässer.

❀ ❀ ❀

Nachdruck verboten.

Das Nackte coram publico.

Von Dr. Ernst Sokolowski (Freiburg in Br.).

Die Versuche, der Nacktheit Geltung, ja, unter verschiedener Bewertung, Bürgerrechte in der Öffentlichkeit zu verschaffen, haben zu allen Zeiten eine Rolle gespielt. Auch heute fehlt es nicht an Bestrebungen, ihr Sanktion und jene Rechte zu erringen.

Bei einer Untersuchung der Gründe und Gelegenheiten, die innerhalb der „Kulturvölker“ aller Länder und Zeiten Anlaß gaben und geben für das Ablegen der Kleidung, ließe sich Folgendes zusammenstellen: man entblößte und entblößt sich bekanntlich einerseits aus praktischer Überlegung,

d. h. mehr der Not gehorchend als dem eignen Triebe, und zwar behufs Verrichtung gewisser Arbeiten: im Wasser, am Feuer (Hochöfen) ꝛc. Ferner wenn nicht gerade der Not, so doch der Notwendigkeit gehorchend, um bei der Ausübung bestimmter Körperfertigkeiten nicht behindert zu sein, oder um ihre Ausübung überhaupt zu ermöglichen, wie z. B. bei Ringkämpfen, Schwimmübungen ꝛc. In den öffentlichen Wettkämpfen des Altertums traten die Beteiligten je nach Bedarf ganz oder fast nackt auf, entsprechend dem Charakter der zu produzierenden Leistungen (unter Umständen also auch im vollsten Dreß); diesen Gelegenheiten der Notwendigkeit stehen aber andere gegenüber, die weder mit der Frage der Not noch Notwendigkeit zu tun haben, sondern lediglich mit dem „eignen Triebe". Es handelt sich hierbei um Situationen, die unter ganz bestimmten Voraussetzungen den Trieb zur Nacktheit hervorrufen und nähren; so ist es unter den gegebenen Umständen erstens religiöser Eifer, der zumal im Schoße der Christenwelt, aber auch innerhalb anderer Religionen die Weltflucht und Askese zeitigt. Bis in ihre äußersten Konsequenzen verfolgt und entwickelt, hat diese zu Zeiten Formen angenommen, die sich in der größtmöglichen Ablehnung aller Lebensnotdurft und Nahrung äußerte; so wurde denn gelegentlich auch der Bekleidung eine programmäßige, mehr oder weniger vollständige Vernachlässigung zuteil. Anderseits zeigen und zeigten sich immer wieder religiöse Sekten, bei denen die Nacktheit sich nicht als logische und praktische Folge religiöser Überzeugung spontan ergibt, sondern als Erscheinungsform einer vermeintlichen rituellen Stilgerechtigkeit.

In Ursprung und Wesen nicht weit von diesem Nacktkultus entfernt, ist eine höchst interessante Erscheinung, wie sie zum eisernen Bestande der Revolutionen gehört, das Ablegen der Kleidung aus sozialer Überzeugung.

Es ist dieses eine Teilerscheinung ersehnter und endlich freigegebener Aufräumung mit dem Bestehenden. Es handelt sich wohl um die ausdrucksvollste Besiegelung der Emanzipation als solcher und um die überzeugendste Ausdrucksform für den mutmaßlichen Beginn einer neuen Ära der gesellschaftlichen Ordnung. Es wäre ein Fehler, dieser Bresche in die herrschenden Gebräuche lediglich eine geschlechtliche Provenienz zuschreiben zu wollen. Wir haben es hier nicht mit einem landläufigen Orgienbetrieb zu tun, sondern mit einer von den praktischen Konsequenzen der Freiheits-, Gleichheits- und Brüderlichkeitsbestrebungen, wie das naive und direktionslose Gehirn sie versteht in seinem Rausch und seinem blinden Drang.

Wesen und Ursprung der sozialen einerseits und der religiösen Nacktkultur anderseits verraten sich oft im pathologischen Triebe zur Nacktheit. Jeder Psychiater kennt das mitunter sehr energische Bestreben mancher Geisteskranker, sich der Kleidung zu entledigen. Häufig äußert sich hierin ein elementarer motorischer Drang, der in Ermangelung anderer Tätigkeiten und Gegenstände sich an das erste beste macht, was er erreichen kann,

um irgend etwas damit anzustellen; das Nächstliegende ist natürlich das Zerreißen. Letzteres ist bei anderen Kranken Selbstzweck, als Ausfluß zielstrebiger Zerstörungswut. In einigen Fällen liegt dem Anstreben des Nacktseins ein systematischer Wahn zu Grunde, wie etwa der Heiligkeitswahn oder dergleichen mehr. Häufiger beruht es auf einer allgemeinen, im Rahmen verschiedener Krankheitsbilder auftretenden hochgradigen psychischen Depression: der Patient vernachlässigt in seiner mehr oder weniger klaren Einsicht in die gegebene Lage — sämtliche gesellschaftlichen Usancen als völlig zweck- und bedeutungslos, tief durchdrungen von dem Unwert der eignen Person. Alles, auch die Kleidung, wird zur quantité négligeable. Am häufigsten aber haben wir es mit einem als „Negativismus" bezeichneten und bekannten Symptomenkomplex zu tun, einem sehr geläufigen Bestandteil mancher Psychosen. Diese Daseins- und Äußerungsform blödsinnigen Geisteslebens ist eine Negation alles dessen, womit die Umwelt an den Patienten herantritt: der betreffende Kranke lehnt nicht nur Kleider und Nahrung ab, er reagiert nicht, oder stets abwehrend, auf empfangene Sinnesreize, spricht nicht, oder nur in der verneinenden Form, bewegt sich nicht spontan, sondern nur widerstrebend, hält die Augen geschlossen u. s. w.

Überhaupt bekannt ist die pathologische Negation der Bekleidung natürlich zu allen Zeiten gewesen. Eine ganz moderne Erscheinung ist dagegen die Körperentblößung auf sanitärer Grundlage, — die Nacktkultur *κατ' ἐξοχήν*; es ist die Bewegung, mit der das Wort „Nacktkultur" erst entstanden ist. Im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts kam man bekanntlich zur sehr richtigen Erkenntnis, daß der menschliche Organismus durch die ihm aufgenötigten Hüllen systematisch um die Fähigkeit betrogen werde, seine Eigenwärme selbsttätig zu beschaffen und diese Arbeit um so energischer zu leisten, je mehr ihm die Außenluft Wärme zu entziehen droht. Diese Gymnastik der Hautblutgefäße wirkt natürlich zurück auf die Arbeit des gesamten Zirkulationssystems, und damit auf den ganzen Organismus. Wie sehr dieses Regulativ- und Anpassungsvermögen des Körpers mit der, Generationen hindurch betriebenen Verweichlichung verscherzt werden kann, zeigen die Fälle, in denen selbst jugendliche Individuen nach den ersten Luftbädern einen förmlichen Zusammenbruch erleiden; das Gefäßsystem war eben der Aufgabe nicht gewachsen, die Eigenwärme des Körpers besorgen zu sollen. Wie dem auch sei, im allgemeinen muß die Mit- und Nachwelt den Naturheilkünstlern Dank wissen für die Propagierung der Luft- und auch der Sonnenbäder, und, wie sich feststellen läßt, ist die sanitäre Form der Nacktkultur bis heute recht gut und mit Nutzen in die Schule der Körperpflege überhaupt, wie speziell in den Arzeneischatz der zeitgenössischen Medizin eingebürgert worden.

Mittlerweile hat sich aber auch das große Publikum der Handhabuug dieses Verfahrens angenommen, und der offenkundige Nachweis des sanitären, ja ärztlich sanktionierten Nutzens verbunden mit einer unbezähmbaren Begei-

sterung für das „Natürliche" eröffnete der „Nacktkultur" ganz neue Perspektiven. Zunächst hielten manche ihrer glühendsten Verehrer allmälig den Zeitpunkt für gekommen, der ihnen gebot, das Luftbad auch auf das bürgerliche Leben auszudehnen; solche Enthusiasten machen und machten von Zeit zu Zeit den Versuch, mit möglichst geringer Körperbedeckung im Verkehrsleben zu erscheinen, werden aber jedesmal polizeilich eingezogen. Da die beabsichtigte, wie auch tatsächliche Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und des Verkehrs auf dieses Verfahren bestimmend wirkt, ist es nahliegend, daß weder die Krankheit (resp. Gesundheit), noch die Schönheit (resp. Häßlichkeit) der betreffenden Ruhestörer Gegenstand der Verhandlung werden.

Und ferner: nach besagter Erlangung des gesundheitlichen und wissenschaftlichen Freibriefes geschah nun in manchen naturbegeisterten Kreisen ein Übriges, und das Nacktsein wurde in ein nie geahntes Licht gerückt durch eine Art ästhetischer Heiligsprechung geringer, resp. mangelnder Bekleidung; sie geschah wahrscheinlich in einer höchst bemerkenswerten Verfassung des menschlichen Geistes: in der „Schönheitstrunkenheit", auf die wir demnächst zurückkommen werden. Genug! es war vorgeblich die höchste Zeit, die Nacktheit dem geselligen Leben nicht mehr vorenthalten zu sollen. Das zunächst private Treiben von Gesinnungsgenossen, die sich ohne alles Aufsehen und in der Stille gemütlichen Beisammenseins erfreuten, hatte zu einer Abklärung der Überzeugung geführt, daß diese Art der Auffrischung der Geselligkeit weitere Verbreitung verdiene, ihrer bedürfe, und daß sie dreister aufzutreten die Pflicht und das Recht habe. Es entstanden vor einigen Jahren in Berlin die sogenannten „Nacktlogen": gesellige Zusammenkünfte aller Art, Bankette, Bälle und Routs wurden arrangiert, auf denen man in paradiesischem Aufzuge das gesellige Leben pflegte. Bald wurde den Nacktlogen auf polizeilichem Wege ein (freilich nur offizielles) Ende bereitet. Sie waren eine Zeitlang der Gegenstand lebhafter parlamentarischer Verhandlungen: die öffentliche Sittlichkeit wollte ihnen lediglich den Rang der Orgien zugestehen und die öffentliche Sittsamkeit erklärte sie für groben Unfug. Damit ist natürlich die Angelegenheit nicht erledigt, im Prinzip so wenig wie in Praxi: unter den Jüngern der Nacktlogen gibt es fraglos einen gewissen, vielleicht einen großen Prozentsatz von Leuten, die ihre Sache — sei es als Ästheten, oder als Gesundheitszeloten, sei es als Freiheitspropheten oder schließlich als Naturanbeter — sehr feierlich nehmen, d. h. ohne jeden unsachlichen Beigeschmack. Und dennoch mangeln alle dem ähnlichen Bestrebungen des Ruhmes, desselben Ruhmes, dessen sie sich würdig wähnen. Wieso? Aus eben demselben Grunde, den die Jünger dieses Kultus als einen der Beweise für dessen Wesensechtheit in Anspruch zu nehmen gern bereit sind. Es handelt sich um nichts anderes, als eben um die Schönheit selbst. Denn gerade der Schönheitssinn wird schwer gekränkt und enttäuscht, weil der Prozentsatz der schönen Menschenleiber zu gering ist; so gering, daß die wenigen Inhaber fehlerfreier und präsentabler

Körper gerade vom ästhetischen Gesichtspunkte sich rücksichtsvoll bekleiden müssen, um die Mitwelt vor den ebenso unausbleiblichen wie ungeeigneten Nachahmern zu bewahren. Mit dieser Gefahr sollten auch die rechnen, welche die Gelegenheit der Maskerade benutzen, um mit ihrem tatsächlich oder mutmaßlich schönen Körper zu glänzen; ein Vergnügen, das sich ungeniertere Geister zu allen Zeiten gestattet haben.

Aus den obigen Überlegungen erscheint auch das Bestreben fragwürdig, dem Baden eine Heimstätte im geselligen Leben gewähren zu wollen in der Gestalt von Familienbädern etc. Der Einwand, daß es den Beteiligten ja freistehe, sich nach Belieben zu kostümieren, macht die Sache noch schlimmer, denn das Gros der Menschheit wird bei seiner Halt- und Ratlosigkeit in Geschmacksfragen zu um so verzweifelteren Bocksprüngen verführt, je mehr es im gegebenen Falle darauf ankommt, Eindruck zu machen. Und nun erst beim Baden! Es ist ja dieselbe fatale Geschichte wie mit der Wehrlosigkeit des weiblichen Geschlechtes gegenüber dem Brauche, sich bei feierlichen Gelegenheiten teilweise zu entblößen. Die Mode dekolletiert mit Grausamkeit jedes Gewand; sie fragt ausschließlich nach dem Grade der Feierlichkeit der betreffenden Gelegenheit, ohne Rücksicht auf die Beschaffenheit von Hals, Brust, Schultern, Rücken und Armen der betreffenden Dame. Die Nacktheit als superlativer Ausdruck der Feststimmung verdient eine spezielle Besprechung, weil es sich um einen der vielen Gradmesser für die Bewertung jeweiliger Sitten und Gebräuche handelt. Es gab bekanntlich Zeiten, in denen die vornehme Frauenwelt sich nicht mit dem Dékolleté begnügte, sondern sich zu besonderen feierlichen Gelegenheiten wesentlich mehr entblößte. Am weitesten brachten es hierin die Frauen in den Verfallszeiten der Kulturvölker. Auf den buchstäblichen Verfall kommt es hier übrigens nicht an: es gibt Zeiten des Niederganges, des Versagens, der Ermüdung, der Erholungs- und Sammlungsbedürftigkeit; es gibt Episoden, in denen die Menschheit oder ein Volk die Richtung oder den Schwung verliert, und — sei es zeitweilig, sei es endgiltig — aufs tote Geleise abschwenken muß oder sein letztes Tempo fährt. In den letzten Zeiten des Römischen Kaiserreiches kannte man Frauenkostüme und Frauenrechte, die, mit der gleichen Zügellosigkeit gehandhabt, — mitsamt dem ganzen Römischen Kaiserreich fortgefegt wurden. Gegen Ende des Mittelalters kamen in den großen Städten Europas bei feierlichen Gelegenheiten allerlei paradiesische Erscheinungen ans Tageslicht. Noch im 15-ten Jahrhundert ist bei einem Festzuge eine Dame aus der besten Gesellschaft splitternackt durch die Straßen Roms geritten; ein Fall, der sich der Nachwelt ausdrücklich erhalten hat, weil die Reiterin ein Familienglied des Hauses Colonna war. Das Rokoko zeitigte, zumal zu Hoffesten, die verwegensten Aufzüge und Kostüme. Eines der unzweideutigsten hieß: à la Jésus, und bestand darin, daß man so gut wie ganz nackt auftrat. Unaufhaltsame Ereignisse setzten solchen Kostümgelüsten, allem Luxus und Weiberkult mit allen ihren Sitten und Unsitten einen Dämpfer auf, für längere oder kürzere Zeit.

Der individuelle moralische Zensus kommt bei der Beurteilung der eben besprochenen Kostümierungen nicht in Betracht. Der Anlaß zu den beregten Auftritten war keineswegs die Absicht, Orgien zu feiern. Es kehren aber immer die Zeiten wieder, in denen sich naheliegende Gründe finden lassen, die Grenzen des allgemein Erlaubten weiter zu stecken. Und da aus bekannten und ganz bestimmten Erwägungen das weibliche Geschlecht — wie alles, so auch Entgleisungen — mit ganz anderem Schwunge mitmacht als das männliche, so verliert es alle Ökonomie, Gesetz und Maß auch da viel rascher aus den Augen, wo es sich um die Freigebung leichterer Kostümierung handelt. Stark in der Intuition, aber für Grundsätze ein undankbarer Boden, findet die Frau selbst für des Lebens Notdurft — die Körperbedeckung — so schwer annähernd befriedigende Gesichtspunkte. Hilflos ist sie den Launen, den Zufällen oder der Willkür der „Mode" ausgeliefert und sieht sich auf den Nachahmungstrieb angewiesen, oder hasardiert mit Glück und mit Unglück. Bei solchem Hasardieren hat die Frau aus der „Gesellschaft" zu gewissen Zeiten, je nach dem Grade der herrschenden „Freiheit", immer wieder bescheidenere und dreistere Anläufe gemacht, den Schatz ihrer Berückungsmittel durch Reduktion der Bekleidung zu vermehren. Und diesen Schatz handhabt sie nach Maßgabe der angestrebten Feststimmung wie Sammet und Seide, wie Gold und Juwelen ohne Ansehen der Person. Durch eben diese ästhetische Gleichgiltigkeit auf der einen, und gesellschaftliche Rücksichtslosigkeit auf der andern Seite, konnte die Nacktheit auch das Licht der Estrade erblicken, als des „Ästhetentums" liebstes Kind. Solches blieb dem 20-sten Jahrhundert vorbehalten. Das Wort Ästhetentum ist moderner Prägung, bezeichnet offenbar eine Art „Schönheitsdurst" und gehört natürlich mit der in unserer Zeit viel gebrauchten und schon erwähnten Schönheitstrunkenheit zusammen. Solche Bezeichnungen sind aus dem guten Glauben entstanden, daß der moderne Mensch über einen Schönheitssinn sui generis verfüge; mit Anrecht natürlich an eine mutmaßlich eigene Gattung Schönheit. Genug, eine künstlerische Nacktheit wurde kultiviert; fürs erste in der Gestalt des Nackttanzes oder der Bestrebung, den Körper (speziell den weiblichen) in beliebig geringer Bekleidung tanzend vor dem Publikum zu präsentieren. Hierbei ist die Auswahl der unbedeckten Körperflächen von Fall zu Fall verschieden und bleibt der Selbsteinschätzung der darstellenden Person überlassen.

Da die Tätigkeit und die Leistungen einer Tänzerin vom Nacktsein ebensowenig abhängig sind, wie die eines Jongleurs oder Violinvirtuosen, so bedurfte es trotz eventuell vorhandener Körperschönheit und trotz einwandfreien Tanzens einer ausreichenden Motivierung für das Ablegen der Kleidung zwecks öffentlicher Vorstellung. So kam es zur Anleihe beim Altertum. Bei Gelegenheit der Ablehnung einer Barfußtänzerin von seiten des Pariser Publikums hat die Kritik sich eingehend mit der Frage beschäftigt, welchen Wirrwarr das Bekanntwerden mit antiken Kunstwerken in ungenügend vorbereiteten Ge-

hirnen anrichten kann. Und in der Tat gewinnt man in analogen Fällen oft die Überzeugung, daß auf dem Wege von allerlei Trugschlüssen ein unerhörtes Hasardieren mit den Begriffen: „antik", „schön" und „nackt" anhebt; und zwar scheint etwa so gefolgert zu werden: antik = nackt (wahrscheinlich, weil man so oft plastische Darstellungen gerade nackter Körper aus der Antike zu sehen bekommt); ferner: antik = schön (wahrscheinlich, weil die vorhandenen antiken Statuen meist schöne Körper darstellen); zwei Größen aber, die einer dritten gleich sind, sind unter einander gleich, also: schön = nackt, und folglich auch: nackt = schön.

Es ist wohl mehr als wahrscheinlich, daß unter den Elitekörpern z. B. der an den Olympischen Spielen Teilnehmenden ein großer Prozentsatz ästhetisch einwandfreier Erscheinungen auftrat. Das waren übrigens ausnahmslos Männer; vom Auftreten nackter Frauen an der Öffentlichkeit ist nichts bekannt; oder meint man aus den verschiedenen Plastiken des Altertums auch dieses schließen zu müssen? Das Wesen und Treiben der Bacchantinnen oder der Hetären gehört natürlich in ein ganz anderes Kapitel, d. h. es hat mit der Absicht öffentlicher Schaustellungen nichts zu tun und fragte seinem Wesen entsprechend nach den Grundsätzen der Ästhetik ebensowenig wie etwa nach denen der Sittsamkeit. In eben dieses Kapitel gehören auch gewisse Nummern in den Vergnügungsprogrammen von „Feinschmeckern" aller Zeiten und Völker.

Ich weiß nicht, welche von den genannten Rollen die Barfuß- und anderen Tänzerinnen unserer Zeit vorstellen zu sollen meinen? Vielleicht wollen sie noch etwas anderes, in der obigen Reihe nicht Genanntes vorstellen. Oder sind sie sich darüber klar, daß ihnen der ganze antike Kram höchst gleichgiltig ist und daß sie lediglich nach einer Folie begehren für ihre „Schönheitstrunkenheit"? einen Passierschein? Die Beantwortung der obigen Frage ist insofern belanglos, als die Fragestellung, auf die es hier ankommt, eine ganz andere ist; sie lautet: warum schickt sich eines nicht für alle Menschen und Verhältnisse? Erstens: weil die Menschen des Altertums, welches ja markiert werden soll, in Sachen der Schönheit mehr zu Hause waren als die Kulturwelt des 20-sten Jahrhunderts, und weil man infolge dessen besser wußte, was man der Mitwelt und dem Publikum präsentieren konnte. Zweitens aber waren die verschiedenen Abstufungen leichter Bekleidung für die Kinder der antiken Welt, die Anwohner sonniger Landstriche, geläufige Dinge, für uns aber sind sie ungewohnte Erscheinungen.

Je ungewohnter aber ein Eindruck ist, umso bedingungsloser erobert und beherrscht er die Situation; er m u ß sie beherrschen aus einfachen Gründen. Ich ziehe es vor, an dieser Stelle einen bekannten Meister der Logik reden zu lassen; Spinoza nämlich drückt sich folgendermaßen aus:*) „Wenn wir

*) B. Spinoza: Die Ethik. III Th. Bew. des 52 Lehrsatzes.

annehmen, daß wir an einem Objekte etwas Besonderes wahrnehmen, was wir vorher nimmer gesehen haben, so sagen wir nichts anderes, als daß der Geist, während er dieses Objekt betrachtet, nichts anders in sich hat, auf dessen Betrachtung er von der Betrachtung dieses Objektes kommen kann, und er ist daher bestimmt, dieses allein zu betrachten." Ebenso und ähnlich äußern sich alle Philosophen, sobald dieses Thema der Gegenstand ihrer Untersuchungen wird; und die Beobachtungen des täglichen Lebens wie die Experimente der Psychologen bestätigen aus ziebig die Tatsache: die wenigst geläufige Wahrnehmung zeigt die zudringliche Neigung, das „innere Blickfeld" zu Ungunsten der übrigen gleichzeitig möglichen Wahrnehmungen zu okkupieren. Das auf der Estrade von den mehr oder weniger entkleideten Tänzerinnen Dargebotene steht gewissermaßen im Zeichen des Nackten, und dieses als solches wird nach Maßgabe der Quantität und Qualität der präsentierten Körperblöße zu dominieren trachten, wenn nicht gar als Sensation eine bedrohliche, ja, als Knalleffekt eine deletäre Wirkung ausüben. Weder historische Treue noch Stilgerechtigkeit, weder Tanzen noch Pantomimen können hieran etwas ändern. Und dieses ist der Grund dafür, daß die Gemeinde der beregten Virtuosinnen gestört wird, die gesamte Situation unbefangen über sich ergehen zu lassen oder deren künstlerischen Wert resp. Unwert ungetrübten Blickes zu prüfen und zu ermessen.

Das wäre alles gewiß ganz anders, wenn man gewohnt wäre, seine Mitmenschen nackt zu sehen. Setzen wir den Fall, man gewöhnte sich wenigstens an das Auftreten entblößter Kunstinterpreten wie an etwas Alltägliches, — so wäre einer unbefangenen Schönheitsanbetung angesichts nackter Menschenleiber freilich ein ganz anderer Spielraum gewonnen. Wie aber wäre dem andern, eben erwogenen Bedenken abzuhelfen bei der zeitgenössischen Unsicherheit in Dingen der Schönheit, denn der einzelnen Person kann es gewiß nicht anheimgestellt werden, darüber zu entscheiden, ob sie wenig bekleidet vor der Öffentlichkeit tanzen könne, sobald sie zur Überzeugung gelangt ist, mit ihrer Schönheit nicht mehr hinter dem Berge halten zu dürfen. Es liegt allemal genügender Grund für lebhaften Verdacht vor: denn weil das Schöne meistenteils gefällt, wird vielerseits der Rückschluß freigegeben, daß, was gefällt, meistenteils auch schön sei. Es sind ja oft nur Kleinigkeiten am menschlichen Körper, und Einzelheiten, die — wenn sie unverdeckt bleiben — das übrige, eventuell repräsentable Ganze in Frage ziehen oder den Gesamteindruck ungünstig beeinflussen. Ich meine, alles was der Künstler am Kunstwerk zu umgehen die Macht und die Freiheit hat. Unter den heute bekannten Nackttänzerinnen, die ich sah, hatte die eine zu große und zu flache Füße, eine andere zu dicke und dabei unartikulierte Beine, u. s. w. Alles Dinge, die nicht übersehen werden konnten und die geeignet waren, unbefriedigende Empfindungen auszulösen, wenigstens bei unbefangenen und schönheitssicheren Zuschauern. Diese Vorstellungen waren

dadurch ästhetisch fragwürdig. Das hätte umgangen werden können, wenn die erwähnten Damen es verstanden hätten, sich ihren schwachen Seiten entsprechend zu kostümieren; selbst auf die Gefahr hin, eine Handvoll historischer Versündigungen in den Kauf zu nehmen. Dazu aber reichten Geschmack und Takt nicht aus; auch nicht im Publikum, das weder durch die eben genannten Dinge noch durch den nichts Besonderes vorstellenden Tanz sich hindern ließ, seinen Beifall auf alle erdenkliche Art kundzutun.

Das Mißtrauen gegenüber dem vorgeblichen klassischen Ernst der Situation hat immerhin so viel Bedenken laut werden lassen, daß in letzter Zeit gelegentlich ad hoc Experten zusammenberufen wurden, um über die Zulässigkeit einer Tänzerin zu entscheiden. Es wäre wohl der Erwägung wert, ob ein derartiges Verfahren nicht verallgemeinert werden könnte und was eine Jury in diesen Sachen überhaupt zu leisten imstande wäre? Wenigstens könnten mutmaßlich manche persönliche Geschmacksverirrungen und Mißverständnisse korrigiert werden, wenn einem verantwortlichem Areopag die Entscheidung zustände, ob das Exterieur einer Tänzerin schönheitlich ausreiche für das teilweise oder totale Ablegen der Kleidung. Gewiß ließen sich durch derartige Institutionen manche unzulängliche Auftritte und Mißstimmigkeiten ungeschehen machen. Aber nicht alle Bedenken einer künstlerischen Bewertung der Sache wären auf diese Art restlos aus dem Wege geräumt. Erstens: zugegeben, daß es vollkommen gelänge, nacktes Auftreten durch antike Fiktionen zu motivieren; zweitens: angenommen, daß wir es mit einem Publikum zu tun hätten, welches durch allmähliche Gewöhnung an den Anblick nackter Künstler durchaus nicht sensationslüstern in die Vorstellung geht; drittens: vorausgesetzt, daß eine zuverlässig funktionierende Jury die Menschheit vor allen Zumutungen seitens der darstellenden Personen sicherstellte, und daß diese Jury über Quantität und Qualität der zu entblößenden Körperflächen zu entscheiden hätte, so bleiben immer noch wesentliche Fragen ungelöst. Einmal die rein praktische Frage: wo sollte das Menschenmaterial herkommen für derartige Schönheitsfeierlichkeiten? Vorausgesetzt, daß es mit der Schönheit ernst gemeint ist, so reicht das mit mehr oder weniger Talent für den Betrieb der Bretter Ausgestattete und Angelernte doch nicht aus, — trotz vielleicht vorhandenen blendenden Körperbaues.

Meine Ausführungen werden umständlich; dergleichen Luxus wäre unstatthaft, wenn nicht vielfach von anderer Seite mit dem Nackt-Tanzen, mit seiner künstlerischen Bedeutung und seinem vermeintlichen Schönheitswerte so viel Umstände gemacht würden.

Schönheit kommt bekanntlich nur zustande, wofern ein Zusammenschauen*) des stets unvollkommenen Existierenden mit dem nicht existierenden Vollkom-

*) Der psychologische Charakter dieser Tätigkeit läßt es natürlich gleichgiltig erscheinen, welches Sinnesorgan sie vermittelte.

menen stattfindet. Dieses geschieht nur bei einem bestimmten Verhältnisse beider Größen zu einander. Auf die größtmögliche Annäherung an diese Proportion kommt alles an, denn sie bestimmt den Grad der Schönheit, die also eine Verhältniszahl ist. Und nun das Wesen der Meisterschaft: der Schöpfer oder Darsteller vermag nach Maßgabe seines Könnens von der Wirklichkeit zu streichen oder zu unterstreichen, was ihm beliebt, ohne jenes Verhältnis zu zerstören. Nur den ganz Großen dieser Erde bleibt das Geheimnis vorbehalten, die Wagschale der Wirklichkeit *schwer* zu beladen, ohne daß das Zünglein der Wage von der Stelle rückt. Unter den unzähligen Meistern, welche alle Grade der Nacktheit des menschlichen Körpers als Ausdrucksmittel ausgiebig und erfolgreich benutzt haben, steht Michelangelo oben an: der ganze Zauber seiner naturgetreu wiedergegebenen anatomischen Präparate und seiner fast wie Momentphotographien anmutenden physiologischen Wagnisse liegt im Obigen verankert. Seine Menschenleiber atmen eben den Geist, der sich ungestraft vermessen durfte, aller Banalität und Trivialität Fehde zu schwören, und der es vollbrachte, weit mehr als zwei Menschenalter hindurch das Gespenst des grauen Alltages in aller Erbitterung und mit unerhörtem Erfolge vor sich her zu treiben. Zu welch verhängnisvoller Nachfolge dieses Unnachahmlichen die Epigonen sich verführen ließen, hat trotz aller Talente und Hingabe das Barock gezeigt.

Um wieder auf die Nacktheit in natura und deren Bedeutung als ästhetisches Ausdrucksmittel zurückzukommen: sie ist und bleibt auch als motivierte und gewohnte Erscheinung die nackteste aller Wirklichkeiten und deren weitgehendste Bejahung, die — ästhetisch betrachtet — der stärksten „Kontraposten" bedarf, um eine Wirkung der Schönheit hervorzubringen. Der geeigneten Gestalt müßte also der Gehalt der Erscheinung entsprechen. Im Gebahren und im ganzen Verhalten des betreffenden Individuums könnte er — so sollte man meinen — gegeben sein. Jedermann wird aber verstehen, daß der Maßstab hierfür bei vorhandenem Nacktsein ein besonders kritischer sein muß. Das Nackte als der natürlichste Ausdruck der Natur verlangt bedingungslos nach derselben Dosis Natur in der Gebärde des Individuums. Der Manierenschatz aber der Kulturmenschen ist von Hause aus und sehr ausdrücklich auf Kleidung eingestellt. Wiederum ist daran zu erinnern, daß man ja nicht das Kunstwerk vor sich hat, dessen Ausdruck ein für alle Mal fixiert ist nach dem Belieben des schaffenden Künstlers. Eine nicht ganz tadellose Gangart, eine ungeschickte Geste, eine überflüssige Miene, gewisse Augenaufschläge, kurz: alle die Gratiszugaben, die wir auf der Bühne und Estrade als ganz gewöhnliche Erscheinungen nolens volens über uns ergehen lassen müssen, sind undenkbar mit dem Augenblicke, da die betreffenden Personen von Schönheitswegen und nackt auftreten. Höchstens eine peinlich genaue Beschränkung auf das bald erschöpfte Repertoir abgezirkelter und eingedrillter Posen kann die Situation retten. Ganz fatal wird die Sache, wenn

die Damen anfangen, aus dem Stegereif zu „schaffen" und sich von ihren Eingebungen tragen zu lassen. Die wenigen aber, die mit einem verwendbaren Körperbau die entsprechende Qualität und Quantität natürlicher Gebärden, überhaupt die erforderliche Echtheit des Habitus vereinigen, — die sind nicht zu haben, denn eine solche allseitige Qualifikation ist ausnahmslos das Erb und Eigen derer, welche kein Interesse zeigen, mit ihren natürlichen Vorzügen zu hausieren oder sie zum Gegenstande der Demonstration zu machen; es würde sich also voraussichtlich ohne Ausnahme um Menschen handeln, die sich coram publico nicht auskleiden, weder psychisch noch physisch. Hieran kann ein etwa vorhandenes Schönheitsdiplom nichts ändern; auch nicht eine an nackte Menschen gewöhnte Zuschauerschaft und ebenso wenig die vorgebliche Maske einer Minerva, Isis u. s. w.

Ein Enthusiast, in der Meinung, daß alles Schöne schonungslos gezeigt werden müsse, wandte einmal ein, daß jene „Gesinnungsatleten" in ihrer souveränen Mißachtung des großen Publikums mit seinen unpassenden Maßstäben — sich doch vor einer „Gemeinde der Heiligen", im intimen Kreise zeigen könnten. Diese Rechnung stimmt; allein sie würde nicht nur ohne den Wirt, sondern, wie es scheint, auch ohne das Geld gemacht. Je auserlesener ad hoc eine Gemeinschaft ist, um so prompter wirkt der Rapport zwischen den Anwesenden und dem Darstellenden. Je exakter aber dieser Rapport sich gestaltet, umso selbstverständlicher ist das Aufkommen einer intimen Stimmung im Saale; und je wärmer und lebhafter diese wird, umso stärker schwingt beim Genuß eine persönliche Note mit, die ein bestimmtes Mezzoforte nicht übersteigen kann, ohne die Reinheit des Genusses und die Unbefangenheit der Kritik zu gefährden. Es handelt sich offenbar um eine verhängnisvolle Mehrbelastung des Wirklichkeitskonto, um eben dasselbe Moment, das uns daran hindert, unsere großen Männer, ungeachtet aller vielleicht vorhandenen Körperschönheit, in Denkmälern, Statuen und Gemälden nackt darzustellen. Freilich ist auch das versucht worden, aber die unterstrichene Intimität übt eine allzu verhängnisvolle Wirkung aus. Die erwähnte persönliche Note ist übrigens nur das Zudringlichwerden des individuellen Etwas in jedem Menschenkörper, des Faktors, den diejenigen vernachlässigen, die der Meinung sind, gewissermaßen Kunstwerke vorstellen zu können. Es gibt heute Solotänzerinnen, die ernstlich daran glauben und glauben machen, daß sie „Plastik" geben, „Plastik in der höchsten Potenz und Stil", daß sie Reliefs darstellen von echten, alten Vasen und dergleichen mehr. Das ist eines der allerverhängnisvollsten künstlerischen Mißverständnisse. Erstens geben uns die uns erhaltenen Plastiken des Altertums weder die Menschen noch die Tänze ihrer Zeit wieder, sondern den Grad der Vollkommenheit resp. Unvollkommenheit des jeweiligen künstlerischen Schauens; zweitens aber können das Leibhaftige und das Kunstwerk nicht für einander vikarieren, eben wegen jenes individuellen Etwas. Ein Menschenleib, der ein Kunstwerk vorstellen soll, kommt

ungeachtet aller feierlichen Mienen über den Mummenschanz nicht hinaus, für dessen Wirksamkeit es übrigens vollkommen gleichgiltig ist, ob die betreffende Maske Juno oder Rotkäppchen vorstellen soll. Und umgekehrt: weder kann noch will das Kunstwerk einen leibhaftigen Menschen nachäffen. Wer das nicht verstehen will, der feiere seine Andachtstunden im Wachsfigurenkabinett.

Aus den obigen Betrachtungen scheint hervorzugehen, daß man Grund hat, zufrieden zu sein, wenn die Nacktheit zu ihrer Existenzberechtigung das Altertum anpumpt und ihre Wirkung durch angestrebte Stilgerechtigkeiten, durch Tänze und Getue zu mildern sucht. Dabei soll es selbstverständlich auch bleiben. Freilich ist das Altertum als nicht gegenwärtiger Gast geduldig und infolgedessen die Stilgerechtigkeit Entgleisungen ausgesetzt, schon wegen der stets inadaequaten oder aber gesuchten Musik, die man in Ermangelung einer andern sich gefallen lassen muß. Der Tanz als solcher ist voll unbefriedigender Wirkung wegen seiner Willkürlichkeit, und die Pantomime wegen ihrer Unglaubwürdigkeit. — Es ist zu verwundern, daß diese Branche des Unterhaltungslebens sich nicht auf das Varieté beschränkt, wo sie ihre Triumphe mit viel größerer Berechtigung und ohne jegliche Einwände feiern kann. Im Varieté, — zu deutsch: „Allerhand" — haben wir heute doch einen glänzenden Tummelplatz für allerhand, was „volles Haus" garantiert, d. h. „gefällt." Dort bildet der betreffende „Tanz" eine von den vielen Nummern eines reichhaltigen Programmes, und damit ist auch dem Übelstand abgeholfen, daß ein „ganzer Abend" — wenn auch unter Beobachtung musikalischer Pausen — mit Solotanz ausgefüllt wird. Für diese Zumutung reicht das Dahersprengen der Damen nicht aus und ebenso wenig alle Attitüden. Auch ist eine Pantomime doch nur entschuldigt durch möglichste Anhäufung von Handlung und eine gewisse Hetze von Eindrücken, wie z. B. im Ballett. Ein pantomimischer Monolog wirkt direkt langweilig, wenn nicht quälend. Von der Verwendung klassischer Musik, ob mit, ob ohne vorhandene Bekleidung des Künstlers wäre zur Sicherheit ein für alle Mal abzuraten. Sie wird gern herangezogen, wohl aus dem begreiflichen Empfinden heraus, die Weihe der Situation erhöhen zu sollen. Eine eingehende Behandlung dieser bedenklichen Erfindung würde natürlich den Rahmen unserer Betrachtungen sprengen.

Aus nachstehenden Überlegungen scheint es erforderlich und den Zwecken dieser Besprechungen angemessen, das eigentliche Ballett einer besonderen Beachtung zu würdigen.

Seit nämlich das Ballett seinen Schwerpunkt nicht mehr auf die technische Vollkommenheit der Pirouette verlegen will, sondern die Schönheit der Körperbewegungen überhaupt und mit ihr größest mögliche Stilechtheit anstrebt, — ist es zum natürlichen Tummelplatz für alle mögliche Kostümierung und Dekostümierung geworden; das Ballett in seiner neuen Fassung eröffnet der Körperentblößung für die Zukunft ästhetisch berechtigte und begründete Perspektiven von ungeahnter Fülle. Mit der Stilechtheit des äußeren

Habitus muß sich freilich der gewissenhafte Zuschnitt eines adaequaten Rahmens für die zu produzierenden Bewegungen und Handlungen finden. Ferner sind diese Bewegungen und Handlungen mit der erforderlichen Unerbittlichkeit von einer Regie mit ausreichendem Bildungszensus den agierenden Personen (auch Solisten) einzustudieren, damit eventuellen Erfindungsgelüsten der Einzelindividuen nicht der geringste Spielraum freigegeben werde. Freilich ist bisher für eine wahrhaft künstlerische Ausnutzung der gebotenen Perspektiven sehr wenig geschehen. Das gelegentliche Ausschlachten der verschiedengradigen Dekostümierungsmöglichkeiten behufs Stillung naturalistischen Hungers — steht natürlich auf einem ganz anderen Blatte. Die Gefahr einer solchen Ausschlachtung besteht allerdings zur Zeit umso mehr, als im Kunstleben des 20. Jahrhunderts, bisher wenigstens, die „Echtheit" nicht etwa nur Ausdrucksmittel ist, sondern Losung geworden zu sein scheint. Nun ist die Echtheit an sich der Kunst vollkommen gleichgiltig; jede Losung aber muß — wie auch „Schule", Programm, Tendenz und Absicht — als der Kunst wesensfremdes Element abgelehnt werden.

Ich möchte nicht unterlassen, dieser Stelle einen Passus von Doktor Paul Schiemann*) anzufügen: er spricht gelegentlich von der „Haltlosigkeit jener königlichen Schauspielhaus-Richtung, die im Sardanapal-Ballett mit echten Kostümen und antiken Tänzen Kulturgeschichte lehren will." Also erstens: die Losung „antik"; zweitens: „Echtheit"; drittens: die „Absicht", zu lehren, und viertens: überhaupt das Publikum „lehren"! — ein künstlerisch vierfach gefährliches Unterfangen! —

Um nach dieser kleinen Abschweifung auf das zeitgenössische Ballett, wie es sein sollte und sein könnte, zurückzukommen: es darf nicht übersehen werden, daß die reiche Fülle und jähe Aufeinanderfolge der Eindrücke, sowie deren Mannigfaltigkeit und Wechsel das Nackte von vornherein verhindern, sich als solches in den Vordergrund der Situation zu drängen und an sich der Gegenstand der Aufmerksamkeit, resp. Ablenkung zu werden. Solches ist aber in den Solotanzvorstellungen bei der Armut an sonstigen Eindrücken unvermeidlich. Abgesehen schließlich davon, daß auch das stilgerechte Ensemble eines Ballettes die Qualität der einzelnen exponierten Körperreize garnicht zum isolierten Gegenstande der Beobachtung und Kritik werden läßt, liegt es nahe, daß der Prozentsatz der präsentablen Körper im Corps de Ballet aus natürlichen Gründen ein großer sein wird; ein umso größerer freilich, je sattelfester die betreffende Regie in ästhetischen Fragen ist.

Bei allen anderen Darbietungen des Theaters aber sollten die Bühnenleitungen sich allerdings angelegen sein lassen, dafür zu sorgen, daß die Darstellenden nicht so wenig, sondern so viel als der Charakter der Rollen

*) Dr. Paul Schiemann: Auf dem Wege zum neuen Drama. Reval, Kluge u. Ströhm. Leipzig, Rudolf Hartmann. 1912. pag. 53.

es erlaubt, bekleidet auftreten. Die Schneiderkunst, und zumal die für den Bühnenbetrieb eingestellte, vermag auf dem Gebiete der Verschönerung wahrhaft Zauberisches zu vollbringen und ersetzt für die Augen der schaulustigen Welt selbst sehr unbefriedigende anatomische Verhältnisse durch gefälligen Aufputz, ohne dem Charakter der betreffenden Rolle Gewalt anzutun. Zu erinnern ist unter anderem an eine nicht zu sparsame Benutzung des Trikot, das namentlich die Wirkung schlechter Gelenke und unschöner Linien, sowie schlaffen Fleisches vortrefflich mildert.

Diejenigen Darsteller, die sich hierbei in einem persönlichen Recht verkürzt glauben, mit ihren tatsächlich oder mutmaßlich schönen Körperpartien Effekt zu machen, werden sich trösten müssen mit der beneidenswerten Perspektive, dem Schönheitssinn und damit dem Gesamtwohl ein Opfer bringen zu dürfen: denn — wie schon im anderem Zusammenhange erwähnt — würde dieser Verzicht eventuell Berufener die Mitwelt vor dem fatalen Anblick der unaufhaltsamen Nachahmungen von unberufener Seite retten.

Sehen wir ab von der Handhabung der Nacktheit verschiedenen Grades, wie sie auf der Bühne um der Stilgerechtigkeit willen gefordert wird. — Es wird von Seiten zeitgenössischer Dramendichter stellenweise der Versuch gemacht, die Nacktheit als dramatisches Agens in der Dichtung zu verwenden. Dagegen wäre a priori nichts einzuwenden, unter der Voraussetzung natürlich, daß die Benutzung dieses Ausdrucksmittels genügend motiviert und das beabsichtigte dramatische Agens seine innere Notwendigkeit erkennen läßt. Daß letzteres für die Präsentation nackter Körper ein besonders dringendes Postulat ist, gilt natürlich auch für die Bühne; die Gefahr, als Reiß- und Knalleffekt für die Gallerie zu wirken, droht dem nackten Auftreten umso lebhafter, als die Inanspruchnahme dieses Ausdrucksmittels begreiflicherweise gerade bei romantischen Dichtern vorkommt, die bei den hochgestellten Anforderungen an die Darstellungskraft leicht um die Ausdrucksmittel in Verlegenheit geraten. Es ist lediglich die altbekannte, verhängnisvolle Klippe aller Romantik.*)

Die bereits andern Orts eingehend behandelten praktischen Bedenken kommen selbstverständlich für die Bühne ebenso in Betracht, wie überhaupt. Sie haben ihren Gipfelpunkt in der den Theaterleitungen erwachsenden großen Schwierigkeit für das Ausfindigmachen der geeigneten Körper unter den zur Verfügung stehenden Darstellern und Darstellerinnen. Die Isotte, im Hardtschen Drama: „Tantris der Narr", setzt begreiflicherweise auch ihr höchstes künstlerisches Können aufs Spiel, wenn sie in der einschlägigen Szene mit X-Beinen, zu langem Oberkörper, zu großer Magerkeit, oder unmäßigen Hüften, oder Plattfüßen antreten soll. Für den Gang des Stückes ist ihre Nacktheit entbehrlich.

*) Über Richard Wagners befreienden Einfluß auf die Romantik cf. E. von Schrenck: „Richard Wagner als Dichter." Verl. Oskar Beck. München. 1913.

Ich bin stellenweise zu eingehend geworden. Andrerseits habe ich die Nacktfrage ausschließlich im ästhetischen Gesichtswinkel betrachtet, und manchem läge vielleicht das Anschneiden der sittlichen Frage am Herzen. Ich habe sie geflissentlich gemieden, weil ich die Untersuchung der verschiedenen Nackt-kulte und -Industrien auf ihren Orgienwert für eine sehr große und selbständige Aufgabe halten muß. Daß übrigens bei den verschiedensten Gelegenheiten auch mehr oder weniger verschämte Pornologen auf ihre Rechnung kommen, könnte als selbstverständliche und unvermeidliche Tatsache von vornherein vernachlässigt werden. Speziell auf die Tänzerinnen Bezug nehmend, die heute in lückenhafter Bekleidung ihre Lorbeeren ernten, möchte ich übrigens jeden Versuch, ihnen anrüchige Absichten zu insinuieren oder ihre Leistungen für schmutzig zu erklären, strengstens zurückweisen; was sich dem Beschauer aufdrängt, ist lediglich große Naivität in Sachen der Kunst und des Wissens, sowie die Unbekümmertheit der Darstellerinnen gegenüber der Qualität ihrer eignen Reize.

Um die Jugend und alles, was auf Unschuld berechtigte Ansprüche hat, zu verderben, bedürfte es nicht erst der Nacktvorstellungen und Nacktänze; Amerika liefert heute der gebildeten Welt Tänze, die in Kleidern getanzt werden, und zwar so, daß den geprüftesten „Kennern" die Augen übergehn. Erst recht gibt es keine Möglichkeit, einerseits die Unternehmer und Direktoren, anderseits die betreffenden Künstler zu ungunsten ihres Beutels zu veranlassen, daß sie so tun, als hätten sie vergessen, was dem Publikum gefällt.

Diese Betrachtungen haben natürlich nicht den Zweck, überzeugen zu sollen, das Überzeugen ist überhaupt ein fragliches Geschäft, und erst recht in Dingen des Geschmackes. Es heißt: „Über den Geschmack läßt sich nicht streiten." Das stimmt auffallend; zum geringsten Teile aber stimmt es etwa darum, weil die sogenannten „Geschmäcker" verschieden sind; es läßt sich über den Geschmack nicht streiten, weil es nur einen Geschmack gibt; und das ist der Geschmack, den man entweder hat oder nicht hat; ein Sinn, der übrigens eher dem Geruche als dem Geschmacke zu vergleichen ist. Denn er ist die unfehlbare Witterung für die Nähe oder Ferne jenes Verhältnisses zwischen Wirklichkeit und Wahrheit, also: der subjektive Anteil am Zustandekommen der Schönheitswirkung. Ein Fernsinn, kein Nahsinn.

Vergessen wir nicht, daß der Geschmack und mit ihm die Kritik der Menschen im allgemeinen weder durch Praxiteles noch durch Leonardo da Vinci, weder durch Shakespeare noch durch Beethoven fixiert oder bleibend beeinflußt werden konnte. Die Menschen hielten es zu allen Zeiten für ihr gutes Recht, ihre Heiligtümer zu verballhornisieren und anderseits sich allerlei Unverdauliches als heiliges Sakrament auftischen zu lassen. In dieser Hinsicht sind seit Praxiteles nicht die geringsten Fortschritte zu verzeichnen. Und da das Sensationelle so wie so und immer seine unfehlbare Zugkraft durchsetzte und durchsetzt, — um wie viel mehr erst da, wo es unter historischer und

klassischer Gloriole einherschreiten kann. Auch muß selbstverständlich die „Aufmachung" danach sein, wie der Berliner sich ausdrückt mit seiner anscheinenden Sicherheit in allen Dingen. Übrigens genügen Sensation und „Aufmachung" sogar einzeln, um ein „volles Haus" zu garantieren. Dabei bleibt Größe und Charakter des betreffenden Hauses vollkommen gleichgiltig. An dieser Tatsache könnten selbst die eindringlichsten Überzeugungsversuche nichts ändern.

Wir Menschen sind bekanntlich Kausalisten, aber wir sind auch Finalisten: von allem, was in den Bannkreis unserer Vorstellung tritt, muß ein Ende oder ein möglichst handgreiflicher Zweck abgesehen werden können; Kinder fragen: „Kann man es essen?" — Erwachsene: „Was kann man dafür kaufen?" Daß die obigen Darlegungen weder den einen noch den andern aufwarten können, ist klar. Aber sollte man nicht voraussetzen dürfen, daß auch der ratlos Irrende ein gewisses Interesse daran nehme, ab und zu durch das Waldesdunkel hindurch zu erspähen, wo zur Zeit die Sonne steht?

Und sollte sich jemand finden, der diese Betrachtungen für den Ausdruck allzugroßer Empfindlichkeit erklärt, so sei er daran erinnert, daß „Ästhetik" nicht mehr und nicht weniger bedeutet, als die Lehre von der Empfindlichkeit: die Empfindlichkeit auf ewige Gesetze zurückgeführt; die Empfindlichkeit par excellence, — allerdings auf griechisch.

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Neue Bücher.

Von Helene Hoerschelmann [Irene Kjerulf].
(Otrada, Gouv. Moskau).

Wenn man den Aufstieg mit sicherem Blick immer reizvoller werden sieht und zu wirklichen Höhen, und seien sie auch noch so irdischen Glanzes voll, emporklimmen darf, so verdrießt einen das Anfangsgeröll nur wenig, besonders wenn es harmloser Natur ist, allenfalls nur das an gute Geleise gewohnte Schuhwerk leicht angreift, ohne den Fuß zu ritzen, und dabei manches brauchbare Kraut, manche nette Wegblume nebenher aufschießen läßt. Dies Gefühl haben wir heute, wenn wir an der stattlichen Reihe von Bücherneuheiten vorbeiwandern, hier blätternd, dort lesend, da aufmerksam werdend, noch weiter tief nachdenklich oder selbst ergriffen. Obwohl das letzte, weiß Gott, heutzutage selten genug vorkommt, — denn Trumpf ist doch noch immer möglichst photographische Wirklichkeitskunst, auch die im besten Sinne, und diese fesselt und reizt Kopf und Nerven genugsam, wenn sie gut ist —, aber die Seele weiten, das Auge feuchten, — das tut sie nicht.

Perfall hat bei Egon Fleischel-Berlin einen „bürgerlichen Roman" herausgegeben, der „Seine erste Frau" heißt, und den man nicht ohne

leise Verstimmung durchliest, um dann mit einem gewissen unbehaglichen Achselzucken zuzugeben, daß es ein gut und flott geschriebenes Buch, mit teilweise scharfer Beobachtungsgabe für gewisse Geschäfts- und Beamtenkreise und ihre Ethik oder Psychologie ist. Und das muß man ja Perfall meist lassen: die Sachlichkeit und die leidlich verständige, wirklichkeitsgemäße Durchführung seiner Probleme. Aber viel mehr Positives auch nicht .... Der Konflikt ist so unerquicklich, ja, was bei Perfall sonst nicht zu sein pflegt, stellenweise so geschraubt, das Problem wird gerade da, wo es eigenartig zu werden beginnt, so vulgär zugespitzt, daß der literarisch verwöhntere Gaumen trocken wird. Die erste, geschiedene und kinderlos gebliebene Frau stirbt an der Eifersucht auf die zweite, die dem Gatten Kinder schenkt, stirbt an diesen Kindern. An und für sich kein uninteressantes Vorkommnis, und es wäre was daraus zu machen! Aber — es ist schon gar zu wenig vom feu sacré drin! Umgebung und Menschen mit ihren Freuden und Leiden: alles natürlich, wirklichkeitsgetreu, auch Sprache und Stil, aber von einer schier bleiernen Erdgebundenheit. Ja .... ein gar sehr „bürgerlicher Roman" ... der freilich auch nichts anders sein will, und das ist noch das Beste an ihm! Aber man wird den fatalen Geschmack gewisser reichsdeutscher Beamtenkreise nicht los, und gar die Geschlechtsfragen sind mit fast peinlicher Plumpheit angefaßt. Man verliert seine gute Laune und sehnt sich nach guten Kinderstuben und erzogenen Erwachsenen.

Ein strammer und wirklich gehaltvoller Bauernroman ist dagegen „Das Erbe der Väter" von Wilhelm Krauel (Cotta). Eines von den guten der gar so vielen Ackerschollenbücher, die unsern Literaturmarkt schier endlos überschwemmen. Übrigens sei das an und für sich durchaus als gutes Zeichen begrüßt! Trotz dem greisen Jubilar Peter Rosegger, ja selbst trotz Anzengruber scheuen wir uns nicht es auszusprechen, daß, was die modernen Bauernromane etwa an Sinnigkeit oder aber düsterer Wucht vermissen lassen, sie reichlich durch Naturechtheit (das ist mehr als bloßer Wirklichkeitssinn!) wieder einbringen. Man beginnt allgemach wieder an diese Bauern zu glauben, sie als Menschen und nicht als jodelnde Almler oder düstere Naturphilosophen zu nehmen, und man geht ganz gern näher an sie heran, denn sie riechen auch nicht mehr so sehr nach Schweiß und Kuhmist wie bei Ludwig Thoma. Eine einfache, männlich-stolze Vaterlandsliebe, ein gesund abgeklärter Konservativismus, eine stille, tiefe Liebe zur Scholle, ohne Nüchternheit und ohne Pose, weht hier. Und über allem eine herbe und latente Poesie, durchsetzt von ungesuchtem, ursprünglichem Humor. Prachtvolle Gestalten, von uraltem Bauernadel und kraftvollstem Germanentum, sind Vater und Sohn Böberitz. Solche Bücher gebe man unsern 16- und 17-jährigen Jungens zu lesen!

Und unsern Mädchen Adolf Freys historischen Schweizerroman „Die Jungfer von Wattenwyl". Das ist was für nachdenkende junge Mädel und ganz ohne den ominösen Beigeschmack sentimental-tugendhafter

Schulmeisterei, wie er den „Sachen für die reifere Jugend" so gern anhaftet. Es ruht hier alles auf einer schön gediegenen Kenntnis der Schweizer Geschichte des 17-ten Jahrhunderts, die uns mitten in die starren Patriziergeschlechter Berns, in Hugenottenkonflikte und düster kalvinische Intriguen hineinführt, und auch Streiflichter auf französische und römische Machenschaften jener fein versponnenen politischen Tage gibt. — Im Zentrum steht eine herrliche Frauengestalt, voll ragender Kraft und aufbäumenden Trotzes, unter dem Panzer schäumender Streitlust ein Frauenherz tiefster und zugleich heldenmütigster Art in sich tragend. Ihr erschütterndes Leben ist es vorzugsweise, um das das ganze Interesse sich dreht. Zerbrochen am Leben und doch Siegerin, „als die Traurigen, doch allzeit Fröhlichen", wie das alte Wort sagt, steht sie zum Schluß vor uns. Jagd und Fehde, Minne und Not, Folter und Gericht sind mit großem Takt und mit Geschmack, weil immer auf feiner Sachkenntnis beruhend, herumgewebt. Verschwindend selten nur stehlen sich leise moderne Noten herein und lösen ein kleines Lächeln, aber keine Verstimmung aus. Man kann von historischen Romanen ja auch nicht gleich restloseste Stilgerechtigkeit verlangen . . . Sprache und Kolorit sind sehr gut getroffen in ihrer Herbigkeit und spezifisch schweizerischen Kraft.

Der gute, volkstümliche Verlag von Staackmann in Leipzig gibt zum 70-jährigen Geburtstag des alten Rosegger dessen Gesammelte Werke mit einem Vorwort und kleiner launiger Selbstbiographie heraus. Der 1. Band, Roseggers berühmtes Jugendwerk „Die Schriften des Waldschulmeisters" enthaltend, liegt uns vor. Es ist ein stattlicher, sympathisch und geschmackvoll ausgestatteter Band, mit einem wenig bekannten Jugendbildnis des Dichters versehen, und lockt die Rosegger-Freunde zur Anschaffung der ebenso gediegenen wie billigen Ausgabe, die zehn Bände zu je 2½ Mark enthält. Und da der „Waldschulmeister" bereits alle Vorzüge des kernigen, von edelstem Wollen beseelten, tiefen Volksdichters enthält, ja in seiner Unbefangenheit vielleicht sein stärkstes Werk ist, so ist er wohl dazu angetan, den Gesammelten Werken Freunde zu erwerben. Die Ausgabe sei warm empfohlen.

Dazu gehörig ist ein, gleichfalls bei L. Staackmann erschienenes und 25 Pf. kostendes Roseggerbüchlein von Richard Plattensteiner, das uns den steirischen Poeten wieder mal recht nahe bringen, uns an seine eminente Bedeutung für sein Land und Volk, damit für das ganze Deutschtum erinnern soll. Es ist warmherzig-schlicht und mit starker innerer Beteiligung geschrieben, — eine Volksschrift in gutem Sinne.

Aber dann . . . fühlt man 326 Seiten lang, daß wieder mal: „tout genre est permis, hors . . ." oh Gott ja . . . ! wenn man nämlich auf Hermann Kurz' bei Cotta erschienenen Roman „Sie tanzen Ringel-Ringelreihn" . . . hereingefallen ist. Es sollte wohl so was wie ein realistisch-moderner Betriebs- und Geschäftsroman à la Zobeltitz werden, — ja . . . nur daß der literarische Baron immerhin kurzweilig, oft recht instruktiv ist, Herr

Kurz aber selbst der Sauregurken-Geduld des Lesers zu harte Prüfung auferlegt. Alle diese rheinischen Gründungs-, Bank-, Finanz- und Schwindelzustände sind so flach-aktuell gesehen und trivial hingezeichnet, diese Menschen von so tönerner Beschaffenheit, ihre Konflikte so irrelevant, dazu die ganze Komposition derart uneinheitlich, alles durchtränkt von einer Nüchternheit, daß selbst bei diesem Thema jedes letzte armselige Blutströpfchen, das allenfalls gutherzigerweise noch mittun wollte, hoffnungslos eintrocknet. Alle neun Musen bewahren uns vor allzu großer Produktivität dieses Herrn! — Nur Mut, wir steigen höher, und es weht freiere Luft, wenn auch noch keine Bergluft. „Stromaufwärts" nennt Angela Langer ihre seltsame und nicht ganz gewöhnliche Geschichte, und „aus einem Frauenleben" setzt sie darunter und zu Anfang ihr wundersam ergreifendes Bildnis mit den blassen Zügen und den merkwürdig beseelten Augen. In Form und Inhalt geht „Stromaufwärts" seine eignen Wege, und man muß es sagen, sie führen wahrhaft aufwärts durch Strudel und Klippen eines armen, heiß kämpfenden Frauenlebens. Ein armes, schönes, dichterisch offenbar nicht unbegabtes Dienstmädchen, sich aller ihrer Reize nicht bewußt, droht in einem Leben niedriger Fronarbeit und grauen Alltags klaglos unterzugehen. Ein feiner, raffiniert differenzierter Mann findet sie und hilft ihr auf ihren Weg, ohne — den obligaten Lohn zu begehren. Denn er will sie in der Distanz der Sehnsucht erhalten, dies Verhältnis nicht durch gewöhnliche Erotik trivialisieren, und nicht ohne feinen seelischen Reiz ist das motiviert und geschildert. Das Weib aber stirbt fast daran, denn sie liebt den Schöpfer ihres Lebens mit der heißen, dahinschmelzenden Liebe des echten Weibes, dem sein Weibtum eben doch sein Höchstes ist, trotz allem Indiehöhestreben. Wie nun bei aller Feinheit und einem gewissen Adel in dem männlichen Empfinden der alte Männeregoismus doch latent bleibt, der die zugleich einfachste und edelste Lösung, die der Ehe, von vornherein, als nicht in Betracht kommend, ausschließt, — wie sie dies alles allmählich fühlt und erkennt, das Maß ihrer Schmerzen und das erschütternde Durchringen zu Einsamkeit und Verzicht, das alles ist nicht nur mit großer Lebenswahrheit und tiefer Innerlichkeit geschildert, sondern der Stempel des Selbsterlebten mit seiner unmittelbaren Einfachheit wischt dabei den Charakter des „Romans" nahezu aus, ohne doch das Geschilderte aus dem künstlerischen Rahmen des dichterisch Geschauten zu nehmen. Dies Buch und seine Verfasserin müssen beachtet werden.

Ganz andre Töne schlägt der Jungösterreicher Hans von Hoffensthal in seinem bei Egon Fleischel erschienenen Roman „Das dritte Licht" an. Die Kritik hat wieder einmal ein gar so arges Getue mit diesem jungen Talent gemacht; sie sah in ihm nicht nur einen gesteigerten, veredelten Bartsch, sondern einen neue Wege bahnenden Dichter etc. etc. Und da uns nun aus Österreich je und je duftendste Fülle geströmt, und ebenso liebliche als vieltönende Klänge aus dem jungen Österreich, so haben wirs

gern geglaubt und sind dann eben doch etwas enttäuscht worden. Zwar ist es wohl ein saftig wucherndes Talent, das des jungen Hoffensthal, und auch gewissermaßen ein „gesteigerter Bartsch", — weil die Farbigkeit und Glut der österreichischen Naturschilderung und Lebensfülle schier noch intensiver und brünstiger ist, als bei Hans Rudolf — und das will schon etwas sagen! Und vielleicht ist es auch sogar ein veredelter Bartsch, weil Hoffensthal uns tiefer zu graben, die Konflikte von vornherein in ihrer Anlage schwerer zu nehmen scheint, als der Bartsch *vor* dem „deutschen Leid". Also das alles wäre ja ganz schön und stimmte prächtig, wenn nicht wieder einmal das leidige Trara der Presse durch zu hoch gespannte Erwartung so viel verdorben hätte, anstatt zu nützen. . . .

Wirklich wundervoll ist also die Beleuchtung und Erfassung des Schauplatzes: das liebliche Bozen und seine Umgebung ist mit einer bebenden Heimatliebe, einer Innigkeit und Farbenpracht hingemalt, daß der fortgerissene Leser nur zu bald mittut und sich dreht im berauschten Reigen dieses Naturhymnus. Auch steckt ein ursprünglich ernstes Wollen in der Art, wie der Held geläutert und entwickelt wird, bis er sich zum „dritten Licht" durchringt: durch Kunst und Weibesliebe zur Natur. Hier gibt es ab und zu Ansätze zu wirklichem, tiefem Ernst. Aber — es ist, als gärten Jugend und südösterreichisches Temperament noch zu sehr im jungen Wein, um im Leser den Glauben an wirkliche Abklärung festhalten zu können, und so müssen wir eben noch auf etwas mehr Ablagerung beim Wein warten . . . . Man glaubt nämlich dem Herrn von Vintler, dem Helden des Buchs, die endgültige Befreiung von dem gefährlichen „zweiten Licht", der Weibesliebe, nicht so ganz. Daran aber ist erstlich mal die auch hier, wie bei allen jüngeren und jüngsten Österreichern, einen so enormen Raum einnehmende Erotik schuld und dann die etwas sehr mondblasse Farbengebung seiner letzten Liebe, die ihn erlösen soll von Weibesbanden; und Hoffensthal hat das vielleicht selbst gefühlt, als er ihn dann doch sterben läßt in Eis und Schnee — — und doch so ergreifend schön, schöner als sein ganzes heißes Liebesleben. Aber charakteristisch bleibt es für diese hocherotischen Südösterreicher: sobald sie einmal ein wirklich stolzes, reines Mädchen schildern wollen, das sich, wenngleich liebend, doch versagt, so versagen auch sie — — *das* können diese Herren nun mal nicht malen. Um so besser gelingen ihnen die süßen, blühenden, weich hingebenden Mädel, die, so naiv widerstandslos, *gleich* alles schenken, mit einer Selbstverständlichkeit, die immerhin ein leises Bedauern auslöst, weil so gar nie ein Fünkchen Stolz und jene keusche Herbigkeit mit drunter ist, die nach schwerem Kampf die Frucht umso süßer macht. Hier aber gibts nie einen Kampf, sondern sofortiges konfliktloses Gewähren, nur immer in etwas anderer Couleur, — und, so verführerisch und in dem einen gewissen Sinne weiblich das auch jedesmal hergerichtet ist, allmählich verstimmt es denn eben doch ganz leise, als gäbe es eine stolze reine

Frau nur noch, wenn sie dabei von triefender Langweiligkeit ist. Und das ist schade.

Dann aber kommt ein wunderfeines Buch: Hermann Stehrs bei S. Fischer herausgegebene „Geschichten aus dem Mandelhause". Es ist auch noch mehr als bloß wunderfein, es ist eins von den ganz seltenen Büchern. Mehr, mehr solcher Bücher, — möchte man dabei ausrufen, und freut sich in ruhigem Zuschauen werdender Früchte unsrer Zeit, denn es wird immer mehr und öfter „modern", auch wieder mal ethisch und rein abklingende Bücher schreiben zu dürfen . . . Das erotische Austoben wird ganz sachte immer weniger Trumpf, und an seine Stelle tritt ab und zu wieder das so lange für altmodisch erklärte, stille Überwindertum. Das ist das eine. Das andere aber, das rein Künstlerische, ist die hier endlich einmal glücklich gelungene Kombination von Symbolik und realer Wirklichkeit. Man ist die getrennten Lager etwas müde und sehnt sich nach dem einen oder andern nur, weil die Verschmelzung stets mißlingt, ja oft selbst bei den ganz Großen . . . .

In diesem geheimnisvoll durchseelten Buch ist sie gelungen, so zwar, daß jede der beiden Welten zu ihrem Recht kommt. Die eine schwelgt nicht nur in Schönheit, ist nicht bloß „eitel Poesie" (es gibt auch eine ominöse Deutung für dies Wort . . .), sondern wird durch starke Verinnerlichung wahrhaft, — die andere aber wird wiederum in die Höhe gehoben, indem ihre Typen nur scheinbar reinrealistischer, in Wahrheit aber tief symbolischer Natur sind. Zu solchen gehört die Figur der schwersinnlichen, taubstummen Magd Maruschka, zu den ersteren das kleine Genie Amadeus Mandel, aus dem das Klingen und Singen einer ganzen Wunderwelt tönt. Dazwischen aber steht Vater Mandel, das putzig-bizarre, halbrührende, überaus gelungene Schneiderlein, (fast will es uns mehr als bloßer Zufall dünken, daß der Dichter dem Sohne dieses Vaters den seltenen Vornamen des großen dämonischen Romantikers gab, wo vom Vater her entschieden etwas von den skurrilen Figuren E. Th. A. Hoffmanns weht!) — und die tote, stets lebendige Mutter Agathe im schwarzen Sonntagskleid, mit dem Gebetbuch zwischen den stillen Fingern. Der Niedergang in Wollust und Erdgebundenheit durch die üppige, gutherzige Stumme — der Aufstieg in Reinheit durch den kleinen fiedelnden, singenden Kinderpoeten Amadeus ist von ebenso starker dichterischer, wie befreiender Wirkung. Eine Kindergestalt, wie diese, ist vielleicht selten geschaffen worden. Ein erlösendes und bejahendes Buch!

Aber dann gibts einen tüchtigen Sprung ins Bereich leichtbeschwingter Geister, den wir mit heiterem Lächeln tun, weil es nicht leichtwertige sind. Und zwar ist es Frau Karin Michaëlis, die uns das allzuviel besprochene „Gefährliche Alter", wie das spätere „Treu wie Gold" so gern vergessen läßt und damit ihren ganzen Wust sexueller, weiblicher Perioden in diesem feinen kleinen Ding, das an die halbvergessenen Silbertöne aller komischen Opern im distinguiertesten Sinne mahnt. Mit wie viel Behagen be-

rückt man sich an der Grazie, und dem boshaften Esprit dieser überaus scharmanten, kleinen Geschichte „Graf Sylvains Rache"! Wie hier das Moderne mit mittelalterlicher Romantik verquickt wird, ist von amüsantester Dreistigkeit, aber von so anmutiger, so geistreich-graziöser Darstellung, daß man seine helle Freude hat. Die alte Grafenburg mit Zugbrücke, Fallgatter und allen Schikanen — den am Spieß gebratenen Ochsen, der Massenbewirtung und dem Prunk der Feste etwa im Stil des 16-ten Jahrhunderts — und dabei die dazwischentönende Hupe eines Autos, die überall aufflammenden elektrischen Lämpchen an tausendjährigen Parklinden, stören einander durchaus nicht, denn alles ist mit liebenswürdig zwinkernder Ironie hingeworfen. Die kleine Heldin des Romanchens, Gräfin Madeleine, ist ein bezauberndes Tierchen, hart an feinste Strauß-Offenbacherei streifend, am faszinierendsten aber der Graf Sylvain, ihr Gatte, in seiner 40jährigen Lebens- und Frauenkenntnis. Durch ihn kommt im Lauf der Geschichte die Note von Ernst herein, jenem spöttisch-melancholischen, fein-souveränen Ernst des Weltmanns im tieferen Sinne. Alles in allem eine Sektmarke first rate. — Da möchte man beinahe ungern an Helene von Mühlaus „Ehefrauen" (Berlin — Egon Fleischel) dran, denn man weiß, erquicklich wirds schon des Themas wegen nicht. Und zu den richtig erquicklichen Büchern gehörts denn auch nicht, soll's und kann's nicht gehören. Und doch ist es ein in seiner Art tüchtiges Buch, wenn auch nicht im künstlerischen Sinn. Es will nichts als ehrliche Tendenz, und es gelingt ihm, den Leser und noch mehr die Leserin nachdenklich zu stimmen. Das Buch ist in der skizzenhaft-feuilletonistischen Form einfach, vielleicht stellenweise etwas platt wirkend, platt auch das gesamte Milieu dieser Ehen mit ihren männlichen und weiblichen Typen. Und daß die Verfasserin im Vorwort ausdrücklich betont, sie wolle Durchschnittsehen und -frauen geben, leuchtet uns des Zwecks wegen zwar ein, gibt aber nichtsdestoweniger einen etwas faden Geschmack auf die Zunge und nützt, unseres Erachtens, der Sache nicht. Denn daß die Ehen solcher Leute, solcher Kreise mittelmäßig und unglücklich werden, nimmt einen kaum Wunder, und da können auch bahnbrechende Gesetze nicht viel tun. Aber ungeachtet dieser fatal kleinbürgerlichen Luft stimmt die Lektüre dieses Buchs doch nachdenklich, anders vielleicht, als es die Verfasserin gemeint hat. Der Titel „Ehefrauen" über dem Buch einer Frau erweckt trotz alledem, was Helene von Mühlau über dies Thema einleitend sagt, Voraussetzungen, die sich nicht erfüllen. Und wir fügen hinzu: glücklicherweise. Gleich der Flut der Knaben- und Schülerromane, die unsre moderne Literatur in den letzten 10 Jahren über uns hingespült hat und die in ihrer schließlichen Überschätzung der Tragik des Knabenlebens die oft größere des Lehrberufs außer acht zu lassen begann, — gleich ihr hat die Tragik von der Frau in der Ehe, unserm Gefühl nach, mittlerweile einen zu breiten Raum in der Literatur gefunden. Die Sache ist auf die Spitze getrieben. Das Thema wird nicht mehr streng gerecht behandelt und — was für das Kunstwerk schlimmer ist

— es wird langweilig. Die von keinem denkenden Menschen wegzuleugnende Tragik der Frauenehe ist nun in die Tiefe wie in die Breite sattsam beredet, bedichtet, beweint worden, und es wird nun allmählich Zeit zu einer kleinen Reaktion. Einer solchen nämlich, daß die moderne Frau wieder gesunder, einfacher, selbstloser wird, anders zwar als unsre Mütter und Großmütter es waren, aber daß sie doch aufhöre, der neurasthenische Zwitter zu bleiben, der zu werden sie sich leider allgemach angeschickt hatte. Und fast wills uns scheinen, als hätte das junge weibliche Deutschland sich schon seit einer Weile besonnen und lenke in andre Bahnen ein. Parallel damit aber geht etwas, von dem bislange nur selten geredet worden, wozu es wohl auch noch nicht ganz an der Zeit ist. Nämlich der leise und selten, aber doch hörbar einsetzende Ton vom unverstandenen Manne. Denn dieser Typ ist heutzutage, bei der anwachsenden Kraft und Bedeutung der Frauenbewegung, nicht mehr ganz selten. Man vergesse nicht, daß, trotz allem Amerikanismus, auch der moderne Mann, dem Zeitalter der Arbeits- und Nervenüberspannung entsprechend, sensitiver und differenzierter geworden. „. . . Das Märchen von der unverstandenen Frau ist etwas verlogen oder doch veraltet" . . . so ungefähr schreibt ein Vater seiner jungverheirateten, unglücklichen Tochter in Mühlaus „Ehefrauen" und weiter: „. . . ich glaube, es gibt viel mehr unverstandene Männer als Frauen, sie machen nur nicht so viel Worte über ihre Enttäuschungen und retten sich in ihre Arbeit hinüber, wenn sie sehen, daß das erhoffte Glück ausbleibt . . ." Wohlverstanden: es liegt uns mehr denn fern, den typischen Durchschnittsehemann von heute etwa auf ein Piedestal der Tragik zu setzen, – ein schier belustigender Gedanke! — aber daß das oben angeführte Wort wahr ist, ist nichtsdestoweniger sicher. Und ebenso, daß so manche Frau, gewohnt ihr und ihrer Mitschwestern Unverstandensein seit Jahren spazieren zu führen oder doch als allerkostbarsten Schatz in verschwiegener Seele zu hüten, gut täte, sich solch ein Wort mit sehr großem Ernst einzuprägen. Dann lernt sie aus H. v. Mühlaus Buch mehr, als sie — gehofft, ob die Verfasserin das nun gerade so gewollt hat oder nicht . . .

Ein viel schwereres Kaliber von düsterstem Ernst mutet Heinrich Steinitzer uns zu, wenn er uns seinen großen und qualvollen Roman von der „Tragödie des Ich" (Berlin, E. Fleischel) zur Lektüre gibt. Denn das ist kaum ein Roman mehr, es ist eine aufwühlende Menschenbeichte. Und ebenso wie Cäsar Flaischlen in seinem „Jost Seyfried", wie der alte Vischer in seinem unsterblichen „Auch Einer" durch die skelettartige Dürftigkeit ihres Gerüsts den Inhalt um so mächtiger wirken lassen, daß das Rein-Individuelle sich um so weiter und tiefer ins Allgemeinmenschliche reckt, so macht es hier Steinitzer. Drum ists auch kein Buch für den Sonntagnachmittag, für behagliches Zusammenlesen, geschweige denn für behagliches Schmökern auf der Reise. Aber es ist dem Schatzgräber eine Fundgrube, der mondlose Novembernächte mit schwerem Wolkenhimmel und trostlos eintönigem Tropfen eis-

kalten Regens nicht scheut. Dann läßt's ihn aber auch nicht mehr los, je tiefer er gräbt, je schwerer die Brust dabei atmet, je massiger die Klumpen werden. Denn es ist hie und da eben wirkliches Edelmetall drunter, nur muß man fein mit der Laterne dazu leuchten, denn von selbst drängts sich nicht vor. Auch achte man gut, daß das Lämpchen nicht ganz verlösche im flackernden Heulen des Herbststurms, denn trübe genug brennt's ohnedem ... Es ist das furchtbare Gebundensein ans Ich, das seit Hamlets Tagen immer und immer wieder sich emporringt aus menschlichen Abgründen, in die nur der geschaut, der sie am eigenen Leibe gekannt, diese Ketten der Ichsklaverei. Es ist eine Stimmung, wie wir sie in solcher Trostlosigkeit, unter der schier endlosen Zahl literarischer Nachtgeburten unsrer Zeit nur noch in Leonid Andrejews „Leben des Menschen" gespürt haben. Und auch da mit dem großen und bedeutsamen Unterschied der Rassentypen: der Held des fatalistischen Slaven verfällt dem Würger „Leben" — der germanische Ichdämon aber wächst selbst sterbend über sich und sein Leben hinaus, in einer Selbstvernichtung, die für ihn Sieg bedeutet. Von allertiefster Tragik ist das erschütternd unermüdliche Ringen des Mannes, aus dem eisernen Ring seines Ich herauszukommen. Vergeblich. Denn für Menschen seines Schlages ist die Konsequenz eben unerbittlich. Es ist schier nichts mehr übrig, das er nicht versucht hätte. Die leichten Freuden der Venus — gewöhnliche, harmlose Geselligkeit — eiserne Pflichtarbeit — und dann die große, wundervoll beseligende Leidenschaft eines herrlichen Weibes edelster Rasse — weiter, immer weiter — in Askese und Brüdergemeinschaft — in Theosophie und exaltierte Menschenhingabe, — alles scheitert an der Erkenntnis, daß er dem Ich nicht entronnen, sondern in teuflischem Selbstbetrug nur tiefer in seine Fangarme hineingerannt ist. Dann ein Zug feinster Lebensironie: wie in Herrmanns Roman „Dr. Herzfeld's letzte Nacht", so findet auch hier dieser Verneinendste, dem selbst die tiefste Lebensgemeinschaft mit der angebeteten Frau nichtig und schal wird, einzig in den vier Wänden seiner Dachstube mit den häßlichen, aber altgewohnten Möbeln seiner Kindheit, den ungeliebten, aber vertrauten Büchern — für Momente Ruhe. Es ist das Altgewohnte, das unbewußt Ichsolidarische, das Konfliktlose, in dem der Totgehetzte dann immer und immer wieder Atem schöpft, bis die Jagd von neuem beginnt. Und das zitternde Mitleid — im wörtlichsten, zugleich tiefsten Sinne — nimmt die Stelle der Sympathie für den Unseligen ein, in einer Stärke, die Zeugnis für die Gestaltungskraft des Dichters ablegt. Das eine rettende Ufer verklärenden und bejahenden Lebensglaubens winkt ihm wohl dämmernd hier und da, aber er erreicht es nicht. Und selbst der an diesem Ufer Stehende weitet die Brust in erleichterndem Seufzer, als diese arme, selbstbefreite Seele, den Leib von sich werfend, als Überwinderin ihres größten Feindes, „des Ich's im Leben", siegend zu fernen Höhen zu ziehen meint...

Und dann kommt uns Jakob Wassermann wieder einmal mit einem neuen Buch, und der Beurteiler erlebt dabei eine seiner größten Freu-

den: die bedeutende Vertiefung, im Problem wie in der Ausführung, die dieser neue Wassermann dem ganz jungen Wassermann der Renate Fuchs gegenüber zeigt. Denn wir haben es hier, im „Mann von 40 Jahren" mit einem ganz feinen und ergreifenden Buch zu tun. Es ist fast, als läge tiefstes Selbsterleben in diesem Preisgeben der Irrungen-Wirrungen des Mannes von 40 Jahren in diesem Buch, und kein Titel könnte hier einfacher und schöner sein. Und wiederum sind wir auch hier geneigt, unser Interesse besonders fesseln zu lassen, weil neben dem schon so oft beleuchteten gefährlichen Alter der Frau verschiedener Stadien hier einmal was über das vielleicht oft gefährlichere Alter des Mannes geredet wird. Und zwar ist dieses fast interessanter, weil verzweigter, vertiefter. Denn bei allen Gährungen des Blutes, gerade auch auf dem Liebesgebiet, ist das doch nicht allein ausschlaggebend. Plötzlich aufdämmernde Lebensverfehlungen, Krisen in den Zielen des Berufs, in den, wenn auch noch so glücksreichen Bahnen bisherigen Ehelebens. Ein großer Stoffwechselprozeß. Und dieser kann nicht nachdenklich, nicht klar und liebevoll genug angesehen und gewertet werden, um auch im wirklichen Leben dem Problem dieser Periode des Menschen-, des Manneslebens gerecht zu werden. Und darum sind wir geneigt, dieses Buch für eines der auch praktisch tief wertvollen anzusehen. Die richtige Erkenntnis solch kritischen Alters, — wie viel Härte und Herzeleid, wie viel Vorbeiverstehen und Auseinanderlieben könnte sie verhüten . . . Und es ist schon etwas Schönes um ein Buch, das den Quell der Menschengüte und Barmherzigkeit so unmittelbar erschließt, wie dieses.

Fast scheut man eine alltägliche Inhaltsangabe dieser unalltäglichen, doch auch ungesuchten Geschichte. Sylvester von Erfft läßt sein königliches, stolzes, lauteres Weib Agathe und sein leidenschaftliches, schönes Kind Sylvia im Stich, wie „seine Jahre" gekommen sind, und geht in die Weite, — um Abenteuer, fremde Länder und fremde Liebe zu suchen. Vieles findet er, nur keinen Frieden, — auch in der heißen, tiefen Leidenschaft zu der anmutig keuschen, hochbegabten Sängerin Gabriele Tannhauser nicht, obwohl sie ihn mit der entzückendsten Jungfräulichkeit wiederliebt. Aber sein edles, liebes Weib steht zwischen ihnen, und sein Verzicht wird hier zum Naturgesetz. Zuerst zerbricht er schier dran, kehrt als ein Halbkranker heim, - dann führen große Weltgeschehnisse und vor allem die metallen altgermanische Haltung Agathens ihn in sein Haus, seine Ehe, sein Selbst zurück, — in den Hafen stiller Stetigkeit jenseit der 40 Jahre . . . Die Sprache ist zugleich schön und einfach, die Entwickelung Sylvesters erschütternd wahrhaft, und die herb-liebreizende Gabriele, eine echt Wassermann'sche Jungfrau, ist bestrickend gelungen.

Dann treten wir zuguterletzt aus dem Reich des „bloß Schönen" in die Kreise der Weltphilosophie, wenngleich auch in den gastlichen Dichterhallen des mystischen Maeterlinck. Friedr. von Oppeln-Bronikowski hat uns auch diesmal eine feine Probe seiner verständnisvollen Übersetzungskunst gegeben,

und erschienen ist der neue Maeterlinck bei Eugen Diederichs-Jena. Er heißt: „Vom Tode".

Das Werk gehört der Art von Dichterphilosophie an, wie sie seit dem Auftreten des großen Zarathustra-Poeten Schule gemacht, und ihren begabtesten lebenden Anhänger vielleicht gerade in dem mystisch-theosophischen Symboliker Maeterlinck gefunden hat. Flammarion und Wilh. Boelsche, unter den Berufsdichtern Johannes V. Jensen, greifen bewußt oder unbewußt mit hinüber in diese Regionen der Naturphilosophie, die oft zu phantastisch gewagten biologischen Systemen und Hypothesen führen. Maeterlinck ist der tiefste, der geistreichste und — der unklarste von ihnen allen. Auch in seinen scheinbar wissenschaftlichen Arbeiten will er nicht heraus aus der verworrenen Traumhaftigkeit seiner Bilder und Begriffe, aus dem impressionistischen und symbolistischen Typus seiner Schaffensart. Dieser Typus eben gibt nun seinen eigentlichen Dichtungen ihren Hauptcharakter, er macht sie einzigartig und ihren Schöpfer zum Pfadfinder, dem allzu intensiv nachzufolgen vielleicht gefährlich werden könnte. Kaum aber verläßt er den rein dichterischen, ihm so natürlichen Boden, so verfällt er, wo und wann es auch sein mag, uferlosem und verschwommenem Mystizismus und, was verhängnisvoller ist, einer Abwesenheit jeglicher Konsequenz und Logik, die stellenweise ans Naive streift und irritieren würde, wäre sie nicht so geistreich, so — anmutig ahnungslos und streifte damit wieder Maeterlincks Hauptreiz, seine Traumhaftigkeit. Ganz ernst zu nehmen ist dieser somnambule Philosoph aber wohl noch weit weniger als irgend einer seiner vorhin genannten Genossen, obgleich er, es sei nachdrücklich wiederholt, weitaus der tiefste und geistvollste von ihnen ist.

„Vom Tode" wird als eine Art Quintessenz und Schlußwort aller seiner Philosophien bezeichnet. Und doch scheint gerade dieses Schlußwort dem unbefangenen Beurteiler von stellweise frappierender, nur der Jugend zu verzeihender Unfolgerichtigkeit.

Das Schönste vom ganzen Buch ist das Anfangswort auf Seite 3: „. . . es wäre heilsam, wenn ein jeder von uns sich seine Vorstellung vom Tode in seinen lichten Tagen, in der Kraft seines Denkens bildete und sich daran zu halten lernte. Er sollte zum Tode sagen: „Ich weiß nicht, wer du bist, sonst wäre ich ja dein Herr. Doch in Tagen, wo meine Augen höher blickten denn heute, lernte ich, was du nicht bist: das genügt, damit du nicht mein Herr wirst!" Und wie wundervoll plastisch ist das Bild S. 26, wo er als Beispiel für die Unzulänglichkeit der Behauptung von der Fortdauer des menschlichen Bewußtseins nach dem Tode — in derselben, alten Weise — von einem Blinden erzählt, der, zugleich taubstumm und völlig gelähmt, durch ein Wunder alle seine Sinne wiedererhält und nun kaum mehr einen Zusammenhang, eine Brücke vom alten zum neuen Ich mehr findet. Auch wollen wir keineswegs bestreiten, daß die Art, wie Maeterlinck den Menschen

zu erhabener, vollbewußter Euthanasie führen will, ebenso hochfliegend, wie auf seine Weise einleuchtend ist.

Die Art und Weise nun, wie er im Zusammenhang mit Tod und Fortleben die Religion ausschaltet, würde uns in ihrer Kühnheit noch mehr frappieren, wäre es nicht die altbekannte Kühnheit aller alten und modernen Gottesleugner, die zu bequem ist, um dem Reiferen etwas anders als ein Lächeln abzulocken. So einfach aber ist denn doch dieses oft erprobte Equilibrierkunststück nicht, und eben deshalb mag der alte Herrgott schon in seinen Bart schmunzeln, wenn er's von oben herab anschaut. . . .

Wie dann aber weiter die so unendlich beweisunfähigeren Weltanschauungen der Theosophie, des Spiritismus, der Reïnkarnation etc. etc., so reiz- und geistvoll, ja so tiefsinnig sie oft auch sind, ernst genommen, geprüft, ja ich möchte sagen gehätschelt werden, dürfte einem Geist wie Maeterlinck immerhin schwer zu verzeihen sein. So z. B., wenn er als achtungswerte Beweisfaktoren für den Gehalt besagter Richtungen die Tatsache anführt, daß eine Reihe bedeutender Köpfe ihr immerhin angehangen haben, — als ob den Religionen, und vor allem dem Christentum je und je nur Hohlköpfe und Kinder nachgegangen seien!

Doch ist diese Taktik zu alt, um sich darüber zu alterieren, altvertraut ist auch die abnorme Überschätzung des Verstandes dabei. Hebbel hat einst das Wort geprägt: „Gott teilt sich nur dem Gefühl, nicht dem Verstande mit. Dieser ist sein Widersacher, weil er ihn nicht erfassen kann. Das weist ihm seinen Rang an." Und fast sollte man meinen, ein Typus wie Maeterlinck sollte die erhabenere Wahrheit dieses Wortes tiefer erfassen, als irgend einer! Darum vielleicht kommt einem dann ein ruhiges, wenngleich leicht erstauntes Lächeln, wenn dieser seltsame Nachtwandler zum Ende seines Buchs sachte und allmählich, dabei immerzu das Gegenteil behauptend, beim klarsten Gottesbegriff strandet! . . .

Nicht die Religion, sagt er, ziehe dem Verstande Schranken, sondern er ziehe sie sich naturgemäß selbst. Auf den letzten 20 Seiten wird der Leser dann immer verblüffter und ruft endlich aus: „Ja — warum dann die vorstehenden 115 Seiten erbitterten Kampfes gegen die eine Lösung, die dir selbst doch offenbar als einzig logische vorzuschweben scheint, auch wenn du sie nimmer beim Namen nennen willst?". . . Und fast wills einen dünken, als sei das eine neue Mystifikation, worauf man bei Maeterlinck immer gefaßt sein muß.

* * *

Nun liegt uns endlich noch eine Reihe lyrischer Gedichte sehr verschiedener Färbung, Gestalt und Qualität vor. Bei Staackmann erschien von Alfred Huggenberger, der sich durch seinen kräftigen Bauernroman „Die Bauern von Steig" einen guten Namen gemacht, ein Bändchen „Die Stille der Felder", eine kleine Sammlung voll erquickender Naturfreude,

die uns die ganze Atmosphäre von reifem Korn und Sommergluten, von feuchtem Herbstlaub und prickelnden Frühlingsdüften in großer Unverfälschtheit und Einfachheit zuströmen läßt. Es ist nichts Eigenartiges in diesen unendlich schlichten Versen, weder in der Form noch in den Gedanken, wohl aber geben sie uns in ihrer Innigkeit und Naturnähe das, was wir heute in unsrer, gerade an hochbegabten Lyrikern reichen Zeit so selten finden: das Wesen echter Lyrik, das in der Ursprünglichkeit unverfälschter Empfindung ruht und das gerade dem Reifen, dem Stillgewordenen alles ist. Ein Sommermorgen, eine Julinacht, ein trüber Herbsttag, ein Christabend im Schnee, — diese einfachen, längstverschmähten und doch stärksten Naturerlebnisse können wiederum nur durch einfachste Gestaltung wirken, weil sie groß sind, wie einzig die Natur. So heißts in „Sommertag" S. 61:

„Nun blüht der Mohn im gelben Korn —
O Sommertag, wie bist du reich!
Des Lebens nieversiegter Born
Wallt hin, dem breiten Strome gleich.
Zur Sonnenhöhe stieg das Jahr,
Streut Licht ins engste Waldverließ,
Und alle Wunder werden wahr,
Die uns der Frühling ahnen ließ.

O Sommertag, wie bist du schön!
Mit Rosen ist durchwirkt dein Kleid,
Du hebst den Schleier von den Höhn
Und webst der Heide Prunkgeschmeid.
Dein Morgen netzt den Fuß im Tau,
Dein Abend gibt der Seele Mut,
Daß sie gleich der versöhnten Au
Nach Sturm und Drangsal selig ruht.

Und in der „Christnacht" S. 62:

Wieder schließt die heilge Nacht
Auf ihr funkelnd Sternentor.
Schreite sacht, schreite sacht,
Bald erklingt der Engel Chor!

Jedes Fenster, rot erhellt,
Wie es schweigt und heimlich tut!
Liebe Welt, liebe Welt,
Manchmal dünkt mich, du bist gut.

Ob nur eine arme Hand
Über Kinderlocken geht, —
Kerzenbrand, Flittertand,
Wiegt ihr mehr als ein Gebet.

— Solche Gedichte brauchen wir heutzutage wieder!

Schwerere, dunklere Töne schlägt Melanie Ebhardt an. (Egon Fleischel — Berlin). Es ist etwas Brahmsisches in diesen auf und abschwel-

lenden Akkorden ringenden Leides, das in ergreifender Sehnsucht immer wieder hinauf will ans Licht und von rätselhafter Hand immer wieder hinabgestoßen wird, um zuletzt, in Einsamkeit gebeugt, nicht vernichtet, das zuerteilte Los zu finden. Was diese Gedichte stark und schön macht, ist der tiefe Ton innerster Wahrhaftigkeit; das hebt sie auch hinaus aus der Sphäre eng persönlichen Alltagsleides in die reinere Luft der Qual des Menschen, dem ein Gott zu sagen gab, was er leidet.

Viel tiefer noch wühlt Albert Rausch in dunkeln Gründen. In seinen „Vigilien" (Egon Fleischel — Berlin) herrscht die sammetschwarze, nächtliche Mystik Eines, der viel Maeterlinck und Wilde, aber auch Stefan George und Verhaeren getrunken. Ich habe lange nichts gelesen, was von so brünstiger Innerlichkeit, so sehr in transparente Vergeistigung verflüchtigt und doch von so künstlerischer Farbigkeit ist. Und eben da liegt die feine Kunst dieses sehr begabten jungen Dichters. Immer wenn es nahe am Verflüchtigungsprozeß ist vor hyperintellektueller Symbolisierung menschlichen Erlebens, faßt uns eine Tiefe — ein in unsrer Brust schmerzhaft anklingender Ton, der uns zurückreißt vom Labyrinthe uferlosen Schweifens. Die Verse fallen wie bleischwere Tropfen hinab. Und auch die Prosa der „Missa solemnis" klingt wie Verse in ihrer dunklen, geheimnisvollen Melodik. Das persönlich Erlebte verdichtet sich zum Allgemeinmenschlichen, weil es immer wieder hinaufsteigt über die Schranke des einzelnen Menschenloses. Wer grellere Belichtung oder frischere Naturtöne liebt, der lasse getrost seine Hände von diesen leidschweren, erkenntnisbangen Weisen — wie sie der Tod dem Toren vorgegeigt, als Hugo von Hofmannsthal diese unvergängliche Melodie in einsamer Nacht den Geigenklängen nachgeschrieben . . .

❀ ❀ ❀

Zuschrift an die Redaktion.

Gregor v. Glasenapp, der geistreiche Verfasser vieler feinsinniger Essays, philosophisch und literarisch hochgebildet, geprüfter Ingenieur, Friedensrichter von Beruf, beneidenswerter Sprachenkenner, wenn auch nicht Sprachforscher, ein Landsmann und Geistesverwandter Viktor Hehns, hat im Märzheft dieser Zeitschrift für 1913 die mich gar sehr erfreuende Aufmerksamkeit eines breiten Leserkreises auf meine beiden Abhandlungen über den Ursprung des russischen Nationalnamens und die indogermanische Urheimat gerichtet, von denen die eine in den „Verhandlungen" des in Kiew 1899 abgehaltenen archäologischen Kongresses im Druck 1901 russisch, die andere in den „Indogermanischen Forschungen" 1912 Bd. 31 deutsch erschienen ist. Er empfiehlt sie als recht ernstlich in Betracht kommende Arbeiten, von denen es nicht heißen könne, wie von den meisten inhaltsähnlichen anderen: „federleicht ist ihr Gepäck", nennt meine Hypothese „fruchtbar" und ist überhaupt meiner Theorie zugeneigt, übt jedoch im einzelnen auch Kritik an ihr. Zu letzterer hatte ich direkt herausgefordert, doch auch versprochen mich zu verteidigen; so muß ich denn Wort

halten. Während ihm meine linguistischen Ausführungen, soweit er sich ein Urteil darüber erlauben dürfe, „durchaus überzeugend" zu sein scheinen, wie auch, was ich aus seinen Redewendungen schließen darf, meine geographische Bestimmung der Urheimat der Indogermanen nebst historischen Ansätzen, erhebt er einige Bedenken in der „sog. Warägerfrage", soll bei ihm genauer heißen in der „Rusfrage", die ich von jener trenne: denn jene hat es vorwiegend mit der Nationalität der Waräger, diese mit dem Spezialnamen derselben „Rus" (Русь) zu tun. In jener bin ich Normannist, in dieser Antinormannist; v. Glasenapps Angriff, der mir die normannistische Lehre entgegenwirft, kann mich also nur in der Rusfrage treffen. Neben dieser Ungenauigkeit muß ich zugleich auf einen Selbstwiderspruch bei ihm aufmerksam machen, wonach er meine etymologische Erklärung von „Rus" für „durchaus überzeugend" ansieht und doch mir die normannistische Etymologie von estn. „Rotsi, Rots-Rus" entgegenhält: man sollte doch meinen, daß bei Anerkennung meiner Lehre die entgegengesetzte nicht mehr so verteidigt werden darf, wie er sie tatsächlich in Schutz nimmt. Ich hebe nun seine Einwände der Reihe nach hervor und begleite sie mit Randbemerkungen, wie ich sie für den gegebenen Fall zweckentsprechend und für eine populäre Zeitschrift angemessen erachte; meine näheren Begründungen wird der Leser in einer fachwissenschaftlichen Zeitschrift finden, der sie bereits übergeben sind und wo sie ihrerzeit erscheinen werden.

Da wird uns zuerst der ehrwürdige Nestor entgegengeführt, bezüglich dessen v. Glasenapp meint, eine Kritik, die „der leeren Möglichkeit" Ausdruck gebe, „Nestor könne sich vielleicht auch in einigem oder in allem geirrt haben", sei „bis auf weiteres unbrauchbar", weil „positive Traditionen aus alter Zeit so lange ihre Beweiskraft für uns bewahren, bis es gelungen ist, sie durch ebenso positive Argumente zu nichte zu machen. Die positiven Argumente können in historischen, linguistischen, geographischen Tatsachen bestehen oder in dem Hinweis auf das, was psychologisch möglich und wahrscheinlich ist". Diese allgemein anerkannte Forderung ist natürlich auch von mir beobachtet worden. Da er nun an einer anderen Stelle ausdrücklich hervorhebt, daß meine „Gründe ebenso positiv sind wie Nestors Chronik", so kann ich „die leere Möglichkeit" nicht auf mich beziehen, soll ich ihm nicht einen weiteren Widerspruch zu sich selbst vorwerfen. Wie aber „positive Traditionen aus alter Zeit" beschaffen sein können, darüber ließe sich viel sagen. Handelt es sich, wie bei uns, um mündliche Volks- oder Geschlechtstradition und fehlt es da an äußeren Kriterien, so hat man sie nach inneren zu beurteilen und darauf zu achten, ob alle Punkte der Tradition gleichwertig sind oder nicht; und wenn nicht, welche von ihnen die innere Wahrscheinlichkeit für sich haben und welche nicht. Das tue ich denn auch und erfülle damit die psychologische Forderung. Doch habe ich in unserer Frage auch noch einige äußere Kriterien, die man zwar beanstanden kann, immerhin aber nicht ohne weiteres in den Wind schlagen sollte.

Weiter lenkt Gr. v. Glasenapp auf die normannistische Lehre zurück von der Abkunft des Wortes „Rus" aus dem schwedischen „Rods" durch das finnische „Ruotsi" hindurch in folgenden, uns eigen berührenden Worten: „Die Skandinavier (oder ein Teil von ihnen) heißen bei den finnischen Nachbarn der Slaven bekanntlich „Rotsi" (wie jetzt im Estnischen). Hört ein Volk Worte einer fremden Sprache, so kommen die Laute ihm „hart" vor; es erweicht sie, wie auch die Kinder beim Sprechenlernen es tun, und macht sie sich auf mannigfache Art mundgerecht, z. B. durch Weglassen eines Buch-

stabens. Die dentale Tenuis, das t vor einem s-Laute, fällt sehr oft weg, wofür die französische Aussprache zahllose Beispiele liefert; es wird z. B. aus Althd. „reiza" (nach Diez) im Span. raza, Ital. razza, deutsch Race oder Rasse; im Estnischen sagt man für „Schwein" an dem einen Orte tsiga, am anderen siga (das s ist immer hart zu sprechen). So konnte bei den Nachbarn der Slaven, bei den Finnen, aus „Rots" leicht werden „Ros" und „Rus". Und um solche Möglichkeiten zu behaupten, braucht man nicht Linguist zu sein, sondern nur die Ohren aufzumachen und hinzuhören, was mit der Sprache auch heute noch allenthalben in der Welt vorgeht; dort nämlich, wo die Sprache ihr wirkliches Leben hat: im Munde der Leute. Fällt doch auch im Deutschen der t-Laut vor dem s-Laut alle Augenblicke weg (sitzen, gesessen; beizen, beißen; reizen, reißen)." Da haben wir's! Wenn das alles wäre! Ich könnte meinem Kritiker entgegenhalten: daß es sich bei „Rotsi" nicht ausschließlich um die Angleichung des t an s handelt; daß, wenn sie im Französischen eintritt, dies für das Estnische und Finnische so wenig zu gelten braucht wie z. B. für das Sanskrit; daß wenn im Anlaut eines estnischen Wortes wie tsiga und siga ts dialektisch auch durch s vereinfacht ist, für uns wichtig wäre zu erfahren, wie weit sich ein solcher dialektischer Unterschied erstreckt und wie alt er ist, und noch wichtiger, ob ein solcher auch für die Inlautsstellung gilt und seit welcher Zeit; daß im Deutschen der Wechsel von tz und ss lautgesetzlich verschieden begründet ist und nicht der Bequemlichkeit des Sprechenden entspricht; und so manches andere noch. Allein ich will mit ihm darob nicht rechten, zumal er sich selbst bescheiden als einen in sprachwissenschaftlichen Dingen „Unkundigen" bezeichnet. Mag er das mit sich allein ausmachen, wie auch den schon oben erwähnten Selbstwiderspruch, wonach ihm meine Ruserklärung „durchaus überzeugend" erscheint und trotzdem von ihm hier für „Rotsi" eine Lanze gebrochen wird, während doch nach meiner Lehre „Rus" und „Rotsi" etymologisch einander ausschließen. So einfach aber, wie er sich die Sache denkt, läßt sich die einschlägige Frage denn doch nicht lösen.

Drittens bemerkt er: „Der Umstand, daß man keinen Warägerstamm namens „Rus" hat auffinden können, d. h. die Folgerung ex silentio, würde Nestors Angabe nur dann suspekt machen, wenn uns die Namen aller übrigen skandinavischen Stämme bekannt wären". Das wäre schon recht, wenn er nicht meiner Folgerung ex silentio gleichfalls eine Folgerung ex silentio der Normannisten entgegenhielte, wonach der entsprechende schwedische Stammname für die Geschichte bloß zufällig unbekannt geblieben sein soll; es kommt also nur darauf an, welche von beiden die stärkere ist. Und da ich zu Negativem noch Positives gesellen kann, was die normannistische Schule nicht vermag, so halte ich meine Folgerung für die stärkere.

Endlich viertens äußert sich Gr. v. Glasenapp wiederum eigenartig wie folgt: „Die Achillesferse an Knauers Arbeit bildet indessen, fürchte ich, seine Erklärung zum Verzeichnis der Stromschnellen des Dnjepr. Man erwäge, was sie uns zumutet. Die skandinavischen Waräger sollen damals, als sie sich noch in allem von den umwohnenden Slaven unterschieden, wo sie sogar noch die Namen der Orte im fremden Lande in ihre Sprache zu übertragen beflissen waren, also durchaus an ihrer Sprache hingen, doch schon zum Unterschiede von allen sie umgebenden Slaven mit dem ihnen fremden Namen ‚Rus' bezeichnet worden sein, obgleich sie diesen selben Volksnamen ‚Russen' von niemand anders als von eben diesen Slaven, unter denen sie lebten, entlehnen konnten. Das ist ja ärger als Straßenraub: daß sie der slavischen

Majorität den Namen ‚Rus' wie ein Gewand abstreiften, ihn sich, den skandinavisch Redenden, umhingen und dann, damit paradierend, zum Unterschiede von den ihres Namens entblößten Slaven, sich Russen nannten." Ich frage ihn, warum er, mit einem Namen livisch-finnischen Ursprungs „paradierend", sich „Livländer" nennt und nennen läßt, so er doch ein Deutscher ist? Ist das auch „Straßenraub"? Sind damit die Liven etwa ihres Volksnamens entblößt worden und haben sie nicht vielmehr daneben ihr eigenes Kleid behalten? Oder gilt es schon als Raub, wenn einer sich bloß kleidet wie der andere, aus ähnlichem Stoff und in ähnlicher Form, dem anderen selbstverständlich dessen eigenes Kleidungsstück belassend? So nämlich denke ich mir die Bekleidung der germanischen Waräger mit dem slavischen ‚Rus', das ja nach meiner Erklärung ganz analog „Livland, Livländer" nichts anderes bedeutet als „Rußland, Rußländer", Land und Bewohner eines bestimmten Flußgebietes, ursprünglich „Flußland" und als bestimmtes „Wolgaland." Als Bewohner dieses „Rußlandes" konnte der heimisch gewordene Ankömmling, hier der germanische Waräger, sich ebenso gut als „Ros(Rohs)" d. i. „Rußländer, Russe" bezeichnen und bezeichnen lassen, wie der uransässige heimisch gebliebene Slave als ‚Rus' in gleicher Bedeutung; waren beide anfänglich national geschieden, so konnten sie politisch doch eins sein und ein und denselben Namen tragen. Jener also kleidete sich nicht auf Kosten dieses, streifte nicht der slavischen Majorität den Namen ‚Rus' wie ein Gewand ab, ließ vielmehr dieser das ihrige in alter Fassung, an welcher, leicht geändert, er dann auch selbst Gefallen fand schon zu einer Zeit, wo er sich noch voll als Germane fühlte, verfuhr also ähnlich wie der „Livländer" („Livone"). Daß er sich später slavisieren ließ, also auch noch eine innere Wandlung durchgemacht hat, habe ich schon früher begründet; zum Glück hört hierin die Parallele mit dem „Livländer" auf. Ich fürchte nach allem vor einem unparteiischen Gericht, das v. Glasenapp als gewesener Friedensrichter besser als unsereins kennen muß, kein Urteil auf „Straßenraub" oder gar mehr. Aber auch vor der „Achillesferse" wird mir nicht bange. Zittern mögen vor ihr die Antinormannisten, die die germanische Nationalität der Waräger leugnen, während diese doch durch die doppelsprachigen Namen der Dnjeprstromschnellen auf's beste erwiesen ist. Ich habe es bloß mit dem äußeren Kleide der Waräger zu tun, mit ihrem Namen ‚Rohs-Rus', dessen Ursprung aber jene Dnjeprnamen nicht aufhellen. Wenn nebenbei v. Glasenapp die Sache so darstellt, als ob meiner Meinung nach die germanischen Waräger nur so mit Übersetzungen um sich geworfen hätten, indem sie „beflissen" waren, die „Namen der Orte in fremdem Lande in ihre Sprache zu übertragen", so legt er etwas hinein, was bei mir auf das Gegenteil hinausläuft. Daß sie eben in unserem Fall besonderen Anlaß hatten, etwas Mögliches zu übertragen, war natürlich. Auch waren sie ja nicht „im fremden Lande", sondern in einem Lande, das längst ihre Heimat geworden war. Es war somit kein bloßer Zeitvertreib, wenn sie einmal etwas besonders Wichtiges in ihre Sprache aus der ihnen wohlbekannten slavischen übersetzten. Ich kann ruhig erklären, daß wenn die Doppelnamen der Dnjeprstromschnellen in meiner Auffassung die „Achillesferse" an meiner Arbeit bildeten, es um meine ganze Theorie vortrefflich stünde: sie wäre unverwundbar.

Mein Kritiker ergeht sich auch noch über den relativen Begriff des Wortes „Urheimat", was übrigens nicht gegen mich allein gerichtet ist. Ich habe keinen Grund, mit ihm darüber zu streiten, obschon er sich dabei in seinen Folgerungen bis zu dem Satz versteigt: „das ist schlimmer als wiederauferstandene

Scholastik." Auch das mag hingehen, daß er „unbegreiflich" findet, wozu ich an einer Stelle von urindogermanischem „Kulturfortschritt" spreche. Nur einen leidigen, sinnentstellenden Fehler in einem Zitat will ich noch berichtigen: es heißt bei ihm „Berg, Wald und fast grenzenlose Steppen," während bei mir richtig „berg-, wald- und" u. s. w. gedruckt ist*).

Leid hat mir getan, daß er mich gelegentlich der Konfusion zeiht, sogar in Steigerungsform „noch konfuser", ohne daß aus seinen Worten ersichtlich wird, worin sie bestehen soll. So ergibt sich ein apodiktisches Urteil, das ihm mir gegenüber nicht zustand. Selbstverständlich aber darf auch das nicht hindern, ihm für seine Mühe herzlich dankbar zu sein, zumal sie mich veranlaßt hat, Punkte hier und anderswo zu berühren, die ich auch ohnedem schon längst hätte näher zur Sprache bringen sollen.

Kiew. F. Knauer.

*) Wir sind in der Lage festzustellen, daß dieser Fehler nicht dem Verfasser, sondern dem Korrektor zur Last fällt. Die Redaktion.

Der größte Feind des Kranken wie des Gesunden ist die verbrauchte, infizierte Luft im Krankenzimmer. Vergessen Sie nie in den Tagen der Krankheit den besten Helfer „Nr. 4711 Eau de Cologne". Sie macht die Luft erträglich, erfrischt den Kranken. Nie wird er ihres Duftes überdrüssig. Ein die Rekonvaleszenz unterstützendes Mittel. Man bediene sich stets der „Nr. 4711" (eingetragene Schutzmarke, Blau-Gold-Etikette), destilliert nach ur-eigenstem Original-Rezept aus nur den reinsten und edelsten Grundstoffen. — Seit 1792. Preis einer Flasche 60 Kop., 1 Rbl., 1 Rbl. 50 Kop. und teurer. Alleiniger Fabrikant Ferd. Mülhens, Glockengasse Nr. 4711, Köln, Riga. Zu haben in allen Apotheken, Parfümerie- und Drogenhandlungen.

F. Stadler, Riga, Telephon 5917. Kl. Königstr. 17.
Photographische Apparate und Bedarfsartikel, Projektionsartikel, Lichtbilder-Serien.
Kataloge kostenlos.

Engl. Magazin J. Redlich, Riga.

Englische Fussbälle

sowie

sämtliches Zubehör für das Fußball-Spiel.

Tennis-Schläger

erstklassiger Firmen.

Illustrierter Sport-Katalog zu gefl. Verfügung.

Frugola-Malz

ist das erste und einzige Malzerzeugnis aus hochkonzentriertem pasteurisierten Malzextrakt mit natürlichen Blutsalzen aus Früchten und Pflanzen. Ist das Malz an sich eine energetische Kraftquelle, ein Energie-Reservoir erster Ordnung, so wird durch „Frugola", das Pflanzen-Nährsalz, die Wunderwirkung des Malzes geradezu verdoppelt.

Die Neutralisierung der schädlichen Harnsäure, die wichtige Verbrennung im Körper, die Alkaleszenz des Blutes, die Blutbildung und die Nerven-Ernährung, die Neuschaffung gesunden Stoffes und verjüngender Kraft — das alles ist die Wirkung von Frugola und Malz, wie sie im Frugola-Malz verbunden sind.

Eine Kur mit Frugola-Malz ist eine stoff- und kraftbildende

Auffrischungs- und Verjüngerungs-Kur.

Frugola-Malz schafft keine Korpulenz, sondern nur diejenige Fülle gesunden markigen Fleischansatzes, die normalerweise und individuell zu erreichen ist. — Es ist leichtest verdaulich, wohlschmeckend, natürlich, rein und frei von Alkohol, Essenzen, Salicyl, Zucker, Glycerin und dergleichen. Frugola-Malz ist viel nahrhafter und kräftigender als bestes Fleisch.

Frugola-Malz schafft Fleisch und Blut!

Es ist der berufene Wundertrank für Kinder, junge Mädchen, Mütter, für Kranke und für alternde Personen.

Frugola-Malz verlängert das Leben!

Dose 60 Kop., Doppeldose Rbl. 1.10, 5-Pfd.-Dose Rbl. 3.40, 10-Pfd.-Dose Rbl. 6.50. Man verlange gratis Literatur.

Depot für Rußland: H. Göötz, Riga, Alexanderstr. 13 (147). Postf. 847.

Salon de Corsets

Nanny Cahn

Riga, Herrenstr. 20, 1.

E. GÜNTHER,

vorm. MARTIN BÖCKLER.

REVAL: Alter Markt; JURJEW: Kaufhof 26; Filiale in FELLIN: Dörptsche Str., Haus Saß.

En gros und en détail.

LAGER von Drogen, Ölfarben, Stoffarben, Lacken, Ölen, Chemikalien, Parfümerien, Toilette-Artikeln, Aquarell- und Ölfarben in Tuben zur Kunstmalerei, Porzellan- und Emailfarben, Bronze in allen Nuancen nebst sämtl. Zubehör.

AUSSERDEM FÜR WIEDERVERKÄUFER:

Spaten, Heu- u. Düngergabeln, echte österr. Sensen, diverse Wetzsteine, Mineral-Maschinenöl etc. etc.

Prima Kristall-Petroleum. :: Prima Motornaphtha.

Dermoplastisches Laboratorium

von

F. E. Stoll

Zool. Konservator.

Riga,

Karlstraße 25, beim Tuckumer Bahnhof.

I. Preis gr. silb. Med. Riga 1899.
Gold. Med. Jubil.-A. Riga 1901.
Gold. Med. Hunde-A. „ 1902.
Gold. Med. Gefl.-Ausst. „ 1905.

Ausstopfen

von

Säugetieren, Vögeln etc.

Präparieren u. Montieren

schädelechter Geweihe und Gehörne.

Neue physikalische Behandlungsmethode

von Lungenkrankheiten, Blutarmut, Asthma, Keuchhusten, Herzschwäche, Schlaflosigkeit vermittelst der

Lungen-Saug-Maske

nach Stabsarzt Dr. Kuhn.

Anwendung täglich ca. 2 Stunden.

Verlangen Sie bitte Gebrauchsanweisung.

Jeder Maske wird eine Gebrauchsanweisung beigelegt.

Erfolge: Bei Erkrankungen der Atmungsorgane, spez. Lungentuberkulose, Blutarmut und Bleichsucht, Asthma (bronchiale), Schlaflosigkeit, Schwächezuständen des Herzens und Herzfehlern ꝛc.

Arthur Wittberg, Riga,

Telephon 64—67. Spezial-Geschäft **Gr. Jungfernstr. 5.**

Chirurg. Instrumente und Artikel zur Krankenpflege.

Spezialartikel in Bruchbandagen, Leibbinden und Gummistrümpfen für Krampfadern.

Als größtes Verkaufhaus Deutschlands für

Harmoniums und Pianos

mit einem jährl. Verkaufe von 3000 Instrumenten grösstenteils direkt an Private empfehlen wir

Hofberg Harmoniums | **Thomas** Harmoniums | **Brüning & Bongardt** Harmoniums u. Pianos | **Mand** Pianos

die feinsten deutschen Marken.

Brüning & Bongardt, Barmen (Deutschland).

Fordern Sie bei Bedarf gratis und franko unseren großen reich illustrierten und mit vielen nützlichen Beschreibungen versehenen Pracht-Katalog für Rußland. Derselbe enthält **nur** Rubel-Preise, welche sich verzollt und franko jeder Bahn-Station des europäischen Rußlands verstehen. Jeder Käufer weiß also sofort, was ihm das Instrument ohne weitere Auslagen genau kostet.

K. E. Vierecke, Ingenieur,

RIGA, Alexanderstraße 13. — Telephon 5608.

Ausführung elektrischer Anlagen jeder Art, sowie Personen- und Lastenaufzüge, moderne elektrische Beleuchtungskörper und sämtliche elektrische : : : : : Bedarfsartikel. : : : : :

Vertretung der

Elektrizitäts-Akt.-Ges., vorm. H. Pöge, Chemnitz,

in Maschinen und Motoren.

Reklame-Institut u. Zeichen-Bureau J. J. Liebermann, Riga, Elisabethstr. 22. Tel. 81-81.

Anfertigung von Bauplänen, sowie für Villen und andere Gebäude. Maschinenzeichnungen. Pläne für Feldmessungen und elektr. Beleuchtungen. Künstl. Anfertigung von Porträt-Vergrößerungen, Plakaten, Clichés und modernen Dekorationen.

Kaukasisches Magazin

M. J. Chodsheinatoff,

Riga,

Scheunenstrasse № 11.

Telephon 66-36.

✧

Teppiche: Persische, Tekinsche, Bucharische, Palassen, Kaukas. Silbersachen, Seidenstoffe, Möbel, Divans, :: :: Portieren. ;; ::

✧

Filiale Majorenhof,

Johmenstr. 30.

J. J. Lorentzen & Ko.

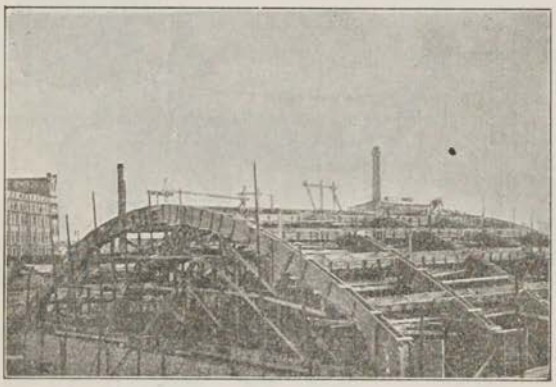
Ingenieurbüro, Eisenbetonbau u. Tiefbau Unternehmung.

Riga,
I. Weidendamm Nr. 8.
Telefon 50-95.

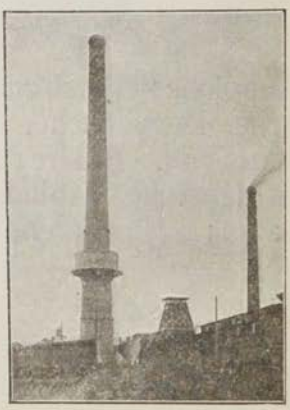
St. Petersburg,
Wass. Ostrow, 11. Lin. 12—32.
Telefon 252-12.

Beton- und Eisenbeton-Bauten

für Hoch- und Tiefbauten.



Komplette Gebäudeanlagen, Fabrikbauten, Lagerhäuser, Silos, Brücken, Ufermauern, Wasserbehälter, Wassertürme, Kläranlagen, Stollen, Turbinenanlagen, Schächte, Wehre, Gerinne, Kanäle, Umzäunungen, Bodenuntersuchungen u. Ausführung schwieriger Fundierungen.



Modernster maschineller Baubetrieb.
Kürzeste Bauzeit.

Entwürfe

mit Kostenanschlägen für alle Bauarbeiten.

Tafelsalz „Kristall“ der Fabrik J. J. Komen, Riga.

Das Tafelsalz „Kristall“, welches an Stelle des gewöhnlichen Tischsalzes als Zusatz zu unseren Speisen dient, zeichnet sich durch seinen angenehmen Geschmack und durch seine Appetit erregende Reinlichkeit und Weiße aus.

Das Tafelsalz „Kristall“ enthält Bestandteile, die zur Erhaltung des menschlichen Organismus notwendig sind, d. h. solche Stoffe, die von letzterem beständig ausgeschieden werden und daher auch unbedingt bei der Nahrungsaufnahme dem Organismus wieder zugeführt werden müssen. Dank dieser seiner Eigenschaft kann das Tafelsalz „Kristall“ mit Recht nicht nur als nützliches, sondern auch als notwendiges Mittel bezeichnet werden.

Das Tafelsalz „Kristall“: 1. erhält sich stets trocken, indem es keine atmosphärische Feuchtigkeit auffsaugt; 2. es ballt sich nicht; 3. läßt sich immer bequem aus den mit durchlöcherten Metalldecken versehenen Flakons schütten.

Das Tafelsalz „Kristall“ ist hygienisch: 1. dank seiner Bestandteile, welche eine bessere Verdauung, sowie auch Entwicklung der Knochen und Muskeln bewirken; 2. durch die Art und Weise der Herstellung und Verpackung, welche vom Sanitäts-Arzte begutachtet sind; 3. dadurch, daß beim Konsum desselben aus den Originalflakons der Möglichkeit einer Verunreinigung des Salzes vorgebeugt wird; 4. dadurch, daß die Verschlüsse der Originalflakons unter atmosphärischem Einfluß nicht oxydieren und in Berührung mit Salz keine giftigen Säuren, wie Nickelsäure und andere, entwickeln. **Ökonomisch:** 1. da beim Gebrauche des Tafelsalzes „Kristall“ aus den Originalflakons nur das jeweilig nötige Quantum geschüttet wird und daher nichts verloren geht; 2. weil das Tafelsalz „Kristall“ beim Gebrauche nicht verunreinigt wird, wie beim Konsum gewöhnlichen Salzes aus offenen Schalen, daher auch kein Wegschütten verunreinigten Salzes nötig ist. 3. Weil die Originalverpackung volles Nettogewicht enthält, während die bei gewöhnlichem Tafelsalz übliche Verpackung nur 3/4 bis 7/8 Pfund faßt.

Das Tafelsalz „Kristall“ dürfte in keinem Haushalte, in keinem Restaurant fehlen. In allen größeren Kolonial- und Delikateßwaren-Handlungen zu haben.

Die Aktien-Gesellschaft der Revaler Chemischen Fabrik

RICHARD MAYER, in Administration

REVAL (Estland),

fabriziert und bittet Interessenten Spezial-Offerten einzuholen in:

Brechweinstein technisch
„ chemisch rein
Nitrit 96/98 %
Tannin leviss. puriss. lt. Pharmacopöe
Tannin leviss. purum A
„ technisch extra granul.
„ „ „ pulver.
Oxalsäure 96/98 %
Milchsäure
Doppellactat
Sulfat
Äther sulfur. 0,725
„ „ 0,720

Collodium 2 %
„ 4 %
„ 6 %

Anilinöl
Anilinsalz
Mirbanöl
Toluol
Essig-Essenz
Butterfarbe
Käsefarbe
Dinitrochlorbenzol
Diphenylamin

FARBEN:

Farben für Tapetendruck u. Buntpapier
Typo-litographische Farben
Maler-Farben
Pariserblau
Stahlblau
Blancfixe
Bleiweiss
Mennige
Silberglätte
Schwerspath

Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin—Leipzig

Goldene Klassiker-Bibliothek

Nach den Urteilen von Fachautoritäten und der Presse die besten Ausgaben in dieser Preislage

Schiller

Vorzüge:

Vollständige Neubearbeitung • Umfangreiche Einleitungen • Ausführliche Biographien • Erklärende Anmerkungen • Absolute Korrektheit • Holzfreies, unvergilbbares Papier • Großer, deutlicher Druck • Porträts in Kupfergravüre • Dichterhandschriften Gediegene Einbände

Goethe

Wegen ihrer erläuternden Einleitungen und erklärenden Anmerkungen sind unsere Klassiker-Ausgaben die brauchbarsten und wertvollsten.

Erschienen sind folgende Ausgaben	Bandzahl	Leinen Rbl.	Halbfranz Rbl.	Bandzahl	Prachtausgaben Leinen Rbl.	Prachtausgaben Luxus-Halbfr. Rbl.
Arndts Werke	4	4.80	7.20	5	9.—	12.00
Arnims Werke	2	2.40	3.60	2	3.60	4.80
Bürgers Gedichte . .	1	1.20	1.80	1	1.80	2.40
Chamissos Werke . . .	1	1.05	1.65	1	1.65	2.10
Chamissos Werke . . . Vollständige Ausgabe	2	2.10	3.30	2	3.30	4.20
Droste-Hülshoffs Werke	2	2.40	3.60	2	3.60	4.80
Eichendorffs Werke .	2	2.10	3.30	2	3.30	4.20
Fouqués Werke	1	1.50	2.10	2	3.30	4.20
Freiligraths Werke . .	2	2.40	3.60	2	3.60	4.80
Gellerts Werke	1	1.20	1.80	1	1.80	2.40
Goethes Werke Ausw.	4	3.60	6.—	6	8.40	12.—
Goethes Werke . . . . Erweiterte Auswahl	8	8.40	13.20	10	15.60	21.60
Goethes Werke . . . . Vollständige Ausgabe	20	24.—	36.—	26	—	62.40
Goethes Faust	1	1.80	2.40	–	—	—
Grabbes Werke . . .	2	2.40	3.60	3	5.40	7.20
Grillparzers Werke . .	4	3.60	6.—	–	—	—
Grillparzers Werke . . Vollständige Ausgabe	6	7.20	10.80	7	12.60	16.80
Grüns (Anast.) Werke	3	3.60	5.40	3	5.40	7.20
Gutzkows Werke . . .	4	4.80	7.20	4	7.20	9.60
Gutzkows Werke . . . Erweiterte Auswahl	7	8.40	12.60	7	12.60	16.80
Gutzkow, Ritter v. Geiste	3	3.60	5.40	–	—	—
Halms Werke.	2	2.40	3.60	2	3.60	4.80
Hauffs Werke	2	2.10	3.30	3	4.20	6.—
Hebbels Werke und Tagebücher	5	4.50	7.50	6	9.—	12.—
Hebels Werke	2	2.40	3.60	2	3.60	4.80
Heines Werke	4	3.60	6.—	5	7.50	10.50
Herders Werke	3	3.60	5.40	3	5.40	7.20
Herders Werke Erweiterte Auswahl	6	7.20	10.80	6	10.80	14.40
Herweghs Werke . . .	1	1.20	1.80	1	1.80	2.40

Erschienen sind folgende Ausgaben	Bandzahl	Leinen Rbl.	Halbfranz Rbl.	Bandzahl	Prachtausgaben Leinen Rbl.	Prachtausgaben Luxus-Halbfr. Rbl.
Hoffmanns (E. T. A.) Werke	5	6.—	9.—	7	12.60	16.80
Hoffmanns von Fallersleben Werke	2	2.10	3.30	2	3.30	4.20
Hölderlins Werke . .	1	1.50	2.10	1	2.10	2.70
Homers Werke	2	2.40	3.60	2	3.60	4.80
Immermanns Münchhausen (Oberhof) . .	1	1.20	1.80	1	1.80	2.40
Immermanns Werke .	3	3.60	5.40	3	5.40	7.20
Jean Pauls Werke . .	3	3.60	5.40	3	5.40	7.20
Jean Pauls Werke . . Erweiterte Ausgabe	5	6.—	9.—	5	9.—	12.—
Kleists (H. v.) Werke .	2	2.10	3.30	2	3.30	4.20
Körners Werke	1	1.05	1.65	1	1.65	2.10
Lenaus Werke	1	1.20	1.80	2	3.—	3.90
Lessings Werke	3	3.—	4.50	3	4.20	6.—
Ludwigs Werke. . . .	2	2.10	3.30	2	3.30	4.20
Mörikes Werke. . . .	2	2.40	3.60	2	3.60	4.80
Neitroys Werke	1	1.50	2.10	1	2.10	2.70
Novalis' Werke	1	1.20	1.80	1	1.80	2.40
Raimunds Werke . . .	1	1.05	1.65	1	1.65	2.10
Reuters Werke	4	3.60	6.—	5	7.50	10.50
Rückerts Werke. . . .	3	3.60	5.40	3	5.40	7.20
Schenkendorfs Gedichte	1	1.20	1.80	1	1.80	2.40
Schillers Werke Ausw.	4	3.60	6.—	5	7.50	10.50
Schillers Werke. . . . Vollständige Ausgabe	8	8.40	13.20	10	15.60	21.60
Shakespeares Werke .	4	3.60	6.—	5	7.50	10.50
Stifters Werke	3	3.—	4.50	3	4.50	6.—
Sturm und Drang . . .	2	3.—	4.20	2	4.20	5.40
Tiecks Werke.	2	2.70	3.90	2	3.90	4.80
Uhlands Werke. . . .	2	2.10	3.—	2	3.—	4.20
Wielands Werke . . .	3	3.60	5.40	4	7.20	9.60
Zschokkes Werke . . .	4	4.80	7.20	5	9.—	12.—

In flexiblem **Ganzleder-Band** ist der Preis **für den Band** Rbl. 0.90 höher als der der billig. Leinenbände.

Kakao, Schokolade,
Biskuit,
verschiedenes frisches
Konfekt
höchster Qualität.

Ges. Georges Bormann
St. Petersburg.

Niederlage
RIGA,
Marstallstr. № 11.

Das PIANOLA

gibt jedermann die Fähigkeit, sofort und fehlerlos Klavier zu spielen und ein Repertoir von über 16000 Kompositionen zu beherrschen. Durch

das PIANOLA

ist es möglich, die mühseligen Studien der Klaviertechnik zu überbrücken. Man kann sich ein Urteil nur dann bilden, wenn man

das PIANOLA

gehört hat.

65-tönig Rbl. **650.—**. 88-tönig Rbl. **850.—**.

Vorführung unverbindlich.

Alleinvertreter für Russland

JUL. HEINR. ZIMMERMANN.

RIGA, Scheunenstrasse 15.

Deutsche Monatsschrift für Rußland.
Herausgegeben von Alexander Eggers.

Nr. 12. Reval, 1. (14.) Dezember. **1913.**

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Die Städteordnung in Polen vor dem Forum der gesetzgebenden Körperschaften.

Von Otto Benecke (Reval).

Das vom Ministerium des Innern den gesetzgebenden Körperschaften, Reichsduma und Reichsrat, unterbreitete Gesetzprojekt über die Reorganisation der Verwaltung der Städte im Königreich Polen beansprucht eine hervorragende Bedeutung nicht nur deshalb, weil es den polnischen Städten die Selbstverwaltung gewähren soll, sondern auch aus dem Grunde, weil es als Prototyp für die Reorganisation des Städtewesens des gesamten Reichs gedacht ist.

Daß die allgemeine Städteordnung des Reichs einer durchgreifenden Umänderung bedarf, daß sie speziell von den beengenden Fesseln der Administration befreit werden muß, die jede Selbsttätigkeit der städtischen Verwaltungsorgane einschränken und unterbinden, ist längst allseitig anerkannt worden. Auch das Ministerium des Innern, speziell die Hauptverwaltung für örtliche Wirtschaftsangelegenheiten, hat sich dieser Wahrnehmung nicht entziehen können. Die betr. Hauptverwaltung hat deshalb, da die Vorarbeiten für die Umgestaltung des Verwaltungswesens der Städte im Reich noch bei weitem nicht zum Abschluß gebracht sind, den Versuch gemacht, bei der Ausarbeitung der

Städteordnung für Polen eine Reihe von Gesichtspunkten zur Geltung zu bringen, welche für die Umgestaltung der allgemeinen Städteordnung als Richtschnur dienen sollten. Der Gedanke, die völlig unzulängliche und den Gesichtspunkten einer Selbstverwaltung nur annähernd entsprechende allgemeine Städteordnung vom Jahre 1892 auf die Städte Polens auszudehnen, war von der Hauptverwaltung abgelehnt worden, da man billigerweise sich nicht dazu verstehen wollte, den Städten Polens ein mangelhaftes Gesetz zu gewähren, welches sich im Laufe der Jahre durchaus nicht bewährt hatte.

Wie sehr aber die Städte Polens einer Verwaltungsreform bedürftig waren, geht aus dem Umstande hervor, daß sich die Verwaltung der Städte vollständig in den Händen der Regierungsorgane befindet. An der Spitze der Verwaltung stehen die Magistrate, welche aus von der Regierung ernannten Beamten und Repräsentanten der örtlichen Bevölkerung bestehn, die gleichfalls von der Regierung designiert werden. Die Magistrate, deren Mitglieder Ratmänner (ратманы) genannt werden, üben nur eine beratende und ausführende Tätigkeit aus, während die anordnende und beschlußfassende Tätigkeit sich ausschließlich in den Händen von Regierungsorganen befindet. Die Magistrate sind direkt den Kreischefs unterstellt, deren Kompetenz nur Warschau, die Gouvernementsstädte und die Städte Lodz und Wlozlawsk entzogen sind. Diese Städte, mit Ausnahme von Warschau und Lodz, sind in Bezug auf ihre beschlußfassende Tätigkeit direkt den betr. Gouvernementsregierungen und dem Generalgouverneur unterstellt, während Warschau und Lodz dem Ministerium des Innern untergeordnet sind. An der Spitze der größeren Städte steht ein von der Regierung ernannter Präsident, an der Spitze der kleineren ein gleichfalls von der Regieruug designierter Bürgermeister. Die Beschlüsse der Magistrate können nur nach stattgehabter Genehmigung der ihnen vorgesetzten Regierungsorgane in Vollzug gesetzt werden. Der Magistrat in Warschau, als der größten Stadt Polens, hat eine besondere Organisation. Er zerfällt in 6 Abteilungen und zwar in eine Abteilung für allgemeine Angelegenheiten, sowie in eine administrative, Bau-, Militär-, Versicherungs- und Kontroll-Abteilung. Nach seiner Zusammensetzung und nach seiner Kompetenz nähert er sich dem Charakter einer Gouvernements-Regierung, seine Tätigkeit ist nicht nur eine beratende und ausführende, sondern auch eine beschlußfassende. Bereits im Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts faßte die Regierung die Heranziehung der örtlichen Bevölkerung zur Verwaltung der Städte Polens ins Auge, allein der ausbrechende Aufstand verhinderte jede Reformtätigkeit. Späterhin sind gleichfalls entsprechende Versuche wegen Einführung einer Selbstverwaltung unternommen worden, so im Anfang der 70ger Jahre auf Initiative des Grafen Berg. In den Jahren 1878 und 1881 wurden auf Allerhöchsten Befehl in Petersburg Kommissionen niedergesetzt, welche sich mit der Reform des Städtewesens in Polen beschäftigten, allein eine endgiltige Entscheidung erfolgte nicht, namentlich im Hinblick darauf, daß

die allgemeine Städteordnung im Reiche einer Umänderung unterzogen werden sollte. Endlich im Jahre 1905 wurde in Grundlage eines Allerhöchst bestätigten Beschlusses des Ministerkomitees der Generalgouverneur von Polen beauftragt, ein Projekt der Städteordnung für Polen auszuarbeiten, mit dem Hinweise, daß dieses Projekt den gesetzgebenden Körperschaften zu unterbreiten sei. Dieses Projekt wurde darauf in einer besonderen Konferenz beim Ministerium des Innern, unter Hinzuziehung örtlicher Elemente, einer eingehenden Umarbeitung unterzogen und schließlich im Jahre 1910 der Reichsduma und dem Reichsrat zur Beratung vorgestellt.

Als Grundlage für die Ausarbeitung des bezeichneten Gesetzprojekts diente die Städteordnung des Reichs vom Jahre 1892, jedoch mit wesentlichen Ergänzungen und Veränderungen, welche in nachstehenden Bestimmungen enthalten sind.

Die städtischen Wahlen. In Gemäßheit des bestehenden Gesetzes nehmen an den Stadtverordneten-Wahlen teil die Inhaber von Immobilien, welche auf einen im Gesetz angegebenen Betrag abgeschätzt sind, und die Inhaber von größeren Handels- und Industrieunternehmungen. Das Regierungsprojekt für Polen erweitert den Kreis derjenigen Personen, welche an den Wahlen teilnehmen können, indem es sämtlichen Immobilienbesitzern, welche russische Untertanen und mindestens ein Jahr im Besitze ihres Immobils sein müssen, unabhängig von der Schätzungssumme ihrer Grundstücke, das Wahlrecht verleiht. Außerdem werden die Quartierinhaber, welche der Stadt eine Ergänzungssteuer zu der Kronsquartiersteuer zahlen und mindestens ein Jahr ein Quartier in der betr. Stadt inne haben, unter Normierung gewisser Steuersätze, als wahlberechtigt anerkannt. Die Wahlberechtigung der Quartierinhaber unter gewissen Voraussetzungen ist bereits in der für Petersburg erlassenen Städteordnung vorgesehen und bildet daher kein gesetzliches Novum. Ebenso wie in Petersburg so ist auch für die Städte Polens die Einschränkung gemacht worden, daß nicht sämtliche Quartierinhaber an den Wahlen teilnehmen können, sondern nur diejenigen, welche bereits höhere Quartiersteuersätze der Krone zahlen. Die Zulassung sämtlicher Quartierinhaber zu den städtischen Wahlen würde dahin führen, daß die an dem Wohlergehen der Stadt in erster Linie interessierten Immobilienbesitzer in die Minorität versetzt und unter Umständen vollständig aus dem Bestande der städtischen Verwaltung hinausgedrängt werden könnten. In diesem Falle könnte die Verwaltung der Städte zu leicht in Hände geraten, welche nur in losem Konnex zu der betr. Stadt stehen und daher kein dauerndes Interesse der städtischen Verwaltung gegenüber zu betätigen Veranlassung haben. Daß eine Erweiterung des Wahlrechts den modernen Anschauungen entsprechen dürfte, soll nicht in Abrede gestellt werden, es fragt sich nur, ob das Wirtschaftsleben der Städte durch die Heranziehung von Elementen in nennenswerter Weise gefördert werden wird, welche keine Bodenständigkeit besitzen, leicht geneigt sind, politische Momente

in die Verwaltungssphäre der Städte hineinzutragen und endlich keine Garantie dafür bieten, daß sie nicht andern, als rein städtischen Interessen zugänglich sind. Zum Zwecke der städtischen Wahlen sollen nach dem neuen Gesetzprojekt die Wähler in drei Kurien eingeteilt werden. Zur ersten Kurie gehören die Wähler russischer Nationalität, zur zweiten die Juden und zur dritten sämtliche übrigen städtischen wahlberechtigten Einwohner, wobei noch die Bestimmung getroffen ist, daß die zum Christentum übergetretenen Juden trotz ihres Übertritts dennoch zur Kurie der Juden zugezählt werden sollen. Den Wählern russischer Nationalität soll unter allen Umständen ein Vorrecht gewährt werden, da sie bereits bei dem Vorhandensein von nur fünf Wählern Anspruch auf einen Sitz in der Stadtverordneten-Versammlung zu erheben berechtigt sind. Dagegen werden für die Wähler jüdischer Herkunft schwere einschränkende Bestimmungen festgesetzt. In den Städten, in welchen die jüdische Bevölkerung mehr wie die Hälfte sämtlicher Einwohner beträgt, darf nur ein Fünftel der Stadtverordneten aus Juden bestehen, in allen übrigen Städten wird die Zahl der Juden auf ein Zehntel herabgesetzt. Die übrige Zahl der Stadtverordneten verteilt sich proportional der Anzahl der Wähler auf die beiden andern Kurien. Juden dürfen nicht Präsidenten oder Bürgermeister sowie deren Stellvertreter sein, ebenso dürfen zu Stadtsekretären und zu Sekretären des Stadtamts keine Juden gewählt werden. Im Bestande des Stadtamts darf sich nicht mehr als ein Jude befinden. Das von der Regierung in Vorschlag gebrachte Projekt, die Stadtverordneten-Wahlen nach nationalen Kurien stattfinden zu lassen, wodurch die jüdischen Wähler ganz besonders benachteiligt wurden, fand polnischerseits volle Billigung, da hierdurch der Gefahr vorgebeugt wurde, daß eine große Zahl von polnischen Städten eine jüdische Verwaltung erhalten hätte, und andererseits die polnische Vorherrschaft aufrecht erhalten wurde. Dieses Wahlsystem nach nationalen Kurien wurde zum ersten Mal bei der Einführung der Städteordnung in Kars zur Anwendung gebracht und zwar mit der Motivierung, daß das national-russische Element bei der kulturellen Minderwertigkeit der indigenen Bevölkerung bevorzugt werden müsse. Dieses Argument in seiner Allgemeinheit war für Polen nicht anwendbar, da die polnische Kultur der russischen gegenüber mindestens gleichwertig ist. Hier kam jedoch die Annahme zur Geltung, daß die Polen den Juden gegenüber geschützt und bevorzugt werden müßten und daß es bei der herrschenden Judophobie unzulässig sei, polnische Städte der jüdischen Verwaltung zu übergeben. Sowohl in der Reichsduma, als auch im Reichsrat wurde diese Frage die Veranlassung zu äußerst erregten Debatten. Von national russischer Seite wurde hervorgehoben, daß staatliche Gesichtspunkte es notwendig erscheinen lassen, das russische Element in den Grenzprovinzen zu schützen und ihm unter allen Umständen eine prävalierende Stellung zu geben, was nur durch Schaffung von nationalen Kurien für die Stadtverordneten- und die Semstwowahlen erreicht werden könne. Von

gegenteiliger Seite wurde eine liberale Auffassung geltend gemacht. Es wurde darauf hingewiesen, daß die Einteilung der Wähler nach nationalen Gesichtspunkten eine unnormale Gliederung darstelle, weil die Organe der städtischen Selbstverwaltung den Charakter rein wirtschaftlicher Institutionen darstellen und in wirtschaftlicher Beziehung keine Notwendigkeit dafür vorhanden sei, daß der Staat einen Teil der Bevölkerung vor dem anderen zu schützen habe. Die nationalen Wahlkurien würden der städtischen Verwaltung einen politischen Charakter verleihen, was durchaus nicht wünschenswert sei, da die städtische Verwaltung sich ausschließlich mit wirtschaftlichen und kulturellen Aufgaben zu befassen habe und sich von jeder Politik fern halten müßte. Die Rechte aller Nationalitäten müßten gleich sein und alle russischen Untertanen müßten vor dem Gesetze die gleichen Rechte besitzen, unabhängig davon, zu welcher Nationalität oder zu welcher Religion sie gehören. In dieser Beziehung stellten die nationalen Kurien eine Verletzung der Grundgesetze dar, da sie einer Nation vor der anderen den Vorzug erteilten. In der Praxis werde es sich herausstellen, daß in die Stadtverordneten-Versammlung nicht ruhige, gemäßigte Elemente gewählt würden, sondern vielmehr die Führer nationaler Parteien, welche sich in erster Linie nicht als Vertreter der Stadt, sondern als Vertreter der Parteien gerieren würden, von denen sie gewählt seien. Die Einführung der Städteordnung in Grundlage der nationalen Kurien werde deshalb nicht zur wünschenswerten Annäherung der verschiedenen Nationalitäten, sondern vielmehr zur Vergrößerung des nationalen Haders beitragen, der nach Möglichkeit im Interesse der Gesamtheit aus jedem Verwaltungskörper, welcher sich mit wirtschaftlichen Aufgaben zu beschäftigen habe, ausgeschaltet werden müsse. Der berühmte Rechtslehrer Gneist sagt mit Recht, daß nichts mehr zur Annäherung der Nationalitäten beitrage, als die Einführung des Systems der Selbstverwaltung, in welcher selbstverständlich weder von Wahlkurien noch von nationalen Verschiedenheiten die Rede sein dürfe. Und in der Tat, eine Notwendigkeit, nationale Wahlkurien einzuführen, dürfte keineswegs vorliegen, sie bilden lediglich das Resultat eines momentanen kurzsichtigen politischen Opportunismus, welcher unerfreuliche Folgeerscheinungen heranbilden muß. Für die ruhige Entwickelung staatlichen Lebens in den Städten werden die nationalen Kurien ein Hindernis bilden. Sie werden unversöhnliche Elemente an sich heranziehen, welche den nationalen Haß kultivieren und vergrößern werden, während die Beruhigung der nationalen Gegensätze behindert würde. Wenn ein Wahlgesetz von der Bevölkerung sympathisch aufgenommen werden soll, so ist es notwendig, daß es der realen Gerechtigkeit entspricht, und diese verlangt, daß jeder Wähler, welcher die Last der städtischen Besteuerung zu tragen hat, in gleicher Weise an den Wahlen sich beteiligen kann, aber das müßte billigerweise derart bewerkstelligt werden, daß die höchsten Steuerzahler, welche in hervorragendem Maße an den Wohleinrichtungen der Stadt interessiert sind, nicht von der Masse der kleineren Steuer-

zahler verschlungen werden. Für jede städtische Verwaltung ist es wünschenswert, daß sämtliche Berufsklassen in der Verwaltung vertreten sind, dann würde die Kommunalverwaltung erst in der Lage sein, die Interessen aller städtischen Bewohner wahrnehmen und gegen einander in gerechter Weise abwägen zu können. Wenn wir diesen Gedanken die Berechtigung nicht versagen können, so kommen wir folgerichtig wieder zu den Bestimmungen, wie sie in der anfänglichen Städteordnung vom Jahre 1870 vorgesehen waren. Gemäß letzterer wurden sämtliche städtischen Wähler in drei Klassen eingeteilt. Zu der ersten Klasse gehörten diejenigen Wähler, welche am höchsten besteuert waren und 1/3 sämtlicher städtischen Steuern zu bezahlen hatten. Zur zweiten Klasse gehörten die weniger hoch besteuerten Wähler, welche das zweite Drittel aller Steuern aufzubringen hatten, und zur dritten Klasse sämtliche übrigen Steuerzahler, welche das letzte Drittel an Steuern zu leisten hatten. Jede Klasse wählte die gleiche Zahl von Stadtverordneten. Dieses System hat einerseits den Vorzug, daß aus allen Klassen der Bevölkerung Vertreter in die Stadtverordneten-Versammlung gelangen, und dann auch andererseits das für sich, daß sämtliche Steuerzahler sich an den städtischen Wahlen beteiligen können, allerdings nur in der Klasse, in welche sie nach der Höhe ihrer Steuern hineingehören. Es dürfte schwer sein, ein Wahlsystem zu finden, welches in gerechterer Weise, aufgebaut auf durchaus demokratischer Grundlage, den realen wirtschaftlichen Verhältnissen einer städtischen Kommune mehr entspricht, als das System der Städteordnung vom Jahre 1870. — Nicht ohne Interesse dürfte es sein, noch dessen Erwähnung zu tun, wie die Bevölkerung Polens sich zu dem Regierungsprojekt stellt. Die Polen sind mit dem Projekt nach den Erklärungen ihrer Vertreter in der Reichsduma durchaus zufrieden, die Juden begreiflicher Weise durchaus nicht, da ihre Rechte keine Beachtung gefunden haben. Die deutsche Bevölkerung, welche in verschiedenen Städten Polens einen wesentlichen Faktor bildet, scheint gleichfalls nicht sonderlich erbaut zu sein, da sie die Befürchtung hegt, bei den Wahlen von den Polen derart majorisiert zu werden, daß sie kaum eine Vertretung in den Stadtverordneten-Versammlungen erhalten wird. In diesem Sinne hat sich die deutsche Bevölkerung der größten Industriestadt Polens, Lodz, ausgesprochen, welche gemeinsam mit der russischen Bevölkerung von Lodz eine Bittschrift an den Vorsitzenden des Minister-Komitees gerichtet hat, in welcher sie den Nachweis zu führen sucht, daß die deutsche Bevölkerung von den Polen vergewaltigt werden wird, ungeachtet dessen, daß die Deutschen gegenwärtig eine maßgebende Stimme in der Verwaltung der Stadt besitzen — von 129 städtischen Ämtern befinden sich 80 im Besitze der deutschen wahlberechtigten Bevölkerung. — Die deutsche Bevölkerung akzeptiert das Wahlsystem nach nationalen Kurien und bittet nur um Abänderung des betr. Paragraphen in dem Sinn, daß von den vorgesehenen 120 Stadtverordneten für Lodz — 24 Stadtverordnete russischer Nationalität, 12 jüdischer und je 42 deutscher und polnischer Na-

tionalität zu wählen sind. Ob dieses Gesuch irgend einen Erfolg haben wird, dürfte fraglich erscheinen, da der Staatssekretär Kokowzow bei Beratung des Gesetzes in den gesetzgebenden Körperschaften dieses Gesuches keiner Erwähnung getan, geschweige denn dasselbe befürwortet hat. Es dürfte vielleicht im Interesse des Deutschtums in Lodz angezeigt erscheinen, daß wegen der Stadtverordneten Wahlen bei Zeiten Kompromißverhandlungen mit den Polen eingeleitet werden, da auf diesem Wege möglicher Weise günstigere Resultate erzielt werden könnten, als dieses durch Gesuche um staatliche Hilfe möglich sein wird.

Als eine weitere Abweichung von der bestehenden Städteordnung ist noch darauf hinzuweisen, daß nach dem Regierungsprojekt die Stadt.-Wahlen in Polen nicht durch Kugelballotements, sondern durch Wahlzettel stattzufinden haben. Diese Änderung ist durchaus zu begrüßen, da die Erfahrungen, welche mit dem Kugelballotement gemacht worden sind, sehr für die Abänderung dieses Wahlsystems sprechen.

Was nun den Ausbau der städtischen Verwaltungsorgane und die Geschäftsordnung betrifft, so unterscheiden sie sich in Nachstehendem von der Städteordnung des Reichs.

Die Zahl der Stadtverordneten wird nach dem Regierungsprojekt erhöht. Die Mindestzahl der Stadtverordneten für kleinere Städte wird auf 30 und für größere Städte auf 160 festgesetzt. Den Vorsitz in der Stadtv.-Versammlung führt nicht der Präsident, sondern eine von der Versammlung auf ein Jahr gewählte und von der Regierung zu bestätigende Person, welche ebenso wie ihr Stellvertreter nicht jüdischer Herkunft sein darf.

Das Kompetenzgebiet der Stadtv.-Versammlung ist dasselbe, wie es in der allgemeinen Städteordnung vorgesehen ist, nur nach einer Richtung hin ist eine immerhin wesentliche Erweiterung der Befugnisse der Stadtv.-Versammlung vorgesehen.

Bisher war die Stadtv.-Versammlung berechtigt, verschiedene im Gesetz vorgesehene Naturalleistungen der Hausbesitzer in Geldzahlungen umzuwandeln. Das konnte jedoch nur geschehen, sobald die Interessenten ihre Einwilligung zur Umwandlung der Naturalleistung in eine Geldzahlung erteilten. Erfolgte die Einwilligung nicht, und in den meisten Fällen wurde diese Einwilligung versagt, so konnte die Stadtv.-Versammlung in der Sache nichts weiter tun, und es mußten oft wesentliche wirtschaftliche, hygienische und andere im öffentlichen Interesse wünschenswerte Wohleinrichtungen unterbleiben, weil eine Einigung nicht erzielt werden konnte. Das Regierungsprojekt erweitert nun die Befugnisse der Stadtv.-Versammlung insofern, als eine Umwandlung einer Naturallast auch ohne Einwilligung der Interessenten stattfinden kann. — Die Exekutiv-Kommissionen bleiben bestehen mit dem ausdrücklichen Hinweise, daß sie dem Stadtamt untergeordnet sind und von demselben Weisungen für ihre Tätigkeit erhalten. Den Vorsitz in den Exekutiv-Kommissionen sollen nur Mitglieder des Stadtamts ausüben, wobei letzteres darüber Bestimmung trifft,

welche Mitglieder in den einzelnen Kommissionen den Vorsitz zu übernehmen haben. Die Mitglieder der Exekutiv-Kommissionen werden von der Stadtv.-Versammlung gewählt und erfüllen ihre Verpflichtungen in den einzelnen Kommissionen unentgeltlich. In Betracht der Geschäftssprache wird bestimmt:

1. alle Verhandlungen der Stadtverwaltung mit Regierungs-Institutionen und Personen finden in russischer Sprache statt. In derselben Sprache sind auch alle Beilagen abzufassen; sobald in einer andern Sprache abgefaßte Dokumente vorzustellen sind, müssen denselben russische Translate beigefügt werden.

2. Alle in russischer Sprache abgefaßten Gesuche und Anfragen müssen in derselben Sprache beantwortet werden.

3. Mit Rücksicht auf den innern Geschäftsgang wird angeordnet, daß die Protokolle und Journäle der Sitzungen in russischer Sprache zu führen sind. Ebenso sind die Dokumente und andere Papiere in russischer Sprache abzufassen. Der Gebrauch der polnischen Sprache ist gleichfalls zulässig, jedoch mit der Bedingung, daß die Übersetzung in diese Sprache dem russischen Text beigefügt wird, wobei in streitigen Fällen der Wortlaut des russischen Textes ausschlaggebend sein muß.

4. Mündliche Erklärungen in der Stadtv.-Versammlung und in dem Stadtamt können abgegeben werden je nach dem Wunsche des Sprechenden entweder in russischer oder polnischer Sprache.

5. Die Beschlüsse und Anordnungen der städtischen Verwaltungsorgane müssen, sobald sie zur allgemeinen Kenntnisnahme publiziert werden, in russischer Sprache erfolgen. Die polnische Sprache ist jedoch auch zulässig, unter der Bedingung, daß sie gleichzeitig als Übersetzung dem russischen Text beigefügt wird.

In sprachlicher Beziehung macht die Regierung hier den Polen gegenüber eine große Konzession, indem sie bei mündlichen Darlegungen in der Stadtv.-Versammlung und im Stadtamt den Gebrauch der polnischen Sprache gestattet. Bei der Einführung der Städteordnung in den baltischen Provinzen hat die Regierung es nicht für möglich befunden, eine ähnliche Erleichterung für die Verhandlungen in den Stadverordneten-Versammlungen zu statuieren. In den baltischen Provinzen ist der Gebrauch der örtlichen Sprachen nicht gestattet, alle Stadtverordneten, welche die russische Sprache nicht frei beherrschen, können mithin an den Diskussionen in der Stadtv.-Versammlung nicht teilnehmen. Zur Beseitigung dieses fühlbaren Mißstandes sind in den Städten der baltischen Provinzen überall Vorversammlungen üblich, auf welchen eine freie Diskussion in den örtlichen Sprachen stattfindet.

Hinsichtlich der städtischen Finanzen stützt sich das Regierungsprojekt im großen und ganzen auf die Städteordnung des Reichs. Im einzelnen werden jedoch einige örtliche Steuern beibehalten. Die Haupteinnahmequelle der Städte bildet die Ergänzungssteuer zu der Kronsimmobiliensteuer, welche die jetzige städtische Immobiliensteuer ersetzt. Letztere kann in den

Städten des Reichs in dem Höchstbetrage von 1 % des Schätzungswertes der Immobilien oder von 10 % des Reinertrages der Immobilien erhoben werden. Für die Ergänzungssteuer der Kronsimmobiliensteuer in Polen ist keine Maximalgrenze normiert. Diese Steuer kann nach dem freien Ermessen der Stadtv.-Versammlung in dem Betrage festgesetzt werden, wie dieses zur Bestreitung der städtischen Bedürfnisse sich notwendig erweisen wird. Die einzige Beschränkung bezieht sich nur darauf, daß die Ergänzungssteuer in gleichem prozentualen Verhältnis von allen städtischen Immobilien einzuheben ist. Ferner erhält die Stadtv.-Versammlung die Berechtigung, die im Weichbilde der Stadt belegenen Wiesen, Weiden, Wälder und Grundstücke, die sich in landwirtschaftlicher Nutzung befinden, sowie endlich städtische Bauplätze mit einer Steuer zu belegen. Wenn auch die Bauplätze ihren Eigentümern kaum eine Einnahme abwerfen, so repräsentieren sie sehr häufig einen großen Wert, welcher im Interesse der Spekulation nicht realisiert wird. Hierdurch wird die Bautätigkeit gehemmt und der städtischen Bevölkerung oft großer Nachteil zugefügt. Es ist deshalb durchaus rationell, wenn auch solche Vermögensobjekte der städtischen Besteuerung unterliegen und dadurch der Spekulation mit Bauplätzen Einhalt geboten wird. Eine Wertzuwachssteuer ist endlich gleichfalls vorgesehen für solche Immobilien, die durch besondere Umstände, wie z. B. durch die Anlagen von Tramways ꝛc., eine Steigerung ihres Wertes erfahren haben.

Die auf die letztbezeichnete Steuer bezüglichen Beschlüsse der Stadtv.-Versammlungen können jedoch erst nach stattgehabter Genehmigung des Ministeriums des Innern in Vollzug gesetzt werden.

Als eine weitere Einnahmequelle wird eine Ergänzungssteuer zur Kronsquartiersteuer den Städten Polens eröffnet. Zur Vorbeugung einer übermäßigen Belastung der Quartierinhaber sind gewisse Schranken gesetzt worden. Die Ergänzungssteuer kann nur im Betrage von 25 bis 100 % der Kronssteuer erhoben werden; in diesen Grenzen kann die Stadtv.-Versammlung diese Ergänzungssteuer festsetzen.

Ebenso wie den Städten des Reichs wird auch den polnischen Städten eine Steuer von Handels- und Gewerbezeugnissen im Betrage von 10 und 15 % gewährt, je nachdem zu welcher Kategorie die betr. Anstalten gehören. Bis auf weiteres soll auch die gegenwärtige Steuer, welche von erarbeiteten Einnahmen erhoben wird und ihrem Wesen nach einer Gewerbesteuer ähnelt, weiter erhoben werden, um nicht die städtischen Finanzen zu schädigen. In nächster Zeit ist jedoch die Aufhebung der Steuer geplant.

Die Trakteursteuer, die Steuer für die Benutzung öffentlicher Wagen und Maße, die Auktionssteuer, die Steuern vom Fuhrgewerbe, von Pferden und Equipagen und von Hunden werden ebenfalls auf die polnischen Städte ausgedehnt. Außerdem behalten sie noch den Fortbezug etlicher Einnahmen aus folgenden, gegenwärtig in den Städten Polens herrschenden Steuern: 1) von Verpflichtungen und Verträgen, welche notariell beglaubigt werden, 2) von

Gerichtsporteln in Zivilsachen, welche von Friedensrichterinstitutionen entschieden werden, 3) von Zeugnissen, welche von dem Friedensrichterplenum Personen erteilt werden, die das Recht erhalten, in den Friedensgerichten als Rechtsbeistände aufzutreten; 4) von ausländischen Pässen; 5) von öffentlichen Belustigungen und Schaustellungen im Betrage von höchstens 5% des Bruttoertrages. Von dieser Steuer sind alle Schaustellungen befreit, welche keinen kommerziellen Charakter an sich tragen und welche für wohltätige Zwecke veranstaltet werden; 6) von der Bestätigung von Bauplänen für Neu- und Umbauten. Diese Steuer besteht gegenwärtig nur in Warschau und soll in Zukunft auf alle Städte ausgedehnt werden, in welchen Organe für eine polizei-technische Aufsicht kreiert werden.

An neuen Steuern werden eingeführt:

1) Für die Aufstellung von Fuhren auf städtischen Straßen und Plätzen, welche ländliche Produkte feilbieten; die Höhe dieser Steuer sowie der Modus ihrer Einhaltung werden von der Stadtv.-Versammlung bestimmt. Diese Beschlüsse unterliegen der Bestätigung durch die Gouverneure. Die Steuer bezweckt, der Stadt die Mittel zu gewähren, um die Marktplätze gehörig einzurichten und rein und sauber zu erhalten. Auch diese Steuersätze müssen vom Gouverneur genehmigt werden. 2) Vom eingeführten Fleisch, jedoch nur in den Städten, in welchen sich städtische Schlachthäuser befinden. Diese Steuer bezweckt sowohl die Vergrößerung der städtischen Einnahmen als auch die Aufrechterhaltung des städtischen Schlachthausmonopols. Das Schlachthausmonopol ist übrigens keine neue Einnahmequelle der Städte Polens. Es ist ihnen bereits seit dem Jahre 1843 verliehen worden. Sobald die Einfuhr von Fleisch freigegeben wird, liegt die Gefahr vor, daß die mit dem Bau und dem Unterhalt des Schlachthauses verbundenen Kosten nicht gedeckt werden. Außerdem ist die Steuer auf eingeführtes Fleisch in sanitärer Beziehung von Bedeutung. — Außer den angegebenen Steuern bestehen noch in den Städten Polens verschiedenartige Steuern, welche im Laufe von 3 Jahren noch weiter erhoben werden sollen. Nach Ablauf dieser Frist werden die Stadtverwaltungen genötigt sein, andere Einnahmequellen ausfindig zu machen, aus welchen die bisherigen Einnahmen ersetzt werden können. Im entgegengesetzten Falle steht es ihnen frei, darum nachzusuchen, daß ihnen die Frist zur Beibehaltung dieser Steuern entsprechend verlängert werde. Ähnliche Bestimmungen sind bei der Einführung der Städteordnung auch für andere Teile des Reichs erlassen worden.

Die Städteordnung vom Jahre 1870 teilte die städtischen Ausgaben in obligatorische und nicht obligatorische. Obgleich nun die Städteordnung vom Jahre 1892 diese Teilung aufhob, so wurde sie indirekt ihrem Wesen nach dennoch aufrechterhalten, indem der § 138 der letztbezeichneten Städteordnung den Hinweis dafür enthält, welche Ausgaben speziell von der Stadt bestritten werden müssen, während der § 139 die Bestimmung enthält, daß nach Er-

füllung der im § 138 vorgesehenen Ausgaben die städtischen Mittel auch zur Bestreitung anderer Bedürfnisse Verwendung finden können, welche innerhalb der Kompetenz der städtischen Verwaltung liegen und der Einwohnerschaft Nutzen bringen. Da es sich in der Praxis herausgestellt hat, daß die Einteilung der Ausgaben in obligatorische und nicht obligatorische zur Vermeidung von Weiterungen wünschenswert erscheint, so ist in das Projekt für die Städteordnung Polens diese Einteiluug wieder aufgenommen worden. Die von der Stadtverordneten-Versammlung angenommenen Budgets unterliegen der Durchsicht des Gouverneurs jedoch nur vom Gesichtspunkte ihrer Übereinstimmung mit den gesetzlichen Bestimmungen und im Hinblick auf die Erfüllung der den Städten obliegenden obligatorischen Leistungen. Ob die einzelnen Budgetposten den Interessen der Bevölkerung entsprechen, darüber soll nach dem neuen Projekt der Städteordnung dem Gouverneur kein Einspruchsrecht zustehen. Das ist eine Abänderung der Städteordnung vom Jahre 1892, die nur mit Freuden begrüßt werden kann, da das bisherige Recht der Gouverneure, durch Vermittelung der Gouvernementssession für Städteangelegenheiten Beschlüsse der Stadtv.-Versammlung aufzuheben, welche seinem Dafürhalten nach der Bevölkerung schädlich sind, nur Anlaß zu Eingriffen in die Kompetenzsphäre der Stadtv.-Versammlungen gab und außerdem nur zu leicht die Initiative der städtischen Verwaltung hemmte. Diese Frage streift die Kontrolle der staatlichen Administration über die Tätigkeit der Organe der städtischen Selbstverwaltung, welche in zweifacher Weise gegenüber der Städteordnung des Reichs eine Veränderung im neuen Projekt erfahren hat. Auf der einen Seite hat diese Kontrolle, wie bereits angeführt, eine wesentliche Einschränkung aufzuweisen. Der Gouverneur hat nur darüber zu wachen, daß die Beschlüsse der Stadtv.-Versammlung nicht gegen die bestehenden Gesetze verstoßen, dagegen soll er nicht mehr befugt sein, über die Nützlichkeit eines Beschlusses sein Votum abzugeben. Die volle Verantwortung hierfür trägt die Stadtv.-Versammlung. Die Regierung kehrt hierdurch wieder zu den Grundsätzen der Städteordnung vom Jahre 1870 zurück und gibt hierdurch den Städten Polens eine größere Bewegungsfreiheit und ein erweiterteres Bestimmungsrecht, als die übrigen Städte des Reichs genießen. Auf der andern Seite werden aber der Administration andere Mittel an die Hand gegeben, welche die Wiederherstellung der gestörten Ordnung in städtischen Angelegenheiten bezwecken. Diese Störung kann entweder darin bestehen, daß die städtische Verwaltung die ihr obliegenden Verpflichtungen nicht erfüllt, oder darin, daß die Gesamttätigkeit der städtischen Verwaltung außerhalb ihres Kompetenzgebiets sich bewegt. Im ersten Falle muß der Administration das Recht eingeräumt werden, Maßregeln zu ergreifen, um die städtische Verwaltung zur Erfüllung ihrer gesetzlichen Leistungen zu veranlassen. Der Gouverneur hat in diesem Falle zunächst die Stadtverwaltung an die Erfüllung ihrer Leistungen zu erinnern. Bleibt diese Erinnerung ohne Erfolg,

dann ist er berechtigt, auf Rechnung der Stadt die betr. Leistungen zu dekretieren und die Zahlungen dafür dem Reservekapital der Stadt zu entnehmen. Zu diesem Behufe sind die Städte verpflichtet, ein Reservekapital zu bilden und zwar dadurch, daß sie jährlich einen bestimmten Prozentsatz von ihren Gesamteinnahmen diesem Kapital zuführen — beispielsweise 1 Prozent. Aus diesem Reservekapital können auch sonstige Ausgaben der Städte mit Genehmigung der Gouvernementssession für Städteangelegenheiten bestritten werden.

Für den zweiten Fall, d. h. wenn die Gesamttätigkeit der städtischen Verwaltung überhaupt nicht ihren gesetzlichen Aufgaben entspricht, ist eine Auflösung der Stadtv.-Versammlung vor Ablauf ihrer Vollmachten vorgesehen. Diese außergewöhnliche Maßregel hat, ähnlich wie die Auflösung der Reichsduma, die Bedeutung daß sich die Regierung in einem solchen Falle an die Bevölkerung wendet. Sie ist nur als eine außerordentliche gedacht und kann nur erfolgen, wenn der Minister des Innern durch den Ministerrat die Genehmigung Sr. Majestät des Kaisers hierzu erhält. Nach Verlauf von zwei Monaten müssen Neuwahlen stattfinden. In der Zwischenzeit wird vom Minister des Innern eine besondere Person mit der Verwaltung der Stadt betraut, welche mit den Rechten und Vollmachten des Stadtamts ausgestattet ist, jedoch mit der Einschränkung, daß sie Verträge und Verpflichtungen auf nicht länger als ein Jahr abschließen darf und daß die Tätigkeit dieser Person sich unter der unmittelbaren Kontrolle des Ministers des Innern vollzieht. Die dadurch hervorgerufenen Ausgaben dürfen die im letzten Budget für die Verwaltung vorgesehene Summe nicht übersteigen. Als weitere außerordentliche Maßregel für den Fall eines Krieges ꝛc. wird ebenfalls die Auflösung der Stadtv.-Versammlung vorgesehen und die Einsetzung einer Regierungsverwaltung in Grundlage einer besonderen Verordnung, jedoch auf nicht länger als drei Jahre. Diese Maßregel erfolgt gleichfalls auf Initiative des Ministers des Innern nach vorher durch den Ministerrat erfolgter Genehmigung Sr. Majestät des Kaisers. Beide angeführten Maßregeln tragen einen außerordentlichen Charakter an sich, der nach Angabe der Regierung durch die besonderen Verhältnisse in Polen bedingt ist. Es ist wohl mit Sicherheit anzunehmen, daß diese Maßregeln auf die Städte des Reichs keine Anwendung finden werden.

Was ferner das außerordentlich wichtige Recht der Städte betrifft, allgemeine verbindliche Verordnungen für die Einwohnerschaft zu erlassen, so wird dieses Recht nach dem neuen Entwurf auch den Städten Polens gewährt. Zur Vermeidung von Mißverständnissen wird ausdrücklich darauf hingewiesen, daß die zu erlassenden verbindlichen Verordnungen sich sowohl auf die gesamte Stadt, als auch auf einzelne Teile derselben beziehen können. Für den Fall, daß die Stadtverordneten-Versammlung in dem Erlaß solcher Verordnungen säumig sein sollte und ihren Verpflichtungen nicht nachkommt, ist der Gouverneur berechtigt, von sich aus solche Verordnungen zu erlassen, welche jedoch

nur solange allgemeine Geltung haben, bis die Stadtv.-Versammlung das Versäumte nachholt. Gegen den Erlaß von verbindlichen Verordnungen können Einwendungen beim Gouverneur erhoben werden und zwar innerhalb einer Frist von zwei Wochen. Der Gouverneur hat diese Einwendungen der Gouvernements-Session für Städteangelegenheiten zur Beprüfung vorzulegen und letztere ihre Entscheidung innerhalb Monatsfrist zu treffen. Für den Fall der Nichterfüllung der für die Wohlfahrt der Stadt so wichtigen verbindlichen Verordnungen wird das Stadtamt, unabhängig von der Anbringung einer Klage beim Gericht gegen den säumigen Nichterfüller einer solchen Verordnung, bevollmächtigt, auf Kosten des Betreffenden die Verordnung zu erfüllen, wobei die Kosten in allgemeiner Grundlage beizutreiben sind. Diese Bestimmung fehlt in der Städteordnung für das Reich. Sie ist von eminent praktischer Bedeutung, da im Interesse der städtischen Bevölkerung nicht nur die Gerichtsübergabe des die Verordnung Nichtachtenden notwendig ist, sondern auch die faktische Erfüllung der Verordnung unerlässig erscheint. Letzteres kann jedoch nur dadurch erreicht werden, daß die Organe der städtischen Selbstverwaltung berechtigt werden, auf Kosten der Säumigen das Erforderliche unverzüglich in Erfüllung zu setzen.

Schließlich ist noch dessen Erwähnung zu tun, daß dem Entwurf einer Städteordnung für Polen — derselbe bezieht sich übrigens nicht auf die Städte des neu zu begründenden Cholmschen Gouvernements — ein Einführungsgesetz beigefügt ist, welches die usuellen Bestimmungen darüber enthält, wie und unter wessen Leitung die ersten Stadtverordneten-Wahlen stattzufinden haben, welche Verwendung die den Städten gehörigen Kapitalien und Stiftungen ꝛc. finden sollen, welche Entschädigungen die im städtischen Dienst befindlichen Beamten, wenn sie nicht in den neuen städtischen Organen Aufnahme finden, zu beanspruchen haben und endlich, in welche Behörden die Stadtverordneten-Versammlungen Delegationen zu ernennen haben, sowie welche bestehenden städtischen Institutionen durch die neuen Organe der Stadt ersetzt werden.

Die allgemeinen Anordnungen betr. die Einführung der Städteordnung werden dem Minister des Innern anheimgestellt, während die unmittelbare Beaufsichtigung der Tätigkeit der örtlichen Administration dem Generalgouverneur übertragen wird; außerdem werden in den einzelnen Gouvernements Gouvernements-Sessionen für Städteangelegenheiten kreiert, in deren Bestand bis zur Wahl des Vorsitzenden der Stadtverordneten-Versammlung zwei Ehren-Ratmänner der Magistrate, als Vertreter der örtlichen Bevölkerung, Aufnahme finden. Zu den Befugnissen der Gouvernements-Sessionen gehören, so lange die Stadtverordneten-Versammlungen nicht in Funktion getreten sind: die Einteilung der Stadt in Wahlbezirke, die Festsetzung der Form der Wählerliste, die Bestimmung darüber, wer in die Wählerliste aufzunehmen ist, die Bezeichnung der Fristen für die Wahlen und die Angabe, in welcher

Weise die Wählerlisten sowie die Namen der gewählten Stadtverordneten und ihrer Kandidaten zu publizieren sind.

Nachdem die oben gekennzeichnete Regierungsvorlage einer eingehenden Durchsicht durch die Kommission für Städteangelegenheiten der Reichsduma unterzogen worden war, gelangte sie in die Plenarversammlung der Reichsduma. Letztere erklärte sich mit dem Projekt der Städteordnung einverstanden, nachdem nachstehende wesentliche Veränderungen und Ergänzungen vorgenommen worden waren:

1) In den Bestimmungen, welche sich auf die städtischen Wahlen bezogen, wurde der Zensus für die Quartierinhaber herabgesetzt und den Frauen, welche ein Immobil besitzen, das aktive Wahlrecht gewährt, wodurch weiteren Schichten der städtischen Bevölkerung das Wahlrecht verliehen wurde. Außerdem wurde aus dem Regierungsprojekt die Bestimmung gestrichen, gemäß welcher die Geistlichen christlicher Konfession von den Wahlen ausgeschlossen waren. Die Reichsduma sprach sich dahin aus, daß die Geistlichen sowohl das aktive als auch das passive Wahlrecht genießen sollen je nach dem Zensus, welchen sie besitzen. Ebenso wurde die Bestimmung eliminiert, daß Juden nach Annahme des Christentums dennoch zur jüdischen Kurie zu zählen sind. Ferner strich die Reichsduma aus dem Projekt die Bestimmung, daß die Vorsitzenden der Exekutiv-Kommissionen unbedingt Mitglieder des Stadtamts sein müssen, und ergänzte das Projekt dahin, daß die Exekutiv-Kommissionen als Vorsitzenden erhalten sollen entweder ein Mitglied des Stadtamts nach Bestimmung des letztern oder eine von der Stadtv.-Versammlung besonders gewählte Person aus der Zahl der städtischen Wähler.

2. Mit Rücksicht auf die Geschäftssprache in den Organen der städtischen Selbstverwaltung bestimmte die Reichsduma, daß der Vorsitzende die Verhandlungen in russischer Sprache zu leiten habe, sowie daß im Sjuwalkischen Gouvernement, in welchem die litauische Bevölkerung prävaliert, bei der innern Geschäftsführung neben der polnischen auch die litauische Sprache zur Anwendung gelangen dürfe.

3. Die Regeln über die Kontrolle der Tätigkeit der städtischen Selbstverwaltung nüancierte die Reichsduma im allgemeinen, vor allem hielt sie es nicht für möglich zuzulassen, daß neben dem Recht, die Stadtv.-Versammlung aufzulösen, der Regierung noch die Befugnis erteilt werden sollte, in Berücksichtigung außergewöhnlicher Umstände die städtische-Selbstverwaltung durch eine unmittelbare administrative Verwaltung zu ersetzen. Die dahin zielenden Gesetzesbestimmungen wurden deshalb von der Reichsduma gestrichen. Das von der Reichsduma mit obigen Veränderungen genehmigte Projekt der Städteordnung für Polen, welches die Interessen der polnischen Bevölkerung in hohem Maße, ja sogar zum Nachteil der übrigen Bevölkerung, speziell der Juden, berücksichtigt und dem längst fühlbar gewordenen Bedürfnisse nach Selbstverwaltung in den Städten entspricht, ist ein redender Beweis dafür,

daß die 3. Reichsduma, wo sich immer nur die Gelegenheit dazu fand, das Prinzip der Selbstverwaltung hoch hielt und zu verwirklichen bestrebt war.

Nunmehr hatte der Reichsrat sein Votum über das Dumaprojekt abzugeben. Alle Bemühungen, welche darauf gerichtet waren, den Reichsrat dazu zu bewegen, die Beratung über das Projekt noch während der Existenz der dritten Reichsduma stattfinden zu lassen, blieben ohne Erfolg. Der Reichsrat war mit seinen legislatorischen Arbeiten noch soweit im Rückstande, wozu noch der Umstand kam, daß die Session schon bereits in den Hochsommer hineingerückt war, daß er nicht die Möglichkeit besaß, das umfangreiche Projekt noch im Sommer 1912 einer Durchsicht zu unterziehen.

Mittlerweile wurde die dritte Reichsduma nach Ablauf ihrer 5-jährigen Tätigkeit aufgelöst und der Reichsrat begann die Beprüfung des Projekts erst nach dem Zusammentritt der 4. Reichsduma.

Der Reichsrat stellte sich prinzipiell auf einen durchaus andern Standpunkt als den, welcher bisher von der Regierung und der Reichsduma ins Auge gefaßt worden war, und zwar ließ er sich von nachstehenden, von der Kommission des Reichsrats gemachten Erwägungen leiten. Die Einführung der Städteordnung in andern Grenzgebieten habe bis jetzt immer derart stattgefunden, daß letztere die allgemeine Städteordnung des Reichs mit besondern, die Eigentümlichkeiten der Grenzgebiete berücksichtigenden Bestimmungen erhalten hätten. In dieser Grundlage habe die Einführung der Städteordnung vom Jahre 1870 in den baltischen Provinzen stattgefunden, welche sich ebenfalls wie die Gouvernements des Königreichs Polen in einer vollständig andern Rechtslage wie die innern Gouvernements des Reichs befunden hätten. In gleicher Weise sei die Städteordnung im Kaukasus eingeführt worden. Eine Ausnahme von dieser Regel sei nur für Petersburg gemacht worden. Aber diese Ausnahme finde ihre volle Rechtfertigung in der besondern Bedeutung, die Petersburg als der wichtigsten Stadt des Reichs gebühre. Eine zwingende Notwendigkeit, für die Städte Polens eine gleiche Ausnahme zu statuieren, liege jedoch nicht vor. Die besondere Verhältnisse seien bedingt durch die Lage Polens als Grenzgebiet sowie durch den Umstand, daß das Land von verschiedenen Völkerschaften besiedelt sei, wobei das russische Element sich in der Minorität befinde. Diese besondern Verhältnisse könnten jedoch kein Hindernis für die Einführung der Städteordnung des Reichs in Polen bilden, notwendig sei es nur, die allgemeine Städteordnung nach den angegebenen Richtungen hin zu ergänzen. Indem der Reichsrat der Anschauung huldigt, daß die Reorganisation der Verwaltung der Städte Polens in Grundlage der bestehenden Städteordnung vom Jahre 1892 zu erfolgen habe, verhält er sich ablehnend sowohl zu dem Entwurfe der Reichsduma, als auch zu dem Versuche der Regierung, für die Städte Polens von der allgemeinen Städteordnung abweichende Bestimmungen festzustellen, welche nicht durch besondere örtliche Verhältnisse bedingt seien. Durch die Feststellung solcher

Bedingungen, die keinen Bezug auf die örtlichen Verhältnisse haben, würden nur zu leicht für das ganze Reich Entscheidungen getroffen werden, ohne daß das erforderliche Material für die übrige Städten des Reichs beschafft sei. Die Emanierung einer besondern Städteordnung für Polen empfehle sich auch schon deshalb nicht, weil sie den staatlichen Aufgaben betr. die Vereinigung der Grenzgebiete mit den innern Gouvernements nicht entspricht. In Grundlage dieser Erwägungen verwarf der Reichsrat die Emanierung einer besondern Städteordnung für die Städte Polens und unterzog das Projekt einer vollständigen Umarbeitung unter direkter Anlehnung an die Städteordnung des Reichs. Die Erwägung, daß es nicht angängig sei, ein durchaus unzulängliches Gesetz, als welches die Städteordnung des Reichs allgemein anerkannt wird, auf die Städte Polens auszudehnen, — diese Erwägung fand keine Berücksichtigung beim Reichsrat. In der vom Reichsrat vollständig umgearbeiteten Gestalt gelangte das Projekt in Grundlage des § 49 des Grundgesetzes für den Reichsrat zurück zur Beratung an die Reichsduma.

Die Reichsduma war nunmehr wieder in die Notwendigkeit versetzt, das von ihr bereits eingehend erörterte Gesetz einer erneuten Beratung zu unterziehen. Sie erklärte sich prinzipiell mit der Anschauung des Reichsrats über die Unmöglichkeit, eine besondere Städteordnung für Polen zu erlassen, nicht einverstanden. Die Städteordnung vom Jahre 1892 habe solche offenbare Mängel an sich, daß keine genügende Veranlassung vorliege, ein so mangelhaftes Gesetz auf ein so großes und kulturell hochstehendes Gebiet wie Polen auszudehnen. Der Hinweis auf die Einführung der Städteordnung in den baltischen Provinzen lasse ein wichtiges Moment unberücksichtigt. Hier habe es sich um die Einführung der Städteordnung vom Jahre 1870 gehandelt, welche lange nicht die großen Mängel an sich trage, wie die Städteordnung vom Jahre 1892. Deshalb sei der Hinweis auf die Ostseeprovinzen wenig beweiskräftig. Was schließlich den Umstand anlange, daß es nicht zweckentsprechend erscheine, für Polen eine besondere Städteordnung zu geben, da doch eine Umänderung der allgemeinen Städteordnung geplant werde, so entbehre auch dieser einer tatsächlichen Begründung, weil einerseits nichts dem entgegenstehe, bei der Einführung eines neuen Gesetzes Gesichtspunkte in Berücksichtigung zu ziehen, die an sich wichtig und beachtenswert seien, und weil andererseits es vollständig unbekannt sei, wann die Regierung an eine Reorganisation des Städtewesens im Reiche zu schreiten gedenke. Mit Berücksichtigung der angeführten Gründe erklärte die Reichsduma die Argumente des Reichsrats in Betreff der Städteordnung für Polen für unrichtig, zog jedoch gleichzeitig in Erwägung, daß, da der Reichsrat sich endgiltig gegen die Einführung einer besondern Städteordnung für Polen ausgesprochen habe, das Beharren hierauf zur Folge haben könne, daß der Reichsrat vollständig das gesamte Projekt ablehnen könne, während andererseits die Verwaltung der polnische Städte ungesäumt eine Reorganisation

verlange. Angesichts dieser Sachlage erschien es der Reichsduma wünschenswert, den polnischen Städten lieber die unvollständige und mangelhafte Städteordnung von 1892 zu gewähren, da diese immerhin sich auf dem Gebiete der Selbstverwaltung bewege, als die Frage wegen Heranziehung der örtlichen Bevölkerung zur Anteilnahme an der Verwaltung der Städte auf unbestimmte Zeit zu vertagen. Mit Berücksichtigung dieses rein praktischen Moments schloß sich die Reichsduma dem Votum des Reichsrats betr. die Ausdehnung der Städteordnung von 1892 auf die Städte Polens an, suchte jedoch ihren gekennzeichneten Standpunkt rücksichtlich der Wahlberechtigung der Einwohner, der Geschäftssprache in den Organen der städtischen Selbstverwaltung und der staatlichen Kontrolle über die Tätigkeit der städtischen Verwaltung nach Möglichkeit zu wahren und hierauf bezügliche Bestimmungen in den Entwurf anfzunehmen. Nicht ohne Interesse dürfte die Stellungnahme der gesetzgebenden Körperschaften zu der Geschäftssprache in den städtischen Verwaltungsorganen sein. Die Reichsduma war bereit, sowohl der polnischen als auch der litauischen Sprache eine gewisse Berechtigung einzuräumen, die Kommission des Reichsrats schloß sich den Anschauungen der Reichsduma an, fügte jedoch die Bedingung hinzu, daß der Vorsitzende verpflichtet sei, falls einer der Stadtverordneten erklären sollte, daß er diese Sprachen nicht kenne, die betreffenden Reden in das Russische zu übersetzen. Der Reichsrat in seiner Plenarversammlung verwarf alle der Ortssprache gemachten Zugeständnisse und bestimmte, daß alle mündlichen und schriftlichen Erklärungen sowohl in der Stadtv.-Versammlung als auch im Stadtamt ausschließlich nur in der Reichssprache erfolgen dürfen. Infolge dessen waren die bezeichneten Ortssprachen vollständig verboten, und die Organe der städtischen Verwaltung durften sich nur der Reichssprache bedienen. Bei der nochmaligen Verhandlung des Entwurfs in der Reichsduma erkannte letztere in vollem Umfange die Notwendigkeit an, der Reichssprache eine prävalierende Stellung einzuräumen, andererseits hielt sie es jedoch für unerläßlich, auch der polnischen und eventuell der litauischen Sprache die Rolle einer Hilfssprache zu gewähren. Sie ging speziell von der Erwägung aus, daß die russische Sprache namentlich in den kleinen polnischen Städten verhältnismäßig wenig bekannt sei und daß mit der vollständigen Ausschaltung der Ortssprache vielen Personen der Zutritt zu der städtischen Selbstverwaltung verlegt werde, während diese Personen gerade am besten mit den Bedürfnissen der Städte bekannt und daher befähigt wären, mit Erfolg die Leitung der städtischen Verwaltung zu übernehmen. Außerdem müsse man im Auge behalten, daß, wenn einmal die polnischen Städte die Selbverwaltung erhielten, es auch notwendig sei, alle Maßnahmen zu ergreifen, daß diese Reform mit Erfolg durchgeführt werde, und dieses könne nur erreicht werden, wenn die besten und erfahrensten Elemente der städtischen Bevölkerung unabhängig von jeder Sprachenkenntnis Zutritt zu der städtischen Selbstverwaltung erlangten.

Mit diesen Ergänzungen gelangte der Entwurf wiederum an den Reichsrat, welcher bis jetzt noch nicht in die Beratung und Beprüfung desselben eingetreten ist.

Durch das Verhalten des Reichsrats ist diese, für die polnischen Städte geradezu eine Lebensfrage bildende Reform nicht nur einerseits verzögert, sondern auch in einer Art verstümmelt worden, daß wichtige, für das Städteleben und für die gesunde Entwickelung desselben erforderliche Bestimmungen aus dem anfänglichen Projekt uud dem Entwurf der Reichsduma beseitigt worden sind. Der Reichsrat hat allerdings sein allendliches Votum in dieser Angelegenheit noch nicht erteilt, erst in der Session des laufenden Jahres wird der letzte Entwurf der Reichsduma wiederum in Beratung genommen werden. Wenn jedoch der Reichsrat seinem bisherigen Verhalten treu bleibt, so ist kaum anzunehmen, daß er wesentlichen Verbesserungen Gehör geben wird. Neuere Zeitungsmeldungen berichten übrigens, daß das Ministerium des Innern sich eingehend mit Vorarbeiten beschäftigen soll, welche eine grundlegende Reform der bestehenden allgemeinen Städteordnung im Auge haben. Sollten sich diese Nachrichten bestätigen, so würden sie die Folge haben, daß die Städteordnung für Polen möglicher Weise wieder auf so lange zurückgestellt wird, bis die allgemeine Städteordnung reorganisiert wird, oder Polen würde eine Städteordnung erhalten, welche in kürzester Zeit wieder einer Veränderung unterzogen werden muß. Beides ist jedoch im Interesse der polnischen Städte lebhaft zu bedauern, da die Lebensbedingungen in diesen Städten dringend einer baldigen gesunden und den modernen Bedürfnissen entsprechenden Reform bedürfen. Wie schon oft, so hat auch in vorliegendem Falle die Tätigkeit des Reichsrats einen Fortschritt gehemmt, welcher für die Bedürfnisse und Lebensbedingungen der Städte Polens von wesentlicher Bedeutung ist.

❀ ❀ ❀

Aus der Werdezeit des Moskauer Künstlerischen Theaters*).

Von Johannes Kordes (Moskau).

Das Moskauer Künstlerische Theater, das nun Weltruhm besitzt, ist aus ganz kleinen bescheidenen Anfängen hervorgegangen. Es hat einen seltsamen Reiz, bis an die Wiege dieses Theaters vorzudringen, seinen fast rührend-

*) Aus einem längeren Aufsatz über das „Moskauer Künstlerische Theater" in dem soeben erschienenen „Moskauer Almanach" (Verlag von J. Deubner — Moskau). Der Almanach enthält außer zahlreichen Illustrationen, die sich auf Moskaus beziehen, noch eine andere Arbeit von J. Kordes: „Die russische Literatur der Gegenwart" und einen „Abriß der Geschichte Moskau bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts." Wir machen unsere Leser auf diese interessante Publikation aufmerksam. Die Redaktion.

einfachen, patriarchalischen Anfängen nachzugehen. Hierbei lernt man zugleich ein kleines Stückchen russischer Kulturgeschichte kennen. Die Idee und die erste Anregung, ein künstlerisches Theater in Rußland ins Leben zu rufen, gehört dem jetzigen Mitleiter dieser Bühne: Wladimir Iwanowitsch Nemirowitsch-Dantschenko an. Die bestehenden Kaiserlichen Schauspielhäuser, wie auch sonstige Privatbühnen standen schon in so manchen Beziehungen hinter den Forderungen der Zeit, vor allem der Neuzeit zurück. Die bedeutenden Errungenschaften der Meininger und andere wertvolle, oder auch minder wertvolle Neuerungen schienen an Rußlands Bühnen spurlos vorübergegangen zu sein. Rußlands Hofbühnen standen starr da auf dem Fundamente einer großen Tradition, wandelten immer weiter in den Bahnen der russischen Bühnen-Koryphäen: eines Sadowski und Schtschepkin. Diese große Tradition war eine Stärke, aber auch eine Schwäche der russischen Theater. Das gute Alte gab man nicht auf, doch erwies man sich leider auch blind und taub gegen die Forderungen der neuen Zeit. Man übersah oder man wollte nicht sehen, daß die neue Zeit auch neue Formen und Inhalte, neue Menschen und neue Seelen mit sich gebracht hatte. Da war Ibsen, da war Gerhart Hauptmann. In Deutschland, in Frankreich begann ein Sturm und Drang in der Welt der Bühnen einzusetzen. In Paris war es das Théâtre libre, das Ibsens, Zolas, Tolstois Werke in bisher unbekannter Naturwahrheit aufführte. In Deutschland waren es die Meininger und auch die Neufranzosen, die einen ausgezeichneten Boden für die Bestrebungen der „Freien Bühne" schufen. Maximilian Harden, die Brüder Heinrich und Julius Hart, Paul Schlenther, Otto Brahm, sowie manche andere jungfrische, hoffnungsfreudige Kräfte, gehörten dem Bestande der „Freien Bühne" an, aus der mit den Jahren das „Deutsche Theater" und sodann das berühmte „Lessing-Theater" sich herauskristallisieren sollten. Schauspieler wie A. Bassermann, Jos. Kainz, Rudolf Rittner, Elsa Lehmann, und ein Regisseur wie Max Reinhardt sind bekanntlich aus der Schule Brahmscher Musteraufführungen hervorgegangen, und das erste Bühnenwerk Gerhart Hauptmanns: „Vor Sonnenaufgang" erblickte in der „Freien Bühne" zum ersten mal das Licht der Rampe. Kurz und gut: in einer neuartigen Inscenierungsweise wurden die neuen Werke eines Ibsen und Hauptmann der deutschen Nation für die Bühne erschlossen. In entsprechenden Formen wurde neuer Inhalt dargeboten.

Es ist verständlich, daß die Bestrebungen im Westen nicht spurlos an den hellsten Köpfen Rußlands vorübergehen konnten. In Moskau, im Herzen Rußlands, hatten sich abseits von den bestehenden Hof- und Privatbühnen einige Theaterzirkel gebildet. Es wurden sogenannte Liebhaberaufführungen veranstaltet, in denen die russischen Theaterschwärmer und Revolutionäre das gute oder auch das schlechte Neue, das sie in sich trugen oder dem Westen abgeschaut hatten, in die Tat umzusetzen suchten. Auch manche Theaterschulen Moskaus huldigten dem neuzeitlichen Sturm und Drang. Aus solchen kleinen,

suchenden, bescheidenen, privaten Bestrebungen ist das Moskauer Künstlerische Theater hervorgegangen.

Es war im Juni des Jahres 1897, da richtete der Schriftsteller und Theaterkritiker, Leiter der Theaterschule „Philharmonie" W. J. Nemirowitsch-Dantschenko an einen Herrn K. S. Stanislawski, der manche wohlgelungene Liebhaberaufführung veranstaltet hatte und von neuen Theaterplänen schwärmte, in einem Briefe die Aufforderung, die zersplitterten Bestrebungen zu verbinden, ja womöglich ein Theater ins Leben zu rufen. Nemirowitsch-Dantschenko schwärmte vor allem für ein neues Repertoir, Stanislawski für eine neue Regie. Fast zu gleicher Zeit hatte Nemirowitsch-Dantschenko ein längeres Schreiben an den damaligen Direktor der Kaiserlichen Theater gerichtet, woselbst er in einem kecken Draufgängertum neue Theaterpläne entwickelte und eine Reorganisation der Kaiserlichen Bühnen vorschlug. Wie anzunehmen, wanderte dieser Brief in den Papierkorb; weit besser erging es jedoch dem anderen Schreiben an K. Stanislawski; dieser Brief sollte sehr bedeutsame Folgen nach sich ziehen, nämlich die Gründung des Künstlerischen Theaters.

Nemirowitsch-Dantschenko machte in seinem Schreiben unter anderem Stanislawski den Vorschlag, sich zwecks einer Aussprache im Moskauer Restaurant „Slawjanski Bazar" zu treffen. Und hier fand am 22. Juni 1897 die denkwürdige Zusammenkunft dieser beiden Männer statt. Nach Stanislawskis Erzählung soll dieses erste Gespräch — 18 Stunden gedauert haben. „Wir besprachen alles", erzählt Stanislawski, „alles wirbelte durch unser Gespräch, der heutige literarische Geschmack, die Ideale der Kunst, die verschiedensten Arten der Regie, wir sprachen von Plastik, von szenischer Pädagogik, wir besprachen endlich alle Verwaltungs- und Finanzfragen bis zu den letzten Kleinigkeiten."

Im Laufe der folgenden Monate fanden sodann noch häufige Zusammenkünfte dieser beiden Männer statt; es begann jener interessante Prozeß der Anpassung, der Sondierung, der zu dem hervorragenden, seltenen Ergebnis führte, daß zwei bedeutende Männer fast in einen Mann, in eine geniale Kunstbestrebung zusammenwuchsen, aus der nachher, im Laufe der Jahre, das jetzige Künstlerische Theater sich heraus kristallisieren sollte.

Nicht klein waren die verschiedenartigsten Schwierigkeiten, die sich den beiden Theatermännern entgegenstellten: das Werk war neu, der Boden noch schlecht bearbeitet. Man mußte einen Stab von Mitarbeitern für die neuen Ideen gewinnen, man mußte Geld beschaffen, man mußte die richtigen Talente entdecken.

Aber Schritt für Schritt wurden diese Schwierigkeiten energisch überwunden; man verstand es, einige Moskauer Kapitalisten für die Sache zu interessieren; vor allem begeisterte sich der bekannte Großindustrielle S. T. Morosow sehr warm für das neue Unternehmen. Auch später hat er in kritischen Zeiten mit offener Hand, die von selbst sich anbot, dem jungen Theater bei-

gestanden. Im Laufe der Zeit wurde dann auch die „Truppe" gebildet, die zum größten Teil aus blutjungen Anfängern oder Dilettanten bestand. Um Kräfte herbeizuziehen, setzte man auch Annoncen in die Zeitungen, aber das Unternehmen war noch so neu und unbekannt, daß sich fast niemand auf die Annoncen einfand. Dennoch wurde in jenen Tagen der Kern jener „Truppe" gebildet, die wir noch heute bewundern: M. L. Lilina (Stanislawskis Gattin), O. L. Knipper-Tschechow, M. A. Samarowa, J. M. Moskwin, A. J. Adaschew, W. W. Lushski, und andere. Manche ausgezeichnete Kraft kam sodann im Laufe der Jahre hinzu, wie z. B. A. R. Artem, W. E. Meierhold, M. F. Andrejewa-Gorki und W. J. Katschalow, der „russische Kainz". Manche Kräfte schieden auch im Laufe der Jahre aus, um, angeregt durch das Künstlerische Theater, neue Wege zu gehen, wie z. B. W. E. Meierhold. Der Hauptregisseur des neuen Theaters wurde K. S. Stanislawski (oder K. S. Alexejew, wie sein bürgerlicher Name lautet); Wl. J. Nemirowitsch-Dantschenko wurde der Leiter des literarischen Teils. Ihm gehörte die maßgebende Entscheidung bei der Wahl der aufzuführenden Theaterstücke an. Nun sah sich Wl. Iw. Nemirowitsch-Dantschenko vor die Verwirklichung seines Traumes gestellt. Seinen Worten nach handelte es sich um folgendes: „Ich träumte von irgend einem neuen Theater, in dem die herrlichen Schöpfungen Tschechows, Hauptmanns und anderer endlich ein Asyl finden würden, — ich träumte von einem Theater, das neue Talente großziehen würde. Ich träumte endlich von einem Theater, das vor allem neue Wege einschlagen sollte" —

Im Laufe des Jahres 1898 begannen die Neueinstudierungen und „Neuinszenierungen". In der Nähe Moskaus, im Datschenorte „Puschkino", steht noch heute ein altes Holzgebäude, das halb einer Scheune, halb einer Villa gleicht. Dieses Zwitterding wurde zu einer Probebühne umgebaut, und hier, fern der Großstadt, an der Brust der Natur, fanden im Sommer 1898 die ersten Zusammenkünfte und Theaterproben statt; diese Scheune sollte die Wiege des weltberühmten Moskauer künstlerischen Theaters werden.

Ohne Publikum, ohne Annoncen, fand am 14. Juni 1898 die Eröffnung dieses „Theaters" statt. Zuerst wurde ein Gottesdienst abgehalten; an diesen schloß sich die erste „Generalversammlung". Stanislawski wurde zum Vorsitzenden gewählt und hielt eine schwungvolle Festrede, die mit Zitaten aus Gerhart Hauptmanns „Versunkener Glocke" stark gewürzt war. „Unter alle Mitarbeiter" verteilte Stanislawski in seiner Rede die Macht, rief zur Arbeit an, entwickelte das „Programm". Sodann schritt man an die Bestätigung verschiedener Statuten, zur Wahl der Stücke, die inszeniert werden sollten, und zur Verteilung der Rollen. Mit einer kollegialen Unterhaltung bei einem Glase Tee, oder mehreren (denn der Tag war außerordentlich heiß, und die Junisonne brannte auf das eiserne Dach der Scheune) schloß diese „konstituierende Generalversammlung".

Am nächsten Tage nach der Generalversammlung begann die neue

Theatertruppe schon mit den Proben. Es sollten: „Zar Fedor Iwanowitsch" von Graf Al. Tolstoi, „Der Kaufmann von Venedig" von Shakespeare, die „Antigone" von Sophokles und „Die Möwe" von Anton Tschechow einstudiert werden. Man schritt auch an die Inszenierung einiger anderer Stücke, doch wurde hierbei kein Abschluß erlangt. Interessant ist, daß die geplante Inszenierung des Tschechowschen Stückes anfangs auf Schwierigkeiten stieß, und zwar — bei der Truppe selbst, ja sogar bei einem so feinen Künstler wie K. Stanislawski. „Die Möwe" hatte nämlich schon eine kleine Geschichte hinter sich: sie war in Petersburg an der dortigen Hofbühne vor kurzem glänzend durchgefallen. Das Stück war ausgepfiffen worden, man lärmte, und Tschechow, der schon damals kränkelte, hatte in größter Erregung das Theater verlassen, mit dem stillen Schwure, nie mehr ein Bühnenwerk zu schreiben . . .

Und wenn trotzdem Tschechows „Möwe" über die Bretter des Künstlerischen Theaters gegangen ist, so ist das vor allem das bedeutende Verdienst von Wl. J. Nemirowitsch-Dantschenko. Immer und immer wieder setzte er sich für dieses schlichte, tiefe, unverstandene Werk ein und wurde nicht müde, der neugebildeten Theatertruppe, ja selbst einem Stanislawski die geheimen, keuschen Schönheiten dieses Werkes plausibel zu machen, was ihm nicht leicht gelingen sollte, denn selbst Stanislawski erwiderte immer wieder: „Ich verstehe dieses Werk nicht" . . .

Das „Ensemble" d. h. die neue Truppe des Künstlerischen Theaters hatte sich in Puschkino angesiedelt und eine sogenannte „Kommune" gebildet. Man hielt keine Dienstboten, man machte alles selbst nach einer strengen Reihenfolge und Tagesordnung. Man kochte selbst, man 'fegte die Dielen, selbst stellte man den „Samowar" auf und selbst räumte man die Zimmer. Es läßt sich daraus ersehen, daß die Begeisterung groß gewesen sein muß.

Ebenso wie die Theaterfragen, wurden auch die wirtschaftlichen Angelegenheiten gemeinsam „diskutiert". Die Proben fanden am Morgen, am Nachmittag, des Abends, ja fast zu jeder Tageszeit, entweder im „Theatergebäude" oder auch einfach im danebenliegenden Walde statt.

Besonders eifrig wurde fürs erste „Zar Fedor Iwanowitsch" einstudiert. Dieses Stück sollte als „erste Premiere" dem Moskauer Publikum gezeigt werden: man setzte besonders große Hoffnungen gerade auf die Inszenierung, und bekanntlich sind die Hoffnungen durchaus nicht getäuscht worden.

Mit größter Gewissenhaftigkeit schritt man an die Inszenierung des Tolstoischen Dramas. Man durchstöberte russische Museen, man kopierte Altertümer und überkommene Kunstschätze, Bauwerke, Trachten, Innenräume von alten Bauten, um möglichst genau die dahingegangene Epoche (Moskau im XVI. Jahrh.) zu treffen. Mit welcher Liebe und Hingebung man ans Werk ging, beweist die Tatsache, daß selbst erste Schauspielerinnen wie die Lilina und Knipper eigenhändig nach alten Mustern Handarbeiten ausnähten . . .

Gänzlich neue Forderungen wurden an alle Mitspielenden gestellt: niemand durfte eine Rolle zurückweisen, die ihm vom Regisseur übertragen worden war. Und wenn irgend einem „Prima-Helden" der Auftrag zuteil wurde, in irgend einer Massenszene eine Statistenrolle auszuführen, so mußte der „Prima-Held" dieser Anweisung unweigerlich Folge leisten. Unweigerlich mußten auch die Forderungen des Regisseurs, wie die betreffende Rolle zu verstehen und zu spielen sei, erfüllt werden. Diese Forderung wurde nicht oft wiederholt, und wer sich der Regie-Weisung nicht fügen wollte, mußte die Truppe verlassen. Eine äußerst strenge Disziplin wurde zu einer der Hauptregeln erhoben. So weiß die Chronik des Künstlerischen Theaters von einer Schauspielerin zu erzählen, die sich damals in den ersten Tagen nicht den Forderungen der Regie fügen wollte. Schnell wurde eine Generalversammlung der Truppe einberufen, diese sprach der Schauspielerin ihre Mißbilligung aus, die daraufhin auf immerdar dem Künstlerischen Theater Valet sagen mußte. Auch den folgenden heiteren Fall weiß die Chronik dieses Theaters zu berichten: war da ein Schauspieler, der auch nicht allzurasch den Weisungen der Regie folgte, und das Schwert des Abschiedes aus dem neuen Theater hing schon über dem Haupte dieses eigenwilligen Schauspielers. Da wird er eines Nachts von Angst und Zweifeln überfallen. Noch in derselben Nacht sucht er Stanislawski auf und bittet ihn, mit ihm die Rolle durchzugehen, so wie Stanislawski sie verstehe. Stanislawski tat es, diesmal mit außerordentlichem Erfolg . . .

Immer wieder, im Schweiße des Angesichts, wurden Massenszenen einstudiert. Auch bei den Einzelleistungen mußten die Schauspieler alle alten traditionellen Kniffe, „Schulen" und Kenntnisse fallen lassen, ja aus sich ausmerzen. Alles Theatralische, Gemachte, alles Konventionelle, Kopierte war verpönt und verachtet. *Inneres Erleben, das an die Oberfläche des Körpers zu bringen hat*, mußte aus den schauspielerischen Leistungen sprechen. Radikal mußten daher die Massenscenen reorganisiert werden, denn dort herrschte die stärkste Schablone und Routine. Nun suchte man historische Treue, Mannigfaltigkeit, Buntheit, Eigenart, Lebendigkeit und Wucht den Massenszenen einzuhauchen.

Die Inszenierung irgend eines neuen Stückes wurde gewöhnlich mit dem Vorlesen des Werkes begonnen, und erst nachdem jeder eine klare Vorstellung vom Gesamtwerk gewonnen hatte, ging man zur Darstellung über. Und hier, auf der Bühne, wurde sodann nicht das ganze Theaterstück auf einmal inszeniert, sondern man ging stückweise vor: Szene für Szene wurde mit größter Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit einzeln durchgenommen.

Also verging, in angestrengtester Arbeit und mit einer Fülle von inneren Bereicherungen, der Sommer des Jahres 1898. Und als der Herbst kam und die bescheidene Wiege des neuen Theaters, die „Theaterscheune", gar zu unwirtlich wurde, zog man nach Moskau, wo in diesem Herbst die erste entscheidende Schlacht geschlagen werden sollte.

Am 14. Oktober 1898 fand in dem gemieteten Privat-Theater „Eremitage", das erst gründlich renoviert worden war, die erste öffentliche Aufführung des „Zar Feodor Iwanowitsch" statt. Es ist verständlich, daß die Bestrebungen der neuen Truppe nicht ganz geheim bleiben konnten, und die verschiedensten, zum größten Teil seltsamsten Gerüchte lagen schon in der Luft. So manche erwarteten einen großen Mißerfolg oder gar einen Theaterskandal, jedenfalls rechneten viele mit einem Fiasko und wollten sich das Vergnügen nicht entgehen lassen, dieses Fiasko mitzuerleben oder gar am Spektakel mitzuwirken.

Trotz der großen Arbeit, die geleistet worden war, herrschte auch jenseit der Rampe nichts weniger als Siegeszuversicht. Sehr bezeichnend ist folgende Begebenheit, von der noch heute die Schauspieler des Künstlerischen Theaters zu erzählen wissen. Als das Orchester die Ouvertüre zu spielen begann, setzte sich Stanislawski in Tanzbewegungen; er tanzte immer weiter und versuchte durch eine fröhliche Miene die starke innere Aufregung zu verhüllen. Doch gelang ihm das schlecht, denn er wurde marmorblaß. Später ist dieser Tanz treffend als „danse macabre" getauft worden . . .

Auf der anderen Seite des Vorhangs herrschte inzwischen, wie sich Schreiber dieser Zeilen wohl erinnert, die Kampfesstimmung weiter, und jene, die mit Ernst und guten Hoffnungen der Aufführung entgegensahen, gehörten zu den wenigsten.

Die Ouvertüre verklang — Stanislawski hatte ausgetanzt — und der Vorhang hob sich. Die ersten Bilder zogen vorüber und das Theater blieb still. Sehr still. Das tausendköpfige Ungeheuer, Publikum genannt, wußte nicht recht, was es tun sollte. Es befand sich in einer verflixt ungewissen Situation und in der unangenehmen Lage, selbständig irgend einen Entschluß zu fassen. Wie sollte man sich nur zu dieser neuen Sache stellen? Das war ja wirklich etwas ganz Neues, Niedageweseues. Aber war es was Wertvolles? Was Gutes? Was Zukünftiges? Das Zischen war jedenfalls nicht am Platze, man konnte sich noch selbst dadurch blamieren, — also mußte man schon auf dies Vergnügen verzichten. Sollte man Beifall klatschen? Nein, das ging auch nicht: das Ganze war noch zu ungewiß. Also saß man denn still da. Sonderbar still und ungewiß verliefen die ersten Zwischenpausen. Man sprach auffallend wenig. Keiner wollte so recht mit seiner Meinung herausrücken. Die Sache war eben gar zu neu. Ganz allmählich wurden Stimmen laut: „Ja, das ist etwas Interessantes". Sodann: „Ja, das ist etwas sehr Interessantes". Und weiterhin: „Das ist doch etwas Wunderschönes!"

Und je mehr die Aufführung vorwärtsschritt, um so mehr erwärmte sich der Saal; erst schwach, aber immer stärker werdend, ertönten Beifallskundgebungen, und zum Schluß durchdröhnten Beifallsstürme den Theatersaal. Ja, es war ein Sieg, ein hervorragender Sieg der neuen Bühne! Diese Aufführung wurde zu einem Theaterereignis.

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Das Schloß Lohde in Estland.

Von Alexander v. Bodisco (Reval).

Unter den architektonischen Zeugen aus altersgrauer Vorzeit nimmt das Schloß Lohde eine einzigartige Stellung ein. Nicht nur deshalb, weil es den Namen eines der ältesten Vasallengeschlechter der Ordenszeit trägt, sondern auch, weil der alte, bis auf unsere Tage erhaltene Bau mit seinen Mauern und Türmen uns ein getreues Bild einer bischöflichen Burg vergegenwärtigt. Bei seiner augenfälligen Sehenswürdigkeit, die Schloß Lohde auch über die Grenzen unserer engeren Heimat interessant macht, erregt es nicht nur die Aufmerksamkeit jedes Historikers, sondern auch jedes Touristen, der für die historischen Erinnerungen unserer Heimat ein offenes Auge hat.

Seiner geographischen Lage nach befindet sich das Schloß im westlichen Teile Estlands, im Kreise Wieck, also im ehemaligen Territorium des Bischofs von Ösel-Wieck, zu dessen unmittelbarem Besitz Lohde gehört hat. An der Poststraße, die die Eisenbahnstation Risti der Bahnlinie Reval-Hapsal auf der Route nach Werder mit dem Fahrwege nach Ösel verbindet, liegt das von einem Park umgebene Schloß in flacher Ebene, in einer Entfernung von 9 Werst von der genannten Eisenbahnstation. Der Verbindungsweg zwischen dem Schloß und der Station ist neuerdings zum großen Teil in eine Chaussée verwandelt worden.

Der Zeitpunkt der Erbauung der Burg, die zur Zeit des Bischofs Wienrich von Knieprode in den Jahren 1385—1419 bekannt war, ist der historischen Forschung bisher unbekannt geblieben. Nachweislich haben die Bischöfe von Ösel und der Wieck seit 1439 häufig in dem Schlosse residiert, das zur Zeit livländischer Selbständigkeit von zeitgenössischen Chronisten vielfach erwähnt wird.

In der № 46 des Deutschen Adelsblatts d. d. 18. November 1906 berichtet der livländische Ritterschaftsbibliothekar Karl von Loewis of Menar, daß der Deutsche Orden im Jahre 1430 von der Burg Besitz ergriff, als der Erzbischof von Riga und der Bischof von Ösel-Wieck in Fehde lagen. In dem letztgenannten Bistum gab es im Jahre 1439 zwei Bischöfe. Nach längerer Konfliktszeit schlossen diese beiden Bischöfe, von denen der eine vom Kapitel erwählt und vom Erzbischof bestätigt, der andere vom Papst Eugenius IV. ernannt worden war, einen Vergleich ab. Auf Grund dieses Abkommens erhielt der ältere Bischof Ludolf seinen Amtssitz auf Ösel, der jüngere, Johann II. Crewe, die Wieck mit der Burg Lohde, die im Jahre 1449 von dem Deutschen Orden im Interesse des Bischofs neu besetzt worden war. Der Markgraf Wilhelm von Brandenburg, Bruder des Herzogs Albrecht von Preußen, war seit dem Jahre 1529 Koadjutor des Erzbischofs von Riga und hielt Lohde mehrere Jahre in seiner Gewalt, da er seit 1532 die Würde eines Gegenbischofs in der Wieck usurpierte. Erst auf Befehl des deutschen Kaisers

verließ Wilhelm von Brandenburg das Bistum Ösel und räumte die Burg Lohde. Im Jahre 1539 wurde er Erzbischof von Riga, wo er im Jahre 1563 starb. Sein Grabdenkmal befindet sich in der Rigaer Domkirche.

In dem viereckigen Schloßhof der Burg Lohde befindet sich noch jetzt gegenüber dem Toreingang in der Wand eine Steinplatte, die die Inschrift trägt: „Reinholdus Buxhöwden, Episcopus Osiliensis 1541". Reinhold von Buxhöwden wurde im Jahre 1530 zum Bischof von Ösel-Wieck gewählt und vom Papst 1532 in dieser Würde bestätigt. Von 1532—1536 war er Gegenbischof des Markgrafen Wilhelm von Brandenburg und legte im Juni 1541 seine Bischofswürde zu Gunsten des Bischofs von Kurland, Johann von Münchhausen, nieder. Er nahm alsdann seinen Wohnsitz in Lohde, wo er im Jahre 1557 gestorben ist. Im Jahre 1559 verkaufte Johann V. von Münchhausen, der letzte Bischof von Ösel-Wieck, sein Bistum zusammen mit der Burg Lohde an Dänemark. Im Jahre 1564 eroberten die Schweden Lohde, gerieten aber in die Notlage, im Jahre 1573 die Burg an schottische Söldner verpfänden zu müssen, weil sie deren Sold nicht bezahlen konnten. Erst 2 Jahre später gelangten die Dänen wieder in den Besitz des Schlosses, nachdem sie den Sold der schottischen Gläubiger bezahlt hatten. Im Jahre 1576 bemächtigte sich der Großfürst von Moskau, Johann der Schreckliche, mit seinen Soldaten der Burg, die der Sage nach ohne Kampf durch Verrat in die Hände der Russen gefallen sein soll, welche infolge der freiwilligen Übergabe des Schlosses von dessen Zerstörung abgesehen haben sollen. Gemäß einer gefälligen Mitteilung des Pastors an der Domkirche zu Reval, Propst Winkler, wurde nach dem Siege des schwedischen Generals Grafen Toll über die Russen ein Haken Landes vom Gute Lohde der Kirche zu Goldenbeck geschenkt. Nach den glänzenden Siegen des schwedischen Feldherrn Pontus de la Gardie kam im Jahre 1581 Lohde wieder in schwedischen Besitz, in welchem es bis zum Jahre 1645 als königliches Eigentum verblieb. Schon während des ersten Jahrhunderts schwedischer Herrschaft bildete Lohde ein Kronamt unter der Verwaltung eines königlichen Schloßhauptmanns, der die Burg im Kriegsfalle gegen feindliche Angriffe verteidigen mußte. Das letztgenannte Jahr bildet für die Geschichte Lohdes insofern einen kritischen Wendepunkt, als seit dem Jahre 1646 das Schloß aufhört, Besitztum derjenigen Landesherren zu sein, die das Bistum Ösel-Wieck innehatten. Dank einer munifizenten Schenkung der Königin Cristine von Schweden ging das Schloß 1646 in das Eigentum des Estländischen Landrats und schwedischen Generalleutnants Friedrich von Loewen über, dessen Nachkommen es über 100 Jahr, bis 1771, besessen haben. Der letzte Besitzer von Lohde aus dieser Familie war der russische Generalleutnant Baron Friedrich Loewen, der bei der Thronbesteigung der Kaiserin Katharina II. Chef der unglücklichen Holsteinischen Truppen des entthronten Kaisers Peter III. gewesen ist. In einem pergamentnen Kaufbrief, der aus Petersburg am 19. März 1771 datiert ist und bis zum Jahre 1905 in

Schloß Lohde deponiert war, verkaufte Baron Friedrich Löwen „dringender Schulden halber", wie es wörtlich in der Urkunde heißt, die 5 Güter, aus denen sich damals das Gebiet von Schloß Lohde zusammensetzte, dem General-Adjutanten Fürsten Gregor Orlow für 140,000 Rbl. „in guten gangbaren Rubelstücken bar und auf einem Brett". Nach der Estländischen Landrolle vom Jahre 1774 hießen diese 5 Güter, die Fürst Orlow dergestalt erwarb, Schloß Lohde, Reopal, Waikna, Groß- und Klein-Goldenbeck und bildeten 53¼ Haken. Hupel hat berechnet, daß die Gesamteinnahme dieser 5 Güter damals jährlich 7000 Rbl. betrug. — Der bekannte Günstling der Kaiserin Katharina II., Fürst Gregor Orlow, ist bis zu seinem Tode im Jahre 1783 Besitzer der Lohdeschen Güter geblieben. Von dem fabelhaft reichen, prachtliebenden und verschwenderischen Fürsten wird uns überliefert, daß er in den schönen Räumen des Schlosses glänzende Feste gegeben haben soll und seine Gäste an seiner reichbesetzten Tafel mit Brillanten beschenkt habe. Unmittelbar nach seinem Tode kaufte die Kaiserin Katharina II. von seinen Erben, wohl auch, wenn auch uneingestandenermaßen, „dringender Schulden halber", die genannten 5 großen Güter für einen Kaufschilling von 150,000 Rbl. Seit dem Jahre 1783 ist also das Schloß mit allen seinen Liegenschaften Schatullengut der Kaiserin Katharina II. von Rußland. Während Lohde im Besitz der Kaiserin war, hat sich die Prinzessin Auguste von Württemberg, geborene Prinzessiin von Braunschweig, auf Wunsch und Anordnung der Kaiserin, in Lohde aufgehalten und dort ihren Wohnsitz gehabt. Vorher wurde aus diesem Grunde durch einen namentlichen Erlaß der Kaiserin d. d. 22. Dezember 1786 das Schloß Lohde mit seinen Beigütern der örtlichen Administration und Kompetenz der lokalen Gerichtsbehörden entzogen und dem Jägermeister Generalleutnant von Pohlmann anvertraut, der an die Spitze des kleinen Hofstaats der Prinzessin gestellt wurde und seine Rechenschaftsberichte unmittelbar Ihrer Majestät vorzustellen hatte. Durch den genannten Erlaß wurde General von Pohlmann faktisch Statthalter der Kaiserin in Lohde und ließ in dieser Eigenschaft im Jahre 1787 an den nach Lohde führenden Straßen Schlagbäume und Pfosten errichten, um sein Herrschaftsgebiet abzugrenzen.

Am 30. Dezember 1786 reiste die Prinzessin nach Lohde ab. Katharina fühlte sich nämlich zu einer freundlichen Fürsorge für die Prinzessin bewogen, weil letztere in ihrer Ehe unglücklich war und von ihrem Gemahl, der sie brutal und gewalttätig behandelt hatte, getrennt werden mußte. Dieser rücksichtslose Eheherr war der Prinz Friedrich Wilhelm von Württemberg, der später durch die Gnade des ersten Napoleon als Mitglied des von letzterem geschaffenen Rheinbunds der erste König von Württemberg wurde. Katharina hatte den Prinzen von Württemberg zusammen mit seiner jungen Gemahlin an ihren Hof gezogen, sah sich aber genötigt, die Ehegatten infolge ihrer unglücklichen Ehe zu trennen. Der Prinz kehrte allein nach Württemberg zurück, und seine Gemahlin erhielt auf kaiserliche Anordnung ihren ferneren

Wohnsitz auf Schloß Lohde, weil die von der Kaiserin eingeleiteten Verhandlungen mit dem Hofe zu Braunschweig, wohin Katharina II. die Prinzessin Auguste zu ihren Eltern zurückversetzt wissen wollte, resultatlos verliefen. Es würde mich zu weit führen, wenn ich hier auf die tragischen Schicksale der Prinzessin Auguste, die der verstorbene Ritterschafts-Sekretär Baron Harald Toll zum Gegenstand einer sehr interessanten, auch von mir hier als Quelle benutzten, historischen Abhandlung gemacht hat, näher eingehen wollte. Ich kann mich hier nur darauf beschränken, zu konstatieren, daß die Prinzessin nach kurzem Aufenthalt in jungen Jahren am 16. September 1788 in Lohde gestorben ist, ihr Ableben durch verhängnisvolle Katastrophen, deren Einzelheiten, soweit sie sich feststellen lassen, von Baron Toll in seiner Arbeit geschildert worden sind, herbeigeführt worden ist und mehrfache, noch heute nicht erloschene, historische Legenden veranlaßt hat. Die verstorbene Prinzessin ist in der unfern von Lohde gelegenen protestantischen Kirche zu Goldenbeck bestattet worden.

Aus der Zeit und in Veranlassung des Aufenthalts der Prinzessin von Württemberg in Schloß Lohde haben sich mehrere in deutscher Sprache abgefaßte und an den General von Pohlmann gerichtete Briefe der Kaiserin Katharina erhalten, die aus dem Jahre 1787 stammen. In diesen Briefen legt die Kaiserin für das Wohlergehen „der kleinen Frau", wie sie die Prinzessin nennt, ein freundliches, reges Interesse an den Tag. Pohlmann erhielt in diesen Briefen unter anderem den Auftrag, ohne Vorbehalt auf die Wünsche der Prinzessin einzugehen, nur sollte jeder Luxus vermieden und die Ausgaben der Prinzessin mit den Revenüen des Gutes in Einklang gebracht werden.

Bis zu ihrem Tode im Jahre 1796 ist die Kaiserin Eigentümerin der Lohdeschen Güter geblieben, die bei der Thronbesteigung Kaiser Pauls, als Erben seiner Mutter, in seinen Besitz übergingen. Jedoch hat Kaiser Paul bald nach seiner Thronbesteigung, am 27. Januar 1797, die fünf Lohdeschen Güter in demselben Bestande, wie sie der Familie von Loewen gehört und vom Fürsten Orlow besessen worden waren, dem nachmaligen General-Gouverneur von Liv-, Est- und Kurland Friedrich Wilhelm Graf Buxhöwden geschenkt, dessen Urenkel der gegenwärtige Besitzer der 5 Güter ist. Graf Friedr. Wilhelm v. Buxhöwden hat sich als Anführer der russischen Truppen bei der Eroberung Finnlands im J. 1808 in der Geschichte Rußlands einen Namen erworben. Vor dem Eingangstor zum Schloßhof, dessen innerer Hauptteil ein Quarré bildet, sind noch eben 2 Kanonen aufgestellt, die der Graf in dem Feldzuge gegen Finnland erbeutet hat. Ein weiteres Erinnerungsstück aus dem Feldzuge gegen Finnland bildete bis zum Jahre 1905 ein schön gearbeiteter Schreibtisch im Empirestil, der als rechteckige Kiste zusammengelegt werden konnte und den Grafen auf seinen militärischen Märschen begleitet haben soll. Leider soll dieser Tisch im Dezember 1905 von den revolutionären Bauern zerschlagen worden sein.

Der Graf Friedrich Wilhelm von Buxhöwden, der sich vielfach in Lohde aufgehalten und dort ein sehr geselliges Leben geführt hat, ist im Jahre 1811 in dem Schlosse gestorben. Sein Sohn vermählte sich mit der einzigen Tochter des Landrats Friedrich Baron Dellingshausen, Baronesse Julie von Dellingshausen, die als Mitgift ihrem Manne die dem Schlosse Lohde benachbarten Güter Kaljo und Leilis mitbrachte, wodurch der Landbesitz des Schlosses vergrößert wurde, der im ganzen ungefähr 3 Quadratmeilen umfaßt haben soll. Gegenwärtig ist der Umfang der Güter durch teilweisen Verkauf an die Don-Agrar-Bank und der Bauerländereien an deren Pächter stark reduziert.

August Wilhelm Hupel gibt in seiner 1789 erschienenen „Verfassung der Rigischen und Revalschen Statthalterschaft" auch eine kurze Beschreibung des Schlosses, mit den Worten: „Das Schloß ist nicht sehr groß, aber 2 Stockwerke hoch und neuerlich völlig wiederhergestellt worden. Es fällt ziemlich gut ins Auge und hat 2 bewohnbare Seiten, auch doppelte Gräben, nämlich einen trockenen und einen mit Wasser gefüllten." — Diese dürftigen Angaben des alten Hupel über die Lage der Burg muß ich zunächst dahin erweitern, daß die Burg auf einer künstlichen Insel des angestauten Lohdenschen Baches um einen vierseitigen Hof errichtet worden ist, wie Herr C. von Löwis in seinem oben angeführten Bericht im Deutschen Adelsblatt angibt. Hier liegt auch der Torbau neben einem quadratischen Turm, in welchem sich 5 Stockwerke befinden, unweit der Südecke des Burg-Vierecks. Auf der andern Seite des Burgtors, an der Westecke in etwas größerer Entfernung, befindet sich ein breiter runder Turm, der 3 gewölbte Stockwerke hat, die durch eine Treppe in der Mauer mit einander verbunden sind. Die Renaissance-Dächer beider Türme — sogenannte Welsche Hauben — wurden nach einem Brande vor ungefähr 70 Jahren durch flache Dächer mit Zinnenbekrönungen ersetzt, die offenbar dem Geschmack der damaligen Zeit entsprochen haben. Zwischen dem alten Wallgraben mit seinem weiten Wasserspiegel und dem Schlosse dehnt sich nach Osten eine ziemlich weite Fläche aus, auf welcher der Schloßpark und Garten angelegt ist, dessen Hauptzierde schöne Baumgruppen und lange Alleen von Kastanien und Eichen bilden. Die Nordwest-Ecke der Burg scheint fast aus dem Wasser emporzusteigen. Auf einem Seitenwege, der unmittelbar von der Poststraße abzweigt, gelangt man znm Eingangstor des Schlosses, das in einem großen steinernen Wirtschaftsgebäude der Burg angebracht ist. Hat man dieses Tor passiert, so gelangt man zum Wallgraben, über welchen in alter Zeit offenbar eine Zugbrücke die Verbindung hergestellt hat, während gegenwärtig eine feste, steinerne, mit eisernen Ketten dekorierte Brücke über den Wallgraben zu dem gewölbten Burgtor führt, das von beiden Seiten von zwei großen Warttürmen flankiert wird, deren Skizze ich oben gegeben habe. Sobald man beim Eintritt das zweite tiefe Tor durchschritten hat, steht man vor einem weiten viereckigen Schloßhof, um welchen herum sich die verschiedenartigsten Wohnräume befinden. Nicht minder interessant sind auch die Innen-

räume und Gemächer des Schlosses, unter denen der stattliche, durch zwei Stockwerke gehende Saal eine imponierende Stellung einnimmt. Neben diesem befindet sich die wohlerhaltene, gewölbte, einstige Burgkapelle, die jetzt mit ihrem Kamin ein behagliches Gemach bildet und in welcher auch der Sarg der Prinzessin von Württemberg aufgestellt gewesen sein soll. Unmittelbar unter der Decke des Saales befinden sich in den Seitenwänden Nischen, die offenbar bei festlichen Gelegenheiten zur Aufnahme von Musikkapellen gedient haben. Der Saal hallt beim Eintritt mit sehr vernehmbarem Tone wider und empfängt durch sehr hohe Fenster sein Licht. Die Wände des Schlosses sind außerordentlich breit, besonders gilt das von den Umfassungsmauern, in deren Fensternischen, namentlich im großen Speisesaal, fünf bis sechs Stühle in einer Reihe Platz finden können. Der äußere Eindruck des stattlichen Schlosses und des ihn umgebenden Parks wirkt um so anziehender, als er einen scharfen Kontrast zu dem sonst reizlosen und gleichförmigen Landschaftsbilde gibt, dessen natürliche Signatur keinerlei Abwechslung bietet. Die festen alten Mauern und ragenden Türme lösen in dem Beschauer romantische Empfindungen aus als beredte Zeugen vielhundertjähriger Geschichte.

Zum Schluß muß ich erwähnen, daß auch Schloß Lohde den revolutionären Wirren vom Dezember 1905 seinen tragischen Tribut hat zahlen müssen, weil der gegenwärtige Schloßherr Graf Lion Buxhöwden, trotz des sichtbaren Schutzes in seinen Burgmauern, das Schloß wenige Stunden früher verließ, bevor seine, zum Selbstschutz formierten Standesgenossen zur Verteidigung seines Besitztums herbeieilen konnten. Der verfrühten Abreise des Schloßherrn ist es in casu zuzuschreiben, daß einige wenige, von blinder Zerstörungswut erfüllte Bauern, unter denen ein Individuum, das bei dem Grafen früher Schreiberdienste geleistet hatte und im Schlosse Bescheid wußte, die perniziöse Führerrolle übernommen hatte, die Möglichkeit hatten, in den Innenräumen des Schlosses die Brandfackel anzulegen, wodurch das hölzerne Gebälk, die Fensterrahmen, sowie die Dielen und Lagen der Zimmer durch Feuer zerstört wurden. — Gegenwärtig ist der größte Teil der ausgebrannten Zimmer und Fenster wieder restauriert worden und die verkohlten Balken sind durch eiserne Träger ersetzt worden, wodurch ein, eventuell durch eine neue Feuersbrunst zu befürchtender Schaden für die Zukunft abgewendet worden ist.

Durch das von mir gegebene Bild über die Schicksale der Burg Lohde habe ich die Leser durch viele Jahrhunderte unserer Heimatgeschichte geführt. Die von den mannigfachsten historischen Katastrophen erschütterten Mauern und Türme der alten Burg bleiben für uns, die Nachfahren, imponierende Marksteine für die Festigkeit deutscher Kultur in unserer Heimat.

❀ ❀ ❀

Nachdruck verboten.

Leben und Kunst.

Von Anna Stahl-Schroeder (Peterskapelle).

Als Heine eines Tages gefragt wurde, ob er nicht selbst das „Buch der Lieder" für das beste seiner Werke halte, antwortete er: „O meine Lieder! Die stehen einmal da, — wer sie niedergeschrieben, das ist ganz gleichgiltig."

Aus diesen Worten spricht die echteste Kunstfreude, die einem vollendeten Werk gegenüber steht wie einer beglückenden Offenbarung geheimnisvoll wirkender Kräfte.

Diese Ehrfurcht vor dem Walten eines Genius empfindet wohl auch der Zuschauer beim Anblick eines plastischen Kunstwerkes oder eines Gemäldes in dem Maß, daß er darüber den Künstler vergißt.

Erst später, wenn das Kunstwerk geistiger Besitz geworden ist, kommen die Fragen nach dem Warum und Woher.

Da steht man oft vor einem Bilde oder Marmorwerk und hat den Wunsch, den Künstler selbst über sein Leben und seine Kunst sprechen zu hören.

Man glaubt an seelische Reichtümer, an glänzende Fähigkeiten, — setzt voraus, daß Denken, Sprechen, Bilden bei ihm nur harmonische Ausstrahlungen eines besonders reichen Innenlebens sein können und daß er auf jedem Gebiete einen erhöhten Platz behaupten wird. In Erwartung dieser guten Dinge nimmt man mit Vergnügen schriftliche Aufzeichnungen, die von Künstlern gemacht wurden, seien es nun Memoiren, Briefe, Tagebücher oder Dichtungen, in die Hand.

Es gibt eine ganze Anzahl Künstler, die sich literarisch betätigt haben, und es gibt geistvolle Schriftsteller, die ihr Atelier besaßen, aus dem mehr als nur Dilettantenwerk hervorging.

Als nächstliegendes Beispiel kann hier Wilh. v. Kügelgen genannt werden. Zu seinen Lebzeiten war er Maler wie sein Vater, und heute machen ihn seine „Jugenderinnerungen" zu einem der Lieblingsdichter des deutschen Hauses. —

Es liegt eine Anzahl alter und neuer literarischer Werke vor mir, die ausschließlich von Jüngern der bildenden Kunst geschrieben wurden.

Ob die Künstler nun Sonette dichteten, wie Michelangelo, oder ihre Erinnerungen aufzeichneten, wie Benvenuto Cellini, oder über neuzeitliche Malerei ihre Meinung sagten, wie Max Liebermann, — sie gaben immer ein Bild ihrer Zeit und ihrer Ideale.

Man gewinnt Einblicke in ihr Seelenleben und erfährt, wie sie zur Außenwelt standen. Der eine zieht sich fröstelnd vor jeder Berührung zurück, der andere läßt die Dinge an sich herankommen und ist immer bereit, seine Ansichten zu vertreten und seine Innenwelt zu verteidigen. An Enttäuschungen fehlt es ja auch nicht bei einer derartigen Lektüre.

Der Leser sagt sich manchmal: das ist ein Fremder, das ist nicht der, den ich in seinem Kunstwerk zu erkennen glaubte. Ihm fehlte die Fähigkeit, Abstraktes lebendig zu machen, und das schriftliche Wort reichte nicht hinan an den Flug seiner Künstlerphantasie. So wurde nur die eine Seite seines Wesens beleuchtet.

Von den Chronikenschreibern des Mittelalters, die ihre Pergamentblätter mit Miniaturen schmückten, bis zu Alfred Kubins phantastischen Romanen der Gegenwart ist ein weiter Weg, und wir können nur bei einem kleinen Teil dieser Werke ein wenig länger verweilen.

Goethe sagt vom Zeitalter der Renaissance in Italien: „Es ist, als ob sich die Kinder Gottes mit den Töchtern der Menschen vermählten, und daraus entstanden mancherlei Ungeheuer."

Ein Repräsentant jener Zeit war der Erzgießer und Bildhauer Benvenuto Cellini. Seine nur in italienischer Sprache existierende Lebensbeschreibung wurde von Goethe, der ihn bewunderte, ins Deutsche übersetzt.

Vor einigen Jahren erschien eine zweite Übersetzung dieses Werkes von Heinrich Conrad. Hier tritt der Held noch plastischer hervor, obgleich man das kaum für möglich halten sollte, denn so lebendig und selbstsicher in seiner Eigenart steht er schon seit Goethes Zeiten vor uns, daß man sich bei einer Zeichnung dieser Gestalt eine Verschärfung der Umrisse kaum denken kann. Diese stürmische Künstlernatur gibt uns ein getreues Bild ihrer Zeit.

Die Kunst der Vollendung, die seine plastischen Bildwerke ausgezeichnet, belebt auch sein Memoirenwerk. Feuer und Ungestüm, ein eiserner Wille und trotziges Selbstbewußtsein kennzeichnen ihn als Mensch und Künstler.

Die Schlagworte der Gegenwart, die von Kunstfreude, Sichausleben und Sichselbstfinden handeln, waren damals Wirklichkeiten, die nicht besprochen und beschrieben, sondern gelebt wurden.

Wie Wasserfälle rauschen mit atemraubender Macht und fortreißender Kraft diese Zeiten in Bild und Wort an uns vorüber.

Einige Jahrhunderte später haben sich dieselben Gewässer, die mit so lautem Getöse herankamen, zu einem stillen, klaren See gesammelt, in dessen Tiefen alle Erinnerungen versunken scheinen.

Andere Zeiten kamen und andere Malerpoeten.

In Cellini finden wir ein Gemisch von Hochmut und Einfachheit, Aberglauben und Gottesfurcht. Er war klug und fleißig, schlagfertig, händelsüchtig und tapfer.

Federleicht wiegt ihm sein eigenes Leben und noch leichter das seiner Gegner. Als er einer begangenen Mordtat wegen beim Papst verklagt wird, spricht der ihn frei, „weil große Künstler geschützt werden müssen." Derartige Aussprüche werfen helle Schlaglichter auf jene Zeiten.

Die Selbstverständlichkeit, mit der der hochfahrende Florentiner seine Feinde mordet und vollendete Kunstwerke schafft, kann heute nur durch psychologisch begründete Zeugnisse der Zeitgenossen begriffen werden.

Benvenuto Cellini ist geboren im Jahre 1500. Seine Lebensbeschreibung begann er, als er nahe an sechzig war, spricht aber gleich im Anfang seine Ansicht dahin aus, daß alle Menschen, die etwas „Tugendsames" vollbracht haben, „eigenhändig ihr Leben aufsetzen sollten", — und nicht eher sollten sie zu einer so „schönen Unternehmung" schreiten, als bis sie das Alter von 40 Jahren erreicht haben.

Ihm selbst war jedenfalls dieser Lebensausweis eine angenehme Beschäftigung. Langsam und sorgfältig wie ein farbiges Mosaikwerk entsteht die Arbeit unter seinen Händen, und mit vollständiger Ruhe und naiver Offenheit erzählt er alles Gute und Böse, das er getan hat. Glänzende Gestalten, die in der Erinnerung der Kunstfreunde ein unsterbliches Dasein führen, waren seine Zeitgenossen. Mit vielen war er befreundet oder persönlich bekannt.

Als Benvenuto fünfzehn Jahr alt war, begab er sich zum Goldschmied Antonio Sandro in die Lehre, und er sagt von seinem Meister: „Er war ein trefflicher Arbeiter, stolz und frei in seinen Handlungen." Dieses Wort „stolz und frei" gibt die Signatur der Zeit und ihrer Künstler. Es war das Jahr 1515.

Obgleich Zahlen der Phantasie wenig sagen, hat doch das Wort Cinquecento die Wirkung eines aufflammenden Kontaktfunkens, und besonders helle Strahlen fallen gerade auf das Jahr 1515.

Raffael hatte seine sixtinische Madonna vollendet, und, den Eingebungen seiner Phantasie folgend, arbeitete er jetzt an den Loggien, die er mit farbigen Emblemen, Amoretten und leichtem Rankenwerk schmückte. Lionardo da Vinci war nach einem ruhelosen Dasein müde und krank in Rom angelangt. Der Glanz seines Namens drang in alle Weiten. Noch strahlte das „Abendmahl" im mailändischen Kloster Maria delle Grazie unversehrt in frischen Farben, und in Florenz hielt Mona Lisa die Zuschauer im Bann mit ihrem rätselhaften Lächeln. Michelangelo, groß und einsam, stand auf der Höhe seines Ruhmes.

Correggio malte seine von Luft und Licht umflossenen heiligen Gestalten.

Tizian träumte von der Assunta, die er drei Jahr später vollenden sollte, — und welch eine wunderbare Vollendung war das! Wie von einem Sturmwind, dem keine irdische Macht Widerstand leisten kann, wird sie in die Wolken gehoben und rasch ihrer Umgebung entzogen. Das sehnsüchtig verklärte Gesicht leuchtet in himmlischer Glorie.

Palma Vecchio verwigte zur selben Zeit die goldhaarigen Venezianerinnen.

Paolo Veronese lebte als Knabe in seiner kunstfreudigen Vaterstadt, und auf den Bildern, die er später malte, findet man Veronas feine Silbertöne vereint mit Venedigs vornehmer Farbenpracht.

In Frankreich hatte im Jahre 1515 der lebenslustige, prachtliebende François I. die Regierung angetreten, und auf seinen Wunsch entstanden romantische Schlösser und reiche Kunstsammlungen. Er war es ja auch,

der später das Bild der Gioconda erwarb und nach Paris bringen ließ. Ihr Verschwinden bedeutet heute einen unersetzlichen Verlust für alle Kunstfreunde.

In Deutschland arbeitete zur selben Zeit Peter Vischer an seinem wunderbaren Grabdenkmal für den heiligen Sebaldus, und Holbein der Ältere malte seine Altarbilder. Dürer war aus Italien zurückgekehrt. Mit welcher Sehnsucht er auch der Sonne Italiens gedenken mochte, — es ist doch, als ob er nach seiner italienischen Reise noch tiefer deutsche Wesensart erfaßt und in seinen Kunstblättern wiedergegeben hätte.

Zahlreiche schriftliche Zeugnisse werden aus jenen Zeiten in den Bibliotheken aufbewahrt.

Dürer hinterließ sein Malerbuch und seine Briefe, Leonardo da Vinci die Ergebnisse seiner Forschungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften.

Benvenuto Cellinis Buch bedeutet eine Bereicherung für die Literatur-, Kunst- und Kulturgeschichte seines Landes und seiner Zeit.

Im Lauf der nächsten Jahrhunderte war vieles anders geworden.

Durch die reiche Memoirenliteratur des 18-ten Jahrhunderts werden wir in diese veränderte Welt eingeführt, in der die spielerische Grazie, das geistreiche bonmot, das Oberflächliche und Pikante herrschend geworden sind.

Was davon hinübergerettet wurde in das erste Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts, das verblaßte bald und machte strenger Einfachheit Platz.

Die größte Malerin des 18-ten Jahrhunderts Elisabeth Vigée-Lebrun, ist in Paris im Jahre 1755 geboren, gestorben 1842.

Ihre „Erinnerungen" geben ein harmlos fröhliches Bild jener Zeit.

Das Buch „Mes Souvenirs" war ja schon lange bekannt. Jetzt ist eine deutsche Übersetzung von Martha Behrend erschienen. Es sind zwei handliche Bände mit guter Schrift und vielen Reproduktionen nach den Gemälden der Künstlerin.

Vollendete Harmonie zwischen Wollen und Können, Leben und Schaffen kennzeichnet ihr Dasein.

Sie schrieb diese Bücher der Erinnerung in ihren letzten Lebensjahren, und man fühlt die Entfernung, die die Zeit zwischen die Erlebnisse und die Verfasserin gelegt hat, — und aus derselben Entfernung sieht man dieses Leben wie ein Wandelbild an sich vorüberziehen. Der Realismus der Darstellung läßt den Leser alles miterleben, ohne seine Nerven aufzuregen.

Viele Worte macht sie nicht, was ihre Kunst und ihr inneres Leben anbetrifft, obgleich sie sich ein Leben ohne Kunst nicht mehr denken kann.

Der erste Teil enthält ihre Briefe an eine Freundin, die Fürstin Kurakin, an die sich dann das eigentliche Memoirenwerk anschließt. Ein langes, sehr reiches, äußerlich sehr bewegtes Leben entrollt sich vor unseren Augen.

Ihre Memoiren sind zum Teil auch aus dem Wunsch heraus entstanden, falsche Nachrichten, die über sie in Umlauf gesetzt wurden, zu widerlegen.

Das Buch interessiert weniger durch die Kunst der Darstellung, als durch die Ereignisse, die geschildert werden.

Wie Talleyrand die Zeit vor der Revolution rühmte, ebenso gedenkt auch Md. Lebrun mit einem Seufzer jener schönen Tage. Sie schreibt: „Es ist schwer, sich heute einen Begriff von dem feinen Betragen, der anmutigen Ungezwungenheit, mit einem Wort der liebenswürdigen Art und Weise zu machen, die vor vierzig Jahren der Pariser Gesellschaft ihren eigenartigen Reiz verlieh."

Mit tiefer Zuneigung gedenkt sie ihres frühverstorbenen Vaters, der zugleich ihr erster Lehrer war. An den Namen des Vaters reihen sich viele andere Namen, — bekannte, berühmte — und berühmt gewesene. Joseph Vernet, der sich nach dem Tode des Vaters ihrer angenommen hat, rät ihr dringend dazu, sich keine bestimmte Schule zur Richtschnur zu nehmen, sich nur an die Natur zu halten.

Im Park von Marly sieht sie zum ersten Mal Marie Antoinette, „so jung und schön". Die sprühenden Fontänen, die alten Bäume, die Laubgänge, alles erregt das Entzücken der jungen Künstlerin. Bald wird sie an den Hof befohlen, um die Königin zu malen, und wenn sie von dem damaligen Gesellschaftsleben erzählt, glaubt man lebende Bilder von Rokokomalern zu sehen.

Auf den Wunsch ihrer Mutter heiratet sie als junges Mädchen den viel älteren, reichen Kunsthändler Mr. Lebrun. Sie ist so wenig geneigt, ihre Freiheit aufzugeben, daß sie sich noch auf dem Wege zur Kirche fragt, ob sie ja oder nein sagen soll.

Da sie ja gesagt hat, wäre ihr Schicksal wohl das der „unverstandenen Frau" gewesen, wenn sie viel Zeit zum Nachdenken über sich selbst gehabt hätte, doch dazu kam es garnicht. Ihre Berufsarbeit füllte den Tag und der Abend gehörte der Geselligkeit.

Man sang und plauderte, spielte Theater und stellte lebende Bilder, und die junge gefeierte Hausherrin war das lebende Element dieser Veranstaltungen. Und immer wieder kommt sie darauf zurück: „Wer damals nicht gelebt hat, kann nicht beurteilen, was die sogenannte französische Geselligkeit eigentlich bedeutet."

Im Jahre 1789 kündigen sich die kommenden Ereignisse auf so schreckenerregende Weise an, daß ihre Gesundheit darunter leidet und sie mit ihrer kleinen Tochter in's Ausland reist.

Zuerst wendet sie sich nach Italien. Diese Reise gleicht überall da, wo sie in größeren Städten eintritt, einem Triumphzug. In Florenz wird sie gebeten, ihr Selbstbildnis für die Galerie der Uffizine zu malen. Das Porträt der Angelika Kauffmann hatte sie dort schon vorgefunden. Sie sehnte sich ungeduldig darnach, die Bekanntschaft dieser Künstlerin zu machen, und in Rom kam es zu einem ersten Zusammentreffen. Sie waren aber doch zu verschiedene

Naturen, als daß sie hätten sympathisieren können. Enttäuscht erklärt Elisabeth Lebrun: „Ihre Unterhaltung ist angenehm, sie ist erstaunlich unterrichtet, aber es fehlt ihr an Begeisterung, was mich, in Anbetracht meines geringen Wissens, durchaus nicht für sie begeisterte.“ Die lebhafte Französin und die sensible Deutsche verstanden einander nicht. Dann macht sie in Rom noch eine Bekanntschaft, deren auch Goethe in seiner Italienischen Reise erwähnt. Es ist Lady Hamilton, bekannt durch ihre Schönheit, ihre mimischen Talente und ihre Untugenden. Diese Dame, die weder Bildung noch innere Vorzüge besaß, bezauberte trotzdem alle Welt. Von Md. Lebrun wurde sie als Sibylle gemalt, und dieses Bild erregte einen Sturm der Begeisterung. Nur der Anblick des Bildes versetzt uns ohne erklärende Worte in die Zeit vor hundert Jahren, vergegenwärtigt uns das sentimentale Pathos, das am meisten zu den Herzen der Zuschauer sprach und ihre Sinne gefangen nahm. Obgleich der Ausdruck der Ekstase und des Entrücktseins sich am allerwenigsten für ein Porträt eignet, wollten sich doch verschiedene Personen, nachdem sie das Bild gesehen hatten, auch gleich malen lassen.

So sehr es der Malerin in Italien gefiel, mußte sie doch weiter reisen. Dazwischen schweifen ihre Gedanken wieder nach Frankreich zurück. Von den jungen Leuten bei Hofe sagt sie: „Bei den meisten von ihnen vereint sich etwas Unbesonnenheit mit Freimut und Tapferkeit und einer gewissen Anmut des Geistes, die, man muß es sagen, vollständig verschwunden ist, seitdem wir so grundgelehrt und nüchtern geworden sind.“

In Wien findet sie das Leben patriarchalisch und gemütlich.

Dann reist sie über Königsberg und Riga nach Petersburg.

Bis dahin hat sie sehr gleichmütig von all den Fürstlichkeiten, die sie malt und mit denen sie in der Gesellschaft zusammentrifft und von denen sie gefeiert wird, berichtet. Nur als sie Katharina II. vorgestellt werden soll, ist sie aufgeregt. Sie ist entzückt vom Leben und Treiben in Petersburg und findet, daß dort noch mehr Luxus entfaltet wird als in Paris. Sie ist eine gute Beobachterin und gibt eine ganze Reihe von Augenblicksbildern, die den Geschichtsfreund ebenso interessieren werden wie den Kunstliebhaber. — Von Potemkin, der schon seit einigen Jahren tot war, wurde bei Hofe noch viel gesprochen. Man gedenkt seiner als eines bezaubernden Menschen. „Alle seine Neigungen waren kostspielig und alle seine Gewohnheiten königlich.“

In Meditationen und Reflexionen ergeht die Verfasserin sich nicht. Mit der einfachen Wahrheitsliebe, die ihre Memoiren kennzeichnet, berichtet sie auch von den gemischten Empfindungen, mit denen sie Frankreich nach zwölfjähriger Abwesenheit wieder betritt: „Dieses Frankreich, in das ich zurückkehrte, war der Schauplatz furchtbarer Verbrechen gewesen, aber es war doch mein Vaterland!“

Sie fürchtet so sehr die schmerzliche Erregung, daß sie sich lange nicht dazu entschließen kann, sich Einzelheiten über das Ende der Königsfamilie erzählen zu lassen.

Im Jahre 1802 besucht sie ihr geliebtes Marly und findet einen wüsten, leeren Platz, wo früher Springbrunnen, Blumen und Baumgruppen ihr Auge erfreut hatten, auch das Schloß ist verschwunden — als wäre alles nur ein Traum gewesen. —

Nach ihrer Rückkehr aus dem Ausland malte sie noch sehr viel. Sie war eine geschmeidige Natur, die sich den veränderten Verhältnissen anzupassen wußte, und mit der Selbstverständlichkeit, mit der die Jahreszeiten wechseln, übernahm sie die Prinzipien der neuen Richtung in der Kunst, die Jacques-Louis David angebahnt hatte. Eins der reizendsten Kinderbildnisse stammt aus dieser Zeit. Es ist das kleine Prinzeßchen, das neben seiner Mutter steht, der Königin von Neapel, Madame Murat.

Dieses Bild fehlt leider in der eben besprochenen Ausgabe.

Ein liebenswürdiger Charakterzug der Verfasserin ist ihre Dankbarkeit verschiedenen Personen gegenüber, im Gegensatz zu vielen anderen Künstlern, die in ihren Memoiren mit selbstgefälliger Überhebung und Nichtachtung von Personen sprechen, denen sie sehr viel mehr Dank schuldig sind, als Elisabeth Lebrun diesen unzähligen Damen und Herren, die alle ein Denkmal der Freundschaft in ihrem Erinnerungsbuch erhalten.

Es ist immer interessant, die Augenzeugen großer Ereignisse selbst zu hören, wenn sie auch nicht die Gewalt der Worte besitzen, die den Leser in Mitleidenschaft ziehen, den Schmerz und die Freude lebendig machen. Wenn der Stoff zu sehr anwächst, referiert sie nur, versteht aber doch mit wenig Worten die Hauptpersonen treffend zu charakterisieren.

Sie war ein Glückskind, trotz mancher schweren Schicksalsschläge. Die trafen ihr Herz, ohne sie in der Ausübung ihrer Kunst zu behindern. In ihrem Leben gab es keine Irrungen und Wirrungen und keine Umwege, und daß ihr Dasein so harmonisch verlief, verdankte sie ihrem Talent und ihrem Temperament. Sie erstrebte nicht mehr, als sie konnte, und ihr Können entzückte die Welt und beseligte sie selbst. So kam sie in leichtem Siegeslauf an ihr Ziel, und während wir ihre Erinnerungen lesen, ersteht das Bild einer harmonischen Natur und einer glücklich lächelnden Frau vor unseren Augen. —

Als Elisabeth Vigée-Lebrun eine alte Dame war, die auf ihrem schönen Landsitz in der Nähe von Paris ein angenehmes, der Geselligkeit und den schönen Künsten geweihtes Dasein führte, sich an der Natur erfreute und ihre Memoiren schrieb, da war Eugène Delacroix ein junger Mann, dessen Stern im Aufsteigen begriffen war.

Die Gesetze, die David vorgeschrieben hatte und von denen seine Anhänger glaubten, daß sie ewig feststehende wären, mußten anderen Anschauungen weichen.

Als man sich am Heldenpathos seiner römisch drapierten Gestalten und und ihrer kriegerischen Haltung genügend begeistert hatte, verlangte man wieder nach Gegenwart und Wirklichkeit, und da wurde Delacroix der Bahnbrecher. Eines seiner bekanntesten Bilder heißt „das Gemetzel auf Chios." Diesem

Bilde sieht man noch das künstlich Arrangierte und Symmetrische an. Weil aber gerade in Griechenland Krieg geführt wurde, fand das Publikum den Ausdruck in diesem Bilde durchaus der Wahrheit entsprechend.

Delacroix überließ sich ganz seinen leidenschaftlichen Gefühlen und verlangte stürmisch — auch im Bilde — nach Feuer und Leidenschaft. Man wollte wieder Farben sehen, und deshalb suchten die Maler ihre Wirklichkeiten in heißeren Zonen, als das schöne Frankreich sie bot. Sie fuhren hinüber an's jenseitige blaue Gestade, nach Algier, und berauschten sich dort am Sonnenbrand, an Palmen und dem Anblick bronzefarbiger Gestalten. —

Delacroix hat ein Tagebuch hinterlassen.

Wer die Bekenntnisse einer dämonischen Natur in diesen Blättern zu finden erwartet, wird sich irren. Wir erfahren auch nicht, wie sich der Künstler den Erscheinungen des Lebens, sofern sie nichts mit Kunst zu tun haben, gegenüber verhält.

Von einer Dichtung, die ein Menschenleben darstellen will, und das ist doch ein Tagebuch, verlangt man vor allem nach dem Anblick eines ganzen Menschen. Möge er auch vom Recht des Tagebuchschreibens, „zu irren und zu träumen", allzu häufig Gebrauch machen, das gehört ja alles zum lebendigen Wesen, das mitten in's Leben gestellt wurde. Das Reden über die kleinen Dinge des Alltags, so wie Hebbel es in seinen Tagebüchern liebte, das Fragen und Zweifeln, das Wissen um alle Freuden und Leiden, diese ganze pointillistische Malerei gibt ein frisches, lebendiges Bild vom Menschensein. Die Sorglosigkeit der Ausdrucksweise, die heute dies und morgen das meint, die mit Hoffnungen, Irrtümern, Unmöglichkeiteu spielt wie mit bunten Bällen, die vervollständigt das Bild.

Delacroix' Tagebuch ist ein reichhaltiges Notizbuch, in dem geistreiche, kühlformulierte Sentenzen mit trockenen theoretischen Abhandlungen wechseln. Immer spricht der Maler, Kunstfreund und Kunstkenner — selten der Mensch!

Seines Talentes sicher, spielt er mit seinen Fähigkeiten und ist immer bereit, seine künstlerische Eigenart zu wahren und gegen jede Kritik zu verteidigen. Es macht den Eindruck, als ob er sich immer mit einem unsichtbaren Gegner stritte. Vielleicht leitete ihn dabei derselbe Wunsch, den er seiner Kunst gegenüber hat: „Behandle das Material, so daß es spröde wird wie Marmor. Das wäre vollständig neu. Mach das Material rebellisch, um es mit Geduld zu besiegen."

Einige Seiten weiter sagt er:

„Es gibt in Frankreich kein Drama zweiten, sogar dritten Ranges, das nicht interessanter ist als alle ausländischen Werke." Was er darauf über Goethe und Shakespeare sagt, ist so verblüffend einseitig und unrichtig, daß es nicht einmal aufreizend, sondern nur noch ermüdend wirkt. Die Bewunderung für Shakespeare bricht aber doch zuweilen durch, fast gegen seinen Willen. Jedenfalls entnimmt er mit Vorliebe die Motive zu seinen Bildern ausländischen Dichtungen.

Er raisonniert über viele und vieles, tadelt mehr als daß er lobt, und streitet über Dinge, über die man sich mittlerweile längst geeinigt hat. Immer steht er fest auf der Erde, ist immer besonnen, kühl und kritisch.

Wo er bewundert, findet er auch wärmere Töne. Hier einige Aussprüche über Kunst und Künstler:

„Rubens ist so stark, so ungestüm, so glänzend, daß er nicht anmutig und reizend zu sein braucht."

„Wie vergöttere ich doch die Malerei! Der bloße Gedanke an gewisse Bilder, selbst wenn ich sie nicht sehe, erfüllt mich mit einem Gefühl, das mein ganzes Sein aufwühlt, wie all' die seltenen und interessanten Erinnerungen, die man von Zeit zu Zeit in seinem Leben und besonders in den ersten Jahren findet." „Chopin. Seine Begabung war gebieterisch, phantastisch, unüberlegt. Er mußte sich frei bewegen können, und wir glauben, daß er seinem Genie jedesmal Gewalt antat, wenn er versuchte, es unter die Regeln, unter die Klassifizierungen, in eine Anordung zu zwingen, die nicht die seine war." „Ein Kunstwerk würde niemals veralten, wenn es allein das Gepräge einer wahren Empfindung trüge; die Sprache der Leidenschaft, die Bewegungen des Herzens sind immer dieselben. Die Effektmittel, die aller Welt zu Gebote stehen, die im Moment, wo das Werk komponiert wurde, in der Mode waren, drücken dem Werke unvermeidlich den Stempel des Veralteten auf und verdunkeln manchmal die größten Schönheiten."

Als er diese Worte schrieb, war er weit davon entfernt, an das Schicksal seiner eigenen Bilder zu denken.

Er besaß die fordernde Kämpfernatur, die sich durchsetzen kann. Das mit Feuereifer Ersehnte, stürmisch an sich Gerissene machte ihn stolz und glücklich. Das Körnchen Unwahrheit in seinen Bildern, das heute so befremdend wirkt, sah man damals nicht. Es war die Wahrheit *seiner* Zeit, die er geben konnte, und Sehnsucht und Erfüllung waren die Schwingen, die ihn hoch emportrugen. Die Kunst verklärte sein Leben. Das steht nicht in seinem Tagebuch, das sagen seine Bilder.

Die Vereinigung von Romantik und Realismus in seine Gemälden war damals neu und wurde als wahr empfunden, weil sie dem Leben etwas näher stand als der vorhergehende Klassizismus Davids und seiner Anhänger.

Dieselben Wellen, die andere Größen, die vor ihm und nach ihm lebten, emporhoben und wieder sinken ließen, die machten im Spiel des Lebens mit ihm keine Ausnahme. —

Wenn man nach der Lektüre dieses „Tagebuches" die Lebenserinnerungen von *Wilh. von Kügelgen* oder *Ludwig Richter* in die Hand nimmt, so ist es, als ob man nach einem Gang durch die frostklare Winternacht in ein helles, warmes Zimmer tritt. In allen Ecken wohnt das Behagen, und Ruhe und Heiterkeit füllen den Raum.

„Jugenderinnerungen eines alten Mannes."

Das ist ein altes Buch, das niemals veralten kann. Es erscheint immer wieder in neuen Ausgaben, und die beiden letzten haben den Vorzug, daß sie Reproduktionen nach Familienbildern und Landschaftsaufnahmen enthalten.

W. von Kügelgen gehörte nicht zu den Malern, die ihr Dasein auf ihrer Kunst auferbauen. Die Malerei war seine Berufsarbeit und der Schmuck des äußeren Lebens, ohne den Gehalt des inneren Lebens stark zu beeinflussen.

Es war die Atmosphäre des Vaterhauses, in der sein Talent gedieh, und geebnete Wege führten ihn zum Ziel. Da gab es keine unüberwindlichen Hindernisse und kein Ankämpfen gegen feindliche Mächte.

Er war ein Erbe seiner Kunst, kein Eroberer und Sieger, der wie Delacroix auszog, um neue Gebiete zu entdecken, die besten Güter trug er in sich, und daß er uns den Anblick dieser Güter in seinem Buch erschlossen hat, dafür sind wir ihm Dank schuldig.

Zum Schluß des Buches widmet er einige Seiten den Anfängen seiner Künstlerlaufbahn, sonst würde man es kaum wissen, daß man es mit einem Maler zu tun hat. Er selbst hatte keine sehr hohe Meinung von seinem Können, das sieht man aus einigen Bemerkungen. In seinem Bericht über die Akademie der Künste in Dresden sagt er von seinem Studiengenossen Hermann: „Er war der einzige von uns allen, der sich später einen Namen machte."

Als Knabe hat er Goethe, Napoleon, Th. Körner und andere Berühmtheiten gesehen — und da, wo er ganz kurz über das Äußere dieser Zeitgenossen spricht, scheint es doch, als hätte er sie schon als Kind mit den Augen des werdenden Porträtmalers angeschaut.

Er wahrte der Kunst gegenüber seine innerliche Unabhängigkeit. Es war nicht die Malerei, in der Freuden und Leiden seines Lebens ihren Niederschlag fanden. Dafür stand ihm das schriftliche Wort zu Gebote wie nur den ganz Reichen unter den dichterisch Begabten. Durch seine Kunst der Darstellung werden die alltäglichsten Vorgänge zu interessanten Begebenheiten.

Mit Künstlerhänden hat er über den vom Leben selbst gegebenen Stoff disponiert, und mit der Überlegenheit, die Geist und Humor verleihen, kommt er der übernommenen Aufgabe nach.

Der launige Humor herrscht vor, aber wo es sich um Leid und Trübsal handelt und die Tragik ihr Haupt erhebt, da findet er ernste, ergreifende Worte.

Beim kunstvollen Aufbau einer vollständig erdachten Erzählung könnte die Steigerung bis zum Hereinbrechen der Katastrophe nicht besser durchgeführt werden als in diesem wahrheitsgetreuen Bericht aus der Jugendzeit.

Das harmonisch glückliche Zusammenleben dieser Familie erfährt noch eine Bereicherung durch den Erwerb eines kleinen Weingutes in der Nähe von Dresden.

Alle sind voll froher Schaffenskraft und machen weitgehende Zukunftspläne, besonders der Vater. Wenn sie hinauswandern zu ihrem Landhaus, da scheint das Glück neben ihnen herzugehen, bis die Schatten des Unglücks niedersinken uud alle Helligkeit auslöschen. Damit schließen die Erinnerungen, und uns bleibt nur das Bedauern darüber, daß diese Schilderungen nicht über die Jugendzeit des Verfassers hinausreichen.

Wilh. v. Kügelgen und Ludwig Richter waren Altersgenossen und Freunde.

Als Zeichner ist Ludwig Richter allen bekannt, für viele gehört seine Kunst auch schon zu einem überwundenen Standpunkt. Aber er stammt aus dem Künstlerreich, das den Vogel Phönix im Banner trägt. Die Freude an seiner Kunst und das Verständnis für seine Kunst können wieder lebendig werden — heute oder morgen oder nach hundert Jahren. Er ist im heutigen Sinn niemals modern gewesen, und er hatte doch so viel von dem, was viele Moderne nur in ihrer Einbildung, nicht in Wirklichkeit besitzen: nämlich persönliche und künstlerische Eigenart. Wer sich in seine Tagebuchblätter und und in den Anblick seiner Bilder vertieft, hat immer die Vorstellung einer großen Stille und eines tiefen Friedens.

Sein Wirken und Schaffen, sein persönliches Leben und die künstlerische Darstellung dieses Lebens ergeben einen so vollendeten Gleichklang, daß alle Lebenskünstler, die sich die Pflege ihrer Individualität angelegen sein lassen, ihn darum beneiden könnten.

„Leben und Kunst müssen eins sein und dürfen sich nicht scheiden, so war's bei den Alten", sagt er ja selbst.

Ludwig Richters Biographie enthält zum Schluß einige Briefe von ihm und seinem Freunde Kügelgen, die sie sich im Alter schrieben. In Richters Briefen finden wir den Ausdruck der Sehnsucht nach immer lichterer Vollendung des irdischen Daseins. Die Antworten des Freundes sind, ganz wie wir es vom „alten Mann" gewohnt sind, temperamentvoll und lebendig.

Kügelgen schreibt ihm: „Es ist merkwürdig, mit wie wenigem Du so große Effekte zu Stande bringst, selbst Lichtwirkungen, — aus jedem Strich jauchzt das Talent."

Eine andere Briefstelle: — „Und doch hört man so selten von einander, vielleicht durch meine Schuld, denn wirklich weiß ich nicht, ob ich deinen letzten Brief vom 20. Dezember 1862 beantwortet habe oder nicht, diesen lieben Brief, in den es sich hinein blickt, wie in das Dunkel eines Hochwaldes, in dessen Tiefe Sonnenlichter spielen! Es wurde mir recht heimisch zu Mute bei dir und deinen Klagen. Du meinst, ich sei wohl fester gehämmert durch Welt und Menschen. Ach, Lieber! Alles, was du von dir sagst, gilt ebenso von mir, und ich könnte es dir zurückrufen als mein eigenstes Bekenntnis."

Ludwig Richter schreibt viel über alte und neue Kunst. Einmal bemerkt er: „Deshalb kokettieren die Schöngeister auch sämtlich mit ihrem „dämonischen" Wesen, wie sie es nennen, und ein dämonischer Reiz in Kunstwerken

oder sonst ist ihnen das Höchste, weil es eine gewisse Tiefe zu haben scheint, nach der sich ihr äußerliches Wesen doch auch sehnt."

Diese Sehnsucht nach dem Dämonischen, nach unbekannten Tiefen wird man heute wohl noch häufiger bei den Künstlern antreffen als damals. Sie spricht sich auf jedem Kunstgebiet aus — nicht am wenigsten in der belletristischen Literatur.

Da gibt es zwei Erzählungen, die von Malern geschrieben wurden.

„Die andere Seite. Ein phantastischer Roman von Alfred Kubin," und „Auf der Schwelle von Walter Leistikow." Es liegt ein gewisser Gleichklang in diesen Titeln — dem Sinne nach.

Sie klingen abwehrend oder verheißungsvoll. Ein erwartungsvolles Aufschauen, — was wird es da geben? — Die Lösung eines Rätsels oder den Blick in ein unbekanntes Reich . . . .

„Die andere Seite". Man fängt an zu lesen und wartet — aber gleich nach den ersten Seiten ohne große Spannung, weil die Diktion nicht mit suggestiver Gewalt auf den Leser eindringt.

Kubin der Maler kommt aus dem Reich der ewig Einsamen. Wer die grausige Phantastik seiner Zeichnungen kennt, für den bedeutet sein Roman eine Enttäuschung. Als Maler schaltet und waltet er frei im Reich der Phantasie — er gibt uns Traumbilder, die in ihrer Art vollendet sind, — als Schriftsteller trifft er auf mancherlei Hindernisse. Hier ist in der Tat das Material rebellisch geworden, wie Delacroix es wünschte, aber Kubin der Dichter hat nicht die Fähigkeit es zu besiegen, soweit die künstlerische Form in Betracht kommt.

Der Inhalt des Romanes kann nicht in aller Kürze wiedergegeben werden, weil der symbolistische Tiefsinn alles überwuchert und man vergeblich den roten Faden zu fassen sucht.

Der Held der Erzählung wird durch einen „Agenten" aufgefordert, in ein Traumreich überzusiedeln, das ein ehemaliger Schulkamerad gegründet hat.

Er und seine junge Frau reisen voller Erwartung hin.

Nach drei Jahren kehrt er allein in die Heimat zurück. Seine Frau ist im Traumland gestorben, weil sie sich an das dortige Klima und an die Lebensweise nicht gewöhnen konnte. —

Wenn man früher einen Ausflug in das Land der Romantik machte, da führte der Weg in die unbekannte, lockende Ferne. Wie der Prinz im Märchen mußte man sich einen Weg durch Rosenhecken bahnen. Hier in diesem phantastisch-realistischen Roman wird die Reiseroute ganz genau vorgeschrieben: München—Konstanza—Baku – Samarkand — mit allen dazwischen liegenden Stationen — und dann ist man im Traumland.

Der Einzug gestaltet sich wie ein wirklicher Traum. Die Reisenden kämpfen mit dem Schlaf und es ist ihnen, als ob sie durch das Tor des Todes schritten.

Traumländer existieren ja, wie jeder Künstler aus Erfahrung weiß. Nur vermißt man hier die Naivetät der gestaltenden Künstlerphantasie. Durch den Realismus der Reisebeschreibung wird der Leser fühlbar auf dieser Erde festgehalten und man fragt sich, warum man gerade über Samarkand reisen muß, um in ein Phantasieland zu kommen. — Und dann diese unangenehme Zugabe von rauchenden Lampen, baufälligen Häusern und sumpfigen Niederungen! — Die Eisenbahnfahrt wird mit einer Ausführlichkeit geschildert, die man dem Verfasser gern erlassen hätte. Dazwischen faßt er sich wieder allzu kurz, z. B. „Wie orientalische Städte aussehen, setze ich als bekannt voraus. Es ist genau so wie bei uns, nur orientalisch."

Kubins Fahrt ins Traumland kontrastiert in ihrer nüchternen Reizlosigkeit seltsam mit der märchenschönen Wirklichkeit, die uns J. Kordes in seinen Reiseerinnerungen aus Turkestan vor Augen führt.

Claus Patera heißt der Herr des Traumlandes, und „Perle" wird die häßliche Stadt genannt, in der er residiert.

Spieler, Abenteurer, Journalisten, Künstler, Verbrecher, Spiritisten, Kranke, Unglückliche sind seine Untertanen. Alle stehen im Bann seiner Hypnose. Sie leben in alten Häusern, in denen nachweislich ein Verbrechen begangen worden ist und die der allmächtige Gebieter, dem unbegrenzte Mittel zur Verfügung stehen, überall hat zusammenkaufen und in seine Stadt bringen lassen. —

Die meisten Leser werden wohl darauf verzichten, nach dem tieferen Sinn all' dieser Seltsamkeiten zu forschen, die zuweilen nur darin bestehen, daß das Gegenteil vom Gebräuchlichen gesagt wird.

Zuweilen macht der Verfasser eine Annäherung an den Humor — aber es bleibt bei der Annäherung — herrschend wird er nicht.

Durch den ganzen Roman sind philosophische Betrachtungen verstreut über das Wandern auf Erden, über Sein und Nichtsein.

Er sagt: „Wer seinen Rhythmus erfaßt hat, der kann ungefähr berechnen, wie lange Qual und Leid für ihn dauern kann."

Das ist der Forscher, der sich vom Menschen und Künstler abstrahiert hat und mit wissenschaftlichem Ernst sein Herz unter der Lupe betrachtet. Die Resultate dieser Forschungen werden leider mit einer dem Traumzustand entsprechenden Unklarheit wiedergegeben.

Zu denen, die den Maler Kubin im Anfang seiner Künstlerlaufbahn zu verstehen suchten, die sich nicht achselzuckend abwandten, gehörte Arthur Holitscher. Er spricht von ihm, wie von einem, der durch Mitleid wissend geworden. Da heißt es: „Hier ist ein Leidender in die Tiefen seines gut durchpflügten Wesens hinabgestiegen und hat mit der Naivetät des zum Empfinden Verdammten die Form der Pein zu ergründen gesucht, an der er vergeht." — Zum Schluß sagt er: „Und doch kann man nicht ohne Wunsch

und Rührung an die Zukunft des Künstlers denken, die ihm vielleicht die Stimme entgegensenden wird: „Du weinest — sieh! es lacht die Aue!"

Das Motiv, das in seinen Bildern häufig wiederkehrt, ist die Wehrlosigkeit des Menschen dem Schicksal gegenüber. Das Erliegen, die stumme Verzweiflung, das innerste Leid sind wiedergegeben und werden erbarmungslos hell beleuchtet.

Kubin, der mit dem Zeichenstift so geistreich sein konnte, läßt im Roman die Flügel seiner Phantasie allzu oft auf der Erde dahinschleifen. Schließlich stürzt das ganze Traumreich zusammen, und auch der Herr des Reiches muß untergehen. Nur wenige haben die Katastrophe überstanden. Zum Schluß sagt er: „Ich selbst trat die Heimreise über Taschkent an in Begleitung eines Arztes und mußte zunächst in Deutschland eine Heilanstalt aufsuchen, um mich zu erholen und mich an die alten Lebensverhältnisse, besonders an das Sonnenlicht, zu gewöhnen. Es dauerte Jahre, bis ich wieder halbwegs zutraulich zu meiner Umgebung wurde und meinem Berufe in gewohnter Weise nachgehen konnte." —

Einem phantastischen Werk kann man ja inhaltlich nichts anhaben, weil es sich um unkontrollierbare Dinge handelt.

Das persönliche Interesse, das man dem Maler entgegenbrachte, vermindert sich dem Dichter gegenüber, weil nicht mehr ein Leidender vor uns steht, der unter dem zwingenden Druck seiner Phantasie Kunstwerke schafft, — sondern ein Schriftsteller, dem, wie es scheint, die seelische Nötigung zu seiner Arbeit fehlte.

Schwer und nebelgrau wie die Atmosphäre des Landes, lastet die Erinnerung an diese Lektüre auf dem Gedächtnis des Lesers. Der Realismus ist ohne Lebenswärme und die Phantastik ohne zwingenden Reiz.

Kubin hat Allan Poes Novellen illustriert. Er könnte auch E. Th. A. Hoffmann und Hans Heinz Ewers illustrieren — aber seine eigenen Traumbilder interpretieren kann er nicht.

Diese Phantasien stiegen aus Tiefen, in die seine schriftliche Ausdrucksfähigkeit nicht hinabreicht.

In der Erzählung „Auf der Schwelle" von Walter Leistikow werden die Erlebnisse eines jungen Mannes geschildert, der zur Klarheit über sich selbst kommen will. Er sucht, tastet, stürmt vorwärts, bis er sein Talent und seine Persönlichkeit entdeckt hat. Wir werden mit einer Familie bekannt gemacht, durch die Hans Lürssen, der junge Held der Geschichte, in Berliner Künstlerkreise eingeführt wird. Die Familie, die aus der Mutter, ihrem Sohn und zwei Töchtern besteht, hat früher bessere Tage gesehen. Seit dem Tode des Vaters sind sie verarmt, und, um sich Existenzmittel zu schaffen, haben sie einen Kunstverlag und ein photographisches Atelier eröffnet. Künstler und Schriftsteller verkehren im Hause. Die jungen Töchter tanzen gern — und wenn sie tanzten, „war alles Rhythmus, Grazie, Musik".

Leistikow wurde, als er nach Berlin zog, von einer in ähnlichen Verhältnissen lebenden Familie mit dem Friedrichshagener Kreis bekannt gemacht. Da lernte er Gerh. Hauptmann, Max Halbe, Bruno Wille und viele andere kennen, die sich später einen Namen gemacht haben.

Obgleich die Erzählung „Auf der Schwelle" keine Autobiographie ist, merkt man doch überall, daß eigene Erlebnisse erzählt werden. Leistikow lebte unter Schriftstellern und wurde selbst Schriftsteller. Als Journalist vertrat er die Interessen der Berliner Sezession, zu deren Führern und tapfersten Streitern er später gehörte.

Das Entstehen, Emporwachsen und Zerfallen der Sezession hat sich vor den Augen der Welt mit der Folgerichtigkeit eines Naturvorganges abgespielt, — nur daß es in Berlin nicht so still herging, wie bei allem Werden, Blühen und Vergehen in der Natur!

Maler war Leistikow immer gewesen. Schon als kleines Kind schien ihm dieser Beruf der schönste zu sein. Die Enttäuschungen und Zurücksetzungen, die er anfangs erfuhr, machten ihn nicht mutlos. Im Bewußtsein seines Talentes ging er beharrlich seinem Ziel, entgegen bis auch für ihn der glänzende Aufstieg begann.

Nur wenige Jahre konnte er sich der allgemeinen Anerkennung erfreuen, da erkrankte er — und bald hörte man von seinem tragischen Ende. — Er sah den Tod auf der Schwelle stehen und ging ihm, gefoltert von Leiden, einige Schritte entgegen und faßte selbst nach seiner Hand

Er verließ den Schauplatz, als das Wort Sezession noch einen hellen, stolzen Klang hatte.

Wie ein Freund von ihm erzählt, gab es zwei Glücksfälle in seinem Leben. Der eine war die Bekanntschaft mit Liebermann, an dessen Seite er für sein Ideal kämpfen konnte, und der zweite das Bekanntwerden mit Anna Mohr, seiner nachmaligen Gattin. Sie war Dänin, und er verbrachte häufig den Sommer in Dänemark. Zu den Bildern, die ganz seine charakteristische Eigenart zeigen, gehören die Dünenbilder aus Jütland und die dänischen Waldlandschaften. Bekannter noch sind seine Bilder aus der Mark. Eine stille verzauberte Welt tut sich da vor uns auf. Die Größe der Einsamkeit, umspannt von den weichen Fittichen der kommenden Nacht, wirkt unendlich lockend.

Es ist nicht das heiße Märchenland Böcklins, in das er uns führt, es sind vertraute Waldlandschaften und die grünen Ufer einsamer Seen. Als dunkle Silhouette erhebt sich der Wald. Von den feuchten Wiesen weht es frisch herüber, und weiße Vögel ziehen schattenhaft mit leisem Flügelschlag über das Wasser dahin.

Er ließ sich von der Schönheit, auch wo sie ihm in der Dichtung entgegentrat, leicht beeinflussen.

Magisch fühlte er sich angezogen von Maeterlincks Kunst.

Als er in Paris einer Vorstellung von „Pelleas und Melisande" beigewohnt hatte, nahm ihn der schwermütige Zauber dieser romantischen Dichtung so gefangen, daß die Wirkung sich auch in seiner Malerei bemerkbar machte. Es kommt etwas Melancholisches in seine Bilder.

Auch in seiner Erzählung „Auf der Schwelle" merkt man zuweilen etwas von Maeterlinck-Stimmung. So auf Seite 60.

Sie haben wieder getanzt und sitzen zusammen und plaudern. „Eben noch hatten die Mädchen gelacht und gescherzt. Jetzt saßen sie wie unter einem drückenden Bann. Eine fühlbare Schwüle lastete auf der Gesellschaft. Voll Erstaunen und Erschrecken sah Hans diese Umwandlung."

Bei Maeterlinck entwickelt sich die Handlung vor den Augen des Zuschauers, und die Stimmung wird hervorgerufen durch die handelnden Personen, die unter dem Einfluß einer geheimnisvollen Macht zu stehen scheinen.

In Leistikows Erzählung wird der Leser nicht in Mitleidenschaft gezogen. Er erfährt erst durch das Referat eines jungen harmlosen Beobachters etwas von einer derartigen Stimmung.

Was manchem seiner Bilder den hohen Reiz verleiht, die Schatten der Dämmerungen, der kühle Hauch, das Fehlen der Details zu Gunsten der geschlossenen Gesamtwirkung — das gereicht in übertragenem Sinn seinem Buch zum Nachteil.

Die Gestaltungskraft, die in seinen Bildern so überzeugend wirkt, die fehlt dem Dichter. Die Wesen, die er schildert, bleiben alle schattenhaft. —

Viele Wege führen zum Tempel der Kunst, und wie jeder seinen Weg suchte, fand und ging, das erfahren wir heutzutage von den Künstlern selbst oder durch ihre Biographen.

Einer der geistvollsten Künstler, dem das Wort gehorcht wie der Meißel, ist Rodin. Wie er mit leichter Hand aus bildsamem Ton seine Gestalten formt, so entsteht in abgerundeter Form aus Gedankenfülle und Phantasie heraus das Kunstwerk seiner Rede.

Memoiren und Künstlerbiographien werden den Leser immer interessieren, wenn der Verfasser, in seelische Tiefen tauchend, das vibrierende Leben zu deuten und das innerste Wesen des Künstlers zu erfassen versteht.

Oft handelt es sich da nur um äußere Dinge. Die biographische Kunstform verlangt mehr als das gewissenhafte Aufzählen von Daten und Tatsachen.

Nur die geistvolle Darstellung und die nachempfindende Phantasie des Verfassers erheben den Leser in Höhen, von welchen er psychologische Fernblicke gewinnt, die er in einer trockenen Darstellung niemals entdeckt hätte.

Auch Giovanni Segantini gehörte zu den Künstlern, bei denen Leben und Kunst eins waren.

Seine Tochter Bianca hat jetzt ein Buch herausgegeben, das die Schriften und Briefe ihres Vaters enthält. Es kann als Ergänzung zu seinen in verschiedenen Sprachen existierenden Biographien betrachtet werden.

Vor den Augen des Lesers ersteht das Bild eines edelgesinnten Menschen und großen Künstlers. Mit einer Einfachheit, die zuweilen unterstrichen erscheint, und doch ganz und gar zu seinem Wesen gehörte, zeichnet er seine Erinnerungen auf. Die Kinderzeit wird mit den Worten charakterisiert: „Freudvoll und leidvoll, aber niemals eintönig, weil auch Schmerz und Trauer mich nicht ganz unglücklich machen konnten."

Mit den Eltern hatte er früher in Arco, in einem von steilen Felsen und grünen Bäumen umgebenen Hause gelebt. Als er als sechsjähriges Kind die Eltern verloren hatte — die Mutter war gestorben und der Vater ausgewandert — da nahm ihn eine erwachsene Stiefschwester nach Mailand mit.

Sie lebten in einer dunklen Stadtwohnung und man kann ihn ganz verstehen, wenn er sagt: . . . „Der Traum, den ich suchte, meine ständige krampfhafte Sehnsucht, das waren die grünen Wiesen, die bis auf den schimmernden Sandgrund durchsichtigen Bächlein, mein kleines Gärtchen in Arco, jene Schlupfwinkel voller Schattenfrische, die ich vor allem liebte."

Als der kleine Mensch ganz in Apathie zu versinken droht, kommt ihm der rettende Gedanke an Flucht. Wie er sich erinnerte, war sein Vater nach Frankreich gegangen und nicht zurückgekehrt. Er begibt sich auf die Landstraße, um auch nach Frankreich zu wandern. Nach einigen Stunden überraschen ihn Regenwetter, Dunkelheit und Müdigkeit. Er schläft ein und wird von mitleidigen Bauern aufgenommen. — Damit schließen seine Kindheitserinnerungen.

Als jungen Mann finden wir ihn wieder, der unterdessen sein Maltalent entdeckt hat und sich voller Erbitterung über den akademischen Drill ausspricht.

In den Kunstberichten ist zuweilen die Rede von dem „herben, germanischen" Zug in seinem Wesen, der ihn in die Einsamkeit der Berge trieb. Seine Liebe zur Natur und der innerliche Ernst sind wohl eher auf die Erfahrungen seiner Kinderzeit zurückzuführen.

Das Umherirren in einem Walde von unklaren Gefühlen, das Suchen nach dem richtigen Wege, das verzweifelte Ringen um Gestaltung einer Idee, das so häufig den deutschen Künstler kennzeichnet, scheint Segantini ganz fern zu liegen. Dieser leidenschaftliche junge Italiener weiß ganz genau, was er will und kann. Er drückt sich sehr klar aus, läßt sein Urteil nicht beeinflussen und bekundet überall, im Leben und in der Kunst, eine große Selbständigkeit.

Die sonnigen Tage im romantischen Arco und die dunklen Schatten, die später über seine Kinderzeit fielen, die wirkten nach bis an den letzten Tag seines Lebens. Das Helldunkel, in das seine Jugendzeit gestellt wurde, gab seinem Wesen den Ernst und die Einfachheit, die ihn und seine Kunst auszeichnen, und weckte seine tiefe Liebe zur Natur und zu allem Lebendigen.

Eine dem rauhen Leben sehr angemessene Nüchternheit verließ ihn nicht, und vor diesem Leben floh er in die Einsamkeit des Hochgebirges, und dort, umgeben vom tiefsten Schweigen und kalter, klarer Luft, malte er seine Alpen-

landschaften. Künstlerische Wiedergabe der Natur mit ihren Stimmungsreizen war sein Ideal. In seinen Bildern finden wir die jubelnde Frische des Morgens beim Sonnenaufgang — die Mittagsstille — und die klare, sonnige Abendbeleuchtung. Es kam nichts Zerrissenes in seine Seele, und allen den armen Leuten, die er malte, gab er im Bilde etwas von dem Frieden mit, den er in sich trug.

In seinen Tagebuchblättern und Briefen an Freunde und Freundinnen hat er oft in aphoristischer Kürze seine Ansichten ausgesprochen.

Er war sich der Abhängigkeit, in der die Kunst vom Leben steht, wohl bewußt und verlangte deshalb vom Künstler ungeteilte Hingabe an sein Ideal. Alle Kraft muß zusammen genommen werden, damit die schöpferische Energie tätig bleibt. „Die fiebernde Leidenschaft, die den Künstler bei seinem Werke ergreift, strahlt zurück und löst beim Betrachter die gleiche Bewegung aus: alles ist jetzt lebendig und erfüllt von wirklichem und warm pulsierendem Leben."

„Das Wunder der Kunst offenbart und enthüllt sich, wenn wir es in uns haben. Einimpfen läßt es sich nicht. Wenn wir in uns die künstlerische Idee keimen fühlen und ihr alle unsere Fähigkeiten schenken, bis sie zur Reife kommt, so ist es uns, als ob eine Flamme plötzlich unsere Seele erwärme und erleuchte: die Kraft dieser Flamme ist unwiderstehlich und das Kunstwerk ersteht durch sie zum Leben."

Unter den Bildern, die das Buch enthält, ist die Reproduktion nach einer aus der Jugendzeit stammenden Büste des Künstlers besonders interessant. Der Blick ist aufmerksam in die Ferne gerichtet, als sähe er dort ein lockendes Ziel. Schmerzliches Ringen mit dem Leben und seinen Mächten spricht aus dem jungen Gesicht, viel Energie und Sicherheit und der bewußte Wille, als Sieger aus dem Kampf hervorzugehen.

Bekannter ist die Büste, die Paul Trubetzkoi von ihm angefertigt hat. Wie er dem Freunde als Mensch erschien, sehen wir hier. Mit heiterer Ruhe schaut er zurück auf den Weg, den er gekommen ist. Güte und Nachsicht haben sich zum Stolz und zum starren, trotzigen Selbstbewußtsein gesellt, und die Sorge hat sich in Lebensfreude gewandelt.

Er liebte die Sonne, den Frühling, die Quellen, die in den Alpen aus den Felsen sprudeln.

In seinen Bildern setzte er gern alles irdische Geschehn in Beziehung zu seinen Bergen, und dort hoch oben, umgeben von Eis und Schnee, ist er auch gestorben.

Seine Lebensauffassung war eine fatalistische. Von dem Augenblick an, wo es ihm zum Bewußtsein kam, daß eine Brücke existierte, die aus seiner Traumwelt in eine wirkliche lichtdurchflutete Welt führte, in der sein Schaffen sich entfalten konnte, hat ihn der Glaube an seine Bestimmung nicht verlassen.

❀ ❀ ❀

Nachdruck verboten.

Hellerau.

Von Dr. Valerian Tornius (Leipzig).

Es sind jetzt ungefähr anderthalb Jahrzehnte verstrichen, seit Karl Büchers aufschlußreiches Werk über „Arbeit und Rhythmus" erschien. Vielleicht erhielten damals viele zum erstenmal einen Begriff davon, daß der Rhythmus nicht allein ein Grundelement der Musik und Dichtung ist, sondern daß alle Kunst auf ihm basiert, daß er jeder Ausdrucksbewegung innewohnt, daß er unsere Umwelt durchdringt und daß er letzten Endes sogar unser Dasein dirigiert. Die Fälle stehen nicht vereinzelt da, in denen Forscherfleiß und gefühlsmäßiges Erfassen zu gleicher Zeit verwandte Ergebnisse zutage förderten. Und so war es auch mit dem Rhythmus. Während Bücher theoretisch seine Bedeutung für unser Leben fixierte, kamen andere auf praktischem Wege zu ähnlichen Resultaten. Die Anschaulichkeit tut immer größere Wirkung als die Theorie. Kein Wunder, daß darum die Tänze der Isadora Duncan auf die Masse größeren Eindruck machten als die geistvollen Ausführungen des Leipziger Gelehrten.

Und doch war, was Isadora Duncans Gliedersprache über den Rhythmus zu sagen hatte, im höchsten Grade einseitig. Es bezog sich nur auf eine einzelne Kunst: die Tanzkunst. Siegend, von Triumph zu Triumph fortschreitend, zog diese Amerikanerin durch die Konzertsäle Europas und verkündete neue Geheimnisse der Körperbewegung, eine neue in Plastik umgesetzte Musik. Man sprach allgemein von einer Renaissance des hellenischen Tanzes, also jener Kunst, in der doch die Urkeime des klassischen Dramas gesteckt hatten; man war froh, endlich einmal von den erstarrten Formen des Rokokoballets, von Schnürbrust und Hackenschuhen, traditionellen Pas und Figuren befreit zu sein; man fand aufs neue Gefallen an der Schönheit der natürlichen, ungezwungenen Körperbewegung. Der Sinn für Plastik des menschlichen Körpers wurde wieder lebendig. Aber es blieb, wie gesagt, doch nur Tanz, was die Meisterin und ihre Epigonen uns brachten. Instinktiv fühlte man, daß sich hier nur eine Seite einer neuen Erscheinung in blendendem Lichte zeigte. Wo waren die anderen? — Die Schule, die Isadora Duncan ins Leben rief, vermochte nicht, sie uns zu zeigen. Vielleicht, weil der Blick der Amerikanerin nicht weiter als über den engen Bereich ihrer Kunst hinausging. Was uns die Duncan schuldig blieb — es war der weitaus größte Teil des Geheimnisses, gewissermaßen das Fundament ihrer Kunst — hat der Genfer Jaques Dalcroze uns gegeben.

In Deutschland scheint man für solche Bestrebungen mehr als anderswo ein offenes Auge zu haben; es ist darum nicht verwunderlich, daß — wie seinerzeit die Duncan in Deutschland Unterstützung fand — auch dem Schweizer-Franzosen Dalcroze hier kunstsinnige Förderer hilfreich unter die Arme griffen, um ihm die Verwirklichung seines Unternehmens zu ermöglichen. Es wäre

für diesen Zweck kaum ein Ort besser geeignet gewesen, als die liebliche, in der Nähe Dresdens gelegene Gartenstadt Hellerau. Schon ihr Name verheißt etwas Freundliches, Heiteres, Sonniges. Der Besucher wird auch nicht getäuscht. Schnell löst die Straßenbahn sich aus dem Häusergewirr der Großstadt und steigt gemächlich zu leichten, welligen Höhen empor. Bald umgeben einen anheimelnde duftende Kiefernwälder, und nach kaum zehn Minuten dauernder Fahrt lugt es auch schon zwischen den Baumstämmen hervor, das schmucke, freundliche Städtchen mit seinen sauberen grauweißen Häuschen und grünen Fensterläden.

Doch das Ziel unserer Sehnsucht liegt noch weiter. Wir pilgern hinauf zu einem breiten, baumlosen Plateau, auf dem uns einige Häuser grüßen. Seitwärts irrt der Blick ab und bleibt haften an den aus dem Tale ragenden Türmen von Dresden, um die der Abenddunst graue Schleier webt. Erinnerungen erwachen an Fiesole und das zu seinen Füßen leise in den Abend hinüberdämmernde Florenz, und man begreift, warum die sächsische Hauptstadt den Beinamen „Elb-Florenz" erhielt. Ein Augenblick des Verweilens, und dann wieder aufwärts, dorthin, wo die buntbewimpelten Fahnenstangen den Weg zum Festspielhaus weisen. Deutlich zeigt sich uns jetzt ein ziemlich umfangreiches Häuserquadrat, bestehend aus niedrigen, einstöckigen, harmonisch aneinandergegliederten Gebäuden, unter denen, die Mitte der einen Seite einnehmend, schlicht, monumental, durch seine sechs viereckigen, die Front stützenden Säulen fast etwas streng wirkend, das Festspielhaus sich erhebt. Wie sein Äußeres präsentieren sich auch die inneren Räume. Weiße Helle dominiert in ihnen, kein Ornament verunziert Säulen und Wände, edle und schlichte Natürlichkeit spricht aus allen Formen. Man spürt überall die Würde der ernsten Kunst, verbunden mit der achtsamen Sorgfalt eines zielbewußten Pädagogen. So bereitet schon der äußere Eindruck die erforderliche Stimmung vor und steigert die Aufnahmefähigkeit für die kommenden Aufführungen.

Das Programm der Schulfeste zerfiel in zwei Teile, von denen jeder auf einen Tag berechnet war. Am ersten Tage gelangte der Gang der Hellerauer Ausbildung von den einfachsten Anfängen bis zu den schwierigsten und kompliziertesten Leistungen zur Vorführung. Er bildete das interessanteste des Programms, zeigte sich doch hier deutlich die Absicht und Methode Jaques Dalcrozes an. Will man die Ziele der Hellerauer Bildungsanstalt kurz fixieren, so kann man sie darin sehen: sich von allen erzwungenen, unschönen Bewegungen zu befreien, sein Gefühl für Schönheit und Plastik des Körperbaues auszubilden und schließlich — was wohl die Hauptsache ist — eine Harmonie zwischen Körper und Seele herzustellen, d. h. nicht nur äußerliche, sondern auch innere Freiheit zu erlangen. Den Weg dorthin weist in erster Linie die rhythmische Gymnastik, denn durch sie werden, da eine Wechselwirkung zwischen Körper und Seele stattfindet, alle jene Eigenschaften heranbildet, die letzten Endes jene eben erwähnte innerliche Befreiung herbeiführen: Ordnung, Selbstbeherrschung, Geistesgegenwart, zielbewußter Wille.

Die Musik, in der sich im Vergleich zu den übrigen Künsten am eklatantesten der Rhythmus äußert, muß hierbei die Assistentenrolle übernehmen. Mit ihrer Hilfe werden schon die Grundelemente der rhythmischen Gymnastik, Hemmungen und plötzliche Bewegungen, geübt. Ihre Mitwirkung verstärkt sich naturgemäß, je komplizierter die Übungen werden, bei der Zerlegung der Zeit und des Raumes in bestimmte Rhythmen. Von der Zerlegung durch den Sprung geht es nach dem Grade der Schwierigkeit aufsteigend zur Zerlegung des Gehens in achtel und sechzehntel, ganze und andere Noten, zur Zerlegung durch Synkopen, zu doppelter Schnelligkeit gegebener Rhythmen, Verkörperung derselben, plastischem Ausdruck der Zeitwerte, symmetrischen Gruppenübungen in einfacher und doppelter Schnelligkeit u. s. w., bis schließlich in den mit- und gegeneinander geführten Bewegungen schon das Gebiet der reinen plastischen Verkörperung musikalischer Formen betreten wird, das in primitivem Stadium durch polyrhythmische Spiele der Kinder zum Ausdruck gelangt, in schwierigerem von der Ausführung bestimmter Themata in Kanonform und mit Gesang sogar zur plastischen Darstellung eines Kontrapunktes emporwächst. Es ist eine Freude, die wunderbare Disziplin dieser einzelnen, von verschiedenen Rhythmen getragenen Gruppen, die Harmonie ihrer Körperbewegungen und die Elastizität und Leichtigkeit ihrer Schritte zu beobachten. Man kann sich kaum schöner ein Tongemälde in Plastik umgesetzt denken.

Kommt bei den erwachsenen Schülern und Schülerinnen der Intellekt als Hilfsfaktor sehr stark in Betracht und macht vieles erklärlich, so erregt es doch berechtigtes Erstaunen, daß schon acht- und neunjährige Kinder, nur auf gefühlsmäßiges Erfassen gestützt, recht schwierige Aufgaben lösen. Ich denke dabei an ein kleines, kaum drei Käse hohes Mädchen, das den Dirigententaktstok mit einer solchen Gewandtheit und mit so feinem musikalischen Verständnis schwang, daß es mit einem routinierten Dirigenten getrost in Konkurrenz treten konnte. Das deutet nur darauf hin, welches Gewicht auf die musikalische Erziehung bei Dalcroze gelegt wird. Und in der Tat stehen die Übungen in der Gehörsbildung, nach denen der rhythmischen Gymnastik, gewiß dem Erziehungsplan am nächsten. Hat das Ohr die richtige Schulung, ist es geschärft für die Welt der Töne, so folgt auch der Körper williger der rhythmischen Linie. Auch hier erlebt der Zuschauer manche Ueberraschung. Eine Gruppe singt zum Beispiel eine Melodie. Der Lehrer gebietet plötzlich Halt. Nach einer Weile läßt er sie fortfahren. Sie beginnen aber nicht an derselben Stelle, an der sie aufgehört hatten, sondern an einer anderen, die weiter liegt. Im Geiste hatten sie unhörbar weiter gesungen, sich nur mit einer rhythmischen Bewegung der Hand begleitend.

Hier handelt es sich schon um einen hohen Grad von Verinnerlichung rhythmischer Ausdrucksbewegung. Und gerade hier zeigt es sich, wie wichtig die rhythmische Gymnastik für das musikalische Studium sein muß. Nicht

allein die unabhängige Tätigkeit der Muskeln von einander wird dadurch erreicht, — das ist nur ein äußerliches Moment —, wichtiger scheint mir dabei die selbsttätige unhörbare rhythmische Arbeit zu sein, die zuweilen durch die Ausfüllung beliebiger Notenwerte in Solo- oder Orchesterspiel bedingt wird, und am wichtigsten schließlich das musikalische Empfinden, das mit einer solchen systematischen Muskelarbeit großgezogen wird.

Die Resultate aller dieser Übungen in rhythmischer Gymnastik, Gehörsbildung, ornamentalen Massenbewegungen, plastischen Stellungen zeigten sich dann auch in einem schönen Gleichklang bei der Aufführung von Glucks „Orpheus". Während man bei der Vorführung der Übungen Gelegenheit hatte, das Gedeihen und die Zusammensetzung des ganzen Dalcrozeschen Systems kennen zu lernen, sah man hier seine Bedeutung für die Darstellung großer Kunstwerke. Es wäre falsch, höchste Vollkommenheit von ihr zu verlangen, denn man darf nicht vergessen, daß die Bildungsanstalt noch ein junges, in der Entwicklung stehendes Institut ist. Auch kommt es hierbei nicht so sehr auf das Wie, als auf das Was der Leistung an, sind doch die Masse der Mitwirkenden nicht fertige Künstler, sondern Schüler. Erkennen soll man nur den Wert und Sinn der Hellerauer Ziele! Und das gab diese Aufführung deutlich zu verstehen. Ich habe eingangs schon kauf diese Ziele hingewiesen und brauche sie darum hier nicht zu wiederholen, aber eines möchte ich doch nicht unbetont lassen: den pädagogischen Geist, der in der Anstalt herrscht. Nicht zu einseitigen Fachkennern bildet er die Zöglinge heran, sondern zu lebensfreudigen, gemütvollen Menschen, damit gleichsam erkennen lassend die heilsame Wirkung, die alle diese Übungen auf den Seelenzustand des Menschen ausüben, und damit auch argumentierend die Absicht des Lehrplans: durch äußere Gewandtheit und Beherrschung seines Körpers sich zu innerer Freiheit durchzuringen.

❀ ❀ ❀

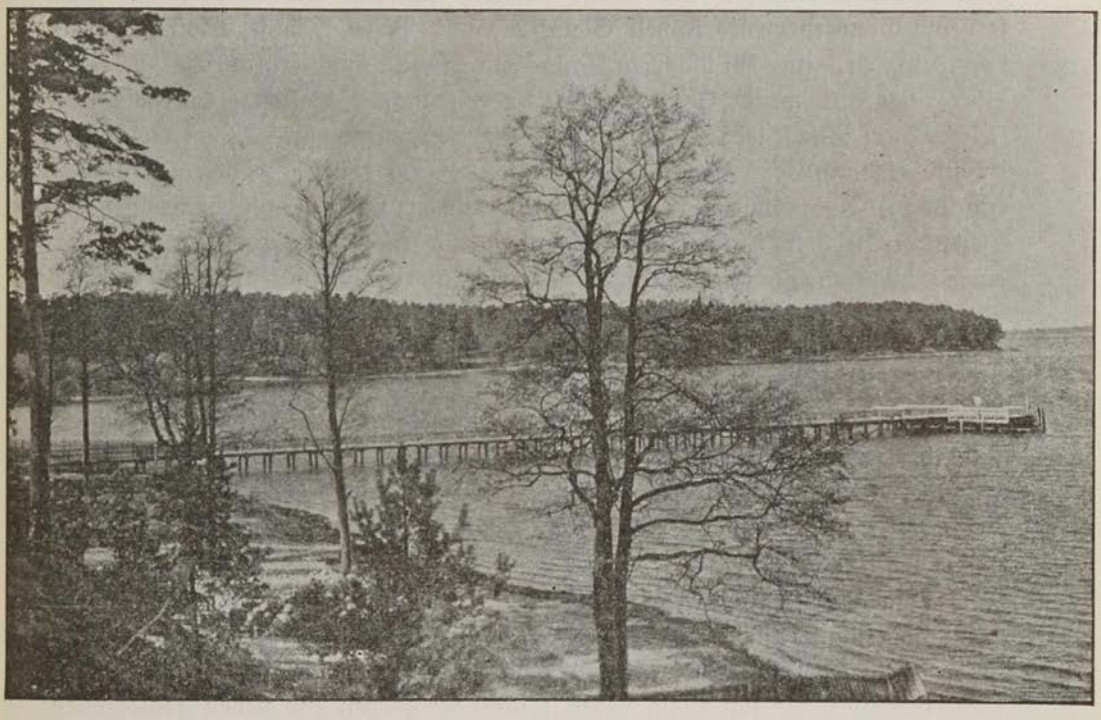
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Der Zoologische Garten in Riga.

Von C. Grevé. (Riga.)

Etwas über ein Jahr ist es her, daß in Riga ein zoologischer Garten eröffnet wurde. Ein Kreis von Männern aus den verschiedensten Berufsständen und verschiedenster Nationalität hatte den Gedanken gefaßt, ein derartiges Institut ins Leben zu rufen. Es fanden sich bald etwa 400 Personen, die einen Beitrag zu 125 Rbl. zu zahlen bereit waren, um das Anrecht auf „lebenslängliche Mitgliedschaft" zu erwerben, auch wurden von einzelnen Gönnern namhafte Summen gestiftet, um Gebäude zu bestimmten Zwecken und Tiergelasse aufzuführen. Im Jahre 1908 wurde das Statut der Gesell-

schaft „Zoologischer Garten" vom Gouverneur bestätigt und sollte die Tätigkeit der Gesellschaft beginnen. Da erhoben sich auf den Versammlungen Stimmen, die zum Abwarten mahnten, den Zeitpunkt für ungeeignet hielten und ein Fiasko prophezeiten. Zum Glück drangen die Optimisten in den Versammlungen durch und die Arbeiten wurden begonnen. Bald stellte es sich heraus, daß die Schwarzseher Unrecht gehabt hatten, denn trotz der sehr geringen Zahl von Tieren war der Besuch ein lebhafter. Das Publikum wurde eben noch durch andere Dinge hingezogen, vor allem durch die schöne Lage des Gartens, der ein Areal von 12 Dessjatinen (36 Lofstellen) im schönsten Kiefernwalde, dicht am Ufer des Stintsees umfaßt, angrenzend an



die Villenkolonie „Kaiserwald". Die Stadt hat das hübsch coupierte Terrain unter sehr günstigen Pachtbedingungen hergegeben und im Jahre 1913 sogar eine einmalige Subsidie von 20,000 Rbl. bewilligt. Diese Summe wurde als Grundkapital bestimmt, um mit weiteren Spenden im See am Ufer baldmöglichst Gelasse für Wassertiere im großen Stile aufzuführen, also für Eisbären, Seehunde, Fischottern, allerlei Wassergeflügel u. s. w.

Spenden sind schon recht reichlich gemacht worden und hübsche Baulichkeiten dafür teils schon ausgeführt (wie z. B. Verwaltungsgebäude, Affen-, Raubvogel- und Exotenhaus, Kassenhäuser und eine große Zahl kleinerer Tiergelasse), oder der Vollendung nahe (großes Elefantenhaus, Vorratskleete, Winterhaus für Wasservögel). Aber der Zugang an Tieren — meistens durch

Schenkungen — ist ein so rapider, daß noch viele Bauten erforderlich sind, und da fehlt es noch an hierzu verfügbaren Mitteln, und Spender wären sehr erwünscht. Die Einnahmen aus den Eintrittsgeldern sind sehr zufriedenstellend und übertreffen bedeutend den Voranschlag, aber sie reichen eben, um Honorare des Personals, die Futterkosten und sonstige laufende Ausgaben zu decken, nicht aber für etwaige Bauten.

In Bezug auf die Tiere erwähnten wir schon, daß die meisten dem Garten geschenkt wurden, darunter höchst kostbare Stücke. Nicht nur Gutsbesitzer vom Lande aus den drei Provinzen spendeten Elche, Hirsche, Damhirsche, Rehe und sonstige einheimische Tiere — auch aus den Nachbargouvernements erhielten wir Wölfe, Bären, schwarze Störche u. s. w. Aus ferneren Gouvernements kamen Säugetiere und Vögel, Füchse, Eisfüchse, Rentiere, Kamele, ein Wildschwein (aus Turkestan), Jungfernkraniche u. s. w. Aber auch aus weiter Ferne sandten oder brachten Balten — ein hübsches Zeichen der Heimatliebe — zum Teil sehr teure Exemplare. So aus Kamtschatka einen höchst selten selbst in Museen vorhandenen Seeadler (Haliaëtus branizkyi), Bartrobben (die leider bei einem Sturm mit Hochwasser im Dezember 1912 in den Stintsee entkamen und nicht wiedergesehen wurden), einen schwarzen Panther, einen Malaienbären und einen vierjährigen Elefanten aus Hinterindien. Ein anderer achtjähriger Elefant wurde hier in Riga von einem warmherzigen Freund des Gartens angekauft und zum Geschenk dargebracht. Papageien, eine Menge Wat- und Wasservögel, ein amerikanisches Bisamschwein (Pekari) kamen ebenfalls als Geschenke in den Garten. Ein Paar prächtiger Eisbären spendete ein Balte in Petersburg, eine große Zahl in Ascania Nova akklimatisierter Antilopen, Wild- und Steppenrinder, Hirsche, südamerikanischer Strauße, Kamele und Wasservögel sandte Herr F. Falz-Fein aus der Krim.

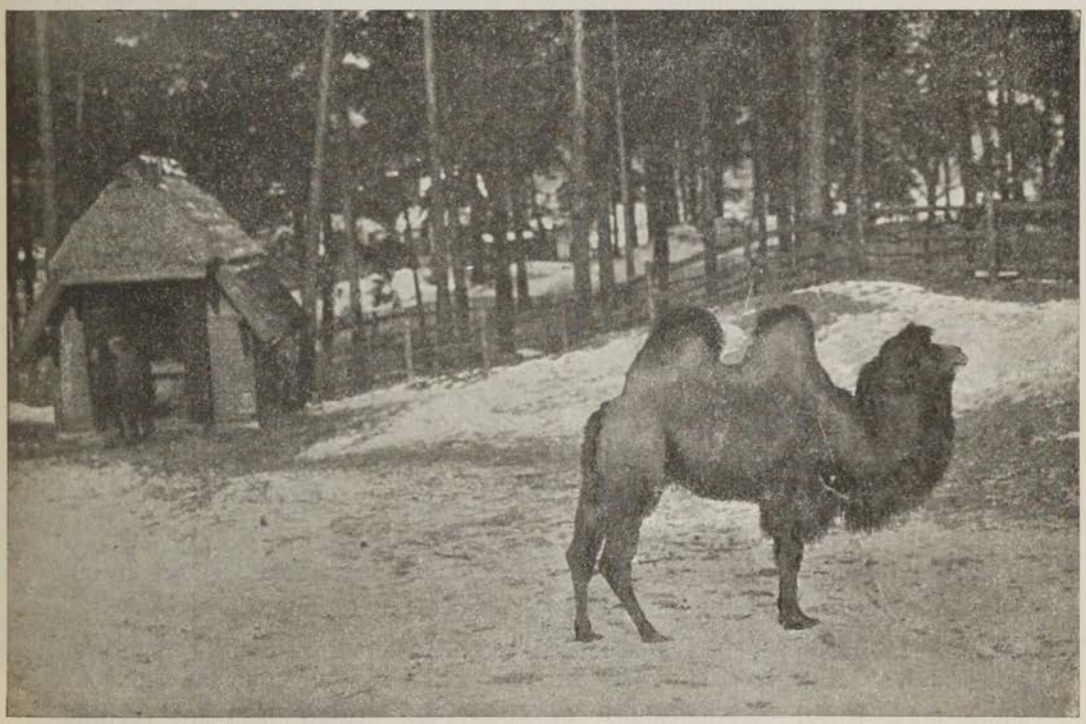
Angekauft wurden bei Gelegenheit einer Menagerieauktion im Innern Rußlands schöne Löwen, ein Zebu, Axishirsche usw. und aus dem Auslande bezogen Affen, Känguruhs, ein Paar Bisons.

Gebäude, die sich ruhig neben solchen der großen und neuen Zoologischen Gärten des Auslandes sehen lassen können, sind unser grandioses Raubvogelhaus (vielleicht das größte Europas), der Bärenzwinger, das Affen- und Elefantenhaus, vor allen Dingen aber die Löwenschlucht in Hagenbeckscher Manier.

Überhaupt sind alle Gelasse geräumig und die freien Ausläufe möglichst groß und der Natur des Tieres angepaßt. Reichliche Gelegenheit zu Bewegung und der ständige Aufenthalt im Freien, auch für Exoten, so lange die Kälte nicht zu böse wird, bringen es mit sich, daß unsere Tiere in gesundheitlicher Beziehung gut abschneiden, da die Todesfälle bisher nur 16% erreichten, während andere Gärten mit 30—36% rechnen.

Was die Besucher unseres Gartens anbelangt, so kann man auch ganz interessante Beobachtungen machen. In den Wochentagen wird das Institut

hauptsächlich vom sogenannten „guten Publikum" aufgesucht und die Frequenz wird jedenfalls noch steigen, wenn erst die elektrische Bahn bis dicht an das Gartentor geführt sein wird, was in allernächster Zeit geschehen soll. Jetzt hat man vom Haltepunkt des Tramway bis zum Zoo immerhin einen, wenn auch sehr hübschen Spaziergang durch den Kaiserwald von etwa 15 Minuten zu machen. An Sonn- und Feiertagen prävaliert der „kleine Mann", der Arbeiter, und der Zustrom ist ein sehr starker. Es kommen in den Monaten der schönen Jahreszeit an solchen Tagen im Durchschnitt 5000—7000 Besucher, am Pfingstsonntag und Montag hatten wir sogar über 11000 Personen zu verzeichnen. Dabei wird im Grunde genommen fast gar keine Reklame für den Garten gemacht, höchstens kommen Artikel und Notizen über neue Tiere



in die Zeitungen. Musik haben wir: ein Trio im Restaurant, — aber Militärmusik, die fürs große Publikum ein Zugmittel bildet, haben wir bisher noch nicht spielen lassen.

Anfangs war das Sonntagspublikum etwas unmanierlich, stieg über die Zäune an den Anpflanzungen, lagerte sich im Walde zwischen den Tiergehegen und hinterließ als ärgerliches Andenken Konservenbüchsen, Papier, Obstschalen u. s. w. Auch einzelne Roheiten gegen Tiere kamen vor. Aber nachdem allmählich ein gutes Wärterpersonal herausgemustert und einige Zeitungsartikel in den meisten Lokalblättern erschienen waren, ist die Sache anders

geworden. Man sieht auch schon öfter immer wieder dieselben bekannten Gesichter. Sind das aus dem guten Publikum einzelne Tierfreunde oder ständige Bewohner der Villen im Kaiserwald, so finden sich andererseits unter den Arbeitern Familien, die offenbar durch die Kinder immer wieder zu Besuchen veranlaßt werden. Die Leute bringen auch in Säckchen allerlei Futter für die Tiere mit, Brot, Zucker, Äpfel u. s. w., denn nach und nach knüpfen sich zwischen Tieren und Besuchern Bekanntschaften an, und mancher hat unter den Insassen des Gartens seine besonderen Freunde, denen er Extraleckerbissen mitbringt. Besonders sind mir einzelne Damen und Kinder aufgefallen, die ihre speziellen Lieblinge haben und von ihnen auch erkannt werden.

Man sieht, wie unbegründet die Anschauung derjenigen war, die da meinten, unser Volk sei noch nicht so weit, habe zu wenig Interesse für die Natur. Der Zoologische Garten ist augenblicklich in aller Leute Mund und für breite Bevölkerungsschichten einer der beliebtesten Ausflugsorte, obwohl er, wie schon oben gesagt, außer einer schönen landschaftlichen Lage und einer nicht zu großen Zahl von Tieren (140 Arten in etwa 425 Exemplaren), sowie einem guten aber bescheidenen Restaurant keinerlei sonstige Vergnügungen, wie sie sonst in Zoologischen Gärten üblich sind (Konzerte, varietéartige Aufführungen), bietet und auch in Zukunft nicht bieten soll.

Es ist jedenfalls ein Unternehmen, das sich einen wichtigen Platz unter den städtischen volkswohlfahrtlichen Einrichtungen gesichert hat. Der einfache Mann wird dadurch von der Kneipe abgehalten und verbringt fast den ganzen Feiertag in reiner, gesunder Waldluft, gewöhnt sich an ein anständiges Vergnügen im Kreise seiner Familie und erweitert seine Kenntnisse, bekommt Sinn für die Natur und ihre Schönheiten. Auch für sein Gemüt trägt er Gewinn davon, lernt beim Beobachten der Tiere erkennen, daß auch sie für Freude und Schmerz empfänglich sind und ein Anrecht darauf besitzen, sich ihres Lebens zu freuen und von den Menschen schonend behandelt zu werden. Und das ist in unserer an Roheitsdelikten so reichen Zeit von großer Bedeutung, denn wer ein Herz für die Tiere hat und sie gut behandelt, wird auch seinen Nebenmenschen gegenüber sich weniger hart und egoistisch verhalten.

Besonders erfreulich ist der starke Besuch des Gartens durch Schulen, den wir durch weitestes Entgegenkommen zu fördern suchen. Es kommen nicht nur die Schulen Rigas, um sich an schulfreien Tagen die Tiere anzusehen und das in den Naturgeschichtsstunden Gehörte und auf Tabellen oder in Präparaten Geschaute an lebenden Objekten aufzufrischen und fester einzuprägen, sondern auch Gebietsschulen vom Lande und aus benachbarten Gouvernements (Kowno, Witebsk, Pskow), aus benachbarten und weiter gelegenen Städten (so aus Libau, Mitau, Wenden). Im Frühling dieses Jahres hatten wir 49 Schulen als Besucher zu verzeichnen.

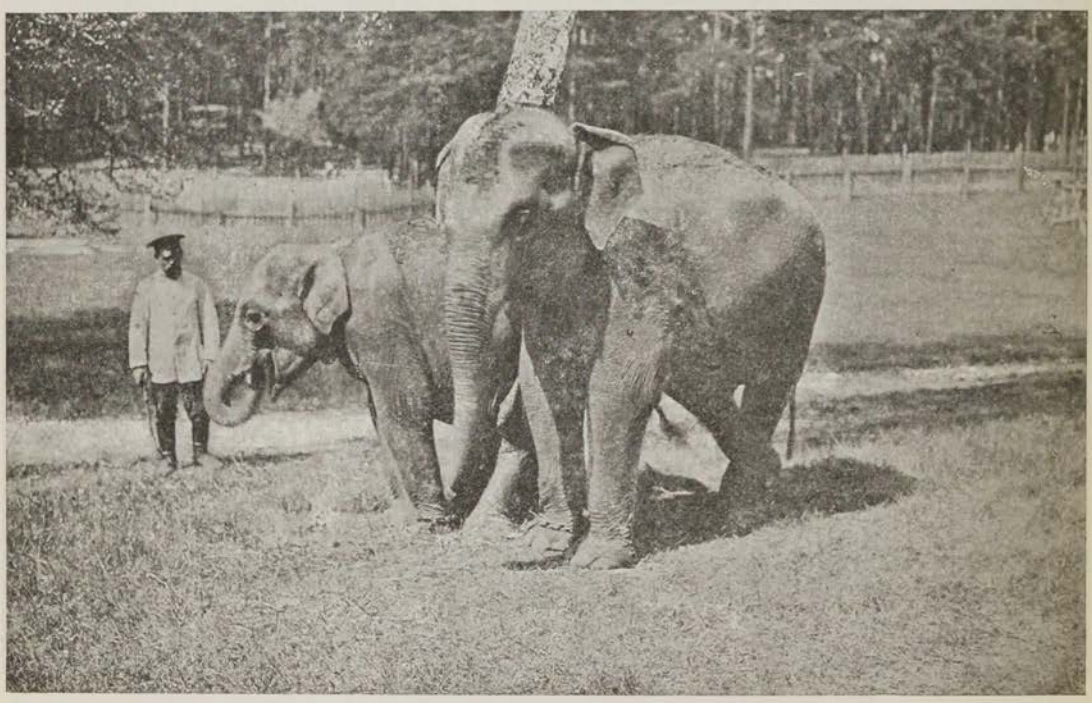
Wir sehen also, daß unser Rigaer zoologischer Garten sich trotz des Geschreies der Schwarzseher gleich von Beginn an als ein Institut erwiesen hat, das einem dringenden Bedürfnis entgegenkommt. Daher hat er auch ein Anrecht drauf, allseitig unterstützt zu werden. Es gibt so manche Leute aus den gutsituierten deutschen Kreisen unserer Stadt, die diesem Institut gegenüber sich noch ablehnend verhalten und größere Spenden verweigern, meist mit dem Hinweis darauf, daß sie so schon für allerlei deutsche Vereine und wohlfahrtliche Unternehmungen herangezogen würden und ihre Leistungsfähigkeit in dieser Beziehung aufs äußerste angespannt sei. Handelt es sich aber um Vergnügungen, um Maskenfeste, Vereinsveranstaltungen mit Kabarets und

ähnliche kostspielige Amüsements, wo zum Schlusse der Sekt fließt, dann ist immer Geld vorhanden. Doch wir hoffen, daß die gute Sache für sich selbst spricht und dem Garten immer neue Freunde und Gönner wirbt.

Fremde aus dem inneren Rußland, Leute, die oft im Auslande gewesen und auch die neuerstandenen Zoologischen Gärten (z. B. in Nürnberg, München, Rom) gesehen hatten, fanden den Rigaer Garten, trotz seines noch sozusagen embryonalen Zustandes, schöner und origineller, eben durch seine herrliche Lage am Stintsee, im schönsten Kiefernhochwalde, der von Haideflächen mit blühender Erika unterbrochen und von recht hohen Dünenhügeln durchzogen wird.

Die meisten Balten zeichnen sich durch große Anhänglichkeit an ihre

durch rauhe nordische Schönheit hervorragende Heimat aus, welcher Nationalität sie auch angehören mögen. Werden sich da nicht im weiten russischen Reich zerstreut lebende Landsleute finden, die zur Unterstützung eines solchen im wahrsten Sinne des Wortes volkswohlfahrtlichen Instituts ein Scherflein übrig haben, das sie ihrer Heimatliebe opfern, besonders zu Bauzwecken im Garten? Wie rührend wirkte ein Brief eines lettischen Ansiedlers aus dem Gouvernement Jenisseisk in Sibirien, der aus Zeitungen von dem Aufblühen des zoologischen Gartens erfahren hatte und sich erbot, Tiere zu schenken. Die Unmöglichkeit, einen Menschen zum Abholen in jene weit von der Eisenbahn abgelegenen Gegenden zu schicken, zwang uns leider, die Schenkung dankend abzulehnen.



Die Namen der Schenker von Tieren und der Spender zu Bauten sollen auf Tafeln an den betreffenden Stellen angebracht werden.

Zum Schlusse möchte ich einige Worte zu den Bildern hinzufügen. Das erste zeigt uns den Ausblick von dem 18 Meter hohen Hügel am Ufer, auf dem in Zukunft das große Restaurationsgebäude zu stehen kommen soll, über den Stintsee nach der Bucht bei der Villa Yachtklub hin. Auf dem zweiten erblicken wir den zweihöckerigen Kamelhengst aus dem Gouvernement Ssamara in vollem Winterhaar, ein Geschenk des Herrn Danziger. Das dritte Bild führt uns den vom Präses der Gesellschaft „Zoologischer Garten", Dr. jur. F. Bach, gestifteten Bärenzwinger vor Augen, mit seinen zahl-

reichen, beim Publikum äußerst beliebten Insassen, während wir auf dem letzten, vierten Bilde unsere zwei Elefantenkinder auf einem Morgenspaziergange sehen. Der größere vorne ist die 8 Jahre alte Mary, ein Fräulein, das zuerst sich dem Künstlerberufe widmete und für den Garten vom Bauunternehmer Herrn W. Siering käuflich zum Geschenke erworben wurde. Manche ihrer früher im Kasinotheater produzierten Künste trägt sie auch jetzt noch zuweilen vor, ist aber etwas launischen Charakters, was bei Künstlern ja öfter vorkommt. Der kleinere Elefant ist der 4½jährige Yoma, ein gemütliches und gehorsames Knäblein, das zum Sänger Talent besitzt und auf die Aufforderung „bullo-bullo" zu machen, sofort sein wändeerschütterndes Organ erschallen läßt. „Yoma" ist ein Geschenk der Firma J. Hübner (Peterson und Reinwald) und wurde direkt aus Rangoon in Hinterindien importiert.

Vielleicht findet sich in Zukunft Gelegenheit, dem freundlichen Leser noch einige andere Ansichten und Tiere aus dem Garten vorzuführen, falls sich Interesse für dieses Institut findet.

❀ ❀ ❀

Unsere Weihnachten.

Von Helene Hörschelmann [Irene Kjerulf] (Otrada, Gouv. Moskau).

Ich weiß zwar nicht, ob es mir gelingen wird, euch davon zu überzeugen, daß unsere Weihnachten wirklich nicht dasselbe waren, was Weihnachten überhaupt für ein deutsches Gemüt, ein deutsches Kind sind, sondern etwas ganz Besonderes! Ich selbst aber bin so heiß davon durchdrungen, daß ich euch von unseren Weihnachten erzählen muß, und zwar nicht nur um meinet-, sondern auch um euretwillen. Denn ich habe einfach das Gefühl, als hätte man gar kein Recht, solche verborgene Schätze und Reichtümer für sich allein zu behalten, es wäre geradezu kleinlich! Es gibt eben Dinge, die über den bloß subjektiv persönlichen Reiz hinausgehen und uns alten Menschen noch nach 20 Jahren das Auge feucht machen, um dann schließlich mit unwiderstehlicher Gewalt ans Licht zu drängen, damit andere sich auch daran freuen können. Vielleicht daß hier oder dort eine Mutter oder ein Vater sogar die Festzeiten ihrer Kinder mit nachdenklicherem Blick zu betrachten und zu gestalten anfangen, als sie es bisher im Gedränge des vorwärtsheischenden Weiterlebens getan, vielleicht daß hier oder dort lange vergessene Bilder und Melodien, Düfte und Stimmen leise wieder auftauchen und neu belebt eine Auferstehung feiern. — Ich habe viele Weihnachten gesehen, seit ich heranwuchs, in reichen und in dürftigen Häusern, unter liebe- und phantasiearmen Leuten und bei solchen, wie wir es waren, mit der ganzen Weihnachtsseligkeit im Herzen. Und als wir selbst dann alle eigene Häuser, eigene Kinder hatten, haben wir's dann alle, jeder nach seiner Weise, versucht, Weihnachten zu zaubern, wie wir's erlebt, mit der heiligen Inbrunst, die dies Fest in uns zurückgelassen. Und doch war's immer nur ein schwacher Abglanz von Gewesenem. So kann's auch nie wieder werden! Es ist nicht mehr die

Zeit, es leben die Menschen nicht mehr, die dies Kinderparadies schufen. Die Zeit war die von damals, die liebe, rührend genügsame, als „Apfelschmalunz" (Auflauf) die eleganteste dritte Speise war, die man sich denken konnte, als ein blaßblaues Barègekleid eine fast zu üppige Toilette für einen Backfisch war, als eine Taschenuhr vor der Konfirmation gar nicht erträumt schien, als man mit Herzklopfen Papas Geburtstag kommen sah, der den Abend brachte, wo man „das Theaterbillett" des Jahres kriegte, als man mit dem Gefühl eines Protzen am Ersten des Monats seinen Zwanziger in einem Muschelportemonnaie klimpern ließ, als Knöpfstiefel zu einem nur in der Phantasie erreichbaren Luxus gehörten; von solchen Dingen, wie einmal im Leben „in einem Zweispänner" fahren dürfen, oder eine ganze Tafel Schokolade für sich allein besitzen, will ich gar nicht reden.

Und der Mensch, der allein alles schuf, war Papa. Der Weihnachtspapa, von dem allein ich heute erzähle. Denn das war ein Extramensch ganz für sich, ganz abgetrennt vom übrigen Papa, wie unsere Weihnachten, abgetrennt von unserem ganzen übrigen Kinderleben waren. Ein breites Sichausleben gab's nämlich nicht in unserem Hause mit sieben allezeit eßbereiten Kindern, wir wurden einfach und kurz gehalten, Extrafreuden konnte und sollte es nur selten im Jahr geben. Aber zu Weihnachten war Papa gegen Sparen! Ich sehe noch sein Gesicht, wenn von Mama oder vom Kaufmann Rechnungen einliefen, die seinen annähernden Voranschlag übertrafen, — ein sekundenlanger Schatten . . . dann — mehr zu sich selbst als zu uns gesprochen: „Schad't nichts, Kinder, es ist Weihnachten," mit solch einer kleinen Krösushandbewegung, die mich jetzt in der Erinnerung entzückt.

Am 1. Dezember pünktlich begannen die ersten Vorbereitungen, bestehend vor allem in der Zusammenstellung der Kolonialwarenweihnachtsliste und unserer Weihnachtskalender. Das erstere geschah natürlich in Papas Schreibstube hinter verschlossener Tür, zwischen Papa und Mama allein. Das Geheimnisvolle bei allem, was mit Weihnachten zusammenhing, war nicht nur eine ganz selbstverständliche Hauptsache, auch bei Papa und Mama, sondern einfach etwas Unverletzliches, so daß es uns nicht im Traum auch nur in den Sinn gekommen wäre, etwa nach den Traubenrosinen oder Knackmandeln auch nur zu fragen, geschweige denn irgend etwas zu erlauern und auszuklatschen. Das wäre direkt Heiligtumsfrevel gewesen. Aber vom 1. Dezember an lagerte sich langsam die beklemmend süße Spannung auf uns . . . Im Hause glaubte man — gegen Abend besonders — fortwährend Knistergeräusche, Glockenklingen und Klopfen hinter den Fenstern zu hören . . . Alles tuschelte heimlich, versteckte was und raste davon. — Die ominöse Kolonialwarenliste war Jahr für Jahr dieselbe. Denn Papa war zugleich viel zu konservativ und viel zu sehr Kind, um auch nur auf den Gedanken zu kommen, daß neue Herrlichkeiten, zugleich mit den immer zahlreicher und anspruchsvoller werdenden Mündern um das schwarzlackierte Naschwerkteebrett und die zwei weißen Fayencevasen mit dem Fuß heranwuchsen! Und wir kamen auch nie auf den Gedanken, daß man mehr als ein Pfund Marmeladen oder etwa einmal etwas anderes als das Päckchen zusammengepreßter, grauer Feigen, das im stillen alle haßten, haben konnte! Dann sagte Papa wohl zu Mittag des 1. Dezember mit geheimnisvollem Schmunzeln: „Nun, Kinder, heute nachmittag geht Papa zu Schramm, um eine merkwürdige Liste abzugeben . . ." worauf wir jedesmal in ein siebenstimmiges Jubelgeschrei ausbrachen, das einzig durch Mamas Versprechen, nach dem Kaffee die Weih-

nachtskalender zu machen, gedämpft werden konnte. Die Sache war nämlich die, daß im stillen die Weihnachtskalender Mama selbst einen Heidenspaß machten, mindestens so viel wie uns. Jedes Kind bekam einen von den großen weißen Papierbogen aus Papas oberer Schublade, die für uns schon an sich den feierlichen Reiz des „Manuskriptischen" hatten, und dann zeichnete Mama uns mit einer Rolle 23 Kugeln auf, jede mit einer anderen Malkastenfarbe angemalt, auf jeder das Datum des Tages mit einer Zahl draufgeschrieben und unten — das wagten wir am Ersten kaum anzusehen . . . in einem riesigen Halbkreise drin ein Weihnachtsbaum mit Lichtern und einer riesigen 24 darüber. Jeden Abend nach dem Gebet ging dann Mama mit einem Bleistift von Bett zu Bett, und jedes Kind strich zitternd das Datum des Tages auf der bunten Kugel aus, bis der leeren Kugeln immer weniger wurden, jetzt nur noch fünf, nur noch vier, nur noch zwei, — nein, die Stimmung beim letzten Ausstreichen kann man eben gar nicht beschreiben!

Und nun begann in den ersten Dezemberwochen, Tag um Tag mehr, ein Leben im ganzen Hause, das von Papa an bis hinunter zur Köchin und dem allerjüngsten Geschwisterchen ging, denn „Perlenringe" konnte dieses sogar machen für Papa, Mama und Großmama, und Perlenringe spielten bei uns als erste Weihnachtsarbeit eine große Rolle: ganz blaue, ganz weiße, oder das Feinste, uns schon etwas künstlerisch Erscheinende — blau und weiß abwechselnd. Gott! die Papier- und Silberkannevasachen, mit denen alle Großen überschwemmt wurden! Sie waren ganz eigens dazu da, um nie gebraucht zu werden, diese Plateaus, Uhrständer, Tintenwischer und Zündholzhalter, gar nicht gerechnet die Flechtblätter! Erst bei den mit rot und lila Wolle raupenhaft ausgenähten Kannevasnadelkissen und den etwas schief gestrickten, wollenen Waschlappen fing das höhere Selbstbewußtsein dem wirklichen, ernsten Kunstgewerbe näher zu kommen an. Aber die glühenden Wangen und heißen, nassen Fingerchen mit der klebrigen Nadel, der im Eifer spitz vorgestreckte Arbeitsmund und die um des Lauerns willens angstvoll vorgeschobenen Landkarten waren die gleichen, bei den fünfjährigen Perlringen oder den elfjährigen Waschlappen; alle waren von dem leidenschaftlichen Ernst der Sache gleich durchglüht. Und Mama saß obenan mit einem Stuhlkissen für Papa — der noch auf unerklärlichen Gängen in der Stadt war — und dann schlug ihre glockenhelle Stimme plötzlich an: „Gott sei Dank durch alle Welt", und wir fielen alle sieben ein und eine lange Weile hindurch schwirrte das ofendurchwärmte Speisezimmer von einer nicht abreißenden Kette alter und neuer Weihnachtslieder, jubelnder und sinnig stiller, in allen Tonarten und Stimmungen. Mitten drin klingelte es dann meist. Dann hörte man erst leises Pusten und Schnaufen, wie von Reif- und Schneeabschütteln, dann erklang der gewichtige, dröhnende Schritt, und ganz rot vor Kälte, mit etwas bereiften Locken und dem mysteriösen Schmunzeln, das er in dieser Zeit immer hatte, stand Papa mitten unter uns. Erst hörte er, die Hände in den Hosentaschen, eine kleine Weile unserem Singen zu, mit dem stillen, nach innen gerichteten Blick, den er dann wohl haben konnte, und dann: „Kinder, ich habe euch leider eine sehr schlimme Nachricht zu bringen," merkwürdigerweise erschrak keiner, höchstens die Allerkleinsten, die einen Augenblick etwas ängstlich aufsahen, „es werden dies Jahr wohl kaum Weihnachtsbäume sein! Die Sache ist nämlich diesmal die, daß der Kaiser die Tannenbäume schonen will und das Abholzen verboten hat." „Ach nein, Papa, das sagtest du ja schon voriges Jahr!" Papas Zunge ging ganz weit in den Unterkiefer

hinunter — das war immer, wenn er auf keinen einzigen Fall lachen wollte — denn Mama hatte ihm einen etwas spöttischen Blick zugeworfen. „Nein, nein, Kinder, diesmal will ich euch wirklich ganz ernst vorbereiten, damit ihr nicht zu traurig seid. Es schadet ja auch nicht so sehr, denn ich habe gedacht, daß wir unseren alten Gummibaum auch ganz hübsch aufputzen könnten, ihr seid gewiß alle gern dabei?" „Ach nein, Papa, der Gummibaum ist scheußlich! und dann ist es ja auch alles gar nicht wahr!" Dies wiederholte sich Jahr um Jahr, bis wir längst erwachsen waren, immer neue Hindernisse mit unerschöpflichen Variationen, nie geglaubt, immer wieder versucht!

„Kinder — horcht!" rief Mama jetzt, „es klopfte wahrhaftig eben ans Fenster!" Totenstille .... alles horcht, und wirklich — es schien leise, mit dem Schnee zusammen, an das dunkle Saalfenster zu huschen. Besonders die sich auf „Artigsein" immer schuldbewußt fühlenden Kleinsten sahen sich gegenseitig etwas ernsthaft an, denn Fensterklopfen in der Weihnachtszeit war einfach „Christkindchen". Christkindchen war schon oft lebendig durchs Zimmer gefegt, wie ein Hauch, ungesehen, ungehört, und hatte nur eine leise Spur zurückgelassen, einen ganz rätselhaft auf der Alltagsdiele liegenden Goldflocken, oder am Ende gar ein Schnitzelchen Rauschgold Himmel, wer das fand! Dieser halb erstickte Jubelschrei, mit dem einer dem andern das Entdeckte zeigte. Mit diesem Rauschgoldschnitzel schlug die ganze Weihnachtsstimmung plötzlich ihre Flügel um uns, immer atemloser wurde nun das Perlenreihen und Stricken, immer glänzender die vierzehn Augen, wenn Mama wieder anstimmte: „Es ist ein Reis entsprungen". — Unterdessen raschelte und knitterte Papa in seinem Zimmer mit Papieren herum und wir durften dann nicht einmal in die Nähe dieses Zauberzimmers kommen, wo der große schwarze Schrank stand, und hoch oben auf ihm, spitz aufgetürmt, in Papier und Bindfaden so fest als möglich verschnürt lagen Packen über Packen, unserer Phantasie die wonnevollsten Möglichkeiten darbietend. Und Mamas kleiner, breiter, gedrungener Wäscheschrank im Speisezimmer, der zweite Sesamberg! „Fort, fort, fort!" rief Mama jedesmal, wenn sie, mit Packen beladen, auch noch kalt und bereift, von draußen an den Schrank lief; nur manchmal schimmerte es rosa oder goldig durch die Ritze, und dann hielt man den Atem an . . . War es am Ende das rosa Barège-Puppenkleid, die Nr. 1 vom Wunschzettel?? Denn die Wunschzettel waren ja selbstredend längst geschrieben! Am 1. Dezember bereits lagen sie alle parat auf Papas riesigem Schreibtisch. Je nach Alter und Individualität, pedantisch sauber mit Nummer und Rangordnung und einer kleinen lila Oblate beklebt (das sollte, glaube ich, eine Art ex libris bedeuten) oder aber etwas sehr genial hingekleckst. Numerisch sehr zahlreich oder ergreifend bescheiden, ganz lakonisch oder mit endlosen Kommentaren versehen. —

Mittlerweile waren nun aber schon bedenklich viel bunte Kalenderkugeln abgestrichen worden, und eines Nachmittags, ungefähr um 3 Uhr, sagte Papa: „Nun, Kinder, heute nachmittag um fünf macht euch bereit, hinter die Budenfenster zu gehen." Wieder ein siebenstimmiger Freudenschrei! Denn hinter die Fenster gehen, gehörte ganz und gar in die Wonnen der Weihnachtszeit herein. Es bedeutete nämlich nichts mehr und nichts weniger als hinter den hellerleuchteten Schaufenstern unserer bescheidenen Läden — man sagte aber nur „Buden" bei uns, „Läden" galt für ausländisch und albern — alle Herrlichkeiten der Weihnachtsausstellung zu sehen. Meist mitten in einem Haufen armer, zerlumpter Kinder, und wahrlich mit nicht weniger durstigen Augen

und Herzen. Jetzt, wo wir alle alte Leute sind, müssen wir manchmal zu Tränen lachen über die Exkursion, die sonst kein Mensch in der ganzen Stadt unternahm, auf die keiner verfallen wäre als Papa, wie eben auch keiner sich solche Weihnachten ausdenken konnte. Und dabei war darin, wie in allen anderen Weihnachtssitten unseres Hauses, ein so tiefer Sinn. Aus allen diesen törichten, verwunderlichen Kleinigkeiten wob sich ja eben das glitzernde Märchenreich, das unser Weihnachten war und das mit seinem ganzen Gemisch von Christkindandacht und Feierlichkeit, zauberischem Spuk und Mystifikation, wuchernder Phantasie und bescheidenster Anspruchslosigkeit ein Etwas schuf, das moderne, vernünftige Leute verschmähten und — entbehrten. — Nun glaube man etwa z. B. nicht, daß wir auch in die Buden hineingingen und uns drin dann etwas aussuchen durften — nein, das wäre so ganz und gar gegen Papas Idee gewesen, und eigentlich auch gegen unsere! Vor Weihnachten Geschenke!! Aber Jahr um Jahr, so zwischen dem 15. und 20. Dezember, in der Abenddämmerung konnte man uns alle neun, die kleinen Schwestern sämtlich in kornblumenblauen, wattierten Kapuzen, in der Hauptstraße hinter jedem Weihnachtsschaufenster mit an die Scheiben gepreßten, kalten Winternasen und im Schnee vor Kälte trampelnden Pelzgaloschen stehen sehen, laut oder leise versunken in Wachspuppen, wirklich behaarte Pferde, kahle Badegliederpüppchen und Küchen, Dampfschiffe, „1000 und eine Nacht", „Cook, der kleine Weltumsegler", Walnüsse, Wachslichter und Goldhaar.

Nun waren die Kalenderkugeln mit kohlschwarzem, leidenschaftlichem Bleistiftgekritzel allmählich schon fast alle aus der Zahl der lebenden vertilgt worden und der 23. Dezember war herangekommen. Schon ein großer, zum Herzklopfen spannender Vorabend. Bereits am Morgen, früh um sieben, wurde man durch Mamas eiliges Hin- und Herhuschen geweckt, und besonders erregend wirkte ihr: „Kinder, Kinder, schnell heraus! Es riecht schon im ganzen Hause nach Pfefferkuchen und Speck, und ihr müßt helfen kommen!" Das zündete! „Helfen" war die Kriegsdrommete für das ganze, nur allzu hilfsbereite „Fähnlein der sieben Aufrechten!" „Heute kann man schlecht waschen," tuschelten wir uns zu, und in verdächtig kurzer Frist waren wir denn auch schon im Speisezimmer am Kaffeetisch. Den Milchkaffee heruntergegossen, einen trockenen halben Wasserkringel draufgeknackt und dann die Aermel aufgekrempelt, schlachtbereit: „Mama, jetzt helfen!" Unterdessen war Papa, ganz allein, wieder einmal aufs rätselhafteste verschwunden, — wir wußten wohl wohin... Und wie wir eben, mit blauen Küchenschürzen umgebunden, je nach Verdienst und Würdigkeit beim betreffenden Speckschneiden, Mandelstoßen, Rosinenauslesen und Schokoladereiben voll strahlendsten Eifers standen, trat plötzlich Papa durch die Küchentür ein — auch etwas ganz Ungewohntes — mehr Märchenverkünder in Blick und Miene als je, und mit fast feierlichem Lächeln. „Hurra, Papa! Papa! Er hat den Weihnachtsbaum gekauft!" Dann hinter ihm sah man den Hauskerl mit der Axt und noch weiter hinten — o jedes Jahr neu erlebtes seliges Wunder! — eine nur zu wohlbekannte, dunkelgrüne Wildnis! „Ach, Kinder — nein, ihr meint den da? Nein, das ist ja Herrn Pohlmanns Baum." (Herr Pohlmann war der Hauswirt und hatte Jahr um Jahr nur ganz kleine Zehnkopekenbäumchen.) „Gar nicht, gar nicht, Papa, unser Baum, unser Baum!" Papa versuchte uns mit stummem, wehmütigem Kopfschütteln zu enttäuschen, alles prallte aber an unserer dreisten Sieghaftigkeit ab. Nun verging der ganze Tag unter der wonnevollen Atmosphäre gebrannter Mandel-, Vanille-, Schokolade- und Pfefferkuchendüfte, die wie eine ahnungs-

trunkene Weihnachtswolke das ganze Haus bis in die fernsten Winkel durchzog, und vom Hof aus dem Schnee her hörte man dazwischen verheißungsvolles Hacken tönen, und die dunkelgrüne Wildnis, die etwa in der Nähe zu besehen wir viel zu ehrfurchtsvoll waren, bog sich abwärts und aufwärts . . . es schien was mit ihr vorzugehen .... Mama und Papa waren kaum zu Hause heute, und wenn sie kamen, mußten wir in die fernsten Winkel des Hauses laufen vor dem alleraufregendsten „Fort, fort, fort, Christkind, Christkind!" Zum Glück für unsere Geduld waren noch nicht alle Uhrschuhe, Waschlappen, Buchzeichen und Perlenringe fertig, so daß der Nachmittag irgendwie verging, und um 7 Uhr abends kamen Großmama und die Tanten im schellenklingelnden Fuhrmannsschlitten angefahren, alle so geheimnisvoll lächelnd, blinzelnd und vor Kälte, Eifer und Freude glühend, wie es nur Weihnachtstanten und Weihnachtsgroßmamas können. Und jetzt kam ein großer Augenblick: der Weihnachtsbaum wurde hereingetragen! Das durften wir durch eine Spalte der Kinderzimmertür noch allenfalls mit ansehen — wie er kalt, nur ganz leise duftend, durchs Speisezimmer rauschte — einmal im ganzen Jahr! Dann aber wurde die Saaltür fest geschlossen, und wir konnten uns mit unseren Büchern und Handarbeiten um die Hängelampe an den großen Speisetisch setzen und nur ahnen und horchen, was drinnen vorging, oder uns mit großen Augen ansehen, wenn einer der Großen mit Teebrettern, Fäden, Zündhölzchen und Gummiarabikum eilig durchlief, oder am Ende Papa wie aus einer Zauberniſche plötzlich drei große, rot gelb und grüne Wachsstöcke aus der warmen Ofenröhre holte und schnell verschwand. — Manchmal lauerten wir etwas durchs Schlüsselloch, es war vor lauter dunkelgrünen Zweigen aber kaum was zu sehen. Nur in einer Ecke sah man Papa, dunkelrot vor Eifer, über ein Teebrett mit Wachslichtern gebeugt, diese mit ganz besonderen Verrenkungen seiner schönen, weißen, ungeschickten Gelehrtenhände in Leuchter drehen, Stunde um Stunde, unermüdlich, stumm und etwas schweißbedeckt, aber nie es anderen überlassend: „das versteht doch keiner unter euch".

Ganz seltsames Knistern konnte man hören, goldiges Flimmern vorbeihuschen sehen, und das heiterste aller heiteren Lachen klang immer wieder herüber. Endlich wurden die Großen auch hungrig! Und insgesamt ging es nun an ein überzeugtes Schnabulieren: natürlich Grützwurst, süße Leberwurst und Palten! In welchem gut livländischen Hause aß man heute was anderes! Nach vielen Jahren erst haben wir es uns etwas scheu und verlegen eingestanden, daß Palten uns allen immer entsetzlich schmeckten, aber keiner von uns hätte damals gewagt, auch nur leise etwas davon zu sagen, sondern die Weihnachtspalte wurde mit aufrichtiger Andacht geschluckt. — Jetzt noch ein eiliges Schlußarbeiten der Großen, viel Tuscheln und leises Verabreden, und dann, vor dem Schlafengehen, sammelten sich noch alle ums Klavier, und das alte liebe „Morgen kommt der Weihnachtsmann" brauste förmlich wie eine Dithyrambe aus alten und jungen Kehlen! Dann in die Betten. Morgen, morgen . . .

Und wie dann der größte aller Kindermorgen anbrach — schwere schneeweiße Riesenflocken schwebten ganz leise und sacht vor dem Fenster nieder, ein feierlicher, lautloser Weihnachtsschnee — da brauchte Mama kein Kind aus dem Bett zu trommeln, Schlag acht waren wir alle heraus, und nun ging es an das bekannte hastige Tummeln von Kindern, die um nichts auf der Welt hätten untätig bleiben können, gerade wenn sie eigentlich nichts, aber auch gar nichts zu machen hatten. — Am Vormittage gingen wir dann alle

zusammen auf unseren lieben, ganz nahe liegenden Kirchhof, mit einem kleinen Tannenbaum, an dem nur oben ein einziges Goldsternchen blitzte, und brachten ihn unseren Toten. Auch die an diesem Jubeltage uns plötzlich umfangende, schneeweiße Totenstille, die weichen, kalten Betten unter den schwarzen Kreuzen, das kurze Atemholen im Rausch dieses Tages, bleibt mir unvergessen. Wir waren aber doch zu ungeduldig, wieder nach Hause zu kommen, um nicht im Trab zurückzulaufen, die blaugefrorenen Hände fest in die Fausthandschuhe geballt. —

Und dann war der Mittag da! Weihnachtsmittag — auch einer, wie kein anderer sonst — in seiner Eile, der traditionellen Dürftigkeit seines Menüs. Diese gehörte ebenso zu Weihnachten, wie „heute darf man schlecht waschen", und heute hatte doch natürlich keiner im Hause Zeit, auch nur an schöne Speisen zu denken! Also mit fieberhafter Eile wurden Tum und Klops verzehrt, denn — die Weihnachtskirche fing schon um vier an, und wir hatten einen weiten Weg und gingen immer alle zu Fuß mit Papa. Mama kam immer erst später nachgefahren, sie hatte zu Hause noch „so viel zu kramen" . . .

Und dann kam die Weihnachtskirche. Alte, kleine, einfache, geliebte Kirche, wie erstrahltest du heute im Schmuck der zwei riesenhohen Tannenbäume mit dem schneeweißen Kerzenputz — wie drängten sich die Menschenmassen in ganzen Knäueln von Pelzen und warmen Jacken durch deine schmalen Glastüren. Wie sah man heute Züge und Gestalten, die das ganze Jahr nicht auf diesen Bänken gesessen oder, wie heute, scheu und wie etwas zaghaft hinter den letzten Säulen standen. Wem noch ein Schimmerchen von Jugenderinnerung, von Mahnen an alte Zeiten, an Vater und Mutter oder fernes Zuhause geblieben, den zog es heute in irgendeine stille Ecke der Weihnachtskirche. Alt und jung, und wen es überhaupt gab, aus unserer kleinen, vornehm abgeschlossenen Gemeinde, den sah man heute sitzen oder stehen. Und alle mit lächelnden Mienen, alle voll Erwartung, alle mit roten Wangen, alle mit feuchten Augen. Und nun die Kinder! Das war auch nur in unserer Stadt üblich, daß Weihnachtsabend kein Kind, selbst die Dreijährigen nicht, zu Hause blieb. Es war ein unbeschreiblicher Anblick! Auf jeder Bank, jeder Stuhlreihe, in jeder Ecke saßen oder standen sie, von 14—3 Jahren. Bübchen und Mägdlein, schwarze, braune, weißblonde Zöpfe, Löckchen und kugelrunde, abgeschorene Knabenköpfe — hochrot, mit Augen, in denen ein ganzes Märchenbuch und ein Viertelhundert Träume lagen. — Und nun rückte unsere stattliche Schar an, sicheren Schritts auf unsere wohlbekannte, altvertraute Familienbank in der sechsten Reihe von vorn zu marschierend. Da saßen wir denn alle sieben aufgereiht, Mama mitten drin, dann eine kecke Backfischpelzmütze, eine spitze, schwarze Lammfellknabenmütze und fünf kornblumenblaue Kapuzen, immer eine kleiner als die andere, die kleinste in dreijährigem Format — lauter unverfälschte Weihnachtskinder! Und ganz vorn, auf den großen Honoratorenstühlen — Papa, das unverfälschteste Weihnachtskind von allen! Der mächtige Kopf tief im großen Pelzkragen steckend, strahlend vor Weihnachtsstimmung und Winterluft, ein hängen gebliebenes Flöckchen Goldschaum in den kurzen, dicken Locken, dazwischen bei besonders vertrauten Stellen der Weihnachtsgeschichte oder wenn die Orgel brausend ein liebstes Lieblingslied anstimmt, uns verschmitzt zunickend. Ach, wie wir alles verfolgten und mit den Augen verschlangen! jede Bewegung des Pastors, jeden Orgelton! Und wenn dann wieder einmal die alte, wundersame und geheimnisvolle Bethlehemsgeschichte

anhub und vom Altar her das altvertraute „Und es begab sich zu der Zeit, daß ein Gebot ausging vom Kaiser Augustus. . .“ da lief wohl ein ehrfürchtiger Schauder über alle, und wir sahen uns stumm und verständnisvoll an. Und dann ertönte es leise, das holdselige: „Stille Nacht, heilige Nacht“ und in den Augen aller Großen standen Tränen, und wir Kinder sangen aus allertiefster Weihnachtsseele inbrünstig, mit weit offenen Mündern, jedes Wort mit. Und dann rauschte das wohl bald 2000 Jahre alte mystische „Denn euch ist heute der Heiland geboren“ wie mit großen, weißen Engelsflügeln durch den Raum. . . Aber zum Schluß fing überall ein ungeduldiges, kleines Getrappel, Gemurmel und Gezuschel bei den Allerjüngsten an. „Ist es endlich aus?“ „Mammi, ich will nach Hause!“ „Pappi, wird es noch lange dauern?“ „Muß ich noch singen?“ Und dann, unter den jubelndsten Hymnenakkorden der Orgel, wogte die ganze große und kleine Christengemeinde hinaus in die dunklen Straßen, in den Schnee, vorbei an vielen, schon verdächtig hell flimmernden und schimmernden Fenstern nach Hause, nach Hause! Und nun noch zwei Stunden grausames, kaum erträgliches Warten. Kein Kaffee — niemand hatte jetzt zu so alltäglichen Mahlzeiten Zeit; ein Rennen und Laufen aller Großen, Durchtragen von tausend Packen: „Kinder, alle die Augen zu!“ Dann wieder wir selbst mit der ganzen Ladung der betreffenden Uhrschuhe und Perlenringe. „Mama! Bitte dies auf Großmamas Tisch!“ „Aber Mama, bitte vergiß ja nicht mein Geschenk für Papa!“ „Papa, diese fünf Sachen auf Mammis Tisch!“ „Ja, ja, ja, Kinder, nur Geduld!“

Dann rastlos gesungen, um den Tisch gelaufen, dann endlich gezählt, bis 500, bis 1000, um nur den Zeiger zum Laufen zu bringen! Da — — plötzlich — mitten herein — ein durchdringender, heller Ton, der Atem stockte uns: das erste Glockenzeichen! Ich bin jetzt eine alte Frau, aber ich muß gestehen, wenn wir alle vor der verschlossenen Weihnachtstür stehen und das erste Glockenzeichen tönt, so stockt mir immer noch der Atem und ich bin wieder sechs Jahre alt. Es ging durch Mark und Bein, jeder Nerv erstarrte in Seligkeit. — „Um Gott, die Leute, ruft die Leute, sie sind wieder nicht da, gleich kanns ja zum zweiten mal läuten. . .“ Da kommen alle Leute, endlich, spiegelglatt gekämmt, verlegen, mit frischgestärkelten Schürzen. Großmama und die Tanten sitzen auch schon alle da, endlich schlüpft auch Mama schnell aus dem Weihnachtszimmer herein, einen förmlich unirdischen Duft mitbringend, und da strömt er durch die Ritze, an der wir schon alle mit den Nasen gepreßt stehen, der so wohlvertraute Duft und eine goldige glitzernde Spalte beklemmt uns fast den Atem . . . . Immer stärker wird der Duft, immer heller die Spalte, immer länger bleibt Papa weg — da endlich — es klingelt zum zweitenmal! Und nun kommen alle an die Tür, und nun erklingt es, das Lied der Lieder, das Lieblingslied jedes wirklichen Kindes, die schönste Christhymne aller Zeiten, das alte, ewige „O du selige, o du fröhliche.“ — Großmama schaut mit ihren alten, halbblinden Augen wie weit in die Ferne — sie hört wohl noch, wie ihre Kinder vor der Weihnachtstür einst dasselbe Lied mit demselben Jubel sangen, Mama rinnen die Tränen über die Wangen und uns Kindern bleiben die Stimmen vor Erwartung fast in der Kehle stecken — „freue dich, o freue dich, o Chri—sten—heit.“ — — Kling—ling—ling — und mit einem berstenden Krach, den auch nur Papa so donnerähnlich zu machen verstand, daß wirklich Paradiesespforten sprangen, brachen beide Türflügel auf. Ach — —!

Tiefe, tiefe, tiefe Stille. Aber nur einen Atemzug lang, dann ein gellend hoher Elementarjauchzer des Jüngsten, — denn die Wachspuppe im rosa Kleide,

sie war wirklich und wahrhaftig da — da saß sie, und mit ihr der leibhaftige Himmel! Rings herum, in buntem Durcheinander, aber auf traditionellen Plätzen die vielen, vielen Tische für alt und jung, und mitten drin unser Weihnachtsbaum. Keiner mit allerhand wertvollen Kartonnagen, auch keiner mit „ästhetischer Auffassung", nur in Weiß und Silber etwa —, nein, ein Phantasiebaum, ein Märchenbaum, ein Kinderbaum. Mit goldenen Ketten, roten Papiernetzen, goldenen und silbernen Sternen, mit weißen Lilien, mit Rauschgoldbüscheln, mit zahllosen Walnüssen, roten Äpfeln und glänzenden Glaskugeln aller nur denkbaren Farben, alles eingewickelt in wahre Gespinste von Silberhaar und besteckt mit den lieben altmodischen Wachslichten, die das ganze Haus in den Duft hüllen, den man nur einmal im Jahre hat. — Dann geht es ans Umarmen und an den Hals fliegen: „Danke, danke, Papa". „Alles Christkind, Kinder, alles nur Christkind!" Gott, dies Schreien, Jauchzen, Bewundern, Zeigen, Entdecken, diese ganze, nie zu beschreibende, nie zu vergessende stumme und laute Seligkeit! Und mitten drin der große Tisch mit Süßigkeiten. Das war auch wieder etwas von Papa so wunderfein in die Kinderseele hinein Empfundenes und Erdachtes, nämlich, daß wir alles, alles durften an diesem einen, einzigen Abend im Jahr. Von allem Süßen — und ungefragt! — essen, so viel wir wollten; von jedem Wein — heute gab es mehrere herrliche Weihnachtsweine — schmecken durften; zum Abendessen von allen Speisen der Großen mitbekommen; und vor allen Dingen, das Allerhimmlischste — wir durften aufbleiben, so lange wir wollten! (Daß alle diese Freiheiten uns gefährdelos gestattet werden konnten, weil wir zu ihrer Überschreitung viel zu aufgeregt, satt, müde, klein waren, ahnten wir natürlich nicht, sondern genossen sie als ein märchenhaftes Glück.) Schwindlig und taumelnd vor Hitze, Glück und unserem Madeiraschlückchen ging's dann zum Weihnachtsabendessen, zum hochwillkommenen „Salzigen" nach den vertilgten Naschwerkbergen! Es war kein üppiges Souper, aber alles geheiligt durch unverbrüchliche, uralte Tradition. Mosaikbuntes Weihnachtsrossol, hellrosa Weihnachtsschinken, kohlschwarze Grützwurst und vor allem — der Kinderkäse. Da wir sonst das ganze Jahr keinen kriegten, gab es diesmal einen eigenen, großen, goldgelben, ganz für uns allein!

Und dann zurück in den Saal: „Kinder, der Baum, der Baum, seht ihn noch an, er geht zu Ende". Nur noch zwei Lichterchen glimmten, ganz besonders geheimnisvoll knisternd, zusammen mit den leise klingenden, zitternden Kugeln und Fäden.... Aber da kam auch schon der „Pipifax"! „Hurra, hurra, der Pipifax!" Das war eine Flasche bescheidenen Sekts, die jeden Weihnachtsabend von Papa selbst, feierlich wie ein Prinz, hereingetragen wurde. Der Pipifax gehörte ganz und gar zu Weihnachten; es war gar nicht derselbe banale Ball- und Salonsekt des Alltags, es war durch und durch ein Zaubergetränk mit seinem Silberschaum, und dann kam der Knall — ein herrlicher Knall! und dann: „schnell, schnell neue Gläser, Kinder", und jedes bekam dann ein halbes Glas! und dann sagte Papa jedesmal mit etwas weicher Stimme: „Nun auf alle unsere fernen Lieben", und dann stießen alle an und Großmama wischte sich dann immer die Augen.

Und so saßen, standen, hockten und lagen wir auf dem Teppich in der warmen pfefferkuchen-, tannennadel- und wachslichtdurchzogenen Luft.

Und mitten unter uns, in der Fensterecke, auf dem alten, großen, roten Lehnstuhl, saß der Weihnachtspapa. Es konnte ungezählt wechselnde Mienen haben, dies ungewöhnlich ausdrucksvolle Gesicht, — aber diesen Ausdruck hatte

es nur am Weihnachtsabend. So saß er da und schaute zu uns hin und doch über uns hinaus, lächelnd und ernst, wie ein Kind und wie ein Wissender. Und tausend Lichterchen von Humor, Behagen, Wärme spielten um seinen Mund und in den Falten um die Augen. Ich glaube keins seiner Kinder hat Papa im Weihnachtslehnstuhl je vergessen.

Und so rauschte auch dieser Abend dahin, und mit blinzelnden, nickenden Lidern ließen wir uns halb willig ins Schlafzimmer bringen, krochen bereitwillig, wenn auch mit leise gemurmeltem: „Eigentlich will ich noch la—a—a—nge nicht schlafen gehen" ... in unsere Betten. In einem Arm ein dicker Band „Tausend und eine Nacht", durch die Gitterstäbe eines Bettes ragte die neue Vogelflinte, wieder in einem Arm lag die rosa Puppe und auf dem kleinsten Kopfkissen ein weißes Schäfchen. Dann Stille — Dunkel — leise, selige Atemzüge....

Und allein im Saal knisterte der dunkle Baum, und seine Silbersterne glitzerten heimlich durch die Zweige — knacks — da fiel ein Apfel zu Boden — still....

❀ ❀ ❀

Aus der ehem. Herrnhuter-Kolonie Sfarepta.

Von Joh. Zorn (Sfaratow).

Eine Wolgareise im Sommer 1910 führte mich unter anderem auch nach der deutschen Kolonie Sfarepta, die in der trostlosen, weiß-graugelben Sand- und Salzsteppe des rechten Wolgaufers, der Zarizyner Umgegend, gleich einer Oase in der Wüste eine Herz und Auge erquickende Abwechslung bildet.

Gegründet um 1765—70 (also vor nahezu $1^1/_2$ Jahrhunderten) von aus Deutschland ausgewanderten Mitgliedern der „Brüdergemeinde", wurde sie bereits nach einigen Jahren von dem Rebellen Pugatschow überfallen, geplündert und eingeäschert.

Dank den ungewöhnlichen Tugenden der alten Sfareptaner, sowie den vielfachen, von der Krone verliehenen Vorrechten erholte sich die Kolonie von dieser und manch anderer Heimsuchung aber bald und wurde nach und nach zu einem blühenden deutschen Orte, dessen Erzeugnisse (Senf, Kinderbalsam, Lebkuchen, Sfarpinka) schon seit vielen Jahrzehnten, ja teils seit einem Jahrhundert, weit ins Land hineinwandern, den Namen „Sfarepta" überallhin mit sich führend und verbreitend.

Gegenwärtig zählt Sfarepta etwa 2500 Einwohner, darunter auch fremde Elemente — Russen, Kalmyken, Tataren, — die ausschließlich in untergeordneter, von den eigentlichen Sfareptanern abhängiger Stellung leben.

Früher eine streng abgesonderte religiöse Gemeinschaft (die der „Herrnhuter") bildend, haben die Sfareptaner neuerdings ihre religiöse Exklusivität aufgegeben, um sich mit der lutherischen Kirche zu vereinigen. —

Einen freundlichen, geradezu wohltuenden Eindruck macht Sfarepta besonders auf den aus der glühenden Zarizyner Kalmykensteppe Kommenden. Seine meist gepflasterten, mit Baumalleen und praktisch eingerichteten Gemeinde-Brunnen geschmückten Straßen, die hellgelben wuchtigen Massen seiner in deutschem Stile gehaltenen öffentlichen Bauten und Privathäuser, die wohlgepflegten Wein- und Obstgärten, ferner die Schulen, Klubs und Lesehallen, — alles das legt Zeugnis ab von der verhältnismäßig hohen Kulturstufe der Sfareptaner, vor allem aber von der Riesenarbeit, die die dahingegangenen Geschlechter vollbringen mußten, um den zum größten Teil aus Sand, Stein, Salz und Morast bestehenden Boden urbar, ja fruchtbar zu machen, um inmitten der öden und trostlosen Kalmykensteppe eine landschaftliche und kulturelle Oase hervorzuzaubern . . .

Hier machte ich nun die Bekanntschaft eines Herrn aus dem Kaufmannsstande, namens Alexander Heinke, dessen Liebenswürdigkeit ich es verdanke, an dieser Stelle ein wertvolles historisches Familiendokument veröffentlichen zu können, worin die persönlichen Erlebnisse eines deutschen Kolonisten (eines Vorfahren des Herrn Heinke) und die Drangsale der Herrnhuter vor 120—140 Jahren ausführlich geschildert und dabei historische Ereignisse von hoher Bedeutung berührt werden.

Es folgt nun die genaue Abschrift des Dokuments.

Lebensbeschreibung des Bruders Adam Friedrich Heinke (geb. 1745).

Den 20-ten May 1769 reisten wir von Zeist ab, uns. Br.*) Lübisch begleitete uns led. Brr. bis aufs Schiff nach Amsterdam, wo wir den 30-ten abfuhren. Die Abreise von meinem l. Zeist, wo ich so viele Erfahrung gemacht u. viel Gutes genossen, kostete mir viele Thränen. Nachdem wir noch auf dem Schiff mit denen, die uns begleitet, den Lobe u. Verbindungs-Kelch unter uns geteilt hatten, gingen wir unter Segel u. passierten die Nord u. Ostsee, unter der gnädigen Obhut und Schutz unseres lieben Himmlischen Vaters, u. kamen d. 24-ten Juny wohlbehalten voll Lob und Dank in Cronstadt an, u. den 26-ten in St. Petersburg, wo wir bis den 4-ten Aug. verblieben.

In dieser Periode habe ich alda alle Tage vor die Gesellschaft 40 an der Zahl Weis u. Rocken-Brod gebacken. Sodann reisten wir 14 Tage zu Lande, bis dahin wo die Wolga anfängt; wo ein großes Fahrzeug vor uns fertig war. Von Petersburg bis Sarepta gab uns die Kaiserin Catharina

*) Bis 1863 gehörte Sarepta zur „Evangelischen Brüdergemeinde" der Herrnhuter. Alle Mitglieder der Gemeinde waren nach Alter, Stand und Geschlecht in besondere Gruppen („Chöre") eingeteilt. Die ledigen „Brüder" lebten zusammen im „Brüderhaus" und die Mädchen im „Schwesterhaus."

einen Officier u. 8 Soldaten zur Bedeckung mit, die uns gute Dienste leisteten.

Wir fuhren 2 Monat bis Sarepta, wo wir mit den 13-ten October glücklich und wohlbehalten ankamen. Am Ufer*) wurden wir mit dem Posaunenschall: Nun danket alle Gott! empfangen. Wo mein Herz fröhlich im Geist zu Jesu h. Füßen mit einstimmte. Diese 8 Wochen hatte ich alle Tage auf dem Schiff gebacken. Den 2-ten Tag**) wurde in der Beckerey im Brr. Haus als Meister angestellt. Es war nur die eine Beckerey. Wo ich 11 Jahr, wie allein, unter den gnädigen Bekenntniß unsers l. Hlds, seinen Gnadenbeistand u. freundliche Berathung, u. mit dem reichen Segen unsers Gottes u. Himmlischen Vaters, der treuen Leitung des h. Geistes, in Armuth u. Schwachheit gedient u. gearbeitet habe. Die Kundschaft verbreitete sich balde bis Moskow u. Petersburg. Hohe u. niedere Personen bezeugten ihr Wohlgefallen. Da mehrere Herrschaften wünschten Jungen bei mir in die Lehre zu geben u. im Brüderhaus nicht anging, so wurde es auf eine Gemein-Beckerei angetragen, wo ich denn 1780 in den Stand der h. Ehe trat mit der led. Schw. Soph. Elisab. Albrechtin. Wir wurden den 30-ten Octob. getraut. Am selbigen Abend machte ich zuvor den Beschluß zu den h. Füßen Gottes unsers Herre u. Heilandes, Jesu Christi. Bat Ihm um Verzeihung über alles unter Vergießung vieler Thränen, aber auch im gläubigen u. kindlichen Vertrauen zu Ihm.

Dankte für alle seine Liebe, Treue Geduld u. Barmherzigkeit, die Er mir aus Gnaden, nebst seinem Segen auf meiner Händewerk hatte zu Theil werden lassen. Auch dankte Ihm für alle gute Herzensfreunde die mir in diesem Chor zu theil wurden.

Gerne wäre ich im led. Brr. Chor geblieben. Gab mich auch mehrmal an bei meinem Pfleger, unter den Heiden oder Christen auf einen Posten zu gehn, ihnen die liebe Gottes u. den Rath dessen zu ihrer Seligkeit bekand zu machen, und was Er an meiner Seele gethan. Schrieb auch dieses an die Aelt: Conf.

Mein Pfleger Pet. Weidenauer brachte mir hirauf bald 2 Verse von dem sel. Bischoff Joh. Nitschmann, die er vor mich im Gesangbuch aufgeschlagen hatte; des Inhalts:

Wenn du o mein lieber Christ, annoch eigensinnig bist; wär es auch in solchen Dingen, die Gott scheinen Ruhm zu bringen; u. Gott denkt nicht auch dahin, so verdirbts dein Eigensinn. Wohl dem, der den Herrn läßt machen, wohl ihm, denn Er ist sein Hirt; Jesus wartet seiner Sachen, daß er sich verwundern wird. Nicht lange hernach als alleine in meiner Backstube war, nahete der Herr sich mir, ich war still u. horchte was Er mir zu sagen

*) S. liegt etwa 25 Kil. unterhalb Zarizyn, 2—3 Kil. vom Wolgaufer entfernt.

**) Nach der Ankunft in Sarepta.

hatte, u. mir wurde, ich solle in den Ehestand treten, u. diese angezeigte Gehülfin nehmen. Es war mir merkwürdig, wir sind in einer Stadt geboren, u. in einem Jahr zur Gemeine gekommen, beide im Octob. Monat, sie den 18=en in Barby u. ich d. 21=en in Zeist.

Wir hatten aber einander nie gesehen, bis sie 2 Jahr nach mir aus Herrnhut nach Sarepta kam.

Ich will noch dis anzeigen, daß ich 1774 mit den led. Brr: vor den Rebellen Bugatsceff*) auf der Flucht war, wo wir Abends in der Demmerung mit Ochsen abfuhren. Kein Pferd war nicht mehr da u. der Feind war schon an unsrer Grenze. Um 10 Uhr Abends war er schon im Ort**). Es war aber von uns keine Seele mehr da. Er stand 1100 Werst von uns auf in der Gegend von Kasan.

Den 20=n Oct. n. st. begaben sich die Franzosen alle in die Vestung in Cremlin***); weil an diesem Tag sehr viele Kosacken in die Stadt kamen, u. alle Franzosen, die sie trafen, niederschossen. Am selbigen Abend kamen auch unsre Fuhrleute von einem Dorf 13 Werst von der Stadt an, u. wir traten unsre Reise nach Sarepta voller Angst u. Furcht an. Nicht die gewöhnliche Straße, um den Armeen nicht nahe zu kommen nahmen wir einen andern Weg, welcher über 200 Werst um war, in offenen Bauer=Wagen. Wir kamen bei verschiednen Weg u. Wetter aller Art u. voll Ungeziefer in Pensa an. Wo wir denn beßer Fuhr=Werk noch bis Sarepta bekamen, Nachdem volle 7 Wochen auf der Reise waren. Das Lob u. Dank den der l. Hld. für seine gnädige Bewahrung u. Erhaltung unsers Lebens bekam; weiß Er allein. Gelobt sey noch heut seine Treue, die alle Morgen neu war. Wir ruheten nun hier, u. genoßen von unsern Kindern u. mehreren Geschwistern viel gutes. U. so hatten wir hier eine rechte Sabbatszeit nach manchen schweren Erfahrungen wo unser l. Herr u. Hld. uns beschützte u. bewahrte.

1814 gefiel es unsern l. Herrn über Tod u. Leben meine innig geliebte Gattin die Ihm u. die Gemeine vor allen liebte, keinen andern Sinn hatte, als unsre 3 Kinder für den Herrn zu erziehen, der sie uns gegeben. U. der gute Schöpfer u. Erlöser hat auch ihre Bitte gnädiglich erhört. Ach was habe ich an ihr verloren! Sie beschloß ihren Lauf nach einer Krankheit, welche nur Schwäche von 3 Wochen war, sehr sanft u. selig, u. war sich gegenwärtig bis zum letzten Athemzug im 70=en Jahr ihres Alters.

Der 25=e Dec, ihr Geburtstag war auch ihr Begräbniß=Tag.

Sie war mir eine treue Gehülfin bey Tag und Nacht.

---

*) Der Kosak Pugatschow, der bekannte Usurpator.

**) Sfarepta wurde gleich vielen anderen Ortschaften an der Wolga, von Kasan an bis hinunter nach Astrachan, 1774 von Pugatschow geplündert u. niedergebrannt.

***) Gemeint ist 1812 — Napoleons Einzug in Moskau, der Brand der Zarenstadt u. der Franzosen Rückzug. — Der Verfasser der „Lebensbeschreibung" war zu jener Zeit in Moskau.

Der Freund u. Liebhaber ihrer Seele wird sie herrlich lohnen.

Ich weine ihr noch viele Thränen nach. Wenn ich sie nicht gehabt hätte, hätte ich daß nicht ausrichten können, was ich durch Gottes milden Segen ausgericht habe. Amen!

Nun war ich 10 Monat in den Witwer-Stand versetzt.

Wurde sodann zum 2-n mal mit der led. Schw. Johanne Gräffin Ehelich verbunden, u. kamen in die Branntweinbrennerey, wo ich die Aufsicht übers Ganze u. den Verkauf hatte.

In dieser Station war ich 9 Monat, sodann bekam ich u. meine Frau unsre Bestimmung wieder nach Moskow, allwo wir in Zeit von 3 Wochen glücklich u. wohlbehalten ankamen.

U. unsern l. Herrn fröhlich dankten. Hier fand ich viele mir ganz unbekannte Geschäfte in die Hand zu nehmen aufgetragen, u. fast alles im Elenden Zustand. Aber mein treuer Gott u. Hld. zu dem ich mich im Glauben u. Vertrauen im Gebet wandte; der half in Zeit von einem Jahr so augenscheinlich, daß ich ihm anstatt Klagelieder, frohe Lob u. Dank Psalmen singen konnte.

Als eine große Wohlthat erkannte ich auch dieses Geschenk, daß Er mir überall gute Freunde im Geschäft u. sonst schenkte, mit u. bei denen ich zu thun hatte. Hohen u. niedern Standes. Meiner l. sel. Frau, gefiel es hier gar nicht; indem sie die mehrste Zeit krank war, u. beständig wünschte wieder in Sarepta zu seyn. Meiner Geschäfte wegen konnt ich nicht mit ihr Reisen Es machte sich nach 2 Jahr eine gute Gelegenheit, wo ich sie in Gesellschaft guter Begleiter Reisen lies, wo sie sich etwas besser befand, u. auch alda so ankam. Sie wurde aber bald nach 5 Wochen sanft u. selig im 51-n Jahr ihres Alters follendet; 3 Jahr hatte ich sie als eine treue Gehülfin. War allso zum 2-nmal in den Witwerstand versetzt.

So hatte dann die Haushaltung bei meinen andern Geschäften mit zu besorgen. Nach 3 Jahren Wartezeit kam endlich die gewünschte Stunde, da mir unser l. Herr Kaufleute schenkte, daß ich unsre Häuser und Land verkaufen konnte. Es gibt in Ansehung des Verkaufs bey Häuser und Land viel zu thun. Aber mein Gott u. Heiland an den ich mich gläubig u. kindlich mit Bitten hielt, schenkte mir überall im Gericht die ersten zu guten Freunden, sodaß alles bald geendigt wurde, wofür ich ihm fröhlich dankte u. preißte. Da nun alle Geschäfte glücklich geendet hatte, so wünschte ich wieder in mein l. Sarepta zu sein, wo ich so viel gutes im innern u. äußern genoßen hatte. 45 J. in Moskow 7 J. Nun schreiben wir 1825, wo mein Alter, da ich dieses schreibe 80 J. ist. U. ich beschließe damit meinen Aufsaz, der nur geschrieben zur Ehre des dreieinigen Gottes. Durch dessen Gnadenwirkung, Liebe u. Treue an mir armen Sünder viel geschehn; was ich nicht im Stande bin zu beschreiben. So weit hast Du mich bracht, Lamm Gottes! Sey gepriesen, für alles was Du von Kindheit auf an mir erwiesen u. s. w. Amen!

Adam Friedrich Heinke.

Nachschrift des Herausgebers. Dieses wertvolle kulturgeschichtliche Dokument, das den Lebenslauf, aber auch den Seelenzustand, die Weltanschauung eines Mitglieds der Brüdergemeine, eines deutschen Kolonisten vor 100—140 Jahren, so anschaulich schildert, wurde mir von dem Nachkommen des Verfassers, Herrn Al. Heinke, in einer altertümlichen Tasche überreicht, die als Andenken an längst verschwundene Tage, namentlich an das Jahr achtzehnhunderteins, ebenfalls unsere Beachtung verdient. Es ist das eine kleine Brief- oder Papiergeld-Tasche, die von innen mit blauer und von außen mit weißer, nunmehr stark verschossener Seide überzogen ist. Die Außenseiten der Tasche sind geschmückt mit Vergißmeinnicht-Ranken und folgenden Aufschriften:

„Sammele und spare
Für künftige Jahre."

*

„Abwesend denke mein,
Die Freundschaft halte rein.
Auch liebe immer gleich
Mich, Deinen treuen Reich.

Nikolsk 1801."

Die Anfangsbuchstaben A, D, A, M ergeben den Vornamen des Mannes, dessen Schicksal wir soeben verfolgt haben.

Die sorgfältige Aufbewahrung eines Familiendokuments im Verlaufe von beinahe einem Jahrhundert ist für das Kulturniveau und die Pietät der Familie Heinke ebenso bezeichnend, wie die (in russischen Dörfern sehr selten vorkommende) liebevolle Pflege der Todesstätten Sfareptas: nicht nur die neuen Gräber, sondern auch die Ruhestätten der „alten Sfareptaner", der Gründer der berühmten Herrnhuter-Kolonie, sind dort ständig mit Blumen geschmückt.

❀ ❀ ❀

Nachdruck verboten.

Richard Wagner.

Von Bruno Goetz (Berlin).

I.

In Deutschland wurde der hundertste Geburtstag des Bayreuther Meisters dadurch gefeiert, daß man zunächst seinen Willen mit Füßen trat und den Parsifal nicht gegen ausbeutungsgierige Theaterdirektoren und ein sensationshungriges Publikum schützte; dann aber schöne und laute Reden hielt über den Meister und sein Volk, das ihn wie einen Gott verehre. Diese Verehrung offenbarte sich in Berlin unter anderem dadurch, daß am Jubiläumstage eine

Militärkapelle auf dem Schloßplatze die beliebtesten Stücke aus seinen Werken spielte. Es gab noch viele andere charakteristische Einzelheiten dieses Jubiläums, die zu berichten wären. Aber Episoden wie die Rede des großen Ernst Ritter von Possart bei der Enthüllung des sogenannten Münchner Wagnerdenkmals gehören in ein Witzblatt.

Wer die deutsche Wagnerverehrung und Wagnerbegeisterung in den Jubiläumstagen miterlebt hat, wird einen tiefen Blick getan haben in das Wesen des tragikomischen Mißverständnisses, auf welchem die Popularität eines Genies in unserer Zeit beruht.

Dieses Mißverständnis hat es zwar immer und überall gegeben — es war aber naiver, ehrfürchtiger, und hatte in Gemeinschaften, die von einer wahrhaften Kultur durchdrungen waren, oft etwas Rührendes und Hingebungsvolles. Man bemühte sich um das Verständnis dessen, den man verehrte: man ergab sich nicht so leicht einer ahnungslosen, geschwätzigen Verhimmelung. Man rächte sich aber auch nicht so leichtfertig durch ebenso ahnungslose und geschwätzige Anpöbelungen.

So grotesk wie im Falle Wagner ist dieses Mißverständnis in den letzten hundert Jahren vielleicht nur noch Goethe, den deutschen Romantikern, Jean Paul und Schopenhauer gegenüber zu Tage getreten. Ich spreche jetzt nicht vom Mißverstehen von Seiten der Zeitgenossen, deren Blick fast immer — so oder so — getrübt ist, sondern vom Mißverstehen von Seiten der begeistert dankbaren oder sich über das Genie unendlich erhaben dünkenden Nachwelt.

Was von Goethe im Bewußtsein des Volkes (gibt es noch ein Volk?) fortlebt, ist fast nur sein Erdenrest, „zu tragen peinlich". Vom heimlichen Goethe, der seine tiefsten Dinge nur für die Wenigsten schrieb, wissen auch nur die Wenigsten. Keiner der berühmten und beliebten Aufklebezettel, wie „der Olympier", der „Weltfromme", der „Geheimrat", der „Marmorkühle" usw. haben etwas mit ihm zu tun — sie besagen bestenfalls etwas rein Äußerliches oder Nebensächliches, ohne auch nur entfernt auf die tieferen verborgenen Quellen seiner Persönlichkeit hinzudeuten. — Die deutschen Romantiker sind für die Öffentlichkeit haltlose Schwärmer, der herrliche seherische Mystiker Jean Paul ein schrullenhafter sentimentaler Kauz, der tapfere und weise Schopenhauer ein verbissener galliger Pessimist. So darf man sich auch über das Mißverstehen Richard Wagners nicht allzusehr wundern, obgleich sein Werk als Wirkungswert auf eine große Masse viel eindrucksvoller, einleuchtender, deutlicher ist.

Wie erklärt sich dieses tiefe prinzipielle Mißverstehen? — ein Mißverstehen, das fast instinktiv wirkt. Vielleicht daraus, daß die Masse eben doch nun bewundern will — und, wenn sie Wagners Wollen verstehen würde, ihn nicht bewundern könnte, sondern ihn als Feind empfinden müßte: denn sein Wollen, Wirken und Schaffen widerspricht fast allen sogenannten treibenden Kräften der Gegenwart. Vielleicht fühlen die Leute dumpf diese Wesensfeindschaft — und suchen sie durch instinktiv mißverstehende Begeisterung und Bewunderung zu überbrücken, indem sie die Willensrichtung des Meisters ignorieren und sich mit der aufregenden und hinreißenden Wirkung seiner Musik begnügen — oder indem sie seine Kritik der Gegenwart parteipolitisch ausnutzen und die flachköpfige Ausmündung seiner Kulturideale für ein Fortwirken in seinem Geiste halten.

Worauf beruht nun diese versteckte Feindschaft, dieser Gegensatz, in dem Wagner zur Gegenwart und zu der Richtung, die sie nimmt, sich befindet?

— Bei einer früheren Gelegenheit habe ich an dieser Stelle anläßlich Hermann Burtes erschütternden Buches „Wiltfeber" manches ausgeführt, was auf dieses Problem einiges Licht werfen könnte, — daß nämlich dem tiefer Schauenden ein merkwürdiger Verwelkungsprozeß des deutschen Lebens trotz scheinbaren üppigsten Blühens nicht verborgen bleiben kann, weil eine Einheit, auf Grund deren dieses Blühen erst möglich war, langsam verloren geht: die Einheit des Volkes, die der Inbegriff von Volk und schaffenden Geistern ist. Das Volk wandelt sich in allen seinen Schichten (auch den höchsten und herrschenden) zum Pöbel: dem Schaffenden, dem Genie wird dadurch die Möglichkeit des Wirkens genommen. Dieser unaufhaltsame Prozeß drückt sich in fast allen Manifestationen des öffentlichen Lebens aus — eines öffentlichen Lebens, durch welches das Genie der aufbauenden Macht, die sein Schaffen ausüben könnte, verlustig geht.

Wagner war einer der ersten, die die drohenden Anzeichen dieses Verwesungsprozesses mit klarem Auge erschaut hatten. Sein ganzes Wirken ist ein flammender Protest dagegen. Und zu seiner Zeit durfte man noch eher hoffen, daß der schöpferische Wille eines Einzelnen, in dem sich der Gesundungswille einer schon kränkelnden Gesamtheit verkörperte, einen Einfluß gewinnen dürfte, der dem Zersetzungswillen Einhalt gebieten könnte.

Das Resultat seines Wirkens ist aber nicht eine Regeneration des deutschen Volkes — das Resultat ist — — die Jubiläumsfeier dieses Jahres, die mehr denn vieles Andere denen recht gibt, denen es in ihrer Liebe zum Deutschtum angst wird um das echt und wahrhaft Deutsche.

Jenes Verwelken, dessen Anfänge in Wagners Zeit fielen, hat im geheimen immer weitere Fortschritte gemacht, die innere Einheit des Volkes, durch die allein Großes und Gewaltiges möglich wird, ist, trotz des äußerlich geeinten Deutschland, immer mehr zum bloßen Schatten und Schemen geworden: heute könnte eine schöpferische Kraft von der Art Wagners nicht einmal mehr die immerhin tiefgehenden Erschütterungen auslösen, die Wagner zu seiner Zeit ausgelöst hat.

Eine Erlösung, eine Regeneration kann jetzt nur von noch tieferen Quellen herkommen, — von Quellen, die uns die Kunst nur ahnen lassen kann: sie selbst ist die Quelle nicht.

Denen, die an eine solche Regeneration des Deutschtums noch glauben, ist Wagners Werk und Wille ein Sinnbild für die noch vorhandenen verborgenen Kräfte der deutschen Welt, — Kräfte, die uns manchmal durch vereinzelte Begebenheiten und Erscheinungen der Gegenwart im geheimen noch lebendig wirksam dünken — aus dem öffentlichen Leben sind diese Anzeichen allerdings, wie gesagt, immer mehr verschwunden, von keinem seiner Einzelgebiete her ist eine wahrhaft heilende regenierende Wirkung mehr zu erhoffen: der Verfall ist schneller, als daß Versuche einzelner ihn aufhalten könnten. Wenn auch nicht zu leugnen ist, daß einige Formen auch des modernen deutschen Lebens noch einen Hauch jener ursprünglichen Kraft ahnen lassen, — einen Hauch, den man in romanischen Ländern überhaupt nicht mehr verspürt.

Es gilt deshalb nicht Wagner zu feiern (dürfen die Menschen von heute ihn feiern?) — sondern sich auf seinen Willen, seinen Kampf, sein Wirken zu besinnen: er hat für uns einen symbolischen Wert.

II.

Der Alltagsmensch findet sich leichter mit allem Gegebenen — Menschen, Dingen und Zuständen — ab. Die göttlichen Urbilder aller Erscheinungen

sind seinem dumpferen Bewußtsein nicht leuchtend klar gegenwärtig, das Leben verwischt sie ihm leicht; im besten Falle bleibt ihm eine unklare Sehnsucht ohne Hoffnung, er weiß nicht recht wonach; ein unbestimmtes Suchen quält ihn in stilleren Stunden. Er schickt sich bald in den „Lauf der Welt", er nimmt alles, „wie es ist". Durch diese Einstellung zur Welt verliert er sich an sie, wird in sie verwirkt, wird unfrei, kann immer nur noch unfreier werden, je weniger er sich der göttlichen Urbilder entsinnt, je weiter sich das Bild, das er sich von allem macht, von ihnen entfernt. Sein Wirken ist kein freies Schaffen mehr, sondern nur noch ein Tun, ein Tunmüssen. Je mehr nun das Leben der Allgemeinheit von Alltagsköpfen bestimmt wird, je weniger der außerordentliche Mensch es gestaltend umgestalten kann, desto tiefer verstrickt es sich in mechanischen Zwang, desto ungeistiger, unschöpferischer wird es.

Der außerordentliche, der göttlichen Urbilder stetig sich bewußte Mensch, der in diesen ungeistigen Zwang hineingeboren wird, erkennt zunächst nicht den Zwang, die Unfreiheit: aus seinem schöpferischen Ich beschenkt er alle Dinge mit dem göttlichen Licht, das er in sich trägt: die „Außenwelt" wird ihm so zum heiligen Abbild der Gottheit. Seine Verknüpftheit mit der Welt der Unfreien — der Zwang — tritt ihm erst ins Bewußtsein, wenn er auf einmal fühlen muß, daß für alles, was er will, die Allgemeinheit weder Zeit noch Platz hat, weder Verständnis noch guten Willen, daß alle öffentlichen Einrichtungen, der ganze Zuschnitt des Gemeinschaftslebens nichts Gemeinsames haben mit seinem Wollen und Planen, das aus dem göttlichen Reichtum seines Innern zur Tat drängt. Er sieht sich vereinzelt, in die Opposition gedrängt. Zunächst ist ihm der tiefste und letzte Grund dieser Vereinzelung noch nicht klar: er glaubt ihn noch in den Umständen zu erkennen, glaubt, daß eine radikale Veränderung und Umwälzung der äußeren Lebensbedingungen die Menschen williger und aufnahmefähiger machen würde für das, was er zu tun, zu schaffen, zu verkünden hat. Sein Drang, dem Göttlichen dienen zu dürfen und es lebendig wirksam zu machen bei der Allgemeinheit, läßt ihn deshalb vorerst revolutionär erscheinen.

So — und nur so — ist Wagners revolutionäre Gesinnung in der ersten Zeit seines Wirkens aufzufassen — und nicht aus rein politischen Erwägungen und Hoffnungen heraus. Ihm war die Revolution Mittel zum Zwecke: er wollte einen Lebensboden haben für seine Kunst, d. h. seine Kunst war für ihn der Ausdruck einer aus dem Durchdrungensein von göttlichen Urbildern entstandenen, von ihm vorgeahnten Lebensform. Seine Kunst pflanzte er auf als Standarte, als Wahrzeichen dieses zukünftigen Lebens.

Seine Stimme wurde übertönt vom geschäftigen Getriebe der Unfreien und Gezwungenen, sein Wirken war wirkungslos in einer Welt, die zur seinigen sich nur feindlich stellen konnte, wenn sie sich nicht selbst verneinen wollte. Deshalb trieb es ihn in seinen Anfängen zur Revolution gegen alles, was sich wie eine Mauer zwischen seinem Werke und dessen Wirkung erhob.

Erst tiefere Erkenntnis offenbarte ihm, daß die Unempfindlichkeit der Welt für sein Werk und die Isoliertheit seines Wollens nicht in den Umständen ihren tiefsten Grund hatten, daß die Umstände erst durch die innere Unfreiheit und Dumpfheit der Menschen so und nicht anders sich gestalten konnten, daß also eine äußere Umwälzung nichts bewirken, nichts verändern würde, wenn nicht die innere Dumpfheit zu wandeln wäre in tiefere Klarheit. Aus einer inneren tieferen Klarheit und Reinheit würde von selbst ein freieres, klareres, reineres Leben entstehen. Das Problem wandelte sich so für ihn

von einem politisch-sozialen zu einem religiösen: der Revolutionär wurde zum Reformator, dem es nun vorläufig darauf ankam, sich den Wenigen verständlich zu machen, die Ohren hatten zu hören. Alle äußeren Bedingungen dazu mußte er selbst erst schaffen, aus eigener Kraft. Er fand nichts Fertiges vor, das er gebrauchen konnte.

Aus diesem Wunsch, sich verständlich zu machen, aus dieser Sehnsucht nach einer Verkörperung seiner Kunst, die ungetrübt wäre durch den einer andern Welt angehörigen Kunstbetrieb der deutschen Öffentlichkeit, entstand das Wunder Bayreuth.

III.

Daß gerade viele der Besten und Geistigsten in Deutschland die Tatsache Bayreuth als Wunder empfinden, hat seinen tiefen Grund. Denn als ein Wunder muß dieses Festspielhaus auf alle diejenigen wirken, die einen sehenden Blick getan haben in das offizielle und allgemeine Theatergetriebe in Deutschland (bei andern Völkern steht es noch schlimmer), in die vollkommene Sinnlosigkeit der edelsten Bemühungen auf diesem Gebiete, die fast alle an der Übermacht der Mode, der Routine, der Gewohnheit, der Umstände zu Grunde gehn — oder mit diesen Mächten paktieren müssen und so ihre Kulturbedeutung einbüßen.

Schon die alleräußerlichsten sozialen Lebensbedingungen, unter denen das Theater zu leben hat, drücken auf sein Niveau. Eine Aufführung ist nicht mehr ein Fest, ist nicht mehr ein Seltenes, ein Höhepunkt, über ihr liegt keine religiöse Weihe wie über den griechischen Theateraufführungen, die göttlichsten Sinnes voll waren.

Das Abend für Abend immer wieder vor das Publikum Treten nimmt den Mitwirkenden unserer theatralischen Veranstaltungen jede tiefere Würde, läßt uns die Geste ihrer Lebensführung hohl erscheinen. (Ich spreche jetzt natürlich nicht einmal von Operetten- und ähnlichen Theatern, die mit der theatralischen Kunst im höheren Sinne so wie so nichts zu tun haben — sondern gerade von denjenigen Bühnen, die die hohe Kunst zu pflegen vermeinen.) Jener mystische Akt der Selbstverwandlung, der eine vollkommene schauspielerische Leistung erst möglich macht, kann dem wahrhaften Schauspieler nur in begnadeten Stunden größter seelischer Spannung, tiefster religiöser Ekstase gelingen. Man denke sich nun einen Menschen, dessen kontraktliche Pflicht es ist, fast täglich diese Spannung, diese Ekstase in sich zu erzeugen — und man wird sofort wissen und fühlen, daß sie sich notwendig in eine bloße Geste verwandeln, daß sie vorgetäuscht werden, daß sie inhaltsleer werden muß: denn kein Mensch, und sei es der genialste, ist imstande, alltäglich in solch einer selbstvergessenen Entrücktheit zu leben, er müßte zerspringen — oder irrsinnig werden. Das häufige gewaltsame sich zu diesem Zustande Zwingen läßt ihn deshalb bald zur Lüge, zur Fiktion werden, führt auch den Besten schnell zur Routine, zur Mache, zur Gewohnheit, — die der Tod jeder lebendigen Kunst ist.

Das ganze Können der darstellenden Künstler von heute besteht zum großen Teil darin, die fehlende Ekstase durch Technik zu ersetzen. Die mystische Selbstverwandlung ließ den Darsteller aufgehn im Werk, im Darzustellenden. Der Kultus der Technik hingegen weckt den Stolz auf das bewußte Vormachenkönnen und drängt so die Person des Darstellers in den Vordergrnnd: das Werk, die Dichtung wird Mittel zum Zweck für den Darsteller.

Und Mittel zum Zweck auch für den Zuschauer — Mittel zum Zweck des Amüsements. Auch für den Zuschauer verliert sich so der Festtagscharakter der Theateraufführung (täglich gefeierte Feste werden zum Alltag), — auch für ihn wird entrücktes Schauen zur Gewohnheit, zur genußreichen Unterhaltung: der Zuschauer wird zum Publikum.

Dieses Alltäglichwerden des Hohen und Höchsten, dieses wechselseitige Sichdurchdringen mit Surrogaten bei Künstlern und Publikum hat das ganze künstlerische Elend unserer Theater überhaupt erst ermöglicht — hat auch die erdrückende Menge wertloser Dichtungen entstehen lassen, die den vergröberten, abgestumpften Instinkten eines verpöbelten Publikums und eines verpöbelten Schauspielertums ihr Dasein verdanken.

Am stärksten tritt die Entweihung der Bühne vielleicht in der großen Oper zu Tage. (Posse, Operette, Variété zählen nicht mit, sondern gehören eigentlich zum Capitel Carneval und Maskenspiel). In der großen Oper ist das Prinzip der vorgetäuschten Ekstase und des in-den-Vordergrund-des-Interesses-Gerücktseins des Darstellers fast bis zur Vollkommenheit ausgebildet: ihr Wesen ist nicht der künstlerische Schein, — sondern die künstlerische Lüge; sie ist nur noch Mittel zum Zweck der Unterhaltung des Publikums durch bunte Bilder, aufregende Begebenheiten, süße Lieder und schöne Stimmen. Der Stil der Darstellung, der ganze Zuschnitt der Aufführungen einer Oper entsprach und entspricht nur diesem Zwecke, hat mit dramatischer Kunst nichts zu tun.

Nun war es aber gerade die Vereinigung von Drama und Musik, zu der Wagner von seinem Dämon getrieben wurde: denn in der Musik erkannte er den Mutterschooß der Tragödie, den dunkeln Urgrund alles dramatischen Geschehens, der jedem Worte, jeder Geste, jedem Vorgang, jeder Gestalt eine unerhörte Ausdrucksgewalt und eine zweite tiefere, über alles begriffliche Erfassen und sentimentalische Erfühlen weit hinausgehend metaphysisch-religiöse Bedeutsamkeit verleiht.

Der Darstellungsstil eines solchen, aus der Musik geborenen Dramas widersprach dem Darstellungs-„stil" der großen Oper — er war auf den Opernbühnen nicht durchzusetzen! Gewohnheit, Tradition, Verständnislosigkeit standen ihm feindlich gegenüber. Nirgends konnte Wagner an Gegebenes anknüpfen. Alles mußte er von Grund aus neu schaffen und einer Welt zum Trotz durchsetzen, — einer Welt von Menschen, die sich instinktiv durch den letzten Gehalt dieser Werke verneint fühlen mußte.

Das Denkmal dieses heiligen Trotzes und hohen Willens ist uns Bayreuth. Bayreuth ist die Möglichmachung des Unmöglichen. Deshalb dünkt uns Bayreuth ein Wunder. Es steht da — trotz der Welt.

Das ist die Bedeutung Bayreuths, daß an dieser Stätte, trotz des unaufhaltsam scheinenden Verfalls der theatralischen Kunst, trotz der Entweihung der Bühnen zur Unterhaltung der Gelangweilten, es gelungen ist, mit eben denselben Künstlern, die sich im Dienste der großen Oper an Geschmacklosigkeit und Trivialität verloren hatten, die Aufführungen zu Festtagen zu gestalten; — durch das Pathos der Sache selbst und den schöpferischen Willen des Meisters wurden auch die Widerstrebendsten zu ehrfürchtigem Dienste gezwungen. Denn *nichts* galt hier die Person des Darstellers — *alles* das Werk.

Nicht nur allein in der mehr oder minder großen *Vollkommenheit* der Aufführungen liegt also der Kulturwert Bayreuths, sondern vor allem in seiner Einzelstellung den andern Theatern gegenüber. Die andern

Theater schließen — auch wenn sie ab und zu sich an die Verkörperung von Höchstem und Gewaltigstem machen — Kompromisse mit dem Geiste der Öffentlichkeit, der Sensation, der Mode, sind abhängig von tausend Rücksichten, sind Geschäftsunternehmungen, — oder dienen allerbesten und allerseltensten Falls rein ästhetisch-literarischen Tagesströmungen. Bayreuths Bedeutung ist nicht nur eine künstlerische, — ist auch eine ethisch-religiöse. Bayreuth ist frei, nimmt keine Rücksichten, ist unabhängig von der deutschen Öffentlichkeit und ihrem Geiste. Bayreuth ist der Träger, das Symbol einer Kulturidee. Daß Einzelheiten hie und da unvollkommen sein mögen, beweist nichts: auf den Geist des Ganzen kommt es an.

Ein Beispiel ist gegeben — ein Beispiel allerdings nur für Künstler mit reinen Herzen und reinen Händen: die vielen Festspielhäuser in Deutschland, die, scheinbar diesem Beispiele folgend, wie Pilze nach einem Regen aus dem Boden geschossen sind, verdanken meist sehr außerkünstlerischen Erwägungen ihr Dasein.

Möge den großen deutschen Dichtungen einst eine Stätte erstehen, an der sie ebenso rein in die Erscheinung treten könnten, wie die Werke eines Wagner in Bayreuth! —

Von hier aus ist es begreiflich, warum Wagner den „Parsifal" für Bayreuth erhalten wissen wollte. Den künstlerischen Ausbeutern sollte ein Werk entzogen werden, an dessen Mysterien sich nur Edle und Reine wagen dürften. Alles andere ist Entweihung. Ebenso wie fast alle Aufführungen des „Faust", des „Hamlet" an unseren Stadt- und Hoftheatern ein Entweihung sind.

Daß das deutsche Parlament zu dieser Vergewaltigung des großen Werkes seine Einwilligung erteilt hat, gehört, unter tausend andern Begebenheiten, mit zu den Zeugnissen für die Verpöbelung der deutschen Intelligenz, ist mit ein Beweis dafür, daß selbst ein Wille wie Wagners Wille keine Macht mehr ausüben kann über die sich zersetzenden Elemente des Volkes.

IV.

Nur denen erscheint die Auflösung organisch gewachsener Kulturformen des Lebens als Freiheit, die innerlich unfrei sind: immer sind es die Unfreien, die dort über Knechtschaft klagen, wo der Freie und Starke bindende Formen des Gemeinschaftslebens schafft, welche er aus den von ihm geahnten höchsten Möglichkeiten der Gemeinschaft, in der er lebt, ablest und ins Leben umzusetzen trachtet. Durch feste Formen allein werden höchste Möglichkeiten zu Wirklichkeiten. Der Freie sucht zu binden.

Die Unformen der civilisierten Barbarei von heute sind allerdings keine Bindungen aus Kulturpostulaten heraus, sondern nichts als äußerer mechanischer Zwang, gegen den gerade der Freie sich auflehnt, weil dieser Zwang das Aufblühen einer wahren Kultur verhindert. Nur wenige Überreste bedeutungsvoller und tiefsinniger Formen früheren Kulturlebens ragen noch in unsere Zeit hinein: der Inhalt dieser Formen ist aber meist durch die Erben leer geworden.

Kulturen im höchsten, reichsten Sinne hat es nur ganz wenige gegeben: das alte Indien, Hellas, die Deutsche Gotik, das alte Skandinavien. Eine seltsame Tatsache ist, daß uns alle diese Kulturen untereinander in einer geheimen mystischen Verwandtschaft zu stehen scheinen, wie die Glieder eines Stammes: ihr letzter Sinn deutet auf ein und dasselbe. Nur der Ausdruck

ist ein verschiedener. Was wir von wahrhaften Kulturansätzen aus neuerer Zeit kennen, ist eine Erbschaft dieser alten Kulturformen, ist ein Versuch, auf einem neuen Wege für den alten tiefen rätselvollen Sinn einen neuen Lebensausdruck zu finden, der dauernder wäre, als die untergegangenen Formen, die sich auflösten, als die Gefühls- und Lebensintensität, aus der sie emporgeblüht waren, nachließ.

Nichts Gemeinsames haben — nebenbei bemerkt — mit diesen höchsten Kulturen die ostasiatischen, die semitischen, die lateinischen Kulturen; die ostatischen vergewaltigen das Blühen des Lebens, ihre lange Dauer war nur möglich auf Grund einer Mechanisierung nicht nur des Außenlebens, sondern auch des Innenlebens; die semitischen sind Raubkulturen; die lateinischen bilden das Ergebnis zentralisierender und nivellierender Machtpolitik und abstrakter nüchterner Ausdeutung der griechischen Kultur zu einem Genuß- und Luxuswert: vom Griechentum hat der Lateiner nur die Geste, die sich bei ihm in eine leere Pose verwandelt.

Wenn es der Deutsche bisher nur zu kurzen, schnell verblühenden Kulturperioden gebracht hat, so liegt das zum Teil am Überreichtum seiner Veranlagung, der sich mit keiner fertigen Form begnügte, sondern immer wieder zu neuen Formen drängte, die voller, tiefer, gewaltiger sein Leben ausdrücken sollten.

Alle diese Formen, ja selbst die Art ihres Zugrundegehens hatten bis jetzt aber etwas Gemeinsames. Die Auflösung war ein Sprengen oder ein plötzliches Abbrechen — kein Verwesen: in den neuen Formen blühten die alten, geheimnisvoll verwandelt und gesteigert, wieder auf. Sie kamen aber nicht zum Reifen, denn immer wieder drängte schon Neues ans Licht.

Selbst die schwersten und dunkelsten Zeiten Deutschlands erscheinen uns dem heutigen Leben gegenüber als einheitlich. Nie blieb es beim Darniederliegen. Von irgend einer Seite her kam immer wieder die Rettung: nach dem Verfall der Gotik — die Reformation; nach dem dreißigjährigen Kriege — Johann Sebastian Bach, der große Kurfürst, der alte Fritz, Goethe; nach dem Zusammenbruch bei Jena und Auerstädt — 1813 und die deutsche Romantik; nach der Reaktion — die letzte große deutsche Bewegung, die Revolution von 1848, die allerdings scheinbar resultatlos verlief, aber die Geister wieder geweckt hatte. Die jetzige Reichseinheit wäre ohne 1848 nicht denkbar. — Der ungeheure beispiellose politische Aufschwung, den Deutschland darauf nahm, die Wiedergeburt des Reiches und seine Entfaltung zur bestimmenden europäischen Großmacht — sind nur die äußeren Folgen jahrhundertelangen Mühens der edelsten Deutschen, die, von der allgemeinen Not des Volkes ergriffen, immer wieder Wege wiesen zur Rettung, zum Aufstieg, die aus den Quellen deutschen Wesens immer wieder neue Kräfte schöpften.

Der letzte gewaltige Aufschwung scheint aber nur ein wirtschaftlich-politischer Aufschwung gewesen zu sein: zu gleicher Zeit mit ihm setzte jener vorhin behandelte Verwesungsprozeß ein, gegen den sich vor allem Wagners Stimme erhob, weil er die edelsten Geister, die genialen Köpfe durch diese Entwickelung der Dinge ihrer führenden und gestaltenden Macht beraubt sah.

Der internationalen, nivellierenden, die geistigen Schätze und Werte früherer großer Zeiten ausbeutenden Verpöbelung stellte er in seiner Kunst die bindenden Urkräfte und Urmächte deutschen Wesens gegenüber — Urkräfte und Urmächte, die in anderer Form auch in den großen untergegangenen verwandten Kulturen lebendig wirksam waren.

Wer die Mythen der alten Inder, der Griechen, der Germanen miteinander vergleicht, fühlt bald trotz aller Verschiedenheit die Einheit ihres letzten Sinnes — eine Einheit, die sie auch auf das innigste mit dem gotischen Christentum verbindet. Diese, von den tieferen Geistern geahnte Einheit der mythischen Welt hat Wagner in seinen Festspielen künstlerisch verdichtet. Leopold von Schroeder hat das in seinem Werk über die „Vollendung des arischen Mysteriums in Bayreuth" tiefsinnig in allen Einzelheiten dargestellt. Er deckt die Fäden auf, die Wagners Schaffen mit allen uns verwandten Kulturen verknüpfen. In Wagners Dramen gestaltet sich uraltes Erbe zum Wahrtraume einer deutschen Zukunft: das ist der innerste Nerv seines Schaffens und seines Wollens.

Dieses Wollen ist das Größte an ihm, das Unvergängliche. Der Spiegel dieses Wollens — sein Werk — ist vergänglich, wie alle Werke, auch die höchsten.

Für die wenigen, die dieses Wollen fühlen und begreifen, bedeutet sein Werk ein heimliches Grüßen, ein Flammenzeichen in tiefer Nacht. Für die andern ist es verloren. Sie sehen die Flamme wohl, aber sie ergötzen sich nur an ihr, wie an einem Feuerwerk. Sie bedeutet ihnen nichts, sie weist ihnen keine Wege. Auch von der Kunst, der heiligsten und höchsten Kunst, kann das Heil nicht mehr kommen: sie kann nicht mehr das Leben der deutschen Gesamtheit umgestalten, sie kann nur eine Teilwirkung ausüben, sie kann nur Spiegel sein tiefsten Leidens und sehnsüchtigen Hoffens — für die wenigen, die ihre geheimsten Zeichen verstehen. Für die andern ist sie eine amüsante und aufregende Merkwürdigkeit.

V.

Wer dieses bis in die letzten Folgerungen erfaßt hat, wird erschüttert die furchtbare Tragik von Wagners Leben begreifen.

Eine Persönlichkeit, in der das Wissen um die größten Möglichkeiten der deutschen Welt und der dämonische Wille zur Verwirklichung dieser Möglichkeiten lebendig waltet, vermeint, durch Vorhaltung des Spiegels dieser Möglichkeiten, die Deutschen entscheidend beeinflussen zu können, vermeint, dadurch gestaltend in das Leben der Gesamtheit eingreifen zu können. Für die aber, auf welche er wirken will, ist dieser Spiegel nur eine neue aufregende Sensation. Was er ihnen zu sagen hat, hören sie nicht, oder fürchten sie zu hören. Sie wollen nicht aufgerüttelt sein: sie sind zu tief verstrickt in den scheinbaren Fortschritt ihres öffentlichen Lebens oder sitzen zu fest auf dummen ererbten Vorurteilen. Alles geht seinen Trott weiter, — als ob der Ruf dieser Kunst nie ergangen wäre. Die wenigen, die den Ruf vernommen haben, sind machtlos, wie der Rufer. Ein Wirken, wie Wagner es wollte, ist heute nicht mehr möglich.

Deshalb ist auch sein Leben, nicht nur sein Werk, für uns symbolisch. Von hier aus fällt auch auf scheinbar unbedeutende Einzelheiten ein neues klärendes Licht.

Wagner wußte, daß er letzten Grundes nicht nur Künstler, sondern auch Reformator war. Er konnte sich deshalb nicht aristokratisch zurückziehen und, im Bewußtsein seines künstlerischen Wertes, auf den Erfolg geduldig warten: er mußte wirken. Und alles stellte sich diesem Wirken hindernd in den Weg. Sein ganzes Leben ist ein erbitterter Kampf um die Möglichkeit lebendiger Wirkung. Im Kampf erscheint manches krampfhaft, ungerecht und gewaltsam, was nur die tiefste Notwendigkeit gebot.

Er durfte seine Werke nicht dem Schlendrian der Theater überlassen, wo sie, entstellend verkörpert, nur zur Irreführung des Publikums dienen konnten. Er mußte sie, um die von ihm gewünschte Wirkung zu erzielen, herausheben aus der Reihe der gewohnten theatralischen Darbietungen. Einer widerwilligen Welt mußte er es Schritt für Schritt abtrotzen — unter Anstrengungen, die ihn nur das Wissen um seine Sendung ertragen ließ. Und als ihm dann im hohen Alter vergönnt war, sein Werk rein und auf eigenem Boden in Erscheinung treten zu lassen, erlebte er es, daß auch dort die letzte Wirkung ausblieb, daß einige wenige vielleicht erfaßten, was er wollte, daß viele künstlerisch tief erschüttert waren, daß aber sonst nichts oder so gut wie nichts damit erreicht war: für die Deutschen war es ein etwas exzeptioneller Kunstgenuß — und ist es für sie geblieben bis auf den heutigen Tag. Nur als Künstler oder als antisemitischen teutonischen Parteipolitiker haben sie den gewertet, der ihnen als Erwecker und Erneuerer geschenkt worden war.

Diesem heroischen Leben hat Carl Friedrich Glasenapp in seiner Wagnerbiographie ein schöneres Denkmal errichtet, als alle die vielen Städte, die es durch schlechte Statuen zu feiern vermeinten: in schlichter Treue erzählt er uns die Erlebnisse und Begebenheiten — und jede Einzelheit wird sinnreich und bedeutungsvoll.

Auf den Sinn dieses Lebens sich zu besinnen ist die würdigste Wagnerfeier.

Mitteilung des Herausgebers.

Vom nächsten (3.) Jahrgang an wird die **Buchhandlung von G. Löffler in Riga** den ganzen geschäftlichen Teil der „Deutschen Monatsschrift für Rußland" **übernehmen.** Daher bitten wir unsere Abonnenten, die das Blatt bisher von uns direkt bezogen haben, sich fortan mit ihren Bestellungen an die **Buchhandlung von G. Löffler** zu wenden (G. Löffler, Riga, Sandstraße 20, Postfach 317; Г. Лефлеръ, Рига, Песочная 20, почт. ящикъ 317). Außerdem nehmen auch nach wie vor alle deutschen Buchhandlungen des Reiches Abonnementsbestellungen entgegen.

Der Abonnementspreis bleibt unverändert: jährlich 5 Rbl., halbjährlich 2 1/2 Rbl., Einzelhefte 50 Kop. Bei der Versendung durch die Post tritt jedoch ein Zuschlag von 50 Kop. pro Jahrgang ein.

Das erste Heft des neuen Jahrgangs wird bereits am 15. Dezember 1913 erscheinen.

In der Parfümwahl muß jeder Herr äußerst vorsichtig sein, denn viele Parfüms verbinden sich mit dem Geruch von Papyros- und Zigarrenrauch zu unangenehmer Mischung. „Nr. 4711 Eau de Cologne" schließt jedes Bedenken aus, wird Niemanden lästig, belebt und regt die Nerventätigkeit an durch seine aromatischen Qualitäten. Vergessen Sie nie: „4711" ist das Parfüm des diskret-eleganten Herrn. Man bediene sich nur der „4711" (Eingetragene Schutzmarke, Blau-Gold-Etikette)! Preis einer Flasche 60 Kop., 1 Rbl., 1 Rbl. 50 Kop. und teurer. Alleiniger Fabrikant Ferd. Mülhens, Glockengasse Nr. 4711, Köln, Riga. Zu haben in allen Apotheken, Parfümerie- und Drogenhandlungen.

Als größtes Verkaufhaus Deutschlands für

Harmoniums und Pianos

mit einem jährl. Verkaufe von 3000 Instrumenten grösstenteils direkt an Private empfehlen wir

Hofberg	Thomas	Brüning & Bongardt	Mand
Harmoniums	Harmoniums	Harmoniums u. Pianos	Pianos

die feinsten deutschen Marken.

Brüning & Bongardt, Barmen (Deutschland).

Fordern Sie bei Bedarf gratis und franko unseren großen reich illustrierten und mit vielen nützlichen Beschreibungen versehenen Pracht-Katalog für Rußland. Derselbe enthält **nur** Rubel-Preise, welche sich verzollt und franko jeder Bahn-Station des europäischen Rußlands verstehen. Jeder Käufer weiß also sofort, was ihm das Instrument ohne weitere Auslagen genau kostet.

CHRISTLICHES HOSPIZ

ABSTEIGEQUARTIER I. RANGES

Komfortabler NEUBAU in ruhiger vornehmer Lage an der Nikolaistraße

ERÖFFNUNG DES NEUBAUES HERBST 1914

C. F. REHM,

RIGA,
ALEXANDERSTR. 31
TELEPH. 519, 1173

TELEGRAMM-ADRESSE: REHM — RIGA

PERMANENTE AUSSTELLUNG

kompletter sanitärer ANLAGEN

PERMANENTE AUSSTELLUNG

VON

SENKING-SPAR-HERDEN

ENGROS VERKAUF VON RÖHREN, KRÄHNEN, VENTILEN, KESSELN, PUMPEN, WANNEN, KLOSETTS, WASCHTISCHEN, BADEÖFEN

MAN VERLANGE PREISLISTEN, OFFERTEN

Engl. Magazin J. Redlich, Riga.

Englische Fussbälle

sowie

sämtliches Zubehör für das Fußball-Spiel.

Tennis-Schläger

erstklassiger Firmen.

Illustrierter Sport-Katalog zu gefl. Verfügung.

Frugola-Malz

ist das erste und einzige Malzerzeugnis aus hochkonzentriertem pasteurisierten Malzextrakt mit natürlichen Blutsalzen aus Früchten und Pflanzen. Ist das Malz an sich eine energetische Kraftquelle, ein Energie-Reservoir erster Ordnung, so wird durch „Frugola", das Pflanzen-Nährsalz, die Wunderwirkung des Malzes geradezu verdoppelt.

Die Neutralisierung der schädlichen Harnsäure, die wichtige Verbrennung im Körper, die Alkaleszenz des Blutes, die Blutbildung und die Nerven-Ernährung, die Neuschaffung gesunden Stoffes und verjüngender Kraft — das alles ist die Wirkung von Frugola und Malz, wie sie im Frugola-Malz verbunden sind.

Eine Kur mit Frugola-Malz ist eine stoff- und kraftbildende

Auffrischungs- und Verjüngerungs-Kur.

Frugola-Malz schafft keine Korpulenz, sondern nur diejenige Fülle gesunden markigen Fleischansatzes, die normalerweise und individuell zu erreichen ist. — Es ist leichtest verdaulich, wohlschmeckend, natürlich, rein und frei von Alkohol, Essenzen, Salicyl, Zucker, Glycerin und dergleichen. Frugola-Malz ist viel nahrhafter und kräftigender als bestes Fleisch.

Frugola-Malz schafft Fleisch und Blut!

Es ist der berufene Wundertrank für Kinder, junge Mädchen, Mütter, für Kranke und für alternde Personen.

Frugola-Malz verlängert das Leben!

Dose 60 Kop., Doppeldose Rbl. 1.10, 5-Pfd.-Dose Rbl. 3.40, 10-Pfd.-Dose Rbl. 6.50. Man verlange gratis Literatur.

Depot für Rußland: H. Sööte, Riga, Alexanderstr. 13 (147). Postf. 847.

Salon de Corsets

Nanny Cahn

Riga, Herrenstr. 20, 1.

Wir bitten zu verlangen!

Das beste Weihnachtsgeschenk ist ein gutes Buch.

Wir empfehlen zur gefl. Benutzung unseren **Weihnachtskatalog,** eine Auswahl hervorragender **Neuheiten** des Jahres **1913.**

Zusendung erfolgt auf Wunsch gratis und franko

Kluge & Ströhm

Reval, Langstr 9, Tel. 221. | **Fellin,** Schloßstr. 15. Tel 36

Wir bitten zu verlangen!

JOHS & PETER PARIKAS

Photographische Anstalt

Reval, Königstr. № 1 Haus von d. Ley

AUFNAHMEN im modernen Heim- und Kunstlicht-Atelier an Wochentagen 9—6 Uhr, an Sonntagen von 12—3, ohne Rücksicht auf Wetter und Tageszeit ∴ Anmeldung zur Aufnahme erbeten ∴ AUFNAHMEN im eigenen Heim und im Freien bei Tages- oder künstlichem Licht ∴ AUFNAHMEN von Architekturen und Innendekorationen, industriellen und kunstgewerblichen Arbeiten ∴ VERGRÖSSERUNGEN in jeder Ausführung Eingebrannte Photographie auf Porzellan und Glas ∴ Photographie auf allerhand Stoffen ∴ Ausarbeitung von LIEBHABER-AUFNAHMEN: Entwickeln, chemische und mechanische Negativverbesserung ∴ Kopieren auf den dem Charakter der Aufnahme angepassten Papieren. ∴ ∴ Vergrössern und geschmackvolles Kartonnieren ∴ ∴

Mundtenstrasse 1. **A. Alex. Kakit** Telephon № 249.

vorm. A. E. Jürgens

ZUM WEIHNACHTSFESTE

frisches Naschwerk in **I-a Qualität,** wie auch zum äussersten Preise, **Leute-Naschwerk, Früchte, Konserven, Kolonialwaren, Tee und Kaffee.**

Gute Verpackung! Reelle Bedienung!

Goldene Medaille des Estländischen Landwirtschaftlichen Vereins in Reval, 1900.

Joseph Kopf, Langstrasse Nr. 27, Telephon Nr. 264.

Zum Weihnachtsfeste empfohlen:

Magazin feinster Juwelen, Gold- und Silberwaren,

Atelier zur Ausführung jeder in mein Fach fallenden **Bestellung,** sowie **Reparaturen, Vergoldung, Versilberung** etc. :: Gewissenhafte Ausführung. Preise billig.

Ankauf von Edelsteinen, Gold und Silber.

Emil Lohan,

Reval, Ecke der Schuhstr. und des Rathausplatzes.

Spezialhaus für Uhren

gegründet 1891.

Bezugsquelle sämtl. hervorragender Marken.

Niederlage der Fabrikate von A. Lange & Söhne, Glashütte i. Sachsen, J. Rauschenbach, Schaffhausen, Schild Freres & Comp., Grenchen (Schweiz). **Spezialmarke E. Lohan.**

Aparte Damen-Uhren in Schwarz, Silber und Gold, sowie **goldene Herren-Uhren** aller Arten u. Schweren. Repetieruhren, Kavalier-Uhren, Chronographen.

Taschen-Uhren mit Wecker praktisch verwendbar, laut und lange weckend. | **Hausuhren, Wanduhren, Tischuhren, Regulatore, Wächter-Kontrolluhren, Weckeruhren.**

Uhrketten in Gold, Silber, oxydiert, Stahl oxydiert.

Alleinverkauf der Präzisions-Anker-Uhren „OMEGA" von Louis Brandts & Frère, Biel (Schweiz).

Grösste Auswahl! Reelle Bedienung! Mässige Preise!

Für sämtl. Uhren volle Verantwortung für richtigen Gang u. Dauerhaftigkeit des Werkes.

Preis-Verzeichnis von „OMEGA"-Uhren gratis und franko.

Reval, Langstrasse 31.

Das optisch-mechanische Geschäft

F. Hausen, in Firma P. Rebenitz,

Reval, Langstrasse 31. Telephon 995,

empfiehlt in grosser Auswahl **Pincenez, Brillen, Lorgnetten, Operngläser, Fernrohre, Prismengläser, Thermometer, Barometer** usw.

Daselbst werden von Sachkundigen sämtliche in die Branche fallenden Reparaturen sorgfältig ausgeführt.

Passende Weihnachts-Geschenke

wie: **Schreibgarnituren, Reisetintenfässer, Schreibmappen** aller Art, **Schreibunterlagen, Photographie-, Postkarten-, Amateur-** und **Postmarken-Albums, Postpapier in Kassetten, Portemonnaies, Briefstaschen, Handtaschen, Handarbeitskasten, Japanische** und **Holz-Schatullen, Taschenmesser, Farbenkasten** und **Farbstifte** für Kinder, **Tischläufer** und **Papier-Servietten, Abreiß-** und **Blockkalender,**

Weihnachts- und Neujahrspostkarten

empfiehlt in größter Auswahl äußerst billig die Papierniederlage

Philipp Schaefer,

Reval, Schmiedestraße 31. Telephon 464.

G. BERGER,

Reval, Süsternstraße Nr. 1. * * Telephon Nr. 209,

empfiehlt **Photographische Apparate**

in allen Preislagen, sowie sämtliche optische Artikel,

wie: **Brillen, Pincenez, Lorgnetten, Operngläser, Feldstecher** in großer Auswahl. **Prismenbinocle** v. Busch u. Zeiß u. diversen anderen Fabriken auf Lager.

Theodor Katzmann, Reval, Langstraße Nr. 29.

Handlung für Haus- und Küchengeräte.

Praktische Weihnachtsgeschenke in hübscher Auswahl.

Wein-, Kaffee- und Teehandlung **J. Muischneek,**

Reval, Ecke der Königs- und Schmiedestrasse 2/15, :: :: :: Telephon Nr. 213,

empfiehlt **naturreine Traubenweine.**

Täglich frischgebrannten Kaffee eigener Brennerei.

Vergoldungs- und Bildereinrahmungs-Atelier

RIGA, Wallstraße № 12. **Gustav Fedrowitz,** Telephon 4369. Malerstraße № 12.

Gemälderahmen in allen Stilarten, für Bildereinrahmungen stets Neuheiten.

Neuvergoldungen an Rahmen, Möbeln u. inneren Architekturen u. s. w.

Reklame-Institut u. Zeichen-Bureau J. J. Liebermann, Riga, Elisabethstr. 22. Tel. 81-81.

Anfertigung von Bauplänen, sowie für Villen und andere Gebäude. Maschinenzeichnungen. Pläne für Feldmessungen und elektr. Beleuchtungen. Künstl. Anfertigung von Porträt-Vergrößerungen, Plakaten, Clichés und modernen Dekorationen.

Kaukasisches Magazin

M. J. Chodsheinatoff,

Riga,

Scheunenstrasse № 11.

Telephon 66-36.

✧

Teppiche: Persische, Tekinsche, Bucharische, Palassen, Kaukas. Silbersachen, Seidenstoffe, Möbel, Divans, :: :: Portieren. ;; ::

✧

Filiale Majorenhof,

Johmenstr. 30.

F. Stadler, Riga, Telephon 5917. Kl. Königstr. 17.

Photographische Apparate und Bedarfsartikel, Projektionsartikel, Lichtbilder-Serien.

Kataloge kostenlos.

Tafelsalz „Kristall“ der Fabrik J. J. Komen, Riga.

Das Tafelsalz „Kristall“, welches an Stelle des gewöhnlichen Tischsalzes als Zusatz zu unseren Speisen dient, zeichnet sich durch seinen angenehmen Geschmack und durch seine Appetit erregende Reinlichkeit und Weiße aus.

Das Tafelsalz „Kristall“ enthält Bestandteile, die zur Erhaltung des menschlichen Organismus notwendig sind, d. h. solche Stoffe, die von letzterem beständig ausgeschieden werden und daher auch unbedingt bei der Nahrungsaufnahme dem Organismus wieder zugeführt werden müssen. Dank dieser seiner Eigenschaft kann das Tafelsalz „Kristall“ mit Recht nicht nur als nützliches, sondern auch als notwendiges Mittel bezeichnet werden.

Das Tafelsalz „Kristall“: 1. erhält sich stets trocken, indem es keine atmosphärische Feuchtigkeit auffsaugt; 2. es ballt sich nicht; 3. läßt sich immer bequem aus den mit durchlöcherten Metalldecken versehenen Flakons schütten.

Das Tafelsalz „Kristall“ ist hygienisch: 1. dank seiner Bestandteile, welche eine bessere Verdauung, sowie auch Entwicklung der Knochen und Muskeln bewirken; 2. durch die Art und Weise der Herstellung und Verpackung, welche vom Sanitäts-Arzte begutachtet sind; 3. dadurch, daß beim Konsum desselben aus den Originalflakons der Möglichkeit einer Verunreinigung des Salzes vorgebeugt wird; 4. dadurch, daß die Verschlüsse der Originalflakons unter atmosphärischem Einfluß nicht oxydieren und in Berührung mit Salz keine giftigen Säuren, wie Nickelsäure und andere, entwickeln. **Ökonomisch:** 1. da beim Gebrauche des Tafelsalzes „Kristall“ aus den Originalflakons nur das jeweilig nötige Quantum geschüttet wird und daher nichts verloren geht; 2. weil das Tafelsalz „Kristall“ beim Gebrauche nicht verunreinigt wird, wie beim Konsum gewöhnlichen Salzes aus offenen Schalen, daher auch kein Wegschütten verunreinigten Salzes nötig ist. 3. Weil die Originalverpackung volles Nettogewicht enthält, während die bei gewöhnlichem Tafelsalz übliche Verpackung nur 3/4 bis 7/8 Pfund faßt.

Das Tafelsalz „Kristall“ dürfte in keinem Haushalte, in keinem Restaurant fehlen. In allen größeren Kolonial- und Delikateßwaren-Handlungen zu haben.

Neue physikalische Behandlungsmethode

von Lungenkrankheiten, Blutarmut, Asthma, Keuchhusten, Herzschwäche, Schlaflosigkeit vermittelst der

Lungen-Saug-Maske

nach Stabsarzt Dr. Kuhn.

Anwendung täglich ca. 2 Stunden.

Verlangen Sie bitte Gebrauchsanweisung.

Jeder Maske wird eine Gebrauchsanweisung beigelegt.

Erfolge: Bei Erkrankungen der Atmungsorgane, spez. Lungentuberkulose, Blutarmut und Bleichsucht, Asthma (bronchiale), Schlaflosigkeit, Schwächezuständen des Herzens und Herzfehlern ꝛc.

Arthur Wittberg, Riga,

Telephon 64—67. Spezial-Geschäft **Gr. Jungfernstr. 5.**

Chirurg. Instrumente und Artikel zur Krankenpflege.

Spezialartikel in Bruchbandagen, Leibbinden und Gummistrümpfen für Krampfadern.

Gesetzlich geschützte

Handelsmarke.

Telegramm-Adresse: Marzipan — Reval.

Die

Marzipan-Fabrik

gegründet 1. Mai 1864,

Georg Stude, Reval,

erbittet sich die **rechtzeitige** Überweisung der auswärtigen Aufträge zu prompter Erledigung.

Versand nach allen Bahn- und Post-Stationen.

Reval, Schmiedestr. Nr. 30.

Gustav Tau,

Telephon Nr. 425.

vormals **Carl Hoffmann,**

empfiehlt zu den bevorstehenden Feiertagen:

Prima Kolonialwaren, frisches Naschwerk div. Fabriken, **Delikatessen, Konserven, in- und ausländische Weine, Liköre, Schnäpse** und **Champagner, Früchte** sowie **stets frisch gebrannten Kaffee** eigener Rösterei.

Tuchhandlung

Ulmer & Schmidt,

Reval, Langstraße № 10. □ □ Telephon № 332.

Verlag von Franz Kluge in Reval.

Soeben erschien:

Neues Album Baltischer Ansichten nach Zeichnungen von **Wilhelm Siegfried Stavenhagen,** herausgegeben von Carl Meißner. 40 Kunstblätter in Faksimile-Lichtdruck mit 24 Seiten Text in Mappe. 7 Rbl.

Sämtliche Bilder gelangen aus dem Nachlaß des bekannten Künstlers zum ersten Mal zur Veröffentlichung.

In demselben Verlage erschien ferner:

Bertram, Dr., Baltische Skizzen. 4. verm. Auflage. Mit einer Lebensskizze und dem Porträt des Verfassers. 2 R., geb. 2 R. 80 K.

Barklay de Tolly und der vaterländische Krieg 1812 von F. W. von W . . . n. Mit einem Bildnis und einer Karte des Kriegsschauplatzes. 1 R. 50 K.

Bienemann, Prof. **Friedr.,** Der Dorpater Professor Georg Friedrich Parrot und Kaiser Alexander I. Brosch. 3 R., eleg. geb. 3 R. 80 K.

Bienemann, Fr., Livländisches Sagenbuch. 2 R. 20 K., geb. 3 R.

— Altlivländische Erinnerungen. 2 R. 50 K., geb. 3 R. 20 K.

— Aus vergangenen Tagen. Der altlivländischen Erinnerungen neue Folge. 2 R. 50 K., geb. 3 R. 20 Kop.

Böhm, Prof. **Max,** Lettische Schwänke und verwandte Volksüberlieferungen. Aus dem Lettischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen. 1 R.

Engelhardt, H. v., Beatennacht. Ein Märchensang aus Kurland. 1 R. 50 K., eleg. geb. mit Goldschnitt 2 R.

Erdmann, Prof. **C.,** Gesammelte Vorträge. 1 R. 80 K., geb. 2 R. 40 K.

Frey, Dozent Mag. **Joh.,** Die theologische Fakultät der kaiserlichen Universität Dorpat. 1802—1903. Histor.-biogr. Album mit Beiträgen früherer und jetziger Glieder der Fakultät. Mit 1 Titelbilde und 35 Porträts. 2 R. 40 K., geb. 3 R.

Gernet, A. v., Die Universität Dorpat und die Wandlungen in ihrer Verfassung. 1 R.

Graß, Pastor **Wilh.,** Karl Gotthard Graß, ein Balte aus Schillers Freundeskreise. Ein Gedenkblatt aus Deutschlands klassischer Zeit. Mit 15 Abb. 1 R. 80 K.

Grotthuß, J. E. Freiherr v., Das Baltische Dichterbuch. Eine Auswahl deutscher Dichtungen aus den Baltischen Provinzen Rußlands mit einer literarhistorischen Einleitung und biographisch-kritischen Studien. Mit 25 Holzschnitt-Portäts. 2. verm. Aufl. 3 R., eleg. geb. in Lwd. 4 R.

Harmsen, L., Ein altes kurländisches Pastorat. Erinnerungen. Brosch. 1 R. 20 K., geb. 1 R. 80 K.

Heimatstimmen. Ein baltisches Hausbuch mit Illustrationen. Herausg. von **Karl Hunnius** und **Viktor Wittrock.** (Jeder Band ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich). 5 Bände à 2 R. 50 K., eleg. geb. 3 R.

Kalewipoeg. Aus dem Estnischen von **F. Löwe.** Mit einer Einleitung und mit Anmerkungen von **M. Reimann.** 2 R.

Klee, Christian K. L. Eines deutschen Hauslehrers Pilgerschaft durch Land und Leben. 1792—1812 2 R.

Nottbeck, Dr. **E. von** und **Neumann,** Dr. **W.,** Geschichte und Kunstdenkmäler der Stadt Reval. Mit zahlreichen Abbildungen und Tafeln 8 R. 50 K, eleg geb. 10 R

Pezold, Leop. v., Schattenrisse aus Revals Vergangenheit. 2 Aufl. 1910. 2 R. 50 Kop, eleg. geb. 3 R. 30 K.

Seraphim, Ernst, Livländische Geschichte von der „Auffegelung" des Landes bis zur Einverleibung in das russische Reich Eine populäre Darstellung. Mit 7 Bildern, 1 Karte und einem Personen- und Sachregister.

— I. und II. Band. Die Zeit bis zum Untergang livländischer Selbständigkeit. Zweite umgearbeitete Aufl. III. Band. Kurland unter den Herzögen von Dr. Aug Seraphim. 2. Aufl. 1907.

Preis für 3 Bände brosch 4 R., geb 6 R. 50 K.

Seraphim, Dr. **E.,** Baltische Geschichte im Grundriß. Mit 1 Karte von R. von Löwis of Menar. 1908. 1 R. 50 K., geb. 2 R.

-- und Prof. Dr. **Aug.,** Aus 4 Jahrhunderten. Gesammelte Aufsätze zur baltischen Geschichte. 1910. 2 R. 80 K., geb. 3 R. 60 K.

Für die Jugend:

Haller, H., Dietrichstein. Eine Schulgeschichte. Geb. 1 R. 20 K.

— Pastoratskinder. Eine Kindergeschichte aus dem Baltenland. Geb. 1 R. 80 K.

Carloe, M. v., Wie es Stella und Joseph erging Eine Erzählung aus Estland. Geb. 2 R.

Engelhardt, L. v., Ein warmes Haus im Norden. Eine Kindergeschichte aus den baltischen Landen. Für Kinder von 10—14 Jahren. 1 R. 50 K.

J. J. Lorentzen & Ko.

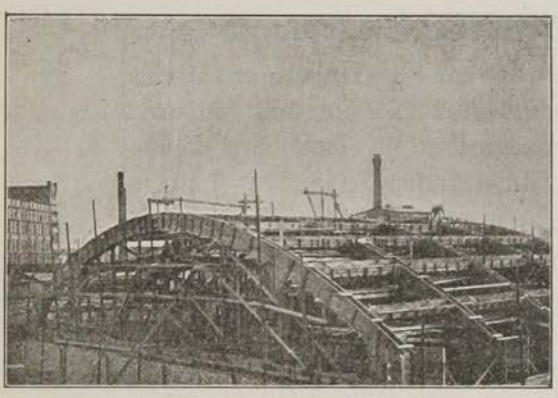
Ingenieurbüro, Eisenbetonbau u. Tiefbau Unternehmung.

Riga,
I. Weidendamm Nr. 8.
Telefon 50-95.

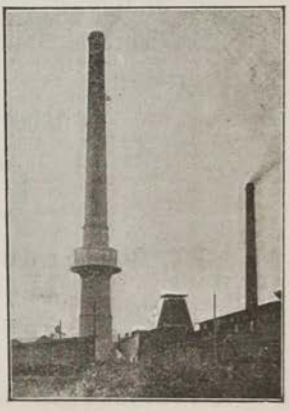
St. Petersburg,
Wass. Ostrow, 11. Lin. 12—32.
Telefon 252-12.

Beton- und Eisenbeton-Bauten

für Hoch- und Tiefbauten.



Komplette Gebäudeanlagen, Fabrikbauten, Lagerhäuser, Silos, Brücken, Ufermauern, Wasserbehälter, Wassertürme, Kläranlagen, Stollen, Turbinenanlagen, Schächte, Wehre, Gerinne, Kanäle, Umzäunungen, Bodenuntersuchungen u. Ausführung schwieriger Fundierungen.



Modernster maschineller Baubetrieb.
Kürzeste Bauzeit.

Entwürfe

mit Kostenanschlägen für alle Bauarbeiten.

Das Original steht immer höher als die Kopie!

UNDERWOOD allen voran!

Der Allerwelts-Siegeslauf

der **Original-Underwood-Schreibmaschine,** der ersten und maßgebenden Maschine mit sichtbarer Schrift, hat Anlaß gegeben zu zahlreichen Nachahmungen. Diese Anerkennung selbst der Konkurrenz ist der beste Beweis der mustergültigen Konstruktion der **Original-Underwood-Maschine.** Seit 13 Jahren 700.000 **„Underwood"**-Maschinen verkauft. Tägliche Produktion 500 Maschinen. Überall höchste Auszeichnungen und Siege bei internationalen Wettschreiben. Viele tausend **Underwood**-Maschinen in Petersburger ersten Institutionen. Größte Schreibmaschinen-Fabrik der Welt (4000 Arbeiter).

Generalvertreter für ganz Rußland:

G. Gerlach,

St. Petersburg, Newsky Pr. 7. (Haus Wawelberg.)
Warschau, Czysta 4.
Moskau, Große Lubjanka 14.

Vertreter in allen wichtigen Orten Rußlands.

Buchdr. der „Revalschen Zeitung", Reval. Verantwortlicher Redakteur: **Hans J. Eggers.**

Deutsche Monatsschrift für Rußland

herausgegeben von

Alexander Eggers

1913

Zweiter Jahrgang

№ 1

Reval

Verlag der Deutschen Monatsschrift f. Rußland.

Preis der Einzelnummer 50 Kop.

Das Original steht immer höher als die Kopie!

„Underwood“ allen voran!

Der Allerwelts-Siegeslauf

der **Original-Underwood-Schreibmaschine,** der ersten und maßgebenden Maschine mit sichtbarer Schrift, hat Anlaß gegeben zu zahlreichen Nachahmungen. Diese Anerkennung selbst der Konkurrenz ist der beste Beweis der mustergültigen Konstruktion der **Original-Underwood-Maschine.** Seit 12 Jahren 600.000 **„Underwood“**-Maschinen verkauft. Tägliche Produktion 500 Maschinen. Ueberall höchste Auszeichnungen und Siege bei internationalen Wettschreiben. Viele tausend **„Underwood“**-Maschinen in Petersburger ersten Institutionen. Größte Schreibmaschinen-Fabrik der Welt (3000 Arbeiter).

Generalvertreter für ganz Rußland:

G. Gerlach,

St. Petersburg, Newsky Pr. 7. (Haus Wawelberg.)

Warschau, Ezysta 4.

Moskau, Große Lubjanka 14.

Vertreter in allen wichtigen Orten Rußlands.

2. Jahrgang. Heft 1.

„Deutsche Monatsschrift für Rußland“

herausgegeben von Alexander Eggers — Reval.

Inhaltsverzeichnis

des 1. Heftes:

Dr. Ernst Gelderblom: Direktor Artur Brock S. 3.
Maurice Reinhold von Stern: Aus meinen Lebenserinnerungen . . . . . „ 15.
Herm. Anders Krüger: Diakonus Kaufung „ 33.
Arthur Behrsing: Aus Turgenjews Jagdrevier . . . . . „ 48.
Prof. Joseph Lezius: Der Zug zur Stadt . „ 60.
A. v. Bodisco: Über den ehemaligen Silberschatz der Nikolai-Kirche Revals . . . . „ 69.
Hildegard Sachs: Frauenberufe 7, 8. . . „ 75.
A. H.: Gedichte . . . . . „ 80.
Marie Diers: Neue Frauenbücher I. . . . „ 82.
Helene Gottfried: Sollen unsere Kinder ein Taschengeld erhalten? . . . . . „ 87.
Bücherbesprechungen: Richard Wagner als Dichter von Erich v. Schrenck; Die Vaterlandslosen von Hermann Bang . . . . „ 91.
Anzeigen . . . . . „ 96.

Annahme von Abonnements und Anzeigen

in allen deutschen Buchhandlungen des Reichs; außerdem halten nachstehende Buchhandlungen **Ansichtsexemplare** auf Lager und verkaufen Einzelhefte (à 50 Kop.): in **St. Petersburg**: Andreas Isler, Newsky Prosp. 20; in **Moskau**: J. Deubner, Furkassow Per. 3—5; in **Odessa**: Becker & Wedde, Deribasstr. 18; in **Warschau**: G. Centnerszwer & Cie, Marszalkowska-Str. 143; in **Lodz**: R. & L. Erdmann, Petrikauerstr. 157; in **Kiew**: Karl Schepe, Nikolajewskaja 9; in **Charkow**: A. Droeder, Moskowskaja 21; in **Saratow**: J. J. Brendel, Deutsche Str. 44; in **Riga**: G. Löffler, Sandstr. 20; in **Mitau**: Ferd. Besthorn; in **Dorpat**: J. G. Krüger; in **Libau**: G. L. Zimmermann; in **Pernau**: Emil Treufeldt.

Buchhandlung von G. Löffler.

Riga, Sandstraße 20. Postfach 317.

Neuerscheinungen:

Adolf Friedrich Herzog v. Mecklenburg. Vom Kongo zum Niger und Nil. Berichte der deutschen Zentralafrika-Expedition 1910/11. Mit 512 bunten und einfarbigen Abbild. nach Photographien und Zeichnungen, sowie mit 6 Karten. I. Bd. 324 S. II. Bd. 398 S. geb. Rbl. 12.—.

Amundsen, Roald. Die Eroberung des Südpols. Die norwegische Südpolfahrt mit dem Fram 1910—1912. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen ins Deutsche von Pauline Klaiber. Mit 300 Abbild., 8 Vierfarbdruckbildern nach Ölgemälden von Prof. W. L. Lehmann und 15 Karten und Plänen. I. Band 499 S., II. Bd. 980 S. geb. Rbl. 13.20.

Aus dem Leben eines Wiener Phäaken. 1781—1862. Die Memoiren des J. F. Castelli neu herausgegeben v. Adolf Saager. 394 S. brosch. Rbl. 2.75.

Braun, Lily. Die Liebesbriefe der Marquise. 466 S. geb. Rbl. 3.90.

Busch, Wilhelm. Der hohle Zahn und andere Bilder-Geschichten. 64 S. geb. Rbl. —.60.

Busch, Wilhelm. Das Rabennest und andere Bilder-Geschichten. 64 S. geb. Rbl. —.60.

Carroll, L. Alice im Wunderland. Mit Bildern von Arthur Rackham. Aus dem Englischen übertr. von Helene Scheu-Rieß. 126 S. geb. Rbl. 2.40.

Deutsche Volksbücher. Die schöne Magelone. Die Schildbürger. Fortunatus. Doktor Faust. Die schöne Melusine. Nach den frühesten Drucken und mit den alten Holzschnitten herausgegeben von Peter Jerusalem. 448 S. brosch. Rbl. —.99.

Die Erinnerungen der Malerin Vigée-Lebrun. I. u. II. Band mit 19 Bildern der Künstlerin. I. Band 260 S., II. Band 262 S. kart. Rbl. 5.40.

Einteilung und Dislokation der **Russischen Armee und Flotte.** Nebst Übersichten über die Kriegsformationen und Kriegsetats und einer Eisenbahnskizze, bearbeitet von Carlowitz-Maxen. 83 S. brosch. Rbl. 1.32.

Eulenberg, Herbert. Belinde. Ein Liebesstück in 5 Aufzügen. 96 S. brosch. Rbl. 1.38. Preisgekrönt mit dem Volks-Schillerpreis.

Ferrero, Guglielmo. Die Frauen der Cäsaren. 212 S. brosch. Rbl. 2.20.

Franz Xaver Bronner. Ein Mönchsleben aus der empfindsamen Zeit. Von ihm selbst erzählt, herausgegeben und eingeleitet v. Oskar Lang. I. Band 405 S., II. Band 388 S. geb. Rbl. 7.20.

Gebhart, Emil. Aus dem Irrgarten der Geschichte. Vierundzwanzig historische Bilder. 200 S. brosch. Rbl. 1.65.

Gleichen-Rußwurm, Alex von. Elegantiae. Geschichte der vornehmen Welt im klassischen Altertum. 528 S. brosch. Rbl. 4.68.

Goercke, Elisabeth. Viel süße Minne. Gedichte. 101 S. brosch. Rbl. 1.—.

Goethe. Von Houston Stewart Chamberlain. 851 S. brosch. Rbl. 8.80.

Gustav Freytag. Briefe an seine Gattin. 603 S. geb. Rbl. 4.80.

Hauptmann, Gerhart. Atlantis. 357 S. geb. Rbl. 3.60.

Heinrich von Treitschkes Briefe, herausgegeben von Max Cornicelius. I. Band. Erstes Buch 1834—1858. Mit 4 Porträts in Lichtdruck. 485 S. brosch. Rbl. 5 50.

Julklapp. Illustrierte deutsche Weihnachtsgabe 1912. 61 S. brosch. Rbl. —.83.

Karl August von Weimar. Jugendjahre. Von Wilhelm Bode. Mit zahlreichen Abbildungen. 364 S. geb. Rbl. 3.—.

Künstlerbriefe der Renaissance. Ausgewählt auf Grund des Werkes von Dr. Ernst Guhl. Mit Einführungen und einer Einleitung v. Wilhelm Meißner. 349 S. brosch. Rbl. 1.38.

Mahnert, Ludwig. Die Hungerglocke. Ein Roman aus der steirischen Los von Rom-Bewegung. 307. S. brosch. Rbl. 1.65.

Meier-Graefe, Julius. Eduard Manet. Mit 197 Abbildungen. 337 S. geb. Rbl. 3.60.

Muthesius, Hermann. Landhäuser. Abbild. und Pläne ausgeführter Bauten mit Erläuterungen des Architekten. 192 S. geb. Rbl. 9.—.

Napoleons Briefe. Ausgewählt u. herausg. von Friedrich Schulze. 404 S. geb. Rbl. 2.40.

Ostwald, Wilhelm. Die Philosophie der Werte. 347 S. geb. Rbl. 4.80.

Pinder, Wilhelm. Deutscher Barock. Die großen Baumeister des 18. Jahrhundert. 96 S. brosch. Rbl. 1.25.

Schmidt, L. Kurze militär-geographische Beschreibung Rußlands. 120 S. brosch. R. 1.65.

Schönherr, Karl. Der Sonnwendtag. Drama. 128 S. brosch. Rbl. 1.10., geb. Rbl. 1.65.

Schrenck, Erich von. Richard Wagner als Dichter. 218 S. geb. Rbl. 2.40.

Sick, Ingeborg Maria. Ina. Berechtigte Übersetzung aus dem Dänischen von Pauline Klaiber. 324 S. geb. Rbl. 3.—.

Steffen, Gustav F. Das Problem der Demokratie. 151 S. brosch. Rbl. —.99.

Volkmann, Artur. Vom Leben und Gestalten. Ein Beitrag zur Geschichte der jüngsten deutschen Kunst. Mit 16 Bildern und 1 Brieffaksimile. 94 S. geb. Rbl. 2.88.

Wróblewska, Mia. Der schwarze Tod. Eine Erzählung aus dem Jahre 1602. 160 S. brosch. Rbl. 1.20.

Zahn, Ernst. Was das Leben zerbricht. 451 S. brosch. Rbl. 2.10.

Deutsche Monatsschrift für Rußland

herausgegeben von

Alexander Eggers

1913

Zweiter Jahrgang

№ 2

Reval

Verlag der Deutschen Monatsschrift f. Rußland.

L.BELSEN 1912

Preis der Einzelnummer 50 Kop.

Das Original
steht immer höher
als die Kopie!

„Underwood“
allen voran!

Der Allerwelts-Siegeslauf

der **Original-Underwood-Schreibmaschine,** der ersten und maßgebenden Maschine mit sichtbarer Schrift, hat Anlaß gegeben zu zahlreichen Nachahmungen. Diese Anerkennung selbst der Konkurrenz ist der beste Beweis der mustergültigen Konstruktion der **Original-Underwood-Maschine.** Seit 12 Jahren 600.000 **„Underwood“**-Maschinen verkauft. Tägliche Produktion 500 Maschinen. Ueberall höchste Auszeichnungen und Siege bei internationalen Wettschreiben. Viele tausend **„Underwood“**-Maschinen in Petersburger ersten Institutionen. Größte Schreibmaschinen-Fabrik der Welt (3000 Arbeiter).

Generalvertreter für ganz Rußland:

G. Gerlach,

St. Petersburg, Newsky Pr. 7. (Haus Wawelberg.)

Warschau, Czysta 4.

Moskau, Große Lubjanka 14.

Vertreter in allen wichtigen Orten Rußlands.

2. Jahrgang. Heft 2.

„Deutsche Monatsschrift für Rußland“

herausgegeben von Alexander Eggers — Reval.

Inhaltsverzeichnis des 2. Heftes:

Dr. Valerian Tornius: Die moderne Bühne . . . . S. 99.
C. v. Hahn: G. J. Radde im Kaukasus (1863—1903) . „ 114.
Herm. Anders Krüger: Diakonus Kaufung (Schluß) . „ 135.
Emil Thomson: Balten . . . . . „ 148.
Konservator E. Pfizenmayer: Das Mammut in der Entwicklungsgeschichte der Tierwelt und den Sagen der Menschheit . . . . . „ 159.
Bruno Goetz: Neue baltische Lyrik . . . . . „ 166.
Herbert v. Hoerner: Das Auge in der Bouillon oder schreckliche Folgen von Kunstgenuß . . . . . „ 176.
Burchard v. Schrenck: Eine Forderung der Solidarität „ 180.
Ein Kulturwerk der Deutschen in der Krim . . . „ 183.
Bücherbesprechungen: Griebens Reiseführer: St. Petersburg und Umgebung von Dr. Gustav Sodoffsky; Aus vier Jahrhunderten von Ernst und August Seraphim; Drachen und Luftballon von Ernst Honold; Wanderjahre in Italien von Ferdinand Gregorovius . . . „ 186.
Sprachecke . . . . . „ 191.
Anzeigen . . . . . „ 192.

Annahme von Abonnements und Anzeigen

in allen deutschen Buchhandlungen des Reichs; außerdem halten nachstehende Buchhandlungen **Ansichtsexemplare** auf Lager und verkaufen Einzelhefte (à 50 Kop.): in **St. Petersburg:** Andreas Isler, Newsky Prosp. 20; in **Moskau:** J. Deubner, Furkassow Per. 3—5; in **Odessa:** Becker & Wedde, Deribasstr. 18; in **Warschau:** G. Centnerszwer & Cie., Marszalkowska-Str. 143; in **Lodz:** R. & M. Erdmann, Petrikauerstr. 157; in **Kiew:** Karl Schepe, Nikolajewskaja 9; in **Charkow:** A. Droeder, Moskowskaja 21; in **Saratow:** J. J. Brendel, Deutsche Str. 44; in **Riga:** G. Löffler, Sandstr. 20; in **Mitau:** Ferd. Besthorn; in **Dorpat:** J. G. Krüger; in **Libau:** G. L. Zimmermann; in **Pernau:** Emil Treufeldt.

Buchhandlung von G. Löffler.

Riga, Sandstraße 20. Telephon 1580. Postfach 317.

Bhagavadgita. Des Erhabenen Sang. Religiöse Stimmen der Völker. Herausgegeben v. Walter Otto. Die Religion des Alten Indien. II. 85 S. brosch. Rbl. 1.10.

Ludwig van Beethoven, von W. A. Thomas-San-Galli. Mit vielen Porträts, Notenbeispielen u. Handschriftenfaksimiles. 448 S. brosch. Rbl. 2.75.

Bischoff-Charitas. Bilder aus meinem Leben. 544 S. brosch. Rbl. 2.20.

Björnson, Björnstjerne. Legenden. 133 S. brosch. Rbl. 1.10.

Johannes Brahms, von W. A. Thomas-San-Galli. Mit vielen Abbildungen, Notenbeispielen, Faksimiles. 278 S. geb. Rbl. 3.60.

Brückner, A. Geschichte Rußlands bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Zweiter Band: Die Europäisierung Rußlands im 18. Jahrhundert von C. Mettig. S. 506. brosch. Rbl. 6.05.

Damaschke, Adolf. Geschichte der Nationalökonomie. Sechste durchgesehene Auflage. 606. S. brosch. Rbl. 2.20.

Haack, Dr. Friedrich. Die Kunst des XIX. Jahrhunderts. Vierte Auflage. Mit 33 Kunstbeilagen u. 453 Abbildungen im Text. 632 S. geb. Rbl. 6.—.

Haenel, Erich u. Heinrich Tscharmann. Das Mietwohnhaus der Neuzeit. Mit einhundertachtundneunzig Grundrissen, Abbildungen und Lageplänen sowie sechzehn farbigen Tafeln. 288 S. geb. Rbl. 6.—.

Handel-Mazzetti, E. von, Stephana Schwertner. Ein Steyrer Roman. 1. Teil: Unter dem Richter von Steyr. 468 S. brosch. Rbl. 2.20.

Gerhart Hauptmann. Gesammelte Werke 6 Bde. in Leinen geb. Rbl. 14.40.

Gerhart Hauptmann. Leben u. Werke von Paul Schlenther. Neue gänzlich umgearbeitete Ausgabe mit acht Abbildungen. 280 S. brosch. Rbl. 2.20.

Jensen, Hans. Im Wandern der Tage. Gedichte. 80 S. geb. Rbl. 1.80.

Jensen, V. Johannes. Des Königs Fall. Ein Roman aus der Hansazeit. 354 S. brosch. Rbl. 1.93.

Julien, Rose. Die deutschen Volkstrachten zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Mit 250 Abbildungen. 192 S. brosch. Rbl. 2.64.

Kierkegaard. Entweder—Oder. Ein Lebensfragment. Bd. 2. 330 S. brosch. Rbl. 2.75.

Klee, Christian Carl Ludwig. Eines deutschen Hauslehrers Pilgerschaft durch Land u. Leben. (1792—1818). 259 S. brosch. Rbl. 2.—.

Kyber, Manfred. Unter Tieren. 245 S. brosch. Rbl. 1.65.

Lansberg, Prof. Dr. Carl. Das Nordland. Mit 7 farbigen Tafeln u. einem Einbandbild nach Dreifarbenaufnahmen von Geheimrat Prof. Dr. A. Miethe, einer farbigen Gemäldewiedergabe u. 228 Abbildungen. 603 S. geb. Rbl. 7.20.

Roß, Gräfin Luise. Die Colonna. Bilder aus Roms Vergangenheit. I. Bd. 274 S., II. Bd. 523 S. geb. Rbl. 7.20.

Schieber, Anna ... Und hätte der Liebe nicht. Weihnachtliche Geschichten. 95 S. geb. Rbl. —.60.

Schriften u. Briefe des Herrn von Saint Evremond u. die **Memoiren** der **Herzogin von Mazarin,** herausgegeben von Karl Federn. 1. Bd. 250 S. Mit 74 Abbild. 2. Bd. 396 S. Mit 74 Abbildungen geb. Rbl. 15.—.

Schulze, Friedrich. 1813—1815 die deutschen Befreiungskriege in zeitgenössischer Schilderung. Mit 79 Abbildungen auf 67 Einschalttafeln 14 farbigen Bildern u. 4 farbigen Karten. 336 S. brosch. Rbl. 2.75. 336 S. geb. Rbl. 3. 90.

Siebert, John. König Erich XIV. Historisches Trauerspiel in 5 Aufzügen. 128 S. brosch. Rbl. 1.80.

Spannochi, Graf. Das neue russische Kavallerie-reglement vom Jahre 1912. Mit 112 Abbildungen im Text u. auf Tafeln. 58 S. brosch. Rbl. 1.10.

Steyrer, Johann. Der Ursprung u. das Wachstum der Sprache indogermanischer Europäer. 2. Auflage. 287 S. brosch. Rbl. 4.73.

Storm, Theodor. Sämtliche Werke. Neue Ausgabe in fünf Bänden. geb. Rbl. 9.—.

Die Erinnerungen der Margarete von Valois. Aus dem Französischen übertragen von Alfred Semerau. 327 S. geb. Rbl 4.80.

Voll, Karl. Entwicklungsgeschichte der Malerei in Einzeldarstellungen. I. Bd.: Altniederländische u. altdeutsche Meister. Mit 29 Bildertafeln. 190 S. brosch. Rbl. 4.40.

Carl Maria von Weber. Ein Lebensbild von Max Maria von Weber. Herausgegeben von Rudolf Pechel. 524 S. brosch. Rbl. 5.50.

Deutsche Monatsschrift für Rußland

herausgegeben von

Alexander Eggers

1913

Zweiter Jahrgang

№ 3

Reval

Verlag der Deutschen Monatsschrift f. Rußland.

Preis der Einzelnummer 50 Kop.

Das Original steht immer höher als die Kopie!

UNDERWOOD allen voran!

Der Allerwelts-Siegeslauf

der **Original-Underwood-Schreibmaschine**, der ersten und maßgebenden Maschine mit sichtbarer Schrift, hat Anlaß gegeben zu zahlreichen Nachahmungen. Diese Anerkennung selbst der Konkurrenz ist der beste Beweis der mustergültigen Konstruktion der **Original-Underwood-Maschine**. Seit 13 Jahren 700.000 „**Underwood**"-Maschinen verkauft. Tägliche Produktion 500 Maschinen. Überall höchste Auszeichnungen und Siege bei internationalen Wettschreiben. Viele tausend **Underwood**-Maschinen in Petersburger ersten Institutionen. Größte Schreibmaschinen-Fabrik der Welt (4000 Arbeiter).

Generalvertreter für ganz Rußland:

G. Gerlach,

St. Petersburg, Newsky Pr. 7. (Haus Wawelberg.)
Warschau, Czysta 4.
Moskau, Große Lubjanka 14.

Vertreter in allen wichtigen Orten Rußlands.

2. Jahrgang. Heft 3.

„Deutsche Monatsschrift für Rußland"

Herausgegeben von Alexander Eggers — Reval.

Inhaltsverzeichnis des 3. Heftes:

Erhard Dehio: Über das Problem der Verteuerung der Lebensführung und die Entwertung des Geldes . . . . . S. 195
Helene Hoerschelmann: Altbaltische Jugenderziehung . . . . . „ 211
Burchard v. Schrenck: Dem Andenken George Armitsteads . . . . . „ 221
B. Saizew: Der Tod . . . . . „ 233
Gregor v. Glasenapp: Die indogermanische Urheimat und der Ursprung des russischen Nationalnamens „Rus" (Русь) . . . . . „ 240
Bruno Goetz: Neue baltische Lyrik . . . . . „ 247
Hildegard Sachs: Frauenberufe 9 . . . . „ 258
Pastor J. Stach: Die Korporation „Teutonia" in Dorpat . . . . . „ 260
F. E. Stoll: An der Geierwand . . . . . „ 262
Dr. P. v. d. Osten-Sacken: Das Vaterunser der Bauern 1812 . . . . . „ 268
Emsy Aeckerle-Klau: Carl Eitz und seine Schöpfung „Das Tonwort" . . . . . „ 270
Pastor Stenzel: Zur Entwickelungsgeschichte der Wolga-Kolonien . . . . . „ 282
Anzeigen . . . . . „ 287

* * * **Annahme von Abonnements und Anzeigen** * * *

in allen deutschen Buchhandlungen des Reichs; außerdem halten nachstehende Buchhandlungen **Ansichtsexemplare** auf Lager und verkaufen Einzelhefte (à 50 Kop.): in **St. Petersburg:** Andreas Isler, Newsky Prosp. 20; in **Moskau:** J. Deubner, Furkassow Per. 3 –5; in **Odessa:** Becker & Wedde, Deribassstr. 18; in **Warschau:** G. Centnerszwer & Cie., Marszalkowska-Str. 143; in **Lodz:** R. & L. Erdmann, Petrikauerstr. 157; in **Kiew:** Karl Schepe, Nikolajewskaja 9; in **Charkow:** A. Droeder, Moskowskaja 21; in **Saratow:** J. J. Brendel, Deutsche Str. 44; in **Riga:** G. Löffler, Sandstr. 20; in **Mitau:** Ferd. Besthorn; in **Dorpat:** J. G. Krüger; in **Libau:** G. L. Zimmermann; in **Pernau:** Emil Treufeldt. In **Berlin-Charlottenburg:** Amelang'sche Buchhandl., Kantstr. 164.

Buchhandlung von G. Löffler.

Riga, Sandstraße 20. ★ Telephon 1580. ★ Postfach 317.

Amundsen, Roald. Die Nordwest-Passage. Meine Polarfahrt auf dem Gjöa 1903 bis 1907. Von der Baffins-Bucht zur Beringstraße. Nebst einem Anhang von Oberleutnant Gottfried Hansen. Mit 140 Bildern und 3 Karten. Übersetzt von Pauline Klaiber. 544 S. Geb. Rbl. 6.—.

Bienemann, Fr. Aus vergangenen Tagen. Der „Altlivländischen Erinnerungen" Neue Folge. 275 S. Geb. Rbl. 1.92.

Generalfeldmarschall **Hermann von Boyen.** Denkwürdigkeiten und Erinnerungen 1771 bis 1813. Neue, bearbeitete Ausgabe in 2 Bänden mit Bildnis. Geb. Rbl. 6.05.

Denkschrift des Chefs der Hauptverwaltung für Landeinrichtung und Landwirtschaft über seine **Reise nach Turkestan** im Jahre 1912. Übersetzt v. Dr. jur. Ulrich. 64 S. Brosch. Rbl. 2.20.

Falckenberg, Dr. Richard. Geschichte der neueren Philosophie von Nikolaus v. Kues bis zur Gegenwart. Im Grundriß dargestellt. 7. ergänzte Aufl. 692 S. Br. Rbl. 4.95.

Frenssen, Gustav. Lönke Erichsen. Schauspiel in drei Aufzügen. 104 S. Br. Rbl. 1.10.

Heidemann, August Wilhelm. Oberbürgermeister von Königsberg in Pr. 1773, †1813. Ein Lebensbild. Von Prof. Dr. August Seraphim. Mit einem Bildnis Heidemanns und 10 Beilagen. 170 S. Brosch. Rbl. 2.75.

Heim, Dr. Albert. Luft-Farben. Mit 6 schwarzen Textbildern und 19 Farbbildern. 93 S. Brosch. M. 2.75.

Ischchaniaw, Dr. phil. B. Die ausländischen Elemente in der russischen Volkswirtschaft. Geschichte, Ausbreitung, Berufsgruppierung, Interessen und ökonomisch-kulturelle Bedeutung der Ausländer in Rußland. 300 S. Brosch. Rbl. 3.85.

Kyber, Manfred. Drei Mysterien. 113 S. Brosch. Rbl. 1.38.

Kurella, Dr. H. Die Intellektuellen und die Gesellschaft. Ein Beitrag zur Naturgeschichte begabter Familien. 124 S. Br. Rbl. 1.98.

Lamprecht, Karl. Deutsche Geschichte der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart. Zweiter Band: Geschichte der inneren und äußeren Politik in den siebziger bis neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts. 563 S. Geb. Rbl. 4.80.

Memoiren der Kaiserin Katharina II. Nach den von der Kaiserlich Russischen Akademie der Wissenschaften veröffentlichten Manuskripten übersetzt und herausgegeben von Erich Boehme. 2 Bde. 700 S. Brosch. Rbl. 6.60.

Niedner, Felix. Islands Kultur zur Wikingerzeit. 188 S. Geb. Rbl. 3.60

Rathmann, Dr. Die berufliche und freiwillige Krankenpflege der Frau. Ein Überblick über die zur Zeit bestehenden Einrichtungen in beruflicher und freiwilliger Krankenpflege und die modernen Bestrebungen für ein Frauendienstjahr in der Kranken- und Gemeindepflege. 133 S. Brosch. Rbl. 1.38.

Reich, Emil. Henrik Ibsens Dramen. Zwanzig Vorlesungen, gehalten an der Universität Wien. Neunte und zehnte Auflage. 547 S. Brosch. Rbl. 1.65.

Schmidt, Leopold. Erlebnisse und Betrachtungen aus dem Musikleben der Gegenwart. 227 S. Geb. Rbl. 1.80.

Schmidt, Leopold. Meister der Tonkunst im 19. Jahrhundert. Biographische Skizzen. Mit sechzehn Bildnissen in Tonätzung. 2. Auflage. 310 S. Geb. Rbl. 2.40.

Seraphim, Ernst und August. Aus vier Jahrhunderten. Gesammelte Aufsätze zur baltischen Geschichte. 472 S. Br. Rbl. 3.—.

Sudermann, Hermann. Der gute Ruf. Schauspiel in vier Akten. 2.—5. Auflage. 168 S. Brosch. Rbl. 1.10.

Tauler, Johannes. Predigten. In 2 Bänden. Mit einer Tafel. Übertragen u. eingeleitet von Walther Lehmann. 248 S. Brosch. Rbl. 5.50.

Treitschke, Heinrich von. 1813. 211 S. Geb. Rbl. 1.20.

Von Riga bis Rom. Reisebriefe eines Rigensers 1857—58. Mit 11 Abbildungen. 152 S. Brosch. Rbl. 1.65.

Webb, Sidney und Beatrice. Das Problem der Armut. 216 S. Brosch. Rbl. 3.30.

Wröblewska, Mia. Der schwarze Tod. Eine Erzählung aus dem Jahre 1602. 160 S. Brosch. Rbl. 1.20.

Wulffen, Erich. Das Kind. Sein Wesen und seine Entartung. 542 S. Brosch. Rbl. 6.60.

Deutsche Monatsschrift für Rußland

herausgegeben von

Alexander Eggers

1913

Zweiter Jahrgang

№ 4

Reval

Verlag der Deutschen Monatsschrift f. Rußland.

L.BELSEN 1912

Preis der Einzelnummer 50 Kop.

* * * * Inhaltsverzeichnis des 4. Heftes: * * * *

Dr. P. von der Osten-Sacken: Die Zarenwahl des Jahres 1613 und ihre Vorgeschichte. (S. 291.) — Herm. Anders Krüger: Hebbels und Ludwigs Künstlertum. (S. 308.) — Bruno Goetz: Über den Futurismus. (S. 313.) — Wolfgang Wachtsmuth: Der Beruf des Lehrers. (S. 319.) — Michael Wassiljewitsch Stanislawski: Deutschland und Rußland. (S. 333.) — Else von Boettticher: Berliner Theaterbrief. (S. 348.) — Anna Stahl-Schroeder: Psychologie im Atelier. (S. 356.) — Johannes Kordes: Eine Ehe. (S. 363.) — Maurice von Stern: Gedichte. (S. 368.) — J. Janzen: Warum? (S. 369.) — Pastor Stenzel: Zur Entwickelungsgeschichte der Wolga-Kolonien. (Fortsetzung). (S. 372.) — Anzeigen. (S. 378.)

* * * **Annahme von Abonnements und Anzeigen** * * *

in allen deutschen Buchhandlungen des Reichs; außerdem halten nachstehende Buchhandlungen **Ansichtsexemplare** auf Lager und verkaufen Einzelhefte (à 50 Kop.): in **St. Petersburg:** Andreas Isler, Newsky Prosp. 20; in **Moskau:** J. Deubner, Furkassow Per. 3 –5; in **Odessa:** Becker & Wedde, Deribasstr. 18; in **Warschau:** G. Centnerszwer & Cie., Marszalkowska-Str. 143; in **Lodz:** R. & L. Erdmann, Petrikauerstr. 157; in **Kiew:** Karl Schepe, Nikolajewskaja 9; in **Charkow:** A. Droeder, Moskowskaja 21; in **Saratow:** J. J. Brendel, Deutsche Str. 44; in **Riga:** G. Löffler, Sandstr. 20; in **Mitau:** Ferd. Besthorn; in **Dorpat:** J. G. Krüger; in **Libau:** G. L. Zimmermann; in **Pernau:** Emil Treufeldt. In **Berlin-Charlottenburg:** Amelang'sche Buchhandl., Kantstr. 164.

Die **„Deutsche Monatsschrift für Rußland"**

erscheint am 1./14. jedes Monats in Heften von 6 Bogen (96 Seiten).

Bezugspreis mit Zustellung: jährlich 5 Rbl., halbjährlich 2 1/2 Rbl.; Einzelhefte 50 Kop. (unter Postnachnahme 65 Kop.) Für das Ausland: jährlich 12 Mark, halbjährlich 6 Mark; Einzelhefte 1 M. (resp. 1 M. 50 Pf.)

Preis für Anzeigen: 1 Seite — 20 Rbl. (60 Mark), 1/2 Seite — 10 Rbl. (35 Mark), 1/4 Seite — 6 Rbl. (18 Mark), 1/8 Seite — 3 Rbl. (10 Mark); bei Anzeigen auf den Umschlagseiten und vor dem Text 20 % Zuschlag.

Bestellungen auf Abonnements und Anzeigen nehmen entgegen: alle größeren Buchhandlungen oder der Herausgeber (Reval, Tatarenstraße 20); in letzterem Falle ist Einsendung des Betrages als Postanweisung oder in Briefmarken erforderlich.

Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden; nur bei Maschinenschrift wird die Prüfung gewährleistet.

Das PIANOLA

gibt jedermann die Fähigkeit, sofort und fehlerlos Klavier zu spielen und ein Repertoir von über 16000 Kompositionen zu beherrschen. Durch

das PIANOLA

ist es möglich, die mühseligen Studien der Klaviertechnik zu überbrücken. Man kann sich ein Urteil nur dann bilden, wenn man

das PIANOLA

gehört hat.

65-tönig Rbl. **650.—**. 88-tönig Rbl. **850.—**.

Vorführung unverbindlich.

Alleinvertreter für Russland

JUL. HEINR. ZIMMERMANN.

RIGA, Scheunenstrasse 15.

Buchhandlung von G. Löffler.

Riga, Sandstraße 20. ☆ Telephon 1580. ☆ Postfach 317.

Bücher als Konfirmationsgeschenke.

Fra Angelico, Des Meisters Gemälde in 327 Abbild. Geb. Rbl. 5.40.

Arbusow, L., Grundriß der Geschichte Liv-Est-Kurlands. 3. Aufl. Geb. Rbl. 3.—.

Balladenbuch, gesammelt von Ferd. Avenarius. Mit Bildern nach Böcklin, Menzel, Klinger u. a. 365 S. Geb R. 2.40.

Baltische Bürgerkunde. Versuch einer gemeinverständlichen Darstellung der Grundlagen des politischen und sozialen Lebens in den Ostseeprovinzen Rußlands. Herausg. von C. von Schilling u. B. von Schrenck. I. Teil. Kart. Rbl. 1.50, geb. Rbl 2.—.

Baltische Landeskunde. Im Verein mit mehreren Mitarbeitern herausgegeb. von K. R. Kupffer. In 2 Bänden (Text u. Atlas). Brosch. Rbl. 6.50, geb. R. 8.—.

Bartels, Adolf, Einführung in die Weltliteratur (von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart) im Anschluß an das Leben und Schaffen Goethes. I./III. 916 S. Geb. Rbl. 15.60.

Berger, Karl, Schiller, Sein Leben und seine Werke. Bd I./II. Geb Rbl. 8.40.

Die Bergpredigt Jesu Christi in der luther. Übersetzung. 4°. Geb. Rbl. 6.—.

— Verdeutscht v. Joh. Müller. Geb. R. 2.40.

Biese, Alfred, Deutsche Literaturgeschichte. 3 Bde. Geb. à Rbl. 3.30.

Büchlein, Das, vom vollkommenen Leben. Von Hermann Büttner. Geb. Rbl 3.30.

Meister Eckehart's Schriften und Predigten. Von Hermann Büttner. 2 Bde. Geb. à Rbl. 3.90.

Eyth, Max, Hinter Pflug und Schraubstock. Skizzen aus dem Taschenbuch eines Ingenieurs. 73. Aufl. 523 S. Geb. Rbl. 3.—.

— Der Schneider von Ulm. Geschichte eines zweihundert Jahre zu früh Geborenen. I. Band. 23.—32. Tausend. 363 S. Geb. Rbl. 3.—.

Anselm Feuerbachs Briefe an seine Mutter. In einer Auswahl von Hermann Uhde-Bernays. Mit biographischen Einführungen und Wiedergaben seiner Hauptwerke. Geb. Rbl. 3.60.

Fircks, Karl von, Dichtungen. Geb. R. 1.50.

Franziskus von Assisi, Die Blümlein der Heiligen. Geb. Rbl. 1.80.

Gurland, R. H., In zwei Welten. Geb. Rbl. 1.90.

Harnack, Prof. Adolf, Das Wesen des Christentums. Geb. Rbl. 1.80.

Harnack, Otto, Schiller. Geb. Rbl. 4.20.

Hausbuch deutscher Lyrik. Gesammelt von Ferdinand Avenarius. Mit Zeichnungen von Fritz Phil. Schmidt. Herausgegeb. vom Kunstwart. 378 S. Geb. Rbl. 2.40.

Die Hellenische Kultur, dargestellt von Fritz Baumgarten, Franz Poland und Richard Wagner. 3. Auflage. Mit 479 Abbild. im Text, 9 bunten, 4 einfarb. Tafeln, einem Plan und einer Karte. 574 S. Brosch. Rbl. 5.50.

Jäger, Oskar, Weltgeschichte. 4 Bde. Geb. à Rbl. 6.—.

Ludwig Katterfeld, Der Bahnbrecher der Innern Mission in den baltischen Provinzen. Ein Lebensbild entworfen v. A. Katterfeld. Mit Geleitwort von Dr Th. Schäfer. 384 S. Geb. Rbl. 2.70.

Keller, Helen, Die Geschichte meines Lebens, Geb. Rbl. 3.90.

Klöden, Friedr. v., Jugenderinnerungen. Rbl. 1.80.

Lebenskunst nach Dichterworten entworfen von Wilhelm Bithorn. 2. Auflage. 142 S. Geb. Rbl. 2.40.

Müller, Max, Deutsche Liebe. Aus den Papieren eines Fremdlings. 16. Auflage. Kart. Rbl. 1.80.

Raabe, Wilhelm, Die Chronik der Sperlingsgasse. Mit Illustrationen von E. Bosch und einem Bildnis des Dichters von Hans Fechner. 69. Auflage. 228 S. Geb. Rbl. 2.40.

Sapper, Agnes, Die Familie Pfäffling. Eine deutsche Wintergeschichte. 21.—30. Tausend. 286 S. Geb. Rbl. 1.80.

Scheffel, Joseph Victor, Ekkehard. Eine Geschichte aus dem X. Jahrhundert. 254. Aufl. 480 S. Geb. Rbl. 3.60.

Silesius, Angelus, Der Cherubinische Wandersmann. Geb. Rbl. 3.60.

Theodor Storm, Sämtliche Werke. Neue Ausgabe in 5 Bänden. Geb. Rbl. 9.—.

Ziegler, Theobald, Die geistigen u. sozialen Strömungen Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert. Fünfzehntes bis zwanzigstes Tausend. Ungekürzte Volksausgabe. 704 S. Brosch. Rbl. 2.48.

Deutsche Monatsschrift für Rußland

herausgegeben von

Alexander Eggers

1913

Zweiter Jahrgang

№ 5

Reval

Verlag der Deutschen Monatsschrift f. Rußland.

Preis der Einzelnummer 50 Kop.

Inhaltsverzeichnis des 5. Heftes:

Eduard von Stackelberg: Aus der Theorie und Praxis des Versicherungswesens. (S. 387.) — Adolf von Keußler: Carl Manfred Kyber. (S. 402.) — Michael Wassiljewitsch Stanislawski: Deutschland und Rußland. IV. u. V. (S. 416.) — Anna Stahl-Schroeder: Psychologie im Atelier. (Schluß.) (S. 429.) — Lucie Baronin Staël v. Holstein: Die Frau im haus- und landwirtschaftlichen Beruf. (S. 436.) — Manfred Kyber: Basilius Mummelpelz und Hieronymus Kragenpeter. (S. 442.) — Carl Worms: Alt-Riga. (S. 444.) — Maurice von Stern: Gedichte. (S. 449.) — Helene Hoerschelmann: Neue Bücher. (S. 450.) — Benvenuto Sartorius: Mikos Hochzeit. (S. 459.) — Pastor J. Stach: Die Gefahren für das Deutschtum in den Kolonien Südrußlands. (S. 465.) — Die Bücherei des deutschen Hauses. 6. Literaturgeschichten. (S. 468.) — Anzeigen. (S. 475.)

Annahme von Abonnements und Anzeigen

in allen deutschen Buchhandlungen des Reichs; außerdem halten nachstehende Buchhandlungen **Ansichtsexemplare** auf Lager und verkaufen Einzelhefte (à 50 Kop.): in **St. Petersburg:** Andreas Isler, Newsky Prosp. 20; in **Moskau:** J. Deubner, Furkassow Per. 3 –5; in **Odessa:** Becker & Wedde, Deribasstr. 18; in **Warschau:** G. Centnerszwer & Cie., Marszalkowska-Str. 143; in **Lodz:** R. & L. Erdmann, Petrikauerstr. 157; in **Kiew:** Karl Schepe, Nikolajewskaja 9; in **Charkow:** A. Droeder, Moskowskaja 21; in **Saratow:** J. J. Brendel, Deutsche Str. 44; in **Riga:** G. Löffler, Sandstr. 20; in **Mitau:** Ferd. Besthorn; in **Dorpat:** J. G. Krüger; in **Libau:** G. L. Zimmermann; in **Pernau:** Emil Treufeldt. In **Berlin-Charlottenburg:** Amelang'sche Buchhandl., Kantstr. 164.

Die **„Deutsche Monatsschrift für Rußland"**

erscheint am 1./14. jedes Monats in Heften von 6 Bogen (96 Seiten).

Bezugspreis mit Zustellung: jährlich 5 Rbl., halbjährlich 2 1/2 Rbl.; Einzelhefte 50 Kop. (unter Postnachnahme 65 Kop.) Für das Ausland: jährlich 12 Mark, halbjährlich 6 Mark; Einzelhefte 1 M. (resp. 1 M. 50 Pf.)

Preis für Anzeigen: 1 Seite — 20 Rbl. (60 Mark), 1/2 Seite — 10 Rbl. (35 Mark), 1/4 Seite — 6 Rbl. (18 Mark), 1/8 Seite — 3 Rbl. (10 Mark); bei Anzeigen auf den Umschlagseiten und vor dem Text 20 % Zuschlag.

Bestellungen auf Abonnements und Anzeigen nehmen entgegen: alle größeren Buchhandlungen oder der Herausgeber (Reval, Tatarenstraße 20); in letzterem Falle ist Einsendung des Betrages als Postanweisung oder in Briefmarken erforderlich.

Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden; nur bei Maschinenschrift wird die Prüfung gewährleistet.

Buchhandlung von G. Löffler.

Riga, Sandstraße 20. ☆ Telephon 1580. ☆ Postfach 317.

Bildende Kunst in den Ostseeprovinzen. VI. Jahrgang 1912. Herausg. vom Architektenverein zu Riga. 148 S. Kart. Rbl. 4.50.

Bodisco, Theophile von, Im Hause des alten Freiherrn. Roman. 287 S. Geb. Rbl. 3.—. Brosch. Rbl. 2.20.

Lovis Corinth von Dr. Georg Biermann. Mit 123 Abbildungen nach Gemälden, Zeichnungen usw., darunter acht farbigen Einschaltbildern. 116 S. Geb. R. 2.40.

Das Frauenbuch. Ratgeber für die Frauenwelt. Herausg. unter Mitwirkung bewährter, sachkundiger Frauen von Eugenie von Soden. Vollständig in 26 Lieferungen. Lieferung I 192 S. Brosch. Rbl. —.28.

Goldstein, Dr. Kurt, Über Rassenhygenie. 96 S. Brosch. Rbl. 1.54.

Grothe, Hugo, Durch Albanien und Montenegro. Zeitgemäße Betrachtungen zur Völkerkunde, Politik und Wirtschaftswelt der westlichen Balkanhalbinsel. Mit 71 photographischen Original-Aufnahmen, 2 Skizzen und 2 Karten im Text. 224 S. Brosch. Rbl. 2.48.

Haller, Dr. A., Die sexuelle Frage im Lichte d. Medizin und Hygiene. Öffentlicher Vortrag. 30 S. Brosch. Rbl. —.25.

Hesse, Hermann, Aus Indien. 198 S. Brosch. Rbl. 1.65.

Jarotzky, A., Zur Reform der Mittelschule. Gedanken und Vorschläge. 52 S. Brosch. Rbl. —.60.

Kämmerei-Register der Stadt Riga. 1348—1361 und 1405—1474. Herausgeg. von der Gesellschaft f. Geschichte und Altertumskunde d. Ostseeprovinzen Rußlands. Bearbeitet von August von Bulmerincq. 2. Bd. 410 S. Brosch. Rbl. 9.46.

Külpe, Frances, Kinder der Liebe. Die Geschichte einer Familie. 448 S. Brosch. Rbl. 2.75. Geb. Rbl. 3.90.

Исаакъ Ильичъ Левитанъ, Жизнь и творчество. Изд. Сергѣй Глаголь и Игорь Грабарь. (Грабарь, Русскіе художники II.) 119 стр. Въ перепл. руб 3.50.

Lhotzky, Heinrich, Im Reiche der Sennerinnen. Roman. (Naturgeheimnisse I. Bd.) 197 S. Kart. Rbl. 1.50.

Lemmens, P. Dr. Leonhard, Die Franziskanerkustodie Livland und Preußen. Beitrag zur Kirchengeschichte der Gebiete des deutschen Ordens. Mit einer Karte von Livland. 142 S. Brosch. Rbl. 3.85.

Maeterlinck, Maurice, Vom Tode. 139. S. Geb. Rbl. 210.

Mehrings, Wolf., Russen auf Deutschlands Hochschulen. 23 Seiten. Brosch. Rbl. —.41.

Moeller van den Bruck. Die italienische Schönheit. Mit 118 Abbildungen. 755 S. Brosch. Rbl. 6.60.

Neckel, Gustav, Sieben Geschichten von den Ostland-Familien. (Thule XII. Band.) 159 Seiten. Geb. Rbl. 3.—.

Némethy, E. von, Die mystische Hochzeit des heiligen Franziskus mit der Frau Armut. Nach einem Text des XIV. Jahrhunderts. Mit Titelholzschnitt von F. H. Ehmcke. 57 S. Geb. Rbl. 1.80.

Rigaer Holz-Kalender für das Jahr 1913. Zusammengestellt von Arthur Poresch. 256 S. Geb. Rbl. 2.—.

Rosegger, Peter, Gesammelte Werke. I. Abt. 1. Bd. Die Schriften des Waldschulmeisters. Mit d. Lebensbeschreibung des Verfassers. 328 Seiten. Geb. Rbl. 1.50. Vollständig in 4 Abteilungen zu je 10 Bänden. Der Absatz des 1. B. verpflichtet zur Abnahme der ganzen Abteilung.

Sick, Ingeborg Maria, Carina. Übersetzt von Emilie Stein. 104 S. Geb. Rbl. 1.50. Br. Rbl. —83.

Sick, Ingeborg Maria, Im Schatten des Klosters. Erzählung. Übersetzt von Pauline Klaiber. 214 S. Geb. R. 2.28. Br. R. 1.54.

Skribanowitz, Karl, Gott und Deine Seele. Mit einem Geleitwort von Julius Werner. 254 Seiten. Brosch. Rbl. 1.16.

Sombart, Werner, Die deutsche Volkswirtschaft im neunzehnten Jahrhundert. 532 S. Brosch. Rbl. 2.48.

Ungern-Sternberg, Arthur Freiherr von, Der traditionelle alttestamentliche Schriftbeweis „De Christo" u. „De Evangelio" in der alten Kirche bis zur Zeit Eusebs von Caesarea. 304 Seiten. Brosch. Rbl. 4.95.

Urkundenbuch der alten Sächsischen Franziskanerprovinzen. Herausg. von Mitgliedern der Sächsischen Provinz. I. Die Observantenkustodie Livland und Preußen von P. Dr. Leonhard Lemmens O. F. M. 85 Seiten. Brosch. Rbl. 2.75.

Vehse, Eduard, Hofgeschichten. Bd. I. Preußische Hofgeschichten. Neu herausgegeben von Heinrich Conrad. Mit 28 Bildbeigaben. 397 Seiten. Brosch. Rbl. 2.48.

Wassermann, Jakob, Der Mann von vierzig Jahren. Ein kleiner Roman. 227 Seiten. Geb. Rbl. 2.40.

Der Zauberbrunnen. Die Lieder der deutschen Romantik, ausgewählt von Hermann Hesse. 216 S. Geb. Rbl. —90.

Deutsche Monatsschrift für Rußland

herausgegeben von

Alexander Eggers

1913

Zweiter Jahrgang

№ 6

Reval

Verlag der Deutschen Monatsschrift f. Rußland.

Preis der Einzelnummer 50 Kop.

* * * * Inhaltsverzeichnis des 6. Heftes: * * * *

Dr. W. Neumann: Eduard v. Gebhardt. (S. 483.) — Piet v. Reyher: Neue Menschen. (S. 487.) — Bruno Goetz: Kunstbrief aus Deutschland. (S. 506.) — Arnold Hasselblatt: „Kulturbestrebungen des estnischen Volkes". (S. 513.) — M. Willkomm-Schneider: Das Recht auf Sühne. (S. 526.) — Lou Andreas-Salomé: Lebende Dichtung. (S. 540.) — Michael Wassiljewitsch Stanislawski: Deutschland und Rußland. VI. (S. 546.) — Emil Thomson: Ziegelskoppel. (S. 551.) — Der Volksgesang in den schwäbischen Kolonien Transkaukasiens. (S. 559.) — Ph. Cornies: Die drei Temperamente. (S. 563.) — Bücherbesprechungen. (S. 564—571.) — Anzeigen. (S. 572.)

* * * **Annahme von Abonnements und Anzeigen** * * *

in allen deutschen Buchhandlungen des Reichs; außerdem halten nachstehende Buchhandlungen **Ansichtsexemplare** auf Lager und verkaufen Einzelhefte (à 50 Kop.): in **St. Petersburg:** Andreas Isler, Newsky Prosp. 20; in **Moskau:** J. Deubner, Furkassow Per. 3 –5; in **Odessa:** Becker & Wedde, Deribassstr. 18; in **Warschau:** G. Centnerszwer & Cie., Marszalkowska-Str. 143; in **Lodz:** R. & L. Erdmann, Petrikauerstr. 157; in **Kiew:** Karl Schepe, Nikolajewskaja 9; in **Charkow:** A. Droeder, Moskowskaja 21; in **Saratow:** J. J. Brendel, Deutsche Str. 44; in **Riga:** G. Löffler, Sandstr. 20; in **Mitau:** Ferd. Besthorn; in **Dorpat:** J. G. Krüger; in **Libau:** G. L. Zimmermann; in **Pernau:** Emil Treufeldt. In **Berlin-Charlottenburg:** Amelang'sche Buchhandl., Kantstr. 164.

Die **„Deutsche Monatsschrift für Rußland"**

erscheint am 1./14. jedes Monats in Heften von 6 Bogen (96 Seiten).

Bezugspreis mit Zustellung: jährlich 5 Rbl., halbjährlich 2 1/2 Rbl.; Einzelhefte 50 Kop. (unter Postnachnahme 65 Kop.) Für das Ausland: jährlich 12 Mark, halbjährlich 6 Mark; Einzelhefte 1 M. (resp. 1 M. 50 Pf.)

Preis für Anzeigen: 1 Seite — 20 Rbl. (60 Mark), 1/2 Seite — 10 Rbl. (35 Mark), 1/4 Seite — 6 Rbl. (18 Mark), 1/8 Seite — 3 Rbl. (10 Mark); bei Anzeigen auf den Umschlagseiten und vor dem Text 20 % Zuschlag.

Bestellungen auf Abonnements und Anzeigen nehmen entgegen: alle größeren Buchhandlungen oder der Herausgeber (Reval, Tatarenstraße 20); in letzterem Falle ist Einsendung des Betrages als Postanweisung oder in Briefmarken erforderlich.

Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden; nur bei Maschinenschrift wird die Prüfung gewährleistet.

Buchhandlung von G. Löffler.

Riga, Sandstraße 20. ☆ Telephon 1580. ☆ Postfach 317.

Neuerscheinungen:

Aesops Fabelbuch. In neuer Bearbeitung von Stora Max. Mit 13 farbigen Vollbildern u. 39 Schwarz-weiß-Zeichnungen von Arthur Rackham. (Kleinodien d. Weltliteratur I.) 152 S. Geb. R. 3.—.

Andersens Märchen. Bilder und Buchschmuck von Edm. Dulac. (Kleinodien d. Weltliteratur 2.) 156 S. Geb. Rbl. 7.20.

— Die Schneekönigin. Mit farbigen Vollbildern und Buchschmuck von Edm. Dulac. 52 S. Rbl. 2.40.

— Der Garten des Paradieses. Die kleine Seejungfer. Bilder und Buchschmuck von Edm. Dulac. 60 S. Geb. Rbl. 3.—.

— Die Nachtigall u. a. Bilder und Buchschmuck von Edm. Dulac. 44 S. Geb. Rbl. 3.60.

Baedeker, Karl, St. Petersburg und Umgebung. Handbuch für Reisende. Mit 5 Karten, 11 Plänen und 4 Grundrissen. 2. Aufl. 134 S. Geb. Rbl. 2.40.

Baltische Sport-Zeitung. Offizielles Organ des Baltischen Automobilklubs und des I. Baltischen Automobil- und Aero-Klubs. 1. Jahrgang. 24 Nummern pro anno. (1/2-jährl. Rbl. 3.—.) Rbl. 6.—. (1/4-jährl. Rbl. 1.75.)

Barrès, Maurice, Der Greco oder das Geheimnis von Toledo. Mit der Erlaubnis des Autors aus dem Französischen übertragen von Wilhelm Hausenstein. Mit 16 Abbildungen. 135 S. Geb. Rbl. 1.80.

Bartels, Adolf, Der deutsche Verfall. Vortrag gehalten am 21. Januar 1913 zu Berlin. 2. Tausend. 46 S. Brosch. R. —.33.

Bernhardi, Friedrich von, Deutschland und der nächste Krieg. Mit einer Kartenskizze. 6. Aufl. 345 S. Brosch. R. 330.

Briefe der Liebe aus drei Jahrhunderten deutscher Vergangenheit. Auswahl und zeitgeschichtliche Lebensbilder von Charlotte Westermann. (Bücher der Rose.) 448 S. Brosch. Rbl. —.99, geb. Rbl. 1.80.

Deutschland in Waffen. Die Anregung zur Herausgabe dieses Werkes hat der deutsche Kronprinz gegeben. Seiner Feder entstammt auch die Einleitung und der Text über das Garde du Corps. Geb. Rbl. 3.—.

Eulenberg, Herbert. Ernste Schwänke. 4 Einakter. 103 S. Brosch. Rbl. 1.38.

Fischer, Andreas. Hochgebirgswanderungen in den Alpen und im Kaukasus, herausg. mit Lebensbild und Bericht der letzten Fahrt versehen von Ernst Jenny. Mit 8 Vollbildern und 1 Textskizze. 311 S. Geb. Rbl. 3.36.

Fischer, Prälat Dr. Die populär- u. wissenschaftlich-christliche Weltanschauung. Ein Buch zum Frieden für gebildete Kreise. 250 S. Brosch. Rbl. 2.20.

Hermann, Georg. Das Biedermeier im Spiegel seiner Zeit; Briefe, Tagebücher, Memoiren, Volksszenen und ähnl. Dokumente. 412 S. Kart. Rbl. 1.20.

Hinauf! Etwas zum Sinnieren für nachdenkliche Alpenwanderer. Den Freunden von „Spemanns Alpenkalender" gewidmet von Theodor Wundt. 192 S. Geb. Rbl. 2.88.

Hoerner, Rudolf von, Ein Laienwort zur Frage: Kirche und Bekenntnis. 20 S. Brosch. Rbl. —.40.

Kinzel, Prof. Dr. Karl, Wie reist man in der Schweiz? Ein Buch zum Lust- und Planmachen. 7. stark vermehrte Auflage. Mit 5 Stadtplänen und 4 Karten. 222 S. Geb. Rbl. 1.80.

Das Russische Reich in Europa und Asien. Ein Handbuch über seine wirtschaftlichen Verhältnisse. Herausgegeben von Hofrat Dr. Axel von Boustedt und Davis Trietsch. 2. ergänzte Aufl. 508 S. Geb. Rbl. 4.80.

Schiemann, Dr. Th., Deutschland und die große Politik anno 1912. 414 S. Brosch. Rbl. 3.30.

Sombart, Werner, Die Juden und das Wirtschaftsleben. 8. Tausend. 476 S. Brosch. Rbl. 4.95.

Stoll, F. E., Konservator. Tiergeschichten aus dem Zoologischen Garten zu Riga. Mit zahlreichen Abbildungen. 55 S. Brosch. Rbl. —.30.

Supper, Auguste, Vom Wegesrand. Erzählungen. 93 S. Geb. Rbl. —.60.

Vietinghoff-Scheel, Dr. med. E. von, Heilstättenbehandlung und diätetisch-physikalische Kurmittel. Zeitgemäße Betrachtungen und ärztliche Erfahrungen. 68 S. Brosch. Rbl. —.60.

Deutsche Monatsschrift für Rußland

herausgegeben von

Alexander Eggers

1913

Zweiter Jahrgang

№ 7

Reval

Verlag der Deutschen Monatsschrift f. Rußland.

* * * * Inhaltsverzeichnis des 7. Heftes: * * * *

Dr. Valerian Tornius: Dichter, Kritik und Publikum. (S. 579.) — Oscar Neumann: Wladimir Sergejewitsch Solowjew. (S. 591.) — Arnold Hasselblatt: „Kulturbestrebungen des estnischen Volkes". (S. 601.) — Adolf von Keußler: Der Dichter Kurt Bertels. (S. 613.) — Eva von Radecki: Krippenreiter. (S. 626.) — Pastor Stenzel: Zur Entwicklungsgeschichte der Wolga-Kolonien. (S. 641.) — A. H.: Ein Erinnerungsblatt. (S. 649.) — Elfriede Skalberg: Gedichte. (S. 652.) — K. Grevé: Tiere und Aberglaube. (S. 653.) — Dr. W. K. Stendell: Die Kleinsten der Schöpfung. (S. 661.) — Der Fröbel-Verband und das Dorpater Deutsche Fröbel-Seminar. (S. 666.) — Anzeigen. (S. 669.)

* * * Annahme von Abonnements und Anzeigen * * *

in allen deutschen Buchhandlungen des Reichs; außerdem halten nachstehende Buchhandlungen **Ansichtsexemplare** auf Lager und verkaufen Einzelhefte (à 50 Kop.): in **St. Petersburg:** Andreas Isler, Newsky Prosp. 20; in **Moskau:** J. Deubner, Furkassow Per. 3–5; in **Odessa:** Becker & Wedde, Deribasstr. 18; in **Warschau:** G. Centnerszwer & Cie., Marszalkowska-Str. 143; in **Lodz:** R. & L. Erdmann, Petrikauerstr. 157; in **Kiew:** Karl Schepe, Nikolajewskaja 9; in **Charkow:** A. Droeder, Moskowskaja 21; in **Saratow:** J. J. Brendel, Deutsche Str. 44; in **Riga:** G. Löffler, Sandstr. 20; in **Mitau:** Ferd. Besthorn; in **Dorpat:** J. G. Krüger; in **Libau:** G. L. Zimmermann; in **Pernau:** Emil Treufeldt. In **Berlin-Charlottenburg:** Amelang'sche Buchhandl., Kantstr. 164.

Die **„Deutsche Monatsschrift für Rußland"**

erscheint am 1./14. jedes Monats in Heften von 6 Bogen (96 Seiten).

Bezugspreis mit Zustellung: jährlich 5 Rbl., halbjährlich 2 1/2 Rbl.; Einzelhefte 50 Kop. (unter Postnachnahme 65 Kop.) Für das Ausland: jährlich 12 Mark, halbjährlich 6 Mark; Einzelhefte 1 M. (resp. 1 M. 50 Pf.)

Preis für Anzeigen: 1 Seite — 20 Rbl. (60 Mark), 1/2 Seite — 10 Rbl. (35 Mark), 1/4 Seite — 6 Rbl. (18 Mark), 1/8 Seite — 3 Rbl. (10 Mark); bei Anzeigen auf den Umschlagseiten und vor dem Text 20 % Zuschlag.

Bestellungen auf Abonnements und Anzeigen nehmen entgegen: alle größeren Buchhandlungen oder der Herausgeber (Reval, Tatarenstraße 20); in letzterem Falle ist Einsendung des Betrages als Postanweisung oder in Briefmarken erforderlich.

Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden; nur bei Maschinenschrift wird die Prüfung gewährleistet.

Alle Kinder

trinken gern Kathreiners Kneipp Malzkaffee. Man wird nicht leicht ein Getränk finden, das dem kindlichen Organismus zuträglicher wäre als Milch mit

Kathreiners Kneipp Malzkaffee.

„In der Qualität liegt der Wert!“

Kathreiners Malzkaffee-Fabriken, Riga.

Neuerscheinungen:

Baedeker, Karl, Die Schweiz nebst den angrenzenden Teilen von Oberitalien, Savoyen und Tirol. Handbuch für Reisende. 35. Aufl. Mit 77 Karten, 21 Stadtplänen und 14 Panoramen. 586 S. Geb. Rbl. 4.80.

Blücher in seinen Briefen. Eine Auswahl der originellsten Briefe des Marschall Vorwärts unter Beibehaltung der Original-Schreibweise herausgegeben von J. R. Haarhaus. 107 S. Geb. Rbl. —.60.

Centnerszwer, M., Das Radium und die Radioaktivität. Mit 33 Abbildungen (Bd. 405 aus „Natur und Geisteswelt"). 92 S. Brosch. Rbl. —.55.

Eulenberg, Herbert, Münchhausen. Ein deutsches Schauspiel. Leidenschaft. Ein Trauerspiel. Kurt von der Kreith (Ein halber Held). Eine Tragödie. 291 S. Brosch. Rbl. 2.20, geb. Rbl. 3.—.

Friedjung, Heinrich, Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland 1859 bis 1866. Erster Band, neunte Auflage. Mit 3 Karten. 494 S. Brosch. Rbl. 5.50.

Gustav Freytags Briefe an Albrecht von Stosch. Herausgegeben und erläutert von Hans F. Helmolt. 338 S. Brosch. R. 4.13.

Forel, Prof. A., Die sexuelle Frage. 1.—20. Tausend. Gekürzte Volksausgabe. 299 S. Brosch. Rbl. 1.54.

Goethes Vermächtnis von Else Frucht. „Eine frohe Botschaft". 2. Auflage. 252 S Brosch. 2.20.

Briefe des Generals Neidhardt von Gneisenau 1809—1815. Gesammelt u. herausgegeben von Julius v. Pflugk-Harttung. Mit dem Faksimile eines Briefes Gneisenaus. 180 S. Brosch. Rbl. 1.98.

Grimm, Hermann, Das Leben Raphaels. 5. Aufl. 348 S. Geb. R. 3.60, br. R. 2.75.

Grotthus, Jeannot Emil Frhr. von, Der Segen der Sünde. Geschichte eines Menschen. 14.—15. Tausend. 169 S. Geb. Rbl. 1.50.

Günther, Agnes, Die Heilige und ihr Narr. Roman in 2 Bänden. Bd. I/II 744 S. Geb. Rbl. 6.—.

Happel, L. G., Der Akademische Roman. Studentenleben im galanten Jahrhundert. Eine Liebesgeschichte. Neu herausgegeben von Dr. R. Schacht. 2. Auflage. 380 S. Brosch. Rbl. 1.65.

Heidenstam, Verner v., Der Wald rauscht. Erzählungen u. Sagen. 187 S. Br. R. 1.38.

Der Hof Ludwigs XIV. Nach den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Saint-Simon. Herausgegeben und eingeleitet von Wilh. Weigand. Mit zahlreichen Abbildungen. 417 S. Geb. Rbl. 9.60.

Kapitän Mikkelsen. Ein arktischer Robinson. Mit 2 Karten u. zahlreichen Abbildungen. Text 384 S. Geb. Rbl. 6.—.

Keller, Paul, Die Insel der Einsamen. Eine romantische Geschichte. 308 S. Geb. R. 3.—.

Kellermann, Bernhard, Der Tunnel. Roman. 402 S. Brosch. Rbl. 1.92.

Ludwig, Emil, Die Reise nach Afrika. Mit einer Karte und 42 Abbildungen, davon 37 nach Aufnahmen des Verfassers. 2. Aufl. 279 S. Brosch. Rbl. 2.20.

Meinecke, Friedrich, Radowitz u. die deutsche Revolution. Zugleich Schlußband des Werkes: Joseph Maria von Radowitz, von Dr. Paul Hassel. 554 S. Brosch. R. 6.05.

Die Memoiren des Herzogs von Saint-Simon. Übersetzt von Hanns Floerke. Mit einer Würdigung Saint-Simons von Sainte-Beuve und einem Nachwort des Herausgebers. Bd. I., mit 32 Bildbeigaben. 466 S. Brosch. Rbl. 2.75.

Migge, Leberecht, Die Gartenkultur des 20. Jahrhunderts. Mit 74 Illustrationen und 23 Tafeln. 161 S. Brosch. R. 2.75.

Mitscherlich, Waldemar, Die Ausbreitung der Polen in Preußen. 295 S. Br. R. 4.40.

Müller-Bohn, Hermann, Des Deutschen Vaterland. Deutschland in landschaftlicher, geschichtlicher, industrieller und kulturgeschichtlicher Hinsicht unter besonderer Berücksichtigung des Volkstums. Mit Originalzeichnungen und nahezu tausend Abbildungen. Vollständig in 45 Lieferungen. Lieferung I., Text 32 S. Brosch. Rbl. —.44.

Neumann, Dr. W., Unser Dommuseum. Mit 19 Abbild. 46 S. Brosch. Rbl. —.60.

Neustadt, Arthur, Japanische Reisebriefe. Berichte über eine Fahrt durch Japan. Mit 15 Abb. 181 S. Brosch. Rbl. 2.20.

Peabody, Francis G., Sonntagsgedanken. Predigten f. Gebildete. Autor. Übersetzung von Cornelia Bruns, mit einem Vorwort v. Otto Baumgarten. 190 S. Br. R. 1.54.

Russisches Aktienrecht nach der Ausgabe von 1900 mit Berücksichtigung der neuesten Fortsetzungen. Übersetzt u. mit einer Einleitung versehen von Dr. jur. Otto von Veh. 107 S. Brosch. Rbl. 1.80.

Sapper, Agnes, Frau Pauline Brater. Lebensbild einer deutschen Frau. 8. Aufl. 313 S. Geb. Rbl. 2.40.

Schroeder, Leopold v., Reden und Aufsätze vornehmlich über Indiens Literatur und Kultur. 430 S. Brosch. Rbl. 4.13.

Der Stil Louis XVI. Mobiliar u. Raumkunst, herausg. v. Seymour de Ricci. (Bauformenbibl. Bd. VIII.) 256 S. Geb. R. 15.—.

Uebersberger, Hans, Rußlands Orientpolitik in den letzten zwei Jahrhunderten. Erster Bd.: Bis zum Frieden von Jassy. 380 S. Brosch. Rbl. 3.85.

Verhaeren, Emile, Rubens. Übers. v. Stefan Zweig. Mit 95 Abb. 84. S. Geb. R. 1.80.

Wertheimer, Dr. Fritz, Deutsche Leistungen u. deutsche Aufgaben in China. Mit zwei Kartenskizzen. 136 S. Brosch. Rbl. 2.20.

Wilbrandt, Robert, Als Nationalökonom um die Welt. 83 S. Geb. Rbl. 1.20.

Witte, S. J. Graf, Vorlesungen über Volks- u. Staatswirtschaft. Bd. I. Übers. u. eingeleitet v. Josef Melnik. (Mit einem Bildnis d. Verfassers.) 277 S. Brosch. Rbl. 4.12.

Deutsche Monatsschrift für Rußland

herausgegeben von

Alexander Eggers

1913

Zweiter Jahrgang

№ 8

Reval

Verlag der Deutschen Monatsschrift f. Rußland.

Preis der Einzelnummer 50 Kop.

* * * * Inhaltsverzeichnis des 8. Heftes: * * * *

Monika Hunnius: Die Frau als Künstlerin. (S. 675.) — Prof. Joseph Lezius: Über Sexualpädagogik. (S. 687.) — Johannes Kordes: Reiseeindrücke aus Turkestan. (S. 701.) — Gotthold Schulz-Labischin: Deutsche und Polen in Clara Viebigs Roman „Das schlafende Heer". (S. 714.) — Eva von Radecki: Krippenreiter. (Schluß.) (S. 734.) — Mathilde Boettcher: Baltische Landschaftsbilder. (S. 749.) — Johannes Öhquist: Gerhart Hauptmanns Christus-Roman. (S. 752.) — Karl Meißner: Das St. Petersburger Deutsche Botschaftspalais. (S. 758). — Zuschrift an die Redaktion. (S. 761.) — Bücherbesprechungen. (S. 762.) — Anzeigen. (S. 764.)

* * * **Annahme von Abonnements und Anzeigen** * * *

in allen deutschen Buchhandlungen des Reichs; außerdem halten nachstehende Buchhandlungen **Ansichtsexemplare** auf Lager und verkaufen Einzelhefte (à 50 Kop.): in **St. Petersburg:** Andreas Isler, Newsky Prosp. 20; in **Moskau:** J. Deubner, Furkassow Per. 3–5; in **Odessa:** Becker & Wedde, Deribasstr. 18; in **Warschau:** G. Centnerszwer & Cie., Marszalkowska-Str. 143; in **Lodz:** R. & L. Erdmann, Petrikauerstr. 157; in **Kiew:** Karl Schepe, Nikolajewskaja 9; in **Charkow:** A. Droeder, Moskowskaja 21; in **Saratow:** J. J. Brendel, Deutsche Str. 44; in **Riga:** G. Löffler, Sandstr. 20; in **Mitau:** Ferd. Besthorn; in **Dorpat:** J. G. Krüger; in **Libau:** G. L. Zimmermann; in **Pernau:** Emil Treufeldt. In **Berlin-Charlottenburg:** Amelang'sche Buchhandl., Kantstr. 164.

Die **„Deutsche Monatsschrift für Rußland"**

erscheint am 1./14. jedes Monats in Heften von 6 Bogen (96 Seiten).

Bezugspreis mit Zustellung: jährlich 5 Rbl., halbjährlich 2 1/2 Rbl.; Einzelhefte 50 Kop. (unter Postnachnahme 65 Kop.) Für das Ausland: jährlich 12 Mark, halbjährlich 6 Mark; Einzelhefte 1 M. (resp. 1 M. 50 Pf.)

Preis für Anzeigen: 1 Seite — 20 Rbl. (60 Mark), 1/2 Seite — 10 Rbl. (35 Mark), 1/4 Seite — 6 Rbl. (18 Mark), 1/8 Seite — 3 Rbl. (10 Mark); bei Anzeigen auf den Umschlagseiten und vor dem Text 20 % Zuschlag.

Bestellungen auf Abonnements und Anzeigen nehmen entgegen: alle größeren Buchhandlungen oder der Herausgeber (Reval, Tatarenstraße 20); in letzterem Falle ist Einsendung des Betrages als Postanweisung oder in Briefmarken erforderlich.

Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden; nur bei Maschinenschrift wird die Prüfung gewährleistet.

Alle Kinder

trinken gern Kathreiners Kneipp Malzkaffee. Man wird nicht leicht ein Getränk finden, das dem kindlichen Organismus zuträglicher wäre als Milch mit

Kathreiners Kneipp Malzkaffee.

„In der Qualität liegt der Wert!"

Kathreiners Malzkaffee-Fabriken, Riga.

Gesundheit ist Reichtum! ! !

Diätetische Nährsalzpräparate

Dr. Lahmann's

Kakao,
Schokolade,
Extrakt,
Biskuits,
Pflanzenmilch

sowie **Napolitaines Schokolade** zum Rohessen
empfiehlt **Dr. Lahmann's** Agentur für ganz Rußland

Rud. W. Seuberlich, Riga.

Zu haben in allen besseren Kolonialwaren-Handl., Drogenhandl. u. Apotheken.

Literatur-Nachweis

für die Fortbildungskurse am Rigaschen Strande.

Verzeichnis der einschlägigen Werke der beteiligten Herren Professoren und Dozenten:

Girgensohn, K. Die Religion, ihre psych. Formen und ihre Zentralidee. 1903. 8°. 218 S. Rbl. 2.20.

— Die Doppelstellung d. Christentums z. d. Religionen d. Menschheit. Vortrag. 1904. 8°. 34 S. 80 Kop.

— Die moderne histor. Denkweise und d. christl. Theologie. 1904. 8°. 61 S. 55 Kop.

— Seele u. Leib. Eine philosoph. Vorstudie z. christl. Weltanschauung. (Bibl. Zeit- u. Streitfragen. IV. S. 10 H.) 1908. 8°. 38 S. 28 K.

— 12 Reden über die christl. Religion. Ein Versuch, modernen Menschen d. alte Wahrheit zu verkünden. 1913. 8°. 382 S. 3. Aufl. Geb. Rbl. 2.40.

— Die geschichtliche Offenbarung. (Bibl. Zeit- u. Streitfragen. V. S. H. 12.) 1910. 8°. 39 S. 28 Kop.

Harms, B., Volkswirtschaft u. Weltwirtschaft. Versuch der Begründung einer Weltwirtschaftslehre. 1912. 8°. 495 S. mit 2 Tafeln. Brosch. Rbl. 7.98, geb. Rbl. 9.60.

— Der Stadthaushalt Basels im ausgehenden Mittelalter. Quellen und Studien z. Basler Finanzgeschichte. I. Abt. Die Jahresrechnung 1360—1535. Bd. I. Die Einnahmen. 1909. 8°. 532 S. Brosch. Rbl. 13.75. Bd. II. Die Ausgaben. 1911. 8°. 503 S. Brosch. Rbl. 13.75.

— Ferd. Lassalle u. s. Bedeutung f. d. deutsche Sozialdemokratie. 1909. 8°. 128 S. Brosch. Rbl. —.83, geb. Rbl. 1.20.

— Weltwirtschaft. Aufgaben der deutsch. Verwaltungspolitik. Zugleich als ein Beitrag f. d. Reform d. Konsulatswesens. 1911. 8°. 42 S. 55 Kop.

von Schroeder, Leopold. Mangoblüten. Sammlung indisch. Lieder u. Sprüche in deutscher Nachbildung. 1892. 8°. 198 S. Geb. Rbl. 2.40.

— Prinzessin Zofe. Ind. Lustspiel, frei f. d. deutsch. Bühne bearb. 1902. 8°. 70 S. 94 K.

von Schroeder, Leopold. Mysterium und Mimus im Rigveda. 1908. 8°. 490 S. Brosch. Rbl. 5.50, geb. Rbl. 7.50.

— Buddhismus u. Christentum, was sie gemein haben u. was sie unterscheidet. 2 Vorträge. 1898. 8°. 44 S. 55 Kop.

— Balt. Heimat-, Trutz- u. Trostlieder. 1906. 8°. 80 S. 55 Kop.

— Sakuntala. Romant. Märchendrama, frei nach Kalidasa f. d. deutsche Bühne bearbeitet. 1903. 8°. 73 S. 94 Kop.

— Die Vollendung des arischen Mysteriums in Bayreuth. 1911. 8°. 258 S. Brosch. Rbl. 2.75, geb. Rbl. 3.60.

— Reden u. Aufsätze vornehmlich über Indiens Literatur u. Kultur. 8°. Erscheint im Herbst 1913. Br. R. 4.13, geb. ca. R. 5.70.

— Wesen u. Ursprung d. Religion, ihre Wurzeln u. deren Entfaltung. 1906. 8°. 39 S. 33 K.

Troeltsch, E. Die Absolutheit des Christentums u. d. Religionsgeschichte. Vortrag, gehalten auf d. Versammlung der Freunde d. christl. Welt zu Mühlacher am 3. 10. 01. 1912. 8°. 150 S. 2. Aufl. Brosch. Rbl. 1.65, geb. Rbl. 2.52.

— Die Bedeutung der Geschichtlichkeit Jesu für den Glauben. Vortrag, gehalten vor der Schweizer christlichen Studentenkonferenz in Aarau. 1911. 8°. 51 S. 55 Kop.

— Die Bedeutung des Protestantismus für d. Entstehung d. modernen Welt. 1911. 8°. 103 S. Pappbd. Rbl. 1.71.

— Die Soziallehren der christl. Kirchen u. Gruppen. 2 Hälften. 1912. 8°. 994 S. Brosch. Rbl. 12.10, geb. Rbl. 15.—.

Geschichte der christl. Religion. Mit Einleit.: Die israelitisch-jüd. Religion von J. Wellhausen, A. Jülicher, A. Harnack, Nathan, Müller, Erhardt u. E. Troeltsch. Kultur d. Gegenwart. 1909. 8°. 792 S. Brosch. Rbl. 9.90, geb. Rbl. 12.

Neuerscheinungen:

Denkwürdigkeiten d. Preußischen Generals d. Infanterie **Eduard v. Fransecky.** Herausg. v. Walter v. Bremen. 2. Aufl. Br. R. 2.34.

Goethes italienische Reise. Mit Zeichnung. u. Bildnissen Goethes. Wohlfeile Ausg. Im Auftrag des Goethe-Nationalmuseums, besorgt v. H. T. Kroeber. 2 Bde. geb. R. 4.50.

Hippius, Sinaida. Des Teufels Puppe. Eine Lebensbeschreibung in 33 Kapiteln. 336 S. Brosch. Rbl. 2.20, geb. Rbl. 3.—.

Jaurès, Jean. Die neue Armee. Geb. R. 4.80.

Kurz, Isolde. Wandertage in Hellas. Mit 47 Bilderbeigaben. 247 S. Brosch. R. 2.75.

Landsberger, Artur. Millionäre. Roman. Illustr. v. R. L. Leonard. 413 S. Geb. R. 3.90.

Müller, Johannes. Die erzieherische Bedeutung der Ehe. 56 S. Brosch. 44 Kop.

Thürheim, Gräfin Lulu. Mein Leben. 1788 bis 1819. Erinnerungen aus Österreichs großer Welt. I. Bd. mit 33, II. Bd. mit 40 Bilderbeigaben. (Denkwürdigkeiten aus Altösterreich). I. Bd. 390 S., II. Bd. 372 S. Brosch. Rbl. 6.60.

L. N. Tolstoi's Briefwechsel mit der Gräfin A. A. Tolstoi 1857—1903. (Tolstoi-Bibliothek, herausg. v. Ludwig Berndl.) I. Bd. 470 S. Brosch. Rbl. 3.30.

Weston, Agnes. Mein Leben unter den Blaujacken. Mit Genehm. der Verfasserin nach d. 7. engl. Aufl. 256 S. Geb. Rbl. 2.40.

Lagarde, Paul de. Deutscher Glaube. Deutsches Vaterland. Deutsche Bildung. Das Wesentliche aus seinen Schriften ausgew. u. eingel. v. Friedrich Daab. 1. Bd. 219 S. Geb. R. 2.10.

Deutsche Monatsschrift für Rußland

herausgegeben von

Alexander Eggers

1913

Zweiter Jahrgang

№ 9

Reval

Verlag der Deutschen Monatsschrift f. Rußland.

Preis der Einzelnummer 50 Kop.

* * * * Inhaltsverzeichnis des 9. Heftes: * * * *

Helene Klingenberg: Eduard Graf Keyserling. (S. 771.) — R. v. Engelhardt: Zur Psychologie der neuesten Kunstbewegung. (S. 790.) — Ernst Friesendorff: Träumereien in Delphi. (S. 800.) — Praktische Frauenkurse. (S. 815.) — Pastor A. Malmgren: Nachtleben des menschlichen Geistes. (S. 830.) — Zuschriften an die Redaktion. (S. 843): „Replik" von H. Rosenthal und „Antwort" von A. Hasselblatt. — Helene Hoerschelmann: Neue Bücher. (S. 854.) — Anzeigen. (S. 859.)

*** * * Annahme von Abonnements und Anzeigen * * ***

in allen deutschen Buchhandlungen des Reichs; außerdem halten nachstehende Buchhandlungen **Ansichtsexemplare** auf Lager und verkaufen Einzelhefte (à 50 Kop.): in **St. Petersburg**: Andreas Isler, Newsky Prosp. 20; in **Moskau**: J. Deubner, Furkassow Per. 3 –5; in **Odessa**: Becker & Wedde, Deribasstr. 18; in **Warschau**: G. Centnerszwer & Cie., Marszalkowska-Str. 143; in **Lodz**: R. & L. Erdmann, Petrikauerstr. 157; in **Kiew**: Karl Schepe, Nikolajewskaja 9; in **Charkow**: A. Droeder, Moskowskaja 21; in **Saratow**: J. J. Brendel, Deutsche Str. 44; in **Riga**: G. Löffler, Sandstr. 20; in **Mitau**: Ferd. Besthorn; in **Dorpat**: J. G. Krüger; in **Libau**: G. L. Zimmermann; in **Pernau**: Emil Treufeldt. In **Berlin-Charlottenburg**: Amelang'sche Buchhandl., Kantstr. 164.

Die **„Deutsche Monatsschrift für Rußland"**

erscheint am 1./14. jedes Monats in Heften von 6 Bogen (96 Seiten).

Bezugspreis mit Zustellung: jährlich 5 Rbl., halbjährlich 2 1/2 Rbl.; Einzelhefte 50 Kop. (unter Postnachnahme 65 Kop.) Für das Ausland: jährlich 12 Mark, halbjährlich 6 Mark; Einzelhefte 1 M. (resp. 1 M. 50 Pf.)

Preis für Anzeigen: 1 Seite — 20 Rbl. (60 Mark), 1/2 Seite — 10 Rbl. (35 Mark), 1/4 Seite — 6 Rbl. (18 Mark), 1/8 Seite — 3 Rbl. (10 Mark); bei Anzeigen auf den Umschlagseiten und vor dem Text 20 % Zuschlag.

Bestellungen auf Abonnements und Anzeigen nehmen entgegen: alle größeren Buchhandlungen oder der Herausgeber (Reval, Tatarenstraße 20); in letzterem Falle ist Einsendung des Betrages als Postanweisung oder in Briefmarken erforderlich.

Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden; nur bei Maschinenschrift wird die Prüfung gewährleistet.

Alle Kinder

trinken gern Kathreiners Kneipp Malzkaffee. Man wird nicht leicht ein Getränk finden, das dem kindlichen Organismus zuträglicher wäre als Milch mit

Kathreiners Kneipp Malzkaffee.

„In der Qualität liegt der Wert!"

Kathreiners Malzkaffee-Fabriken, Riga.

ПОЛЬЗУЙТЕСЬ СЛУЧАЕМЪ.

Поступили въ продажу по удешевленной цѣнѣ 3 большихъ тома около 800 страницъ убористаго текста.

ПОСМЕРТНЫЯ ХУДОЖЕСТВЕННЫЯ ПРОИЗВЕДЕНІЯ

ГЕНІАЛЬНАГО ПИСАТЕЛЯ

Л. Н. ТОЛСТОГО.

Высылаемъ съ пересылкой наложеннымъ платежомъ вмѣсто 3 р. 50 к. за 2 р. 50 к. или по полученіи всей стоимости, можно марками, заказы выполняетъ единственный складъ для всей Россіи:

С.-Петербургъ, Петербурск. стор., Большой пр., № 56-1. Я. К. ПЕТЕРСЪ.

Gesundheit ist Reichtum! ! !

Diätetische Nährsalzpräparate

Dr. Lahmann's

Kakao, Schokolade, Extrakt, Biskuits, Pflanzenmilch

sowie **Napolitaines Schokolade** zum Roheſſen empfiehlt **Dr. Lahmann's** Agentur für ganz Rußland

Rud. W. Seuberlich, Riga.

Zu haben in allen besseren Kolonialwaren-Handl., Drogenhandl. u. Apotheken.

Die bedeutendsten Werke zu den Freiheitskriegen 1813/15

aus dem Verlag von **Robert Lutz** in Stuttgart.

Erinnerungen eines alten Lützower Jägers. Von Wenzel Krimer. 2 Bände. Broschiert Rbl. 5.50, in Lwd. geb. Rbl. 7.20, in Halbfranz Rbl. 9.—. Soeben erschienen.

Krimer, der die Befreiungskriege 1813—1815 von Anfang bis zu Ende zuerst als Lützower Oberjäger, dann nach Auflösung des Lützower Freikorps als Militärarzt mitgemacht hat, schildert uns in seinen jetzt erst von einem Nachkommen der Öffentlichkeit übergebenen zweibändigen Memoiren mit größter Lebendigkeit fast alle wichtigen Ereignisse jener denkwürdigen Feldzüge, in welche mit großer Geschicklichkeit eine Unmenge persönliche Erlebnisse und Abenteuer eingeflochten sind. Zahlreiche Schlachten, Gefechte und Stimmungsbilder aus Paris wechseln ab mit tollen Reiterstückchen, Liebesabenteuern, Duellen und treffenden Anekdoten vom Marschall Vorwärts.

Feldmarschall v. Boyens Denkwürdigkeiten und Erinnerungen 1771/1813. 3. Auflage. 2 Bände. Broschiert Rbl. 4.95, in Lwd. geb. Rbl. 6.60, in Halbfranz Rbl. 7.80.

Kaiser Wilhelm I. 1871 beim Einzug der siegreichen Truppen in Berlin: „Wir müssen anerkennen, daß wir nur auf den Grundlagen weitergebaut haben, welche 1813, 1814 und 1815 gelegt worden sind, und damit auch das große Verdienst der Männer jener Zeit, insbesondere Boyens, der leider oft und lange verkannt worden ist." **Prof. Delbrück:** „Zu den schönsten Memoirenwerken und überhaupt zu den Perlen deutscher Literatur gehören die Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls von Boyen."

Wider Napoleon! Ein deutsches Reiterleben 1806—1815. 4. Auflage. 2 Bände. Brosch. R. 4.95, in Lwd. geb. R. 6.60, in Halbfranz R. 7.80.

Literarisches Echo, Berlin: Ein Leben im Sattel, ein Buch voll Kriegsabenteuer... Das sind Bilder von einer Frische und Farbe, die förmlich aus den schwarzen Lettern leuchtet, wie etwa bei der prachtvollen Schilderung der Leipziger Völkerschlacht; das klingt und dröhnt aus den Zeilen wie Regimentsmusik und Kanonenrollen, und wie aus alten Soldatenliedern gehts dazwischen: O weißer Schnee, o grüner Klee, o schöner Soldatentot... Dieses deutsche Reiterleben war etwas Ganzes und Kraftvolles, und darum ist auch seine Spiegelung etwas Ganzes und Abgerundetes, eines von diesen natürlich gewachsenen Büchern, die nie Kunstwerk sein wollten und doch diese Wirkung erreichen.

Napoleons Untergang 1813. Ausgewählte Memoirenstücke von F. M. Kircheisen. 3. Aufl. Brosch. R. 3.30, in Lwd. geb. R. 4.20, in Halbfranz R. 5.10.

St. Petersburger Zeitung: Alle diese höchst interessanten, ungemein anschaulichen Einzelschilderungen können allen Lesern nicht warm genug empfohlen werden; namentlich eignen sie sich auch sehr wohl zur gemeinsamen Lektüre im Familienkreise.

Blüchers Briefe an seine Frau. Herausgegeben von Adolf Saager. 5. Auflage. Brosch. Rbl. 1.10, in Seide geb. Rbl. 2.10.

Tägliche Rundschau: Vor allem sollte das Buch in jeder Volksbibliothek, jeder Lehrer- und Schülerbücherei zu finden sein. Stammen doch diese Blücherbriefe fast alle aus den Befreiungskriegen 1813-1815, so daß der Leser den alten Vorwärts stets mitten in den großen Begebenheiten erblickt, die ihn zum Helden Europas gemacht haben.

Blücher-Anekdoten. Herausgegeben von Adolf Saager. 3. Auflage. Brosch. Rbl. 1.38, in Lwd. geb. R. 2.10.

Volksbildungs-Blätter: Blücher, einer der volkstümlichsten deutschen Helden, erhält hier endlich sein Volksbuch, das uns dazu berufen scheint, das Andenken des tapferen Feldherrn im Volke noch für lange Zeit lebendig zu erhalten. Hunderte von Taten, Charakterzügen und Aussprüchen sind hier mit Bienenfleiß zusammengetragen, aus deren Gesamtheit sich die Gestalt Blüchers wie ein farbenprächtiges Mosaikbild zusammensetzt . . .

Buchhandlung von G. Löffler. Riga, Sandstra[illegible]

Deutsche Monatsschrift für Rußland

herausgegeben von

Alexander Eggers

1913

Zweiter Jahrgang

№ 10

Reval

Verlag der Deutschen Monatsschrift f. Rußland.

Preis der Einzelnummer 50 Kop.

* * * * Inhaltsverzeichnis des 10. Heftes: * * * *

Prof. Georg Dehio: Victor Hehn. (S. 867.) — P. Dr. Ernst Gelderblom: Hat Jesus gelebt? (S. 870.) — Arthur Behrsing: Baltische Künstler in München. I. Rolf v. Hörschelmann. (S. 887.) — Helene Klingenberg: Eduard Graf Keyserling. (Schluß.) (S. 899.) — Pastor Stenzel: Zur Entwickelungsgeschichte der Wolga-Kolonien. (Schluß.) (S. 911.) — Emil Thomson: In Revals Kasematten. (S. 916.) — S. Karaskewitsch (Juschtschenko): Die Neuvermählte. (S. 921.) — Gregor v. Glasenapp: Juan Soldado. (S. 929.) — Baltische hauswirtschaftliche Frauen- und Lehrerinnen-Kurse des Vereins zur Förderung der Volkswohlfahrt in Riga. (S. 946.) — Manfred Kyber: Das Tagewerk vor Sonnenaufgang. (S. 948.) — Bücherbesprechungen. (S. 950.) — Anzeigen. (S. 955.)

* * * **Annahme von Abonnements und Anzeigen** * * *

in allen deutschen Buchhandlungen des Reichs; außerdem halten nachstehende Buchhandlungen **Ansichtsexemplare** auf Lager und verkaufen Einzelhefte (à 50 Kop.): in **St. Petersburg:** Andreas Isler, Newsky Prosp. 20; in **Moskau:** J. Deubner, Furkassow Per. 3 –5; in **Odessa:** Becker & Wedde, Deribasstr. 18; in **Warschau:** G. Centnerszwer & Cie., Marszalkowska-Str. 143; in **Lodz:** R. & L. Erdmann, Petrikauerstr. 157; in **Kiew:** Karl Schepe, Nikolajewskaja 9; in **Charkow:** A. Droeder, Moskowskaja 21; in **Saratow:** J. J. Brendel, Deutsche Str. 44; in **Riga:** G. Löffler, Sandstr. 20; in **Mitau:** Ferd. Besthorn; in **Dorpat:** J. G. Krüger; in **Libau:** G. L. Zimmermann; in **Pernau:** Emil Treufeldt. In **Berlin-Charlottenburg:** Amelang'sche Buchhandl., Kantstr. 164.

Die **„Deutsche Monatsschrift für Rußland"**

erscheint am 1./14. jedes Monats in Heften von 6 Bogen (96 Seiten).

Bezugspreis mit Zustellung: jährlich 5 Rbl., halbjährlich 2 1/2 Rbl.; Einzelhefte 50 Kop. (unter Postnachnahme 65 Kop.) Für das Ausland: jährlich 12 Mark, halbjährlich 6 Mark; Einzelhefte 1 M. (resp. 1 M. 50 Pf.)

Preis für Anzeigen: 1 Seite — 20 Rbl. (60 Mark), 1/2 Seite — 10 Rbl. (35 Mark), 1/4 Seite — 6 Rbl. (18 Mark), 1/8 Seite — 3 Rbl. (10 Mark); bei Anzeigen auf den Umschlagseiten und vor dem Text 20 % Zuschlag.

Bestellungen auf Abonnements und Anzeigen nehmen entgegen: alle größeren Buchhandlungen oder der Herausgeber (Reval, Tatarenstraße 20); in letzterem Falle ist Einsendung des Betrages als Postanweisung oder in Briefmarken erforderlich.

Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden; nur bei Maschinenschrift wird die Prüfung gewährleistet.

Alle Kinder

trinken gern Kathreiners Kneipp Malzkaffee. Man wird nicht leicht ein Getränk finden, das dem kindlichen Organismus zuträglicher wäre als Milch mit

Kathreiners Kneipp Malzkaffee.

„In der Qualität liegt der Wert!"

Kathreiners Malzkaffee-Fabriken, Riga.

A. C. Fitzner, Riga, Gr. Königsstraße Nr. 39, gegr. 1867.

Gas- u. Wasserleitungsanlagen, Badeeinrichtungen, Klosetts, Rohre, Krähne, Pumpen etc.

Gesundheit ist Reichtum! ! !

Diätetische Nährsalzpräparate

Dr. Lahmann's

Kakao, Schokolade, Extrakt, Biskuits, Pflanzenmilch

sowie **Napolitaines Schokolade** zum Rohessen empfiehlt **Dr Lahmann's** Agentur für ganz Rußland

Rud. W. Seuberlich, Riga.

Zu haben in allen besseren Kolonialwaren-Handl., Drogenhandl. u. Apotheken.

Buchhandlung von G. Löffler.

Riga, Sandstraße 20. ☆ Telephon 1580. ☆ Postfach 317.

Neuerscheinungen:

Achleitner, Arthur. Jagdparadiese in Wort und Bild. Mit 238 Abb. 376 S. Brosch. R. 5.50.

Almanach. Herausgegeben von der Redaktion von Velhagen und Klasings Monatsheften 1914. 328 S. Geb. R. 2.40.

Bartsch, Rudolf Hans. Die Schill'schen Offiziere. Mit 9 Vollbildern von Franz Kolbrand und 1 Kartenskizze. 134 S. Geb. R. 1.80.

Brehms Tierbilder. II. Teil. Die Vögel. 60 farbige Tafeln aus „Brehms Tierbildern" von Wilhelm Kuhnert und Walter Heubach. Mit Text v. Dr. Victor Franz. 4°. Geb. R. 7.20.

Doflein, Franz. Das Unsterblichkeitsproblem im Tierreich. Öffentliche Antrittsrede. 23 S. Brosch. R. —.50.

Francé, R. H. Die Alpen. Gemeinverständlich dargestellt. Mit 519 Abb., bunten Tafeln u. Karten. 964 S. Brosch. R. 13.75.

Gleichen-Rußwurm, Alexander v. Saisonschluß, Roman. 362 S. Geb. R. 3.—

Grützmacher, R. H. Dr. Monistische und christliche Ethik im Kampf. 68 S. Brosch. R. —.88.

Harms, Bernhard. Kaiser Wilhelm II. und die Triebkräfte des neudeutschen Sozial- und Wirtschaftslebens. Festrede zur Feier des Regierungs-Jubiläums in der Aula der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. 38 S. Brosch. R. —.55.

Das Hermann-Bahr-Buch. Sechsundsechzig Beiträge von Herm. Bahr. Zum 19. Juli 1913. Mit 21 Abb. 318 S. Brosch. R. —.55.

Jatho, Carl. Der ewig kommende Gott. Mit 1 Porträt. 201 S. Brosch. R. 1.65. Geb. R. 2.40.

Kobert, Rudolf, Geheimrat Professor. Der Kwaß. Ein unschädliches billiges Volksgetränk. Zu seiner Einführung in Westeuropa. Mit mehr als 70 Rezepten. 82 S. Brosch. R. —.69.

Lienhard, Friedrich. Der Spielmann. Roman aus der Gegenwart. 2. Aufl. 225 S. Geb. R. 2.40.

Die Mode. Menschen und Moden im siebzehnten Jahrhundert. Nach Bildern und Stichen der Zeit ausgewählt und geschildert von Max v. Boehn. 189 S. Mit vielen z. Teil farbigen Abb. Brosch. R. 3.58.

Schäfer, Walter. Die unterbrochene Rheinfahrt. Erzählung. 181 S. Brosch. R 1.10.

Scheffler, Karl. Italien. Tagebuch einer Reise. Mit 118 Vollbildern. 310 S. Geb. R. 7.20.

Xenien-Almanach auf das Jahr 1914. 216 S. Brosch. R. —.28.

Zur Bekenntnisfrage:

Becker, Th. Warum halten wir unerschütterlich am Apostolikum fest? 17 S. Brosch. R.—.25.

Neuland, J. Zum Bekenntnis. Vortrag auf der Wolmarschen Sprengels-Synode in Burtneck den 12. Juni 1913. 24 S. Brosch. R. —.30.

Deutsche Monatsschrift für Rußland

herausgegeben von

Alexander Eggers

1913

Zweiter Jahrgang

№ II

Reval

Verlag der Deutschen Monatsschrift f. Rußland.

Preis der Einzelnummer 50 Kop.

XI.

* * * * Inhaltsverzeichnis des 11. Heftes: * * * *

Pastor E. Gelderblom: Grundsätzliches zum Apostolikumstreit. (S. 963.) — Arthur Behrsing: Baltische Künstler in München. II. Otto von Kursell. (S. 973.) — Oskar Grosberg: Das nördliche Eismeer und die wirtschaftliche Erschließung Sibiriens. (S. 983.) — Johannes Kordes: Reiseeindrücke aus Turkestan. 5. In der Wüste. (S. 991.) — Dr. Ernst Seraphim: Aus altlivländischen Franziskanerklöstern. (S. 998.) — Marie Seeberg: Die Reform des höheren Mädchenschulwesens in Deutschland. (S. 1011.) — Mathilde v. Buxhoeveden: Das Märchen vom Sonntagskinde. (S. 1015.) — Dr. Ernst Sokolowski: Das Nackte coram publico. (S. 1017.) — Helene Hoerschelmann: Neue Bücher. (S. 1032.) — Zuschrift an die Redaktion. (S. 1045.) — Anzeigen. (S. 1049.)

* * * Annahme von Abonnements und Anzeigen * * *

in allen deutschen Buchhandlungen des Reichs; außerdem halten nachstehende Buchhandlungen **Ansichtsexemplare** auf Lager und verkaufen Einzelhefte (à 50 Kop.): in **St. Petersburg**: Andreas Isler, Newsky Prosp. 20; in **Moskau**: J. Deubner, Furkassow Per. 3–5; in **Odessa**: Becker & Wedde, Deribasstr. 18; in **Warschau**: G. Centnerszwer & Cie., Marszalkowska-Str. 143; in **Lodz**: R. & L. Erdmann, Petrikauerstr. 157; in **Kiew**: Karl Schepe, Nikolajewskaja 9; in **Charkow**: A. Droeder, Moskowskaja 21; in **Saratow**: J. J. Brendel, Deutsche Str. 44; in **Riga**: G. Löffler, Sandstr. 20; in **Mitau**: Ferd. Besthorn; in **Dorpat**: J. G. Krüger; in **Libau**: G. L. Zimmermann; in **Pernau**: Emil Treufeldt. In **Berlin-Charlottenburg**: Amelang'sche Buchhandl., Kantstr. 164.

Die **„Deutsche Monatsschrift für Rußland“**

erscheint am 1./14. jedes Monats in Heften von 6 Bogen (96 Seiten).

Bezugspreis mit Zustellung: jährlich 5 Rbl., halbjährlich 2 1/2 Rbl.; Einzelhefte 50 Kop. (unter Postnachnahme 65 Kop.) Für das Ausland: jährlich 12 Mark, halbjährlich 6 Mark; Einzelhefte 1 M. (resp. 1 M. 50 Pf.)

Preis für Anzeigen: 1 Seite — 20 Rbl. (60 Mark), 1/2 Seite — 10 Rbl. (35 Mark), 1/4 Seite — 6 Rbl. (18 Mark), 1/8 Seite — 3 Rbl. (10 Mark); bei Anzeigen auf den Umschlagseiten und vor dem Text 20 % Zuschlag.

Bestellungen auf Abonnements und Anzeigen nehmen entgegen: alle größeren Buchhandlungen oder der Herausgeber (Reval, Tatarenstraße 20); in letzterem Falle ist Einsendung des Betrages als Postanweisung oder in Briefmarken erforderlich.

Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden; nur bei Maschinenschrift wird die Prüfung gewährleistet.

Alle Kinder

trinken gern Kathreiners Kneipp Malzkaffee. Man wird nicht leicht ein Getränk finden, das dem kindlichen Organismus zuträglicher wäre als Milch mit

Kathreiners Kneipp Malzkaffee.

„In der Qualität liegt der Wert!“

Kathreiners Malzkaffee-Fabriken, Riga.

Aus dem Verlag von F. A. BROCKHAUS in Leipzig.

Kapitän Scott. Letzte Fahrt.

Mit zahlreichen Abbildungen nach Aquarellen und Originalphotographien, geb. Rbl. 12.—.

„Das Tagebuch des kühnen Polarforschers Scott, an dessen tragischem Ende die ganze zivilisierte Welt Anteil nahm, wurde unter dem Kopf der Leiche gefunden. Es ist ein menschliches Dokument, wie die geographische Forschung nur wenige aufzuweisen hat. Scott selbst schildert uns seinen Untergang bis zu dem Moment, wo die Feder seiner Hand entsinkt, und diese Skizzen zeichnen Bilder, die uns wie Visionen anmuten und für immer in der Phantasie des Lesers haften bleiben".

Ein arktischer Robinson

von **Kapitän Mikkelsen**, gebunden Rbl. 6.—. 2. Auflage.

„Was Mikkelsen bietet, ist eine frisch und anziehend geschriebene, menschlich packende und anscheinend völlig wahrheitsgetreue Robinsonade, wie es eben der Titel besagt. Ganz besonders gut ist das Tierleben geschildert; man gewinnt beim Lesen förmlich ein persönliches Verhältnis zu diesen braven Hunden, den dummen Eisbären und maßlos erstaunten Robben. Und um dieser seinen, gemütvollen Züge willen sowie als Beweis für die Sieghaftigkeit eines festen Willens verdient Kapitän Mikkelsens Buch gelesen zu werden, nicht zum mindesten auch von der heranwachsenden Jugend."

Walter Tiedemann. Berliner Lokal-Anzeiger.

Brockhaus' Kleines Konversations-Lexikon.

Neue bis auf die Gegenwart ergänzte Ausgabe, 2 Bände, Rbl. 14.40.

Allgemein verständliche, klare und kurze Fassung, unparteiische und kein Wissensgebiet bevorzugende zuverlässige Darstellung, sowie schöner deutlicher Druck, sind die anerkannten Vorzüge des Kleinen Brockhaus. Auf so knappem Raum bietet kein anderes Lexikon den gleichen Reichtum in Wort und Bild.

Buchhandl. von G. Löffler. Riga, Sandstr. 20. Tel. 15-80. Postfach 317.

Deutsche Monatsschrift für Rußland

herausgegeben von

Alexander Eggers

1913

Zweiter Jahrgang

№ 12

Reval

Verlag der Deutschen Monatsschrift f. Rußland.

Preis der Einzelnummer 50 Kop.

* * * * Inhaltsverzeichnis des 12. Heftes: * * * *

Otto Benecke: Die Städteordnung in Polen vor dem Forum der gesetzgebenden Körperschaften. (S. 1059.) — Johannes Kordes: Aus der Werdezeit des Moskauer Künstlerischen Theaters. (S. 1076.) — Alexander v. Bodisco: Das Schloß Lohde in Estland. (S. 1083.) — Anna Stahl-Schroeder: Leben und Kunst. (S. 1089.) — Dr. Valerian Tornius: Hellerau. (S. 1107.) — C. Grevé: Der Zoologische Garten in Riga. (S. 1110.) — Helene Hörschelmann: Unsere Weihnachten. (S. 1117.) — Joh. Zorn: Aus der ehem. Herrnhuter-Kolonie Sfarepta. (S. 1126) — Bruno Goetz: Richard Wagner. (S. 1131.) — Mitteilung des Herausgebers. (S. 1140.) — Anzeigen. (S. 1141.)

Die Leser werden gebeten, die Mitteilung des Herausgebers auf Seite 1140 dieses Heftes zu beachten.

Die **„Deutsche Monatsschrift für Rußland“**

erscheint am 1. Dienstag jeden Monats in Heften von 5—6 Bogen.

Bezugspreis: jährlich 5 Rbl., halbjährlich 2 Rbl. 50 Kop., monatlich 50 Kop. Mit Zustellung durch die Post jährlich 5 Rbl. 50 Kop., halbjährlich 2 Rbl. 75 Kop., monatlich 60 Kop. Für das Ausland: jährlich 12 Mark, halbjährlich 6 Mark, Einzelhefte 1 Mark 20 Pf.

Preise für Anzeigen: 1 Seite — 20 Rbl. (43 Mark), 1/2 Seite — 10 Rbl. (22 Mark), 1/4 Seite — 6 Rbl. (13 Mark), 1/8 Seite — 3 Rbl. (6 Mark 50 Pf.). Anzeigen auf der 2. und 3. Umschlagseite und vor dem Text 20 % teurer; die letzte Umschlagseite kostet 30 Rbl. (65 Mark). Bei Wiederholungen tritt eine entsprechende Ermäßigung ein.

Bestellungen auf Abonnements nehmen entgegen alle größeren Buchhandlungen oder der Verlag von G. Löffler, Riga, Sandstraße 20, Postfach 317; in letzterem Falle ist Einsendung des Betrages als Postanweisung oder in Briefmarken erwünscht.

Redaktionelle Zuschriften und Manuskripte sind an den Herausgeber zu adressieren: Alexander Eggers, Reval, Tatarenstraße 20 (Ревель. Эстляндск. губ. Татарская 20).

Unverlangt eingesandten **Manuskripten** muß Rückporto beigefügt werden; nur bei Maschinenschrift wird die Prüfung gewährleistet.

Die Leser werden gebeten, die Mitteilung des Herausgebers auf Seite 1140 dieses Heftes zu beachten.

Alle Kinder

trinken gern Kathreiners Kneipp Malzkaffee. Man wird nicht leicht ein Getränk finden, das dem kindlichen Organismus zuträglicher wäre als Milch mit

Kathreiners Kneipp Malzkaffee.

„In der Qualität liegt der Wert!"

Kathreiners Malzkaffee-Fabriken, Riga.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt der Buchhandlung **Karl Block in Breslau** bei über die **„Bibliothek des allgemeinen und praktischen Wissens".**

Buchhandlung von G. Löffler.

Riga, Sandstraße 20. ☆ Telephon 15-80. ☆ Postfach 317.

Neuerscheinungen:

Bech, René, M' Barka. Malerbriefe aus Algerien mit 60 Zeichnungen. 135 S. 4°. Kart. Rbl. 4.08, geb. Rbl. 5.40.

Bode, W., Goethes Liebesleben. 453 S. Geb. Rbl. 3.—.

Jakob Burckhardt Briefwechsel mit Heinrich v. Geymüller. Mit 1 Einleitung über Heinrich von Geymüller und mit Erläuterungen von Dr. Carl Neumann. 188 S. Geb. Rbl. 3.—.

Crichton-Hamilton, G., Hinter den Hunden. Jagd- und Reitskizzen aus England. Mit 24 Vollbildern. 238 S. Geb. Rbl. 4.50.

Daudet, Lucien Alphonse, Kaiserin Eugenie. Aus dem Französischen übertragen v. Adele Müller. Mit 4 Vollbildern. 160 S. Geb. Rbl. 2.16.

Decsey, Ernst, Der kleine Herzog Cupidon. Erzählung. 79 S. Br. R. 1.10, geb. R. 2.10.

Dehmel, Richard, Gesammelte Werke in 3 Bänden. Geb. Rbl. 7.50.

Dugwore, A. Radclyffe, Wild, Wald, Steppe. Waidmannsfahrten mit Kamera und Flinte in Britisch-Ostafrika mit 132 Bildern. Aus dem Englischen übersetzt von Hans Elsner. 252 S. Geb. Rbl. 3.90.

Ernst, Otto, Sankt Yoricks Glockenspiel. Satiren, Humoresken, Fabeln, Schwänke, Schnurren, Epigramme und Aphorismen. 236 S. Brosch. Rbl. 1.38.

Eucken, Rud., Zur Sammlung der Geister. 151 S. Geb. Rbl. 2.16.

Eulenberg, Herbert, Zeitwende. Ein Schauspiel in 5 Akten. 95 S. Geb. Rbl. 2.10.

Gobineau, Eine Biographie v. Ludwig Schemann. I. Bd.: Bis zum 2. Aufenthalte in Persien. 579 S. Brosch. Rbl. 4.95.

Henriette Herz, Ihr Leben und ihre Zeit. Herausg. v. Hans Landsberg. 487 S. Geb. Rbl. 3.60.

Holst, Professor H. v., „Glückliche Leute". Ein Freundesgruß für jeden Tag des Jahres, gerichtet an die Schüler der oberen Klassen unserer höheren Schulen. 366 S. Brosch. Rbl. 1.38, geb. Rbl. 1.80.

Kapp, Dr. Julius, Paganini. Eine Biographie. Mit 60 Bildern. 167 S. Geb. Rbl. 3.60.

Knoop, Gerhard Ouckama, Unter König Max. Münchener Roman. 283 S. Brosch. R. 1.93, geb. Rbl. 3.—.

Krimer, Wenzel, Erinnerungen eines alten Lützower Jägers 1795—1819. (Memoiren-Bibliothek). 2 Bde. 345+307 S. Brosch. Rbl. 5.50, geb. Rbl. 7.20.

Maartens, Maarten, Eva. Ein Fall vom wiedergewonnenen Paradies. 375 S. Geb. Rbl. 3.—.

Marden, O. S., Das Lebensbuch. 275 S. Brosch. Rbl. 1.65, geb. Rbl. 2.40.

Memoiren der Marquise von Nadaillac. Herzogin von Escars. Herausg. von ihrem Urenkel Oberst Marquis von Nadaillac. Deutsche Bearbeitung von E. v. Kraatz. 224 S. Geb. Rbl. 3.—.

Ramm, Gerta von, Schwester Brigittes Alltag. 186 S. Brosch. Rbl. 1.20.

Rosegger, Peter, Mein Weltleben. Neue Folge. Erinnerungen eines Siebzigjährigen. 375 S. Geb. Rbl. 3.—.

Rathenau, Walther, Zur Mechanik des Geistes. 348 S. Brosch. Rbl. 2.48.

Schmitz, Oskar A. H., Das Land ohne Musik. Englische Gesellschaftsprobleme. 285 S. Brosch. Rbl. 2.20, geb. Rbl. 3.30.

Schönherr, Karl, Schuldbuch. 141 S. Geb. Rbl. 1.80.

Schreckenbach, Paul, Die letzten Rudelsburger. Roman aus dem Mittelalter. 343 S. Brosch. Rbl. 2.20, geb. Rbl. 3.—.

Sell, Sophie Charlotte v., Fürst Bismarcks Frau. Lebensbild. 252 S. Geb. R. 3.60.

Speiser, Felix, Südsee, Urwald, Kannibalen. Reise-Eindrücke aus den Neuen Hebriden. Mit 192 Abbildungen u. 2 Karten. 308 S. Brosch. Rbl. 4.68.

Steinitzer, Alfred, Aus dem unbekannten Italien. Neue Folge. Mit 137 Aufnahmen des Verfassers. 2. Auflage. 304 S. Brosch. Rbl. 2.75.